







3 100 142 875 Y













# DER QUERSCHNITT

Band 12/1

1932

KRAUS REPRINT

Nendeln / Liechtenstein

1970



11  
73x  
12:1

90649

DER  
QUERSCHNITT

Band 127  
1933

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin  
by

**KRAUS REPRINT**

A Division of  
**KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED**

Nendeln/Liechtenstein

1970

Printed in Germany

# DER QUERSCHNITT

GELEITET VON VICTOR WITTNER



XII. JAHRGANG 1932

---

IM PROPYLAEN-VERLAG · BERLIN

# I N H A L T S - V E R Z E I C H N I S

## I. Text

### Autoren und Beiträge

Wenn die Seitenzahl einen \* aufweist, steht der Beitrag in den Marginalien

	Seite		Seite
A., Alexandra von: Vom Schluß-Machen	298*	Anekdoten, Frankfurt	367*
Aberglaube, Der	906*	—, Gericht	362*
Abraham, Hans: Telegraf der Liebe (Wie verständigt man sich?)	290*	—, Goethe	367*
Adlon, Louis: Ski-Jöring	436*	—, Kinder	297*
Aldanov, Mark: Hindenburg in der Pariser Wochenschau	81	—, Medizinerinnen	304*
—, Die Wohnung Clemenceaus in der Rue Franklin	82	—, Moskowitisches	819*
—, England und die Engländer heute	93	—, Politiker	210*, 306*, 597*
—, Poincaré in der Pariser Wochenschau	165	—, Sänger	597*
—, Was hat der Völkerbund erreicht?	474	—, Schauspieler	667*, 822*
—, De Valera	613	—, Schriftsteller	54*, 71*, 206*, 208*, 368*, 436*, 518*, 586*, 667*, 674*, 812*, 909*, 917*
Alektryon: Segen des Films	64*	—, Schülerinnen	306*
Alexander, Heinz: Was verdienen Amateure?	409	—, Sport	434*, 447*, 454*
Alexandre, A.: U. S. A. 1932	537	—, Techniker	454*
Altenberg, Peter: Über die moderne Ehe	758*	—, Theater	52*, 71*, 133*, 522*
—, Grammophonplatte (Die erste Schallplatten-Besprechung 1908)	758*	—, Wien	71*
Amerikanische Bemerkungen zum chinesisch-japanischen Konflikt (gesammelt von Woldemar Klein)	362*	—, Wiener Aristokraten	206*, 367*
Amerikanisches	604*	Aniante, Antonio: Die Mädchen Italiens	269
Amondo, Peter: Der beleidigte Baseballgott	405	Anita: Les snobs de la purée (Krisenlyrik)	345
—, „Glamor“ — das neue Schlagwort	589*	—, Buchbesprechung	764*
Anekdoten: Amerika	586*, 588*, 597*	Annabella: Ansichten	668*
—, Backfische	297*	Annot: Um die Abrüstung	129*
—, Balten	58*	d'Annunzio: Botschaften an Piccard	815*
—, Bayern	667*	Ansichten, Stockholmer	746*
—, Berlin	71*	Anton: Wovon ist die Rede? oder Das deutsche Rätsel	825*
—, Diplomaten	526*	Antonius: Lexikon Berliner Schauspieler	43
—, Ehe	757*	—, Das junge Mädchen auf dem Theater	665*
—, Feldherren	219*, 604*	Aper, Rochus: Männer an der Macht	
—, Film	54*, 141*, 357*, 586*	I. Ostpreuße Otto Braun	25
		II. Heinz Tietjen, Duce der Preussischen Staatstheater	132*
		III. Ernst Thälmann, genannt Teddy	196
		IV. Exzellenz Lewald, der Doyen der Sport-Diplomatie	442*



	Seite		Seite
V. Freiherr von Gleichen, der Wirt des Herrenklubs .....	514*	Breitensträter, Hans: Soll ein Sports- mann heiraten? .....	394
Aphorismus, Etappen des .....	59*	Brief an den Querschnitt .....	63*
Aristokraten, Unter (Geschichten von Tassilo und Aristide) .....	206*	— einer Tänzerin .....	300*
Arnheim, Rudolf: Arme Irre .....	412	Briefen, Aus den, eines englischen Offi- ziers an seine deutsche Geliebte (Mit- geteilt von Cyril Scott) .....	107
—, Kiebitz, Fachmann und Laut- sprecher .....	484	Brod, Max: Ehehliche Liebe .....	699
—, ABC am Marmortisch .....	810	Campanile, Achille: Der dienstbeflissene Inkompetente .....	408
Asch, Nathan: Men love me not! (Krisenlyrik) .....	345	Čapek, Karel: Anmerkungen zur Por- nographie .....	347
Assas, Jean: Métro .....	180	—, Wo kommen die Bücher hin? .....	805
Auffhäuser, Gottfried: Einiges über Hellseher .....	908*	Chaplin, Japanisches Urteil über .....	54*
Aussprüche, Authentische, von 1932 ...	292*	Chauffeur, Von einem: Mit dem Nacht- taxi in Berlin .....	500
„Backfisch“, Zur Etymologie des Wortes .....	374*	Chesterton, G. K.: Leiden .....	131*
Banky, Vilma: Darf der Filmstar hei- raten? .....	714	Chevalier, Maurice: Darf der Filmstar heiraten? .....	714
Barjanski, Ljena: Schneiderei .....	280	Clément, Frantz: Gegen die Sach- verständigen .....	770
Baumgarten, Paul: Erlebnis mit einem Berliner Serviermädchen .....	364*	Corrinth, Curt: Der Weltkrieg in der Prophezeiung .....	879
—, Sprache des Sports .....	437*	Corvin, Michael: Das astrologische Ge- schäft .....	896*
—, Zu Hause .....	738*	Coward, Noël: Brautnächte .....	730
Belling, Rudolf: Ringen gegen Boxen ..	445*	Crack aus der Oberprima .....	451*
Belloc, Hilaire: Die chinesische Litanei der ungeraden Zahlen .....	104	de Croisset, Francis: Wie heißt denn nur Mama? .....	734*
Bemerkungen, Amerikanische, zum chi- nesisch-japanischen Konflikt (ge- sammelt von Woldemar Klein) ...	362*	Dami, Aldo: Damit wir uns verstehen! (Parlament und Politik in Frank- reich) .....	157
Benckiser, Nikolaus: Vom Bridge in England .....	136*	Déry, Tibor: Zur freundlichen Erinne- rung .....	388
Bergson, Henri: Recht und Wert der psychologischen Forschung .....	841	Dienstmädchen, Liebesbrief an ein Berliner .....	213*
Berl, Emmanuel: Der Bourgeois und die Liebe .....	166	Dmitrijewskij, S.: Bildnis Ivar Kreugers	322
—, Die Anbetung der Jungfrau .....	233	Döblin, Alfred: Bürgel und Reik, Astronom und Psycholog .....	914*
—, Die Moden von 1932 .....	509*	Domela, Harry: Das Mädchen mit den Glasscherben .....	369*
Berlin 1932 .....	145*	Dortmunder Wörterbuch .....	676*
Berliner Dienstmädchen, Liebesbrief an ein .....	213*	Dreiser, Theodor: Amerikas Angst vor den Kommunisten .....	549
Beschwerde, Englische .....	525*	Drews, Richard: Jongleure .....	671*
Beschwerden beim Querschnitt .....	374*	Düsseldorf, Neues aus (Mitgeteilt von Charlie Dörrbecker) .....	367*
Blei, Franz: Meteoriten .....	65*	Duff, Charles: Das Ehegeschäft .....	749*
—, Lob der Ehe .....	733*	Duhamel, Georges: Gebt uns ein Lärm- ministerium! .....	33
—, Buchbesprechungen 305*, 376*, 378*, 381*, 459*, 528*, 529*,	608*	Dymow, Ossip: Buchbesprechungen 609*, 610*	
Bonnesen, Ester: Gymnastik .....	281	Ehen, Amerikanische, mit europäischen Aristokraten .....	746*
de Booy, Liselotte: Herausgeschmissene Nächte .....	285	—, Aus meinen (Von einem Mitgiftjäger)	740*
v. Boros, Eva: Vom Fotografieren ...	279		
Borowik, Hans: Die Zahl 13 im Sport ..	456*		
Bouchholtz, Christian: Modebericht aus dem Jenseits (Über Astral-Krawatten und Astral-Zylinder) .....	894*		



	Seite		Seite
Ehevermittlung (von einer Solchen) . . . . .	709	Gegenkandidat, Der . . . . .	594*
Ehrenstein, Albert: Der Nil . . . . .	28	Geheim! Nur für amtlichen Gebrauch! (Polunbi-Katalog) . . . . .	70*
—, Chinesische Lieder (Nachdichtungen)	195	Georg, Manfred: Der gedoppelte Othello . . . . .	214*
—, Verse im Herbst . . . . .	644	George, Stefan, heilig gesprochen? . . . . .	893*
—, Buchbesprechung . . . . .	78*	Gide, André: Wir Franzosen und Ihr Engländer . . . . .	102
Eipper, Paul: Buchbesprechung . . . . .	458*	—, Aufrichtigkeit . . . . .	670*
Eis, Otto: Der deutsche Schlager . . . . .	520*	Gläser, Ernst: Buchbesprechung . . . . .	838*
Elbogen, Paul: Die unausrottbaren Lügen . . . . .	51*	Goethe, Oberprimanerinnen über . . . . .	218*
—, „Denaturierte Poesie“ . . . . .	67*	Goethes, Ein Vorschlag zur Ehrung . . . . .	306*
—, Goethe und . . . . .	148*	Görtz-Moldrick, H.: Der Mensch . . . . .	822*
—, Dr. Ludwig Staudenmeier, Magier aus Freising . . . . .	904*	Goll, Iwan: Ein Tag aus dem Leben eines Genies . . . . .	492
Eliat, Helene: Leitfaden für Emigranten	124	Gómez de la Serna, Ramón: Todes- gedanken . . . . .	911*
England, Nacktkultur in . . . . .	368*	de Goncourt, E.: Der abergläubische Zola	909*
Er und Sie (Anekdote vom Backfisch) . .	297*	Gordon, Ibbey: Industrielle . . . . .	252
Erste Liebe . . . . .	306*	—, Das Einkind . . . . .	738*
Etappen des Aphorismus . . . . .	59*	Graphologischer Fragekasten des Quer- schnitts . . . . .	892*
Eyssen, Camillo: Der Damensattel . . . . .	438*	Graveure, Louis: Schliemanns kleine Seele (Buchbesprechung) . . . . .	516*
Fallada, Hans: Das Groß-Stankmal . . . . .	117	Green, Julien: Vorurteile gegen Amerika	543
—, Buchbesprechungen . . . . .	529*, 763*	Greguerias der 8jährigen Maria Victoria Vela . . . . .	298*
Fargue, Léon Paul: Aus der Droschken- Zeit . . . . .	181	Grisar, Erich: Dortmund für Ein- geweihte . . . . .	678*
Faulhaber, Kardinal M.: Summarische Antwort . . . . .	309	Großmann, Rudolf: Ein Tag im Kloster	471
Fehr, Julo: Segen der Inflation (Novelle der Vornehmheit) . . . . .	327	—, Besuche in der vierten Dimension . .	870
Filmliebhaber, Lieblingssports unserer . .	436*	—, Das okkulte München . . . . .	889*
Fischer, Grete: Buchbesprechungen	682*, 760*	Grüner, Gustav: Verleger, Autor u. Werk	372*
Fleißer, Marieluise: Krise und Privat- leben . . . . .	126	—, Marginalien zur Ehe . . . . .	751*
—, Schaukampf in Nürnberg . . . . .	423	Günther, Herbert: Der Straßenbahn- schaffner . . . . .	360*
—, Buchbesprechungen . . . . .	306*, 610*	—, Buchbesprechung . . . . .	380*
Flesch, Hans: Bollschweiler . . . . .	139*	Guillemin, Bernard: Der Dichter Marcel Jouhandeau . . . . .	828*
Fontana, Oskar Maurus: Buchbespre- chungen . . . . .	75*, 226*, 459*, 680*	—, Buchbesprechungen . . . . .	225*, 919*
Fraenkel, Heinrich: Hollywood in der Krise . . . . .	593*	Guitry, Sascha: Liebe — Ehe — Treue .	702
Fragekasten, Graphologischer, des Quer- schnitts . . . . .	892*	Häusernumerierung in England . . . . .	907*
Frank, Bruno: Der Zug nach München	636	Handl, Marion: Die wahre Wienerin	284
Frank, Dr. Ladislaus: Die beiden Károlyi	56*	Hartmann, Lic. Dr. Hans: Die Ehe in der Krise des Protestantismus . . . . .	689
—, Die Rauschgiftseuche in U. S. A. . . .	601*	—, Die okkultistische Literatur . . . . .	915*
Freudenauer Frage, Die . . . . .	446*	Hausordnung, Die . . . . .	591*
Friedell, Egon: Eine Gasröhre und drei Passanten . . . . .	481	Hegemann, Ellis: Von der Herren der Schöpfung Minderwertigkeiten . . .	304*
Friedmann, Ernst: Haben Sie Kinder? .	758*	Hegge, Harald: Blauäugige Demokratie	315
Frischauer, Paul: Der Lausbub Beau- marchais . . . . .	185	Heimannsberg, Polizeikommandeur: Darf man junge Mädchen auf der Straße ansprechen? . . . . .	253
Fröschel, Georg: Buchbesprechung . . .	533*	Helwig, Werner: Praktischer Ratgeber für Untersuchungsgefangene . . . . .	199
Führer, Kleiner, durch Okkult-Berlin . .	910*		
Fußball, Otto Jäger (1895), über den . .	435*		
Galerie bürgerlicher Mädchen in neun Selbstbildnissen . . . . .	278—285		



	Seite		Seite
Helwig, Matrosen-Ehe (Mitteilung) ...	711	Kafka, Franz: Zum Nachdenken für Herrenreiter .....	422
Hemmer, Heinrich: Was ist Spleen? ...	60*	—, Das Unglück des Junggesellen ....	701
—, So ist Java .....	503	Kahn, Máximo José: Spanien übt für die Ehescheidung .....	177
—, Time is money .....	598*	—, Neuspanisches Eheleben .....	723
Hergesheimer, Joseph: Das traurige Handwerk Literatur .....	494	Kaiser, Georg: Anti Auto, für Fahrrad	30
—, Die materiellen Aussichten der Schriftstellerei .....	778	Kaléko, Mascha: Buchbesprechung ....	74*
Hering, Annemarie: Das Mitleid der Frau Dr. Klee .....	32	Kammerdiener, Von einem: Meine Herren .....	498
—, Kubitz leider in Ordnung .....	346	Kantorowicz, Alfred: Buchbesprechungen .....	150*, 378*, 606*, 685*
Herzensroman im Liebesbriefsteller, Der von der Heydt, Eduard: Buchbesprechungen .....	76*, 533*	—, Edna Ferber .....	606*
Hilpert, Heinz: Programm .....	521*	Karinthy, Friedrich: Gesangsunterricht	824*
Hintergrund, Der (von L. R.) .....	304*	Karpeles, Gaby: Englische Mädchen ..	524*
Hochzeitsreise — wie immer (vom Chef eines Reisebüros) .....	736*	Karpfen, Dr. Otto: Die Geburt des Priesters aus dem Geiste der Psychotherapie .....	40
Holbrook, Weare: Amerikanische Landschaft .....	566	Kartenlegerin, Der Spruch der .....	893*
—, Scheidungsgründe 1932 .....	726	Katz, Richard: Buchbesprechung ....	77*
—, Tröstungen der Astrologie .....	902*	Kaus, Gina: Über die Beziehung Geschiedener .....	719
v. Hollander, Walther: Buchbesprechung	375*	Keun, Irmgard: System des Männerfangs .....	259
Hollywooder Hungerkur .....	812*	Keun v. Hoogerwoerd, Harald: Blick in das Jahr 1933 .....	887
Horch, Franz: Buchbesprechungen 228*, 686*		Kiaulehn, Walter: Katzenellenbogen oder Das Gesetz der Pfauenfeder	45*
Horschitz, Annemarie: Die Krise vor 1900 Jahren .....	765	—, Die Hochschule für Leibesübungen sucht einen Philosophen .....	448*
Howard, Brian: Die moderne junge Engländerin .....	262	—, Der wahre Herr der Krise oder Der Gott des Grunewalds .....	898*
Huchel, Peter: Die Knäbin .....	245	Kinderbrief, Ein russischer (der Natascha Pilnjak) .....	297*
Hughes, Richard: Der Professor verschwand .....	867	Kinderspiel, Ein .....	454*
Huxley, Aldous: Deutscher Prunk und deutsche Askese .....	467	Kindersprache der Schwerindustrie, Die	667*
—, Scheidungspleite .....	728	Kirchhoff, Walter: Als Zeitungsmann in Amerika .....	563
Hypnotische Sitzung, Die erste .....	900*	Klein, Dr. Robert: Theater-Bilanz ....	134*
Hyrkan-Loewenthal, Toni: Mitropa ...	252	v. Klinckowstroem, Carl Graf: Taschenspieler und Medien .....	862
—, Araberin .....	252	Knox, Ronald A.: Psychoanalyse des Struwelpeters .....	338
Inflation vor 200 Jahren (Liselotte von der Pfalz) .....	210*	Kopf des Dichters, Der vermietete (Mergeraux) .....	813*
Isolani, Gertrud: Jean-Jacques Bernard oder Das Theater des Schweigens	216*	Kracauer, S.: Mädchen im Beruf .....	238
Jacobs, Monty: Umgang mit Töchtern	363*	Kramer, Theodor: Gedichte aus dem Krankenhaus .....	788
Jäger, Otto (1895), Über den Fußball ..	435*	Krisenlyrik .....	345
Jockei, Der erfolgreichste .....	434*	Kuh, Anton: Unpopuläre Vorstellungen	59*
Jockeis (von k.) .....	433*	—, Pariser Aphorismen aus Budapest (Nachdichtung) .....	208*
Johnston, Alva: Kastenwesen in Amerika	544	—, Der Backfisch .....	257
Jokel, Richard M.: Der Staat als Ehehelfer .....	756*	—, Buchbesprechungen 76*, 154*, 227*, 381*, 528*, 686*, 918*, 920*	
Journalistische Revisionen .....	60*		
Jüngst, Heinz-Willy: Wohnbau für Zeitgenossen .....	334		
Jung, C. G.: Wirklichkeit und Überwirklichkeit .....	844		
Kabboor, S.: Wie wird man Yoghi? ..	852		



	Seite		Seite
Kuhlwein von Rathenow, Esther: Er- fahrungen der Sportmasseurin . . . . .	444*	Lohs, Karl: Aus der Mannequin-Schule geplaudert . . . . .	352*
Kunstgewerbes, Die Sprache des . . . . .	300*	—, Ankunft in der amerikanischen Krise . . . . .	584*
Kurio: Balten . . . . .	58*	—, Amerikanische Ehe in Zahlen . . . . .	747*
Kuriosa: Ärztliches . . . . .	742*	—, Das Wunderkind . . . . .	820*
—, Amerika 131*, 586* 591* 592*, 594*, 597*, 598*, 604*		—, Buchbesprechungen . . . . .	530*, 680*
—, Behörden . . . . .	54*	„Loleley of Shanghai, The“ (The Song of Pitchin English) . . . . .	146*
—, England . . . . .	907*	Lorsy, Ernst: Der Mann, der der Steh- umlegkragen erfand . . . . .	142*
—, Höfisches . . . . .	522*	—, Wenn Wilhelm Ostwald . . . . .	360*
— Japan . . . . .	54*	—, Rache an einer Muse . . . . .	817*
— Justiz . . . . .	522*, 597*	—, Worüber staunt Amerika? . . . . .	557
—, Plakat . . . . .	145*	—, Der letzte Dandy . . . . .	826*
—, Religion . . . . .	131*	—, Buchbesprechungen . . . . .	605*, 684*, 687*
—, Sport . . . . .	454*	Lyriker, Was gilt der, bei den Mäd- chen von heute? . . . . .	286*
—, Sprachliches . . . . .	64*, 828*	Maag, Eva: Buchbesprechung . . . . .	918*
—, aus Zeitungen 66*, 206*, 141*, 520*, 522*, 586*, 598*, 604*, 666*, 667*, 742*, 758*, 822*		Mädchen, Das junge, in der deutschen Prosa . . . . .	293*
Lakatos, Ladislaus: Die Wahrheit über Tee und Kaffee . . . . .	52*	Mädchen, Galerie bürgerlicher, in neun Selbstbildnissen . . . . .	278—285
Land, Gregor: Verteidigung der Bilder- fälscher . . . . .	331	Mädchen von heute? Was gilt der Lyriker bei den . . . . .	286*
—, Zur Methodik der Ehe . . . . .	693	Mädchenmund . . . . .	306*
Landau, Rom: Begegnungen mit ameri- kanischen Titanen . . . . .	554	Mädchenamen, Über (S. E.) . . . . .	296*
Landry, Harald: Gegen den Okkultis- mus — in aller Freundschaft . . . . .	901*	Maltzahn, Hans-Adalbert Freiherr von: Ein kommender Dichter (Gui Ber- nard de la Pierre) . . . . .	821*
Lania, Leo: Die Mode in Sowjetrußland	633	Mann, Thomas: München und das Welt- deutsche (Nachwort zum Goethe- Jahr) . . . . .	773
—, Moskau entdeckt das Individuum . . . . .	673*	Marinetti, F. T.: Die futuristische Küche	655
—, Tuchatschewski, der rote Marschall	796	Martin, Sally: Warum wir hysterisch sind	270
Lasserre, Jean: Das Schönheitsgeschäft	638	Marwitz, Roland: „Lauter Goethes und Schillers!“ . . . . .	146*
Leffsohn, Ulrich: Was lesen junge Mäd- chen heute? . . . . .	301*	Marysa: Bekenntnisse eines Backfisches	366*
Lengyel, Melchior: Verteidigung der Kartenspieler . . . . .	489	Maurice, Martin: Das französische junge Mädchen . . . . .	264
Leppmann, Franz: Die zweite Ehe . . . . .	758*	Maurois, André: Sittlicher Wert des Sports . . . . .	390
Lernet-Holenia, Alexander: Über so- genannte Anglomanie in Berlin . . . . .	90	Matrosen-Ehe (mitgeteilt von Werner Helwig) . . . . .	711
—, Über das Verführen junger Mädchen	250	Mayer, Anton: Hippologie der Denk- maler . . . . .	420
Liebe, Erste . . . . .	306*	Mayer, Helene: Kleine Anleitung zum Fechten . . . . .	447*
Liebesbrief an ein Berliner Dienstmäd- chen . . . . .	213*	Meisl, Willy: Ausblick auf das 10. Olympia . . . . .	425
Liebesbriefsteller, Der Herzensroman im Lieblingssports unserer Filmieblinge . . . . .	436*	—, Buchbesprechung . . . . .	458*
Linden, Ilse: Buchbesprechungen 307* 760*, 764*		Mencken, Henry Louis: Über die ameri- kanischen Journalisten . . . . .	561
Liselotte von der Pfalz (Zitat: „Inflation vor 200 Jahren“) . . . . .	210*	Michaelis, Karin: Ermüdungserschei- nungen in der Ehe . . . . .	696
Lissauer, Ernst: Neue Lyrik (Anzeigen)	830*		
Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Dr. Hubertus Prinz zu: Die Krise des deutschen Adels . . . . .	83		
Loge „Wahrer Weg“ (Aus den Satzungen) . . . . .	907*		



	Seite		Seite
Mitterer, Erika: Chanson.....	252	v. Radecki, Sigismund: Chicago.....	598*
de Montherlant, Henry: Die Stafetten- läufer .....	396	Radermacher, Susi: Die angehende Architektin .....	282
Morand, Paul: Brennende Alphabete...	565	Ramón: Wenn ich eine Zigarette... ..	900*
Moskau entdeckt das Individuum.....	673*	—, Es würden viel mehr Nachtigallen singen .....	919*
Muir, Percy H.: Englische Ehen.....	715	Rangordnung, Die .....	141*
Muse, Rache an einer .....	817*	Raucher, Drei, und ein Zündholz.....	893*
Musil, Robert: Kunst und Moral des Crawlers .....	413	Rechenschaftsberichte.....	357*
Muttersprache .....	828*	Reck-Malleczwen, Friedrich: Buchbe- sprechung .....	379*
Nacktkultur in England .....	368*	v. Reibnitz, Kurt Frhr.: Die Kaiserkinder	318
Namen, die man nicht verwechseln darf 358*, 513*		Reimann, Hans: Gesangsplatten.....	79*
Neues aus Düsseldorf (Mitgeteilt von Charlie Dörrbecker) .....	367*	—, Bach auf Platten.....	382*
Neville, Edgar: Die letzten Menschen	650	—, Sport auf Schallplatten .....	457*
zur Nieden, Eugenie: Das Kind ge- schiedener Eltern berichtet.....	744*	—, Die 14 schönsten Schallplatten des ersten Halbjahres 1932 (Ohne An- gabe von Gründen) .....	536*
Niel, Ada: Soziologie der geschiedenen Frau .....	717	Reiner, Lilo: Muß man zum Theater gehen? .....	278
Nöll, Hermann: Buchbesprechungen 76*, 531*, 837*		Rekord-Land, Aus dem (von G. K.)... ..	600*
v. Nohara, W. K.: Buchbesprechung..	229*	Renard, Jules: Die Wahrheit.....	73*
Nurmi, Paavo, Einige Worte von.....	454*	—, Aphorismen .....	758*
Oberprimanerinnen über Goethe.....	218*	—, Beglaubigung .....	828*
Österreich, Prof. Dr. Traugott Konstan- tin: Die Stellung der heutigen Wis- senschaft zum Spiritismus .....	854	Renn-Jargon, Der .....	443*
Okkult-Berlin, Kleiner Führer durch...	910*	Rességuier, Nora: Erfahrungen im Sacré Cœur (Komteßchen hinter Kloster- mauern) .....	254
Olden, Balder: Kameradschafts- Scheidung .....	745*	Reve, Ludwig: Buchbesprechung.....	762*
d'Ormesson, Wladimir: Prinzliche Un- terhaltungen (Zitat) .....	522*	Revision der europäischen Throne.....	49*
Ortega y Gasset, José: Don Juan, Stendhal, Chateaubriand .....	783	Revisionen, Journalistische .....	60*
Paar im Hotel, Das (Von einem Portier)	737*	Revisions-Prozeß gegen die Welt- geschichte .....	49*
Patmore, D.: Arlens liebster Gesprächs- gegenstand .....	368*	Rey, Etienne: Der Snobismus der Obszönität .....	781
Petrescu, Camil: Der teure Titulescu	801	v. Reznicek, Paula: Weiße Anekdote... ..	447*
Petry, Walther: Gewöhnliche Trauer..	672*	Roda Roda: Der Filmkönig.....	54*
Piccard, d'Annunzios Botschaften an...	815*	—, Mein Lebenslauf .....	222*
Pilnjak, Natascha (Ein russischer Kinderbrief) .....	297*	Roda Roda, Dana: Jus und junge Mädchen .....	282
Poincaré, Raymond: Jugend-Gedichte..	670*	Rode, Walter: Das Geld in der Ehe....	706
Polgar, Alfred: Krise und Privatleben..	126	Roeld, Otto: Die Leiden des jungen Minderwerthers .....	50*
—, Der Sport und die Tiere.....	392	Rößler, Hermann: Erfahrungen mit nor- dischen Mädchen .....	361*
Politische Köpfe (von W. Sch.).....	588*	v. Roques, Dr. med. K. R.: Die große Konjunktur der Wünschelrute ....	876
Polunbi-Katalog (Geheim! Nur für amt- lichen Gebrauch!) .....	70*	Rothe, Hans: Automobil und Gesellig- keit auf der Insel .....	111
Prosa, Das junge Mädchen in der deut- schen .....	293*	—, Tragödie in einer Zeile .....	736*
Provenzal, Dino: Eine neue Aufgabe für die Literatur .....	808	—, Buchbesprechungen 228*, 381*, 530*, 919*	
Pühringer, Franz: Abbitte an das Schnee- glöckchen .....	202*	Rühmann, Heinz: Fliegen privat.....	439*
		Ruhrmann, Carl: Die Feste der Unterwelt	627
		Rundfunk vor 34 Jahren.....	520*



	Seite
Salten, Anna Katharina: Bänkellied....	252
Samek, Hans: Der Geist des Golfs.....	452*
Schaal, Erik: Besuch bei James Ensor in Ostende .....	209*
Schadenfreude (Th. Th. Heine über Wilhelm Busch) .....	362*
Schermann, Rafael: Buchbesprechung..	684*
Scheu, Robert: Das Glück der Konversation .....	704
Scheurich, Paul: Buchbesprechung.....	683*
Schi: „La Bagatelle“ (Unterhaltung mit einer Pariser Modistin) .....	266
Schiffer, Marcellus: 100 Meter Glück... 674*	674*
Schiller, Norbert: Napoleon oder Die Wiens Komedia .....	208*
—, Altes Burgtheater .....	822*
Schiller, Paul (Mitteilung): Inquit Maximilianus Pallenberg, Vir Clarissimus	203*
Schmid Noerr, Friedrich Alfred: Vier Sinnsprüche .....	64*
Schnack, Anton: Die Romanze von der gelegentlichen Zuschrift .....	141*
—, Halberstadt am Harz .....	523*
—, Statt Karten .....	748*
Schneider, Walter: Buchbesprechungen ... 608*, 682*,	920*
Scholtis, August: Vom Schreiber zum Schriftsteller .....	663*
Schreck, Harry: Museum mütterlicher Mahnworte .....	739*
Schrecker, Karl: Buchbesprechung 226*,	919*
Schück, Dr. Walter: Können wir ohne das Ausland leben? (Revision der „Autarkie“) .....	11
Schulmädchen zeichnen die Zeit .....	660*
Schumacher, Artur: Blick in das Jahr 1933	887
Schwab, Dr. med. Friedrich: Teleplasma, die mysteriöse Substanz .....	859
Schwarz, Georg: Buchbesprechung .....	78*
Schwarzwald, Dr. Eugenie: Das glückliche Mädchen von morgen .....	235
—, Über Mädchennamen .....	296*
—, Wie ich meine Frau wünsche (Mitteilung) .....	741*
Schwenk, E.: Buchbesprechungen 229*,	376*
Schwoner, Dr. Alfred: „Wirtschaftsführer“ (Revision der Begriffe) .....	8
—, Wie lange kann eine Krise dauern?	477
—, Buchbesprechung .....	376*
Scott, Cyril: Aus den Briefen eines englischen Offiziers an seine deutsche Geliebte (Mitteilung) .....	107
Sedding, Erwin: Der altmodische Mensch	822*
Seidner, Emerich: Warum haßt Josephine Baker ihre Heimat?.....	204*

	Seite
Seiffert, Hans: Weltreligion des 20. Jahrhunderts (Aus einem Werk des 120. Jahrhunderts) .....	385
Sent M'ahesa: Kraftaufwand beim Klavierspiel .....	520*
Server, O. B.: Wie wird man Abgeordneter? .....	313
Shakespeare als Automobilist (Zitate) ..	58*
— über Frauensport .....	435*
Siegfried, André: Das Rätsel Deutschland	461
Sobek, Hans: Fußball-Strategie .....	452*
Sonnenuntergang, Nach .....	822*
Sonntagvormittag .....	141*
Sostschenko, M.: Er hat Lenin gesehen	799
Spanische Anzeigen .....	742*
Spaun, Franz von: Herr von Göthe ist ein schlechter Versifex (Protestation gegen den „Faust“) .....	192
„Sport“, Das Wort, in der deutschen und englischen Sprache .....	443*
Sportberichten, Aus .....	455*
Sport-Gotha .....	428
Sport-Mathematik .....	454*
Sprache des Kunstgewerbes, Die (von hs)	300*
Spruch der Kartenlegerin, Der .....	893*
Starke, Ottomar: Wie sah Goethe eigentlich aus? .....	220*
—, Der unnütze Schachverstand .....	487
Statistik .....	734*
Stern, Alfred: Amerika philosophiert ..	567
Steuerzahlers Werbebrief .....	822*
Stössinger, Felix: Entdeckungen auf Schallplatten: I. Zanelli .....	534*
II. Harry Richman .....	611*
Stockholmer Ansichten .....	746*
Stuckenschmidt, H. H.: Kleines Alphabet der revidierten Musik-Begriffe	37
—, Panamerika komponiert .....	574
Suarès, André: Revisionen .....	51*
—, Einfachheit .....	670*
Swanson, Bei Gloria .....	814*
Tänzerin, Brief einer .....	300*
Tandler, Prof. Dr. Julius: Sport und Arzt	397
Tanzschritt, Ein neuer .....	208*
Tapete, Durch die .....	211*
Taylor, Janice: Die Herren Athleten ...	400*
Tappe, Walter: Kollektiv und Geldgeber	224*
Tassilo und Aristide, Geschichten von (Unter Aristokraten) .....	206*
Teleplasma oder Rose .....	900*
Thurneiser: Gesangsplatten .....	80*
—, Neue Schallplatten 156*, 230*, 688*,	840*
—, Neue Gesangsplatten .....	460*
—, Hochsommerplatten .....	612*



	Seite		Seite
„Tits-Bits“, Amerikanische .....	597*	v. Wattenwyl, J.-R: Buchbesprechung	682*
Toten dichten, Die .....	893*	Wedekind, Kadidja:	
Trainer, Der .....	446*	Buchbesprechungen.....	74*, 761*
Trenker, Luis: Lektüre des Sportmannes in den letzten 20 Monaten .....	454*	v. Weisl, Dr. med. Wolfgang: Quer- schnitt durch ein okkultes Zeitalter	846
—, Buchbesprechungen .....	75*, 458*	Weißmüller, Johnny: Mein Körper....	417
Tschuppik, Karl: „Wie es denn eigentlich gewesen ist“ (Buchbesprechung) ..	72*	Weller, Tom: Verkehrsturm für Laien- astrologen .....	883
—, Unsichtbare Regenten (Buchbespre- chung).....	526*	Wembridge, Eleanor Rowland: Nege- rinnen vor Gericht .....	551
Ude, Karl: Beethoven am Telefon .....	58*	Werbeprief eines Steuerzahlers .....	822*
Udet, Ernst: Buchbesprechung .....	458*	Werfel, Franz: Fußball und Nationa- lismus .....	435*
Um ein „t“ .....	146*	—, Ehespruch .....	701
Urach, Fürst Albrecht v., Graf v. Würt- temberg: Am Brennpunkt dreier asiatischer Kulturen .....	507	Wer regiert in den Vereinigten Staaten? (von A. Schw.) .....	596*
U.S. ABC.....	579	White, William C.: Die Moskowitzsche Studentin .....	273
U.S. Patent Nr. 1 749 090 .....	592*	Wie ich meine Frau wünsche (mitgeteilt von Dr. Eugenie Schwarzwald) ...	741*
Urteil, Japanisches, über Chaplin .....	54*	Wiegler, Paul: Drei Kameliendamen...	645
Vaerting, Prof. Dr. Mathilde: Die heu- tige Rolle der Virginität im Seelen- leben des jungen Mädchens .....	246	Wiener, Richard: Klub für Ungerech- tigkeit .....	62*
Valéry, Paul: Politische Parteien .....	5	— Genealogie der Filmtitel .....	88
— Literatur .....	776	— Empfehlung eines neuen Sports ...	403
Vela, Maria Victoria: Greguerias einer Achtjährigen.....	298*	Wittner, Victor: Vom Einbruch der Wirt- schaft in den Feuilletonismus .....	354*
van de Velde, Martha: Meine Ansicht ..	742*	—, Er opferte sich für seine Familie ...	759*
Vivo: Kleine Reisefreuden .....	371*	—, Der 70jährige Gerhart Hauptmann	816*
Vlieland Hejn, Dicky: Nach dem Abitur	283	—, Buchbesprechungen 155*, 227*, 308*, 459*, 532*, 610*, 764*, 838*	
Vogl, Dr. Frank: Luise, Königin von Preußen, wie sie nicht in den Lehr- büchern steht .....	17	Wölfling, Leopold: Im Kampf ums Da- sein .....	623
Voldemaras, A.: Der Diktator und der Gottesstaat .....	621	—, Buchbesprechung .....	836*
Vollmoeller, K.: Auto u. junges Mädchen	244	Wolfenstein, Alfred: Die Taten der Dichter .....	790
Vorschlag zur Ehrung Goethes .....	306*	Wolff, Franz: Was macht New York zur größten Stadt der Welt? .....	591*
Wagener, Eugen: Zur Soziologie des Managers .....	440*	Worte von gestern und vorgestern ....	292*
„Wahrer Weg“ (Logen-Satzungen) ....	907*	v. York, B.: Ratschläge an junge Mäd- chen (1900).....	292*
Wallace, Edgar (Zitat) .....	206*	Zarek, Otto: Buchbesprechung .....	308*
Warum haben Sie geheiratet? .....	754*	Zola, Der abergläubische .....	909*
Was gilt der Lyriker bei den jungen Mäd- chen von heute? .....	286*	Zuckmayer, Carl: Buchbesprechung ...	532*
v. Wattenwyl, Jean-Robert: Über Boarding-Häuser .....	144*	Zündholz, Drei Raucher und ein .....	893*

## II. Besprochene Bücher

Absolutismus, Das Zeitalter des (Pro- pyläen-Weltgeschichte, Band VI) ..	72	Baring, Maurice: Daphne Adeane .....	152
Altenberg, Peter: Auswahl (herausgegeben von Karl Kraus) ..	838	Bilbo, Jack: Ein Mensch wird Verbrecher	608
Auto halt! (Von einem ehemaligen Uni- versitätsprofessor) .....	76	Billinger, Richard: Die Asche des Fege- feuers .....	226
		Binding, Rudolf G.: Moselfahrt aus Lie- beskummer .....	532



	Seite		Seite
Blunck, Hans Friedrich: Neue Balladen	830	—, Bergblut	458
Bonsels, Waldemar: Tage der Kindheit	226	Hesse, Hermann: Die Morgenlandfahrt	459
v. Brentano, Bernard: Der Beginn der Barbarei in Deutschland	685	Hoek, Henry: Parsenn	75
Brieger, Lothar: Die großen Kunst- sammler	76	Hofmann, Friedrich H.: Das Porzellan der Europäischen Manufakturen im 18. Jahrhundert	683
Bromfield, Louis: Olivia Pentland	150	v. Hollander, Walter: Schattenfänger	763
Čapek, Karel: Das Jahr des Gärtners	919	Holländer, Felix: Lebendiges Theater	228
Chardonne, Jacques: Eva oder das unter- brochene Tagebuch	918	Huxley, Aldous: Kontrapunkt des Lebens	153
Conrad, Joseph: Der goldene Pfeil	920	—, Nach dem Feuerwerk	153
David-Neel, Alexandra: Heilige u. Hexer	77	Ilf und Petrow: Ein Millionär in Sowjet- rußland	682
Dietrich, Fritz: Stern überm Haus	830	Jacob, Heinrich Eduard: Die Magd von Aachen	308
Dolléans, Edouard: Le Col d'Organdi	684	Jammes, Francis: Klara, Almaide, Rös- lein (Der Roman der drei jungen Mädchen)	308
Dreyser, Theodor: Jugend — Das Buch über mich selbst	610	Johann, A. E.: Das unvollkommene Abenteuer	376
Durant, Will: Große Denker	682	—, Amerika, Untergang am Überfluß	605
Fallada, Hans: Bauern, Bomben, Bonzen	155	Kaus, Gina: Morgen um neun	305
—, Kleiner Mann, was nun?	682	Keun, Irmgard: Gilgi, eine von uns	74
Fanck, Arnold: Das Bilderbuch des Ski- läufers	459	—, Das kunstseidene Mädchen	529
Ferber, Edna: Die Mädchen, —, Das Komödiantenschiff, —, Das ist Fanny, —, Cimarron	606	Klabund: Literaturgeschichte (Heraus- geber Ludwig Goldscheider)	75
Feuchtwanger, Lion: Erfolg	378	Knickerbocker, H. R.: Deutschland so oder so	530
—, Der jüdische Krieg	838	v. Körber, Lenka: Menschen im Zucht- haus	76
Fleißer, Marieluise: Mehltreisende Frieda Geyer	155	Kritzinger, Hans-Hermann: Todesstrah- len und Wünschelruten	919
Franzke, Günther: Gesänge gegen bar	830	Kurz, Isolde: Vanadis	760
Galahad, Sir: Mütter und Amazonen	760	Lawrence, D. H.: Die gefiederte Schlange	528
Georg, Eugen: Verschollene Kulturen	381	Leidmann, Eva: Auch meine Mutter freute sich nicht! — Fehlritte eines bayrischen Mädchens	306
Georges-Michel, Michel: Die vom Mont- parnasse	226	Lernet-Holenia, Alexander: Die Aben- teuer eines jungen Herrn in Polen	155
Gerathewohl, Fritz: Das deutsche Vor- tragsbuch	686	v. Loesch, Vilma: Variation über Berlin	74
Glaeser, Ernst: Das Gut im Elsaß	680	Ludwig, Emil: Schliemann — Geschichte eines Goldsuchers	516
Glaser-Rumpf-Perzynski: Japanisches Theater	229	Ludwig, Paula: Dem dunklen Gott	830
Goethe-Kalender auf das Jahr 1932	227	Maaß, Joachim: Der Widersacher	680
Goetz, Walter (Herausgeber): Das Zeit- alter des Absolutismus (Propyläen- Weltgeschichte, Band VI)	72	Macauley, Rose: Gefährliche Jahre	307
Goetz, Wolfgang: Eine deutsche Ge- schichte	228	Madol, Hans Roger: Manuel Godoy	920
Goldscheider, Ludwig (Herausgeber): Literaturgeschichte von Klabund	75	Malina, J. B.: Orbis Catholicus	532
Goldschlag, George A.: Jetzt und Hier	830	Marcuse, Ludwig: Heinrich Heine	378
Goll, Claire: Ein Mensch ertrinkt	764	Maurois, André: Im Kreise der Familie	687
Gurk, Paul: Palang	376	—, Die Seelenwaage	920
Hackett, Francis: Heinrich der Achte	762	Mendelssohn, Peter: Paris über mir	229
Hauser, Heinrich: Feldwege nach Chicago	609	Meyers Kleines Lexikon	308
Hemingway, Ernest: In unserer Zeit	610	Meyers Luft-Reisebücher: Mitteleuropa	459
Hergesheimer, Josef: Die drei schwarzen Pennys	78	Mezö: Geschichte der Olympischen Spiele	458
		Milburne, George: Die Stadt Oklahoma	838



Seite	Seite
Munthe, Axel: Das Buch von San Michele 381	Russell, Bertrand: Ehe und Moral . . . . . 764
Natonek, Hans: Geld regiert die Welt .. 380	—, Schlüssel zum Glück . . . . . 764
Neumann, Alfred: Narrenspiegel . . . . . 379	Sackville-West, V.: Schloß Chevron ... 152
Nikolajewskiy, B.: Asew . . . . . 837	Salten, Felix: Fünf Minuten Amerika .. 610
Olden, Rudolf: Das Wunderbare oder Die Verzauberten . . . . . 684	—, Mizzi . . . . . 918
Palitzsch, O. A.: Die Marie . . . . . 529	Schröder, Rudolf Alexander: Mitte des Lebens . . . . . 376
Dos Passos, John: Auf den Trümmern 608	Sieburg, Friedrich: Frankreichs rote Kinder . . . . . 225
Payer-Thurn, Rudolf: Goethe — Ein Bilderbuch . . . . . 227	—, Vendée . . . . . 225
Perzynski-Glaser-Rumpf: Japanisches Theater . . . . . 229	Siegfried, André: Die englische Krise .. 530
Petrow und Ilf: Ein Millionär in Sowjet- rußland . . . . . 682	Sieghart, Dr. Rudolf: Die letzten Jahr- zehnte einer Großmacht . . . . . 526
v. Porada, Käte: Mode in Paris . . . . . 764	Sinclair, Upton: So macht man Dollars 610
Priestley, I. B.: Engalgasse . . . . . 154	Stern, G. B.: Ein allzu nettes Mädchen 761
Propyläen-Weltgeschichte, Band VI (Das Zeitalter des Absolutismus) . . . . . 72	Strachey, Lytton: Geist und Abenteuer 154
Regler, Gustav: Wasser, Brot und blaue Bohnen . . . . . 837	Tingsten, Herbert: Amerikanische De- mokratie . . . . . 605
Rendl, Georg: Vor den Fenstern . . . . . 380	Wahl, Hans: Goethe im Bildnis . . . . . 227
Rheinhardt, E. A.: Josephine . . . . . 839	Weiß, Ernst: Doktor Letham, Arzt und Mörder . . . . . 533
Richter, Helene: Kainz . . . . . 686	Weißmann, Maria Luise: Gesammelte Dichtungen . . . . . 830
Ringelwitz, Joachim: Gedichte dreier Jahre . . . . . 830	Wells, H. G.: Einstweilen . . . . . 78
Rode, Walther: Frieden u. Friedensleute 528	Wendel, Hermann: Französische Men- schen . . . . . 227
Rosenkranz, Hans: Graf Zeppelin, die Ge- schichte eines abenteuerlichen Lebens 458	Wickenburg, Graf Erik: Farben zu einer Kinderlandschaft . . . . . 459
Roth, Joseph: Radetzkmarsch . . . . . 836	Zeitalter des Absolutismus, Das (Pro- pyläen-Weltgeschichte, Band VI) . . . . . 72
Rügheimer, Joachim: Als Landstreicher durch Deutschland . . . . . 531	Zerzer, Julius: Vor den Bergen . . . . . 830
Rumpf-Glaser-Perzynski: Japanisches Theater . . . . . 229	Zuckmayer, Carl: Affenhochzeit . . . . . 458
	Zweig, Arnold: Junge Frau von 1914 .. 375

### III. Abbildungen

(Photo) hinter dem Namen bedeutet den eines Photographen  
Ein \* hinter der Seitenzahl bedeutet: Kunstdruckteil hinter Seite . . .

#### a) Künstler

Seite	Seite	Seite
Abramovici, Aurel	Barna . . . . . 812	Beyer, Lo . . . . . 111
(Photo) . . . . . 412*	Barnabys (Photo) 16*,	Bieber, E. (Photo) . . . . . 512*
Acme (Photo) . . . . . 580*	92*, 108*, 140*, 160*	Bielschowsky, Lilli
Alban (Photo) . . . 160*, 268*	Barth, Carl . . . . . 398	(Photo) 312*, 436*, 488*
Allina-Wien (Photo) .. 200*	Bauchant . . . . . 208*, 520*	Binder (Photo) Umschlag IV
Anker und Brüder	Baumann, Ernst (Photo) 436*	Birkhahn (Photo) 396*, 512*
Luckardt . . . . . 336*	Beaton, Cecil (Photo) 268*	Biro, Michael 5, 394, 408
Annot . . . . . 129, 130	Beck, Maurice u. Helen	Block, Dr. (Photo) . . . 540*
Anton, Irene (Photo) . 656*	Macgregor (Photo) 108*	Block, Hug (Photo) 480*, 632*
Arnfeld, Julius (Photo) 176*	Bellson, Ad. (Photo) .. 520*	Blot, Maurice (Stich nach Fragonard) . 252*
Arnstam, Kiril . . . . 30, 410	Berenberg-Lepsius . . . . 797	Böhmer, H. H. Th.
Aufseeser, Hans . . . 15, 87	Berg, Grete (Photo) .. 700*	(Photosammlung) . 520*
Autori . . . . . 714	Berghaus, Erw. (Photo) 596*	



Seite  
 Bollschweiler, Jacob  
 Friedrich .... 139, 140\*  
 Bonney (Photo) ..... 24\*  
 Boris ..... 259, 787, 889  
 Bornemann, H. (Photo) 616\*  
 Boßhard, Walter  
 (Photo) ..... 84\*  
 Braemer, W. (Photo) .. 444\*  
 Brandt, Bill (Photo)  
 260\*, 312\*, 444\*,  
 488\*, 648\*, 816\*  
 Brassai (Photo) ..... 132\*  
 Braun, Eduard 433, 500, 655  
 Breslauer, Marianne  
 (Photo) ..... 640\*, 768\*  
 Breuer, Leo 491, 851, 855  
 Bruck, Dr. (Photo) ... 200\*  
 Buchner, Robert ..... 629  
 Bürger, Werner 187,  
 247, 351, 647  
 Bugiani, Pietro ..... 792\*  
 Burger-Mühlfeld ..... 317  
 Busse, Lilja ..... 422  
 Calder ..... 572\*, 727  
 Calsina ..... 108\*  
 da Caravaggio, Michel-  
 angelo Amerighi .. 892\*  
 Carpi, Aldo ..... 792\*  
 Casparius, Hans (Pho-  
 to) 40\*, 176\*, 436\*,  
 540\*, 556\*, 588\*  
 Clouet, François ..... 236\*  
 Cocteau ..... 584  
 Covarrubias ..... 402, 577  
 Croissant, Eugen 121,  
 123, 148, 401, 773  
 Cusin, Federico ..... 844\*  
 van Dahlen ..... 423  
 Damaske, Erwin ..... 707  
 Umschlag XI, 805  
 Daumier, Honoré 705, 754  
 Debschitz-Kunowski  
 (Photo) ..... 740\*  
 Delius (Photo) 24\*,  
 184\*, 268\*, 732\*  
 Dely, Otto ..... 475  
 Deutsch, Andrei (Photo) 464\*  
 Diaz (Photo) ..... 420\*  
 Dick, Hermann ..... 331  
 Dickinson, Edwin W. 572\*  
 Dietrich, Siegfried  
 (Photo) .... 420\*, 444\*  
 Dolbin ..... 26, 811, 867  
 Downey (Photo) ..... 48\*  
 v. Dreesen, Walter 212, 251

Seite  
 Umschlag VII, 712,  
 841, 865  
 Drescher, Marianne  
 (Photo) ..... 472\*  
 Durst, Georg (Photo) 444\*  
 Eberth (Photo) ..... 328\*  
 Eckener, Lotte (Photo) 344\*  
 Ehlert, Max (Photo) .. 344\*  
 Elkins ..... 622  
 Eloy, Mario ..... 425  
 Engel, Erich (Photo)  
 244\*, 444\*, 708\*  
 Erde, Hans (Photo) .. 776\*  
 Erdélyi (Photo)  
 260\*, 664\*, 708\*  
 Ernst, Max ..... 844\*, 884\*  
 Errell, Lotte ..... 312\*  
 Evans, Walker (Photo) 580\*  
 Fanta (Photo) ... 160\*, 368\*  
 Fehling-Witting, Ilse . 328\*  
 Felixmüller, Conrad ... 640\*  
 Fennecker ..... 243  
 Ferucci, Simone ..... 32\*  
 de Fiori ..... 23  
 Fischer, A. .... 336\*  
 Foka, Andrew (Photo) 572\*  
 Forain ..... 703  
 Fouquet, Jean ..... 236\*  
 Frame, Rich. R. (Photo) 740\*  
 Frankl, A. & E. (Pho-  
 to) ... 708\*, 852\*, 876\*  
 Franz, Dr. H. (Photo) 140\*  
 Friedländer, Gerhard  
 (Photo) ..... 320\*  
 Frischmann, Marcel 45,  
 95, 119, 537, 875  
 Fuhr, Xaver ..... 208\*  
 Fuld (Photo) ..... 360\*  
 Galloway (Photo) 504\*,  
 540\*, 548\*, 768\*  
 Garnmann, Alice . 83, 509  
 Garetto ..... 37, 88, 91  
 Gay, Zhenya ..... 97  
 Gergely, Tibor ..... 102  
 Gerhard (Photo) 724\*, 892\*  
 Gerold, Karl ..... 613  
 Gonny (Photo) . 624\*, 748\*  
 Goya ..... 876\*  
 Graef, Ernst 31, 157,  
 419, 803  
 Grisar, Erich (Photo)  
 472\*, 624\*, 768\*, 884\*  
 Großmann, R. (Photo) 664\*  
 Großmann, Rudolf 325,  
 333, 471, 870, 871, 887

Seite  
 Grosz, George 163, 167,  
 191, 253, 461, 643  
 Grüning, Senta (Photo) 664\*  
 Gulliland (Photo) ..... 564\*  
 Gutkind, Erwin ..... 336\*  
 Gutmann, Ludwig  
 (Photo) ..... 784\*  
 Hahm, Martin ..... 561  
 Hahn-Hahn (Photo) .. 284\*  
 Hajek-Halke (Photo)  
 208\*, 276\*  
 Hallgarten, Elisabeth .. 452  
 Handke (Photo-Samm-  
 lung) 48\*, 124\*,  
 168\*, 216\*, 244\*  
 Hauschild, Max ..... 493  
 Hehmke-Winterer  
 (Photo) ..... 64\*  
 Heier, Willy .... 286, 499  
 Heitinger ..... 27  
 Heitmüller, August ... 496\*  
 Heno (Photo) ... 24\*, 616\*  
 Herrmann, Eva ..... 150  
 Hertz, Elisabeth (Pho-  
 to) 24\*, 192\*, 692\*, 824\*  
 Himmelfarb, Georg 32\*,  
 463, Umschlag VIII  
 Hodler, Ferdinand ... 208\*  
 Hoffmann, Dr. med.  
 Heinrich 338, 339,  
 340, 341, 342, 343, 344  
 Holstein, Alexander  
 (Photo) ..... 672\*  
 Holtz, Karl ..... 644  
 Holz-Averdung, Elisa-  
 beth ..... 469, 807  
 Horst-Paris (Photo)  
 Umschlag III  
 Houth, M. .... 273  
 Hoyningen-Huené  
 (Photo) 260\*, 268\*, 512\*  
 Hübschmann, Kurt  
 (Photo) ..... 336\*  
 Hüttenbach ..... 792\*  
 Illing, Gerte (Photo)  
 480\*, 716\*, 768\*  
 Isenfels, Paul (Photo) 388\*  
 Israel, Ewald (Photo)  
 116\*, 312\*, 320\*,  
 692\*, 816\*  
 Jacobi (Photo) 252\*,  
 336\*, 672\*  
 Janstein, Elisabeth  
 (Photo) ..... 480\*  
 Johann, A. E. (Photo) 564\*



Seite		Seite		Seite
Joho, Vera .....	194	Macgregor, Helen und		
Kanelba .....	816*	Maurice Beck (Photo)	108*	Rességuier, Nora . 254, 255
Kapp .....	782	Mammen, Jeanne	407, 631	Reuter, Walter (Photo)
Karfiol, Bernard .....	548*	Manolo .....	634	236*, 368*, 520*, 732*
Kaus, Max .....	292*	Manuel Frères (Photo)	640*	Rheinbay, Chrissy .... 173
Kiaulehn, Walther ...	816*	Marchand .....	789	Richter (Photo)..... 540*
Kiese .....	391	Mariel, Paul.....	723	Riebicke (Photo) 16*,
Kihs, Vilma .....	547	Mayer, Alfred (Photo):	260*	32*, 92*, 140*
Kirsta, Georg .....	656*	Meckel, Heinz... 415, 771		Riethof (Photo) .....
Klein, I.....	257	Meißen, Conny.. 258, 264		732*
Kluger, Z. (Photo) 84*,		Meitner, Laszlo..... 159		Ringl und Pit (Photo). 116*
132*, 436*, 512*,		Melchior, Johann Peter	252*	Ripley, Robert Leroy.. 559
672*, 824*		Mellinger (Photo).....	876*	v. Ripper, R..... 311
Knappmann, Charlotte	171	Menzel, Martin.....	691	Rischke und Stein
Knauer, Rudolf (Photo)	464*	Merleker (Photo) .....	124*	(Photo)..... 732*
Köster (Photo) ....	368*	Moholy-Nagy (Photo)		Roberts, Armstrong
Kohl, Steffy .....	267	328*, 504*		(Photo)..... 184*
Kokoschka, Oskar ...	233	Moral, Jean (Photo)...	900*	Robertson (Photo) 276*, 624*
Kolbe, Georg .....	216*	Munkacsy (Photo) ....	616*	Röcklin, Vera .....
Korty, Raoul (Photo-		Mutter, Adolf .....	197	292*
Sammlung) . 368*, 740*		Nadar (Photo).....	700*	Rössing, Karl 43, 181,
Kreisel, Oskar (Photo)	412*	Nerlinger, Oscar.....	393	881, 882
Kriesch, Rudolf 14, 239,		Nettling, F.W. ....	16*	Rößler, Hermann
241, 319, 395, 637,		Niederastroth (Photo) .	320*	(Photo)..... 276*
695, 719		Niemeyer (Photo).....	32*	Rombach, Hermann 335, 779
Kubin, Alfred.....	775	Nitsche, Erik 263, Um-		Rona, J. (Photo)..... 284*
Kuniyoshi, Yasuo ....	656*	schlag V, 314, 534,		Rosenthal, Leo (Photo) 328*
Kupreianow, Nikolai .	275	653, 731, 781, 849,		Rothe, Hans (Photo) .. 116*
Kutscher, Rotraut		863, 878, 886		Rothschild, Max (Photo) 480*
(Photo).....	768*	Nüchel, Otto.....	399	Rousseau, Henri..... 396*
Landshoff, Hermann ..	651	Nüblein, Heinrich ....	844*	Rowlandson, I..... 724*
Lange, Otto .....	642	Nußbaum, F. Umschlag VI, X		Rudinoff, Willy Wolf . 199
Lebasque, H.....	28	Orlik, Emil .....	472*	Rumbucher, August
Léger, Fernand.....	859	Ozenfant, Amédée ....	396*	(Photo)..... 808*
Lehmann, Herbert ....	583	Panaggi .....	10, 592	Ruzička, Kamillo .....
Leibovici (Photo).....	184*	v. Pechmann (Photo) ..	368*	200*
Lemki (Photo) .....	360*	v. Perckhammer, Heinz		Saeger (Photo) .....
Leporini .....	767	(Photo).....	420*	64*
Levy, Genia (Photo) ..	64*	Dr. Peterich (Kunst-		Salomon, Dr. Erich
Liebinann, Nellie		sammlung).....	496*	(Photo) 64*, 548*, 572*
(Photo).....	252*	Petschelt, Fritz .....	309	Saul, Werner .....
Lipnitzki (Photo) .....	700*	Pinchot (Photo) .....	556*	795
Lir, Joseph .....	593	Pincus-Hahn (Photo) ..	716*	Schaal, Erik (Photo) .. 208*
Lörincz, G. (Photo)...	464*	Pit und Ringl (Photo) .	116*	Schaefer-Ast 115, 202,
Longhi, Pietro .....	844*	Ploberger, Herbert ...	86	434, 485, 699, 844*
Lopes, Gregorio.....	40*	Pommeranz-Liedtke, A.		Schardt, Hermann 467,
Lotar, Eli (Photo) ....	520*	387, 799		477, 479
Lubinski, Kurt (Photo)		Prenius, Margot (Photo)	252*	v. Schauroth .....
428*, 496*, 716*,		Ramon, George .....	336*	385
724*, 732*, 740*, 748*		v. Rappaport, Käte ...	809	Scheper, Hinnerk
—, Kurt und Margot		Reinhardt, Edda (Photo)		(Photo)..... 8*
(Photo).....	672*	24*, 64*, 140*		Schieron, Rich. (Photo) 124*
Luckardt, Brüder und		Renger-Patzsch (Photo)	216*	Schletter, R. (Photo) .. 892*
Anker .....	336*	v. Reppert, Irmgard		Schmidt, Heinz .....
Ludewig, Hans (Photo)	656*	179, 495, 575		503



	Seite		Seite		Seite
Seidenstücker (Photo)		Stenbock, Nils ..	127, 164	Weber, Wolfgang	
56*, 368*, 520*, 624*		Stitz (Photo) .....	472*	(Photo)....	496*, 844*
Seldow, W. (Photo) ..	520*	Ströminger (Photo)	84*, 268*	Wegner, Li .....	249
Senkpiehl (Photo) ....	664*	Süßmann, Walter		Weißenberg, Alfred ...	336*
Sennecke, Robert		(Photo)....	268*, 504*	Weller, Dr. (Photo) ..	268*
(Photo) 496*, 556*,		Supper (Photo).....	336*	Werth, Kurt Um-	
580*, 692*, 724*		Svircevic (Photo) .....	56*	schlag I, 42, 107,	
Serge .....	189	Szepes .....	430, 431	180, 323, 347, 411,	
Seßner (Photo) .....	876*	Tatzelwurm .....	627	502, 661, 721, 729,	
Sidney, Baynes (Photo)	596*	Teniers, David .....	876*	Umschlag XII, 857	
Siebert, Hellmut .....	13	de Togores .....	417	Wilczynski, Käte 29, 659, 820	
Simon, Gerty (Photo) .	352*	Touaillon .....	420*	Willette .....	99
Simonsen (Photo).....	664*	Touchagues ...	108*, 327	Willinger (Photo) 276*, 868*	
Sinogli .....	104, 105, 272	Toulouse-Lautrec .....	40*	Wislicenus, Hermann .	113
Sintenis, Renée .....	656*	Trenker, Luis (Photo)	564*	Wittkower, Käte	
Sloan, John .....	566	Tschira, Hanns (Photo)	344*	(Photo) 548*, 564*, 572*	
Soglow, A. 332, 570,		v. Tucholka (Photo) ..	900*	Wöhrl, Bobbi .....	689
571, 639		Tytgat, Edgard .	16*, 40*	Wolf, Carl .. Umschlag IX	
Sommer, Ralph (Photo)	252*	Urach .....	507	Wolfer, Kurt.....	619
Stahl, Mario (Photo) ..	808*	Ury, Lesser .....	312*	Wolff, Dr. Paul (Photo)	
Staig, W. ....	39	Vogel, Lucien (Photo) .	328*	444*, 488*	
Starke, Ottomar .	427, 487	Voigt, T. H. (Photo) ..	428*	Yevonde (Photo) .....	100*
Stein, Otto Th. W. ...	21	Vollmoeller, Karl		Yva (Photo) .....	252*
Stein und Rischke		(Photo).....	244*	Zander-Labisch (Photo)	
(Photo).....	732*	v. Wätjen, Otto .....	200*	40*, 64*, 216*, 632*, 816*	
Stenbock, Leonore Grä-		Wagner, Wilhelm.....	783	Zenzes (Photo) .....	244*
fin .....	222			Ziegler, Richard .....	235

## b) Gegenstände

Abessinien: Zolldirek-		Amerikanische		Architektur, Moderne	
tor mit Frau .....	740*	— Bahnwagen .....	596*	Berliner ....	336*, 464*
Abrüstung, Die, und		— Gangsters .....	580*	—, Russische, aus der	
die Frauen .....	160*	— Gefängniszelle ....	564*	Zarenzeit .....	336*
Aegypten, Aegypter 28,	29	— Gesellschaft .....	96*	Aristokratie, Amerika-	
Affe im Boxring .....	404*	— Haus-Bar .....	564*	nische .....	548*
Akrostichon auf einem		— Kirchenreklame ..	540*	Arosa .....	800*
Grabstein in Bingen	624*	— Komponisten ....	572*	Artesische Quelle ....	852*
Akte 24*, 168*, 236*,		— Mumifizierung ...	564*	Artist .....	199
248, 249, 252*, 258,		— Nachtlöke .....	564*	As, Das hohe .....	824*
264, 267, 276*, 292*,		— Patentzeichnung ..	592	Ascot (Rennplatz) vor	
396*, 417, 420*,		— Polizisten .....	580*	dreißig Jahren ....	86*
512*, 548*, 634*,		— Sklavenversteige-		Astrologie (Mundan-	
640*, 642, 656*,	764*	rung .....	553	häuser) .....	883
Alchemist .....	876*	— Zahnbehandlung .	556*	Astrologische mittelal-	
Amateur-Hellseher ...	892*	Andenken, Zum ewi-		terliche Zeichnung	884*
Amazone .....	420*	gen .....	732*	Astrologischer Unter-	
America, Miss .....	271	Anonym (Akt) .....	664*	richt (Berlin) ....	884*
Amerika .....	124*, 436*	Antispiritist .....	868*	Athen (Hinrichtung) ..	312*
Amerikanische		Arbeitsloser, Englischer,		Attentat .....	881
Architektur .....	588*	in seinem Heim ..	716*	—, Rußland 1906 ....	800*
— Aristokratie .....	548*	Arbeitspausen .....	572*	Aufsichtsratsitzung ...	540*
— Auto-Aufschriften	596*	Architektur, Gotische		Aufständische im Kau-	
— Bahn .....	580*	(Zwickel) .....	784*	kasus 1905 .....	800*
— Bahnstationen ....	596*	—, Hollywooder ....	588*	Aussteuer, Ungarische	708*



	Seite		Seite		Seite
Autarkie-Bestrebungen		Berlinerin am Auto-		Droschken .....	184*
an der Lahn .....	768*	fenster .....	244*	Droschkenkutscherin,	
Auto, Autosport	31,	Bett (der Cécile Sorel).	496*	Die erste .....	184*
32*, 396*, 412*, 428*		Bildhauer .....	24*	Dusch-Räume .....	412*
Auto (Entwicklung des)	113	Billard(berufs)spielerin-		École des Beaux Arts,	
Auto-Aufschriften,		nen .....	292*	Paris: Plastiker-Mo-	
Amerikanische ...	596*	Bingen: Akrostichon auf		dellübungen .....	632*
Autobuswohnung bei		einem Grabstein ..	624*	Ehbrecher, Bestrafte,	
Berlin .....	748*	Birmingham .....	852*	in China .....	176*
Autor, Der .....	493	Bischöfskonferenz ....	472*	Ehe-Felsen (Japan) ...	724*
Autorenbörse .....	24*	Bobsleigh-Sport .....	424	Ehemännerzug (Bad	
Autos, parkende .....	328*	Bogenschütze .....	420*	Estorial-Lissabon).	748*
Backfische .....	236*	Bogenschützin 1905 ...	404*	Ehepaare 1887 .....	732*
Badeszene 1910	664*, 784*	Bois de Boulogne ....	184*	Ehrenhandel, Erinne-	
Badeszenen 236*, 260*,		Bombenattentat, Ruß-		rung an einen ...	8*
396*, 415, 420*,		land 1906 .....	800*	Eidechsen auf New-	
425, 488*, 672*		Boxer .....	140*, 404**	Yorker Straße ....	564*
Badminton-Sport .....	436*	— (Kinder) .....	616*	Eisbären .....	724*
Bäume .....	344*, 464*	Brautpaar (Filmszene)	748*	Eis und Eissport	16*, 32*
Bahnarbeiter .....	309	Broadway .....	580	Eisenbahnunglück	
Bahnscene .....	243	Brot um 50 Pfennig:		(Film-Rekonstruk-	
Ballett der Cléo de Me-		1914 und 1932....	336*	tion 1910) .....	360*
rode (1905) .....	648*	„Brücke“ in Trance ..	900*	Eiskunstlauf .....	86*, 140*
Balletteuse .....	272	Brunnen in Barcelona..	488*	Eiskunstläufer in öster-	
Ballon-Aufstieg .....	216*	Buchdruckerin .....	100*	reichischer Uniform	800*
Ballsaal eines Millionärs	548*	Budapest, Kai-Prome-		Elektrischer Stuhl ....	556*
Ballspiel der Tübinger		nade .....	176*	England ...	86*, 116*, 852*
Studenten (1589) ..	388*	Buddha-Sammlung		Engländerin .....	268*
Ballspieler .....	396*, 444*	(Paul Wegener) ...	632*	Englische Fußballer ..	116*
Bankenplakat .....	312*	Bücherwurm, Der ....	805	— Fußballerinnen ...	108*
Bank in New York ...	768*	Büroszene .....	241	— Hochzeit .....	108*
Bar und Schweinekoben	336*	Capones Haus .....	564*	— Kadetten als Zinn-	
Barcelona, Brunnen ...	488*	Cellospieler .....	572*	soldaten .....	616*
Barrenturnen 1913 ....	388*	Charlotteburg (Station		— Manöver (im Saal)	488*
Baseballspieler .....	412*	in USA.) .....	596*	— Rekruten .....	464*
Bauer, Niedersächsischer	816*	Chicago .....	540*, 580*	— Rudermädchen ...	116*
Bauertracht,		China .....	124*, 176*	— Teegesellschaft ...	116*
Ungarische .....	276*	Chinesen .....	312*	„Eniten-Polka“ v. Stra-	
Bäume .....	344*, 900*	Chinesische Studentin-		winsky: Szene ....	64*
Begräbnis im Spreewald	124*	nen in Chicago ...	368*	Erbsenlese in Ungarn .	260*
Bergner-Typ .....	276*	Choralsingen .....	40*	Erdkugeln .....	216*
Berlin 184*, 200*, 336*,		Clown im Ruhestand ..	779	Er und Sie .....	732*
444*, 464*, 496*,		—, Musikalischer ....	192*	Evangelistin .....	540*
768*, 884*		College-Girl (Springe-		Fakir .....	852*
— (Station in Amerika)	596*	rin) .....	404*	—, New-Yorker .....	860*
Berliner Astrologische		Couleurstudentinnen,		—, mit Huhn .....	892*
u. Graphologische		Deutsche .....	352*	Familienvater, Der ...	792*
Schule .....	884*	Cricketsport .....	92*	Fenster, Am (1932) ...	244*
— Autobus-Wohnung	748*	Damenimitator .....	268*	Fifth Avenue (New	
— Dienerschule ....	496*	Dampf-Straßenbahn ..	124*	York) .....	540*
— Kutscherschule ...	808*	Denkmal-Pferde .....	420*	Filmaufnahme ...	140*,
— Lehrer (Gesangver-		Deutsche .....	268*	496*, 588*	
einparodie) .....	368*	Dienerschule, Berliner .	496*	— masken .....	48*
— Straßen mit okkul-		Dortmunder Typen ...	624*	— produzenten .....	64*
tistischen Plakaten	884*	Drahtplastik .....	727	— regisseure ....	64*, 496*



	Seite		Seite		Seite
Filmschauspieler .. 48*,		Fußbefreiung eines Zau-		Heim auf der Zille ....	692*
64*, 360*, 428*, 488*		berkünstlers .....	868*	Heim des Arbeitslosen	
— schauspielerinnen		Fußleserin .....	863	(England) .....	716*
64*, 108*, 352*,		Gangsters (Chicago) ..	580*	Heiratsvermittler, Japa-	
360*, 428*, 588*, 640*		Gasthausschild im All-		nischer .....	708*
— schönheit .....	640*	gäu .....	200*	Hellseher (Amateur) ..	892*
— stadt .....	588*	Gefängniszelle, Ameri-		Hellseherin .....	900*
— streifen .....	81	kanische .....	564*	— auf Reisen (Plakat)	884*
— szene ... 16*, 24*,		„Geisha“ von Sidney		Herberge „Sachsen“,	
64*, 84*, 92*, 352*,		Jones: Szene .....	216*	Schwimmende .....	292*
360*, 496*, 556*,		„Geisterhand“-Abgüsse		— (Mädchen) .....	784*
588*, 748*		(Herstellung) ....	892*	Herbst (Orchester) ...	808*
Film und Ehe .....	748*	Geistliche und Priester		Herrenballett 1913 ....	216*
Finanzmänner .. 504*,	792*	56*, 436*, 471, 472*,		Herrscher und Angehö-	
Finnische Familie .....	504*	512*, 556*, 724*		rige 16*, 19, 48*,	
Fischer, Italienischer ..	176*	Geist-Fotografie .....	868*	124*, 320*, 496*,	
„Fledermaus“-Film		Geldheirat .....	707	616*, 716*, 800*,	808*
(französischer):		Gesangslehrer .....	824*	Hexenritt .....	876*
Szene .....	64*	Gesangvereinparodie		Hinrichtung in Athen .	312*
Flieger und Fliegerin		(Berliner Lehrer) .	368*	Hochbahn, New-Yorker	580*
bei Nacht .....	292*	Gesichter in Hypnose .	892*	Hochzeit, Englische ..	108*
Fliegerin, Die erste ...	208*	Gespenst .....	844*	— in Uganda .....	716*
Florenz: Straßenbild ..	656*	Geständnis (1894) ....	260*	Hochzeits-Gesellschaft.	732*
Flugsport .....	388*, 428*	Geständnis-Tonfilmauf-		— zu Rad .....	732*
Flugzeug, Das .....	472*	nahmen .....	592	— zu Pferde .....	732*
Fluß .....	124*, 464*	Goethe in Stuttgart		Hockeyhochzeit, Hol-	
Flußbad, Slovakische		(Scherenschnitt) ..	483	ländische .....	404*
Mädchen nach dem	268*	— -Jahr 320*, 368*,	773	Hockeyspiel um 500 v.	
Fluß-Nymphe .....	512*	Golfgarten, Künstlicher,		Christi .....	404*
Fränkisches Volk .....	464*	der Mary Pickford	564*	Holland .....	404*, 428*
Französin .....	268*	Golfspiel .....	452	—, Hochzeitsgesell-	
Frauen, Die Abrüstung		— im Zimmer .....	428*	schaft zu Rad ....	732*
und die .....	160*	Grab des Vorfahren ...	792*	Hollywood, Gesellschaft	
Frauensport 16*, 30,		Grabstein in Bingen,		in .....	64*
32*, 48*, 92*, 108*,		Akrostichon auf		Hollywooder Architek-	
132*, 160*, 176*,		einem .....	624*	tur .....	588*
208*, 236*, 244*,		Graphologischer Unter-		Holzpferde, Geheiligte,	
268*, 284*, 292*,		richt (Berlin) .....	884*	in buddhistischem	
388*, 394*, 404*,		„Großherzogin von Ge-		Tempel .....	808*
412*, 420*, 428*,		rolstein“ v. Offen-		Hürdenspringen (1887)	388*
436*, 444*, 512*		bach: Szene .....	64*	Hund im Film .....	556*
Friedensagitorinnen .	130	Gymnastik, Rhyth-		— mit Kind .....	672*
„Fritzchen als Apache“		mische .....	244*	Hunde-Coupé .....	548*
(Film): Szene ....	64*	Halsmalerei .....	292*	Hundezahnarzt (London)	824*
Frontkämpfer, Rote ...	160*	Hampstead vor vierzig		Hypnose .....	844*
Frühling .....	184*	Jahren .....	116*	— eines Huhns .....	900*
Frühlings Erwachen ..	252*	Handlesen .....	844*, 892*	Hypnotische Lampe ...	868*
„Fünf von der Jazz-		Handleser .....	892*	Hypnotisierte .....	892*
band“ (Film): Szene	352*	Hand-Phänomene ....	892*	Indianer-Priester, Katho-	
Fuhrwerk am Strand ..	344*	Harems-Frauen .....	740*	lischer .....	556*
Fußball-Geistlicher ...	512*	Haus-Bar, Amerikani-		Indianerzelt .....	588*
Fußballer, Englische ..	116*	sche .....	564*	Industrielle .....	64*, 84*
Fußballerinnen, Eng-		Haus in Demolierung .	624*	Intellektueller .....	428*
lische .....	396*	Heilmagnetiseur 852*,	892*	Intelligenz, Die, ist an-	
Fußballsport ....	444*, 512*	Heim, Das .....	748*	wesend .....	844*



	Seite
Intendant . . . . .	132
Irische Wohnküche . . .	724*
Ischia, Auf der Insel . .	200*
Italien . . . . .	200*, 723
Italienerin . . . . .	268*
Italienische Familie . . .	716*
Jagd . . . . .	664*
Japan: Soldaten . . . . .	84*
—, Heiratsvermittler . .	708*
—, Ehe-Felsen . . . . .	724*
Japanische Postkarte . .	724*
Java, Familie . . . . .	732*
—, Tänzerin . . . . .	504*
—, Teppichstopferin . .	504*
—, Träger . . . . .	504*
—, Vulkan . . . . .	344*
Jazz beim Zahnarzt . . .	556*
Kabarettistin . . . . .	520*
Kadetten . . . . .	32*
—, Englische, stellen Zinnsoldaten dar . .	616*
Kaffeewärmer (Villen- Modell) . . . . .	748*
Kai-Promenade im alten Budapest . . . . .	176*
Kaiser Rotbarts Er- wachen . . . . .	520*
Kameliendamen, Drei . .	648*
Kameraden . . . . .	260*, 444*
Kanarische Mädchen . .	292*
„Kann ein Leopard aus der Haut fahren?“ (Lustspiel): Szene . .	748*
Karikaturen und Gro- tesken 5, 10, 14, 15, 26, 31, 32*, 37, 39, 42, 43, 45, 83, 86, 87, 88, 91, 95, 99, 102, 104, 105, 107, 108*, 111, 115, 119, 121, 123, 127, 129, 157, 159, 163, 164, 167, 171, 173, 179, 181, 187, 189, 191, 194, 199, 202, 235, 239, 241, 243, 253, 254, 255, 257, 263, 267, 275, 286, 314, 317, 319, 323, 325, 327, 331, 332, 333, 335, 347, 351, 387, 388*, 393, 394, 395, 398, 401, 402, 407, 408, 410, 411, 415, 419, 423, 427, 430,	

	Seite
431, 434, 461, 463, 475, 477, 479, 485, 487, 491, 493, 495, 499, 502, 503, 509, 537, 539, 545, 547, 555, 561, 566, 569, 570, 575, 577, 583, 584, 593, 619, 622, 627, 631, 637, 639, 643, 644, 647, 651, 653, 655, 659 661, 689, 691, 695, 697, 699, 703, 705, 707, 712, 714, 719, 721, 727, 729, 731, 754, 767, 771, 773, 779, 781, 787, 791, 799, 801, 803, 805, 807, 809, 811, 812, 841, 844*, 849, 851, 855, 857, 863, 865, 867, 875, 878, 881, 882, 886, 889	
Karneval . . . . .	108*
Kartenlegerin 1932 . . .	865
Kartenspieler . . . . .	491
Kaukasische Aufstän- dische 1905 . . . . .	800*
Keuschheits-Gürtel, Pa- ris 1932 . . . . .	740*
Kieler Postkarte . . . . .	480*
Kinder 16*, 64*, 132*, 472*, 616*, 656*, 672*, 724*, 732*, 808*, 824*	
— beim Baden . . . . .	664*, 672*
— Berliner, spielen „Kriegergrab“ . . . . .	616*
— Deutsche, im Box- kampf . . . . .	616*
— Japanische, spielen „Krieg“ . . . . .	616*
— spielen „Heiraten“ . .	732*
Kinderreichtum . . . . .	708*
Kirchenreklame . . . . .	540*
Klettern . . . . .	900*
König, Ostafrikanischer, mit seinen Frauen . .	716*
„Königin Luise“ (Film): Szene . . . . .	16*
Koffertzettel (Shake- speare-Expresß) . . . .	100*
Kokotten, Alt-Pariser . .	168*
Komiker, Münchener . .	624*

	Seite
Komponisten, Amerika- nische . . . . .	572*
Kontrabassist . . . . .	192*
Kraft und Schönheit . .	640*
Kricketsport . . . . .	496*
„Kriegergrab“ (Kinder- spiel) . . . . .	616*
Kriegerverein . . . . .	8*
Krim-Kinder . . . . .	672*
Krise in Liechtenstein .	624*
Kronenkränich . . . . .	824*
Küchenmeister, Bruder	724*
Kugelstoßen . . . . .	436*
„Kuhle Wampe“ (Film): Szene . . . . .	352*
Ku-Klux-Klan, Dr. Evans, Chef des	556*
Kunst, Altgyptische	56*
—, Altaegyptische . . .	56*
—, Altfranzösische	236*, 252*
—, Altgriechische	404*, 792*
—, Altitalienische . . .	32*
—, Altportugiesische . .	40*
—, Deutsche . . . . .	252*
—, Erythraische 161*,	496*
Kunstlager auf dem Dachboden des Louvre . . . . .	480*
Kunststudentin, Berliner	784*
Kurgast, Ältester, in Baden-Baden . . . . .	512*
—, Alter, in Bad Ischl	512*
Kurve . . . . .	396*
Kuß unter Wasser . . . .	740*
Kutscher, Der älteste englische . . . . .	192*
Kutscherschule in Berlin	808*
Laden 1932 . . . . .	768*
Lämmer . . . . .	276*
Läufer 427, 428*, 430, 431 — am Vortragspult . .	428*
Läuferin . . . . .	396*
Lampe, Hypnotische . .	868*
„Das Leben ist schön!“ (Film): Aufnahme- szene . . . . .	496*
Lehrer, Berliner (Ge- sangvereinparodie)	368*
Lichtphänomen an der Stiefelsohle . . . . .	868*
Liebespaar, Selbstmord (Panoptikum) . . . . .	260*
London . . . . .	100*, 420*



	Seite		Seite		Seite
Lords auf Kricketplatz	496*	Militär und Polizei	8*,	Norwegerinnen	276*
Louvre, Kunstlager auf dem Dachboden	480*		23, 32*, 48*, 56*,	November	768*
Luftakrobat	436*		84*, 160*, 312*,	Nutria-Jungtiere (aus Berliner Farm)	656*
Luxus-Waggon um 1895 (Pacific-Express)	596*		352*, 388*, 464*,	Oberkellner auf Schlittschuhen	800*
Madonna	236*		480*, 488*, 580*,	Offiziere, Österreichische, beim Hürdenspringen (1887)	388*
Mädchen, Das sentimentale (Herta Thiele)	284*	Millionenbaby Umschlag	616*, 622, 776*	—, Österreichische, beim Fußmarsch nach Sylt (1864)	648*
— im bolivischen Urwald	784*	Miss America	271	Okkultes auf der Straße	884*
— in Uniform“ (Film)	284*	Mitgift, Ungarische	708*	Omen, Das	692*
—, Junge... Umschlag IV, 236*, 244*, 252*, 254, 255, 260*, 268*, 276*, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 284*, 285, 292, 524	284*	Mittagsgespräche	480*	Oper, Pariser	192*
—, Kanarische	292*	Mode (Halsmalerei)	292*	Orchester des Herbstes	808*
— mit den Streichhölzern, Das“ (Film): Szene	24*	— in Moskau	632*	Pacific-Express (1895)	596*
— -Rasse, Aus der	784*	Modeblatt, russisches	635	Panoptikum, Hamburg (Liebespaar begeht Selbstmord)	260*
—, Slovakische, nach dem Flußbad	268*	Modell-Puppen	284*	Paris	160*, 184*, 480*
„Mädchenhändler von Algier“ (Film): Szene	168*	— -Übungen	632*	Pariserinnen in Trouville	268*
„Mahagonny“ v. Brecht-Weill: Szene	64*	Mönch auf Skiern	436*	Patentzeichnung, Amerikanische	592
Mai	344*	— in der Küche	724*	Pergamon-Altar	472*
Main-Linie	464*	Möven	664*, 808*	Pfau und Puten	368*
Maler 132*, 208*, 360*, 368*, 412*, 472*, 700*, 724*, 776*	776*	Monarchenversammlung	48*	Pfeifenraucher	16*
— in Trance	844*	Mormonen-Hundertjahrfeier	852*	Pferd	844*
Manhattan	580*	Moskau	8*, 184*, 632*	Pferdearzt (London)	184*
Mann im Vordergrund, Der	792*	Mühle am Bach	792*	Pförtnerin, Spanische	816*
Mannequin, Pariser	784*	Mumifizierung, Amerikanische	564*	Photos, Alte 32*, 48*, 56*, 92*, 116*, 124*, 132*, 160*, 168*, 176*, 184*, 208*, 216*, 260*, 320*, 336*, 349, 360*, 388*, 404*, 412*, 428*, 436*, 464*, 496*, 520*, 596*, 640*, 648*, 664*, 700*, 740*, 776*, 784*, 800*, 816*,	824*
— -Schule	352*	Mundhäuser der Astrologie	883	Pianistin	40*
— -Versammlung	648*	Muse, Der Einfluß der	816*	Plakat einer Sklavenversteigerung	553
Manöver, Englische, im Saal	488*	Musik und Musiker	8*, 37, 40*, 192*, 572*	— einer Züricher Bank	312*
Marktplatz in Schwäbisch-Gmünd	124*	Nachbarschaft	776*	— für Abrüstung	480*
„Mata Hari“ (Film): Szene	84*	Nachtlokal in San Francisco	564*	— in Liechtenstein	624*
Matrosen	86*	Napoleons Familie in der Photographie	160*	— Okkultistisches (Berlin)	884*
Meer, Das	344*	Neger-Professor	548*	—, vor einem politischen (Paris)	160*
Mensur	8*	„Neu-Afrika“, Kolonie in der Uckermark	648*	Plastiken 24*, 32*, 56*,	
Mexikanerin	276*	Neu-Jerusalem (Weißenberg-Siedlung)	852*		
— am Fenster	244*	New York 124*, 540*, 564*, 580*, 768*	768*		
Mikrophon-Singen	520*	—, Aussicht aus einem Fenster	564*		
		—, Schaufenster (Frank Wedekind, Mieder und Gürtel)	244*		
		Niedersächsischer Bauer	816*		
		„Niemandland“ (Film): Szene	748*		
		Nizza	108*		
		Norderney, Strand	496*		
		—, Strand (1900)	464*		
		Normal	900*		
		— (Stadt in USA.)	556*		



	Seite
216*, 252*, 328*, 420*, 472*, 480*, 488*, 572*, 656*	
Politiker 24*, 26, 56*, 100*, 512*, 520*, 616*, 622, 800*	
Politikerin . . . . .	108*
Politisches Plakat in Paris . . . . .	160*
Polygamie . . . . .	724*
Postkarte aus Bad Elster	640*
Potsdam . . . . .	124*
Predigerin in Trance ..	852*
Pressephotographen 1913 . . . . .	464*
Prinzen-Familie zu Pferde . . . . .	808*
Prophetische Zeitungen	884*
Prozeß-Szenen . . . . .	328*
Psyche (Plastik) . . . . .	252*
Puppen (Mode) . . . . .	284*
Quelle, Artesische . . . . .	852*
Radsport 30, 32*, 412*, 428*, 433, 795	
„Rauhnacht“ v. Richard Billinger: Szene ..	64*
Rednerinnen . . . . .	24*
Reise-Pause . . . . .	504*
Reitsport .. 56*, 420*, 422	
Regisseur . . . . .	520*, 672*
Reklame .. 124*, 540*, 768*	
Rekruten, Englische ..	464*
Relief . . . . .	32*
Rhythmische Gymnastik	244*
Ringkämpfer . . . . .	404*, 624*, 807
Rote Frontkämpfer ...	160*
Rudersport 16*, 436*, 444*	
Rugby-Spieler . . . . .	412*
Russin . . . . .	268*
Russischer Zigeunertanz	672*
Rußland: Aufständische 1905 . . . . .	800*
—, Bombenattentat 1906 . . . . .	800*
—, Haus aus der Zaren- zeit . . . . .	336*
—, Paar auf dem Hei- ratsamt . . . . .	708*
—, Straßenbild . . . . .	8*
—, Volkstypen . . . . .	64*
„Sachsen“, Mädchen von der schwim- menden Herberge 292*, 784*	

	Seite
Sänger . . . . .	40*, 516, 520*, 824*
Sängerinnen . . . . .	40*, 520*
Salto . . . . .	284*
Salzburg . . . . .	311
San Francisco nach dem Erdbeben (1906) ..	596*
—, Nachtlokal-Ein- gang . . . . .	564*
Sardinien, Hochzeits- gesellschaft . . . . .	732*
Schachspieler . . . . .	487, 488*, 540*
Schanghai . . . . .	312*
„Schanghai-Expresß“ (Film): Szene . . . . .	360*
Schaufenster im Goethe- Jahr . . . . .	368*
— in Moskau (Mode)	632*
— in New York (Frank Wedekind, Mieder und Gürtel) . . . . .	244*
Schaufenster-Puppen 284*, 648*	
Schaukel .. 84*, 247, 512*	
Schauspieler 16*, 48*, 64*, 132*, 160*, 260*, 624*, 632*, 732*, 816*	
Schauspieler-Familie ..	732*
Schauspielerinnen 16*, 24*, 64*, Umschlag II, 208*, 260*, 352*, 360*, 368*, 640*, 648*, 732*, 776*, 816*, 824*	
Schiedsrichter . . . . .	512*
Schießübungen, Schot- tische . . . . .	480*
Schiffe . . . . .	86*, 124*, 507
Schillers Geist . . . . .	876*
Schläfer . . . . .	732*
Schläferin . . . . .	252*
Schlafzimmer, teilbares, von 1932 . . . . .	700*
— Marie Antoinettes .	700*
—, Paul Poirets . . . . .	700*
Schnursprung . . . . .	284*
Schönheitskönigin als Evangelistin . . . . .	540*
Schriftsteller 24*, 32*, 56*, 100*, 116*, 132*, 216*, 360*, 472*, 496*, 572*,	

	Seite
664*, 724*, 776*, 782, 784*, 792*, 816*	
Schriftstellerin . . . . .	116*
Schuhfetischist . . . . .	849
Schwalmer Mädchen ..	808*
Schweinekoben und Bar „Schwejk“-Film (Szene)	84*
Schwimmer . . . . .	404*, 412*
Schwimmerin ... 664*,	732*
Segelflug im Gewitter ..	388*
Seherinnen . . . . .	900*
Selbstmord eines Lie- bespaars (Panop- tikum) . . . . .	260*
Sentimentale Mädchen, Das (Herta Thiele)	284*
Shakespeare-Expresß (Kofferzettel) . . . . .	100*
Shell-Haus in Berlin ..	464*
Sibirische Reise . . . . .	496*
Silberhochzeit . . . . .	692*
Skisport .. 86*, 108*, 140*, 436*	
Sklavenversteigerung (Plakat) . . . . .	553
Slovakische Mädchen nach dem Flußbad	268*
„Sonnenaufgang“ (Mur- nau-Film 1927): Szene und Stadt- Aufbau . . . . .	588*
Sonntag, Der ... 212, 312*, 463	
Spanische Pfortnerin ..	816*
Spinozas Grab u. Haus	792*
Sport-Preise . . . . .	27, 428*
Spreewald (Begräbnis)	124*
Springerin . . . . .	404*
Stadion, Berliner (Zu- schauermenge) ...	444*
Stadtbahn, Berliner ...	336*
Stahlhelm, Der alte ...	768*
Stammtisch . . . . .	716*, 776*
Stationen, Amerikani- sche . . . . .	596*
Stehkragen-Konkurrenz (Berlin 1907) . . . . .	784*
Stempelstelle . . . . .	467
Stiefelsohle mit Licht- phänomen . . . . .	868*
Stilleben . . . . .	656*
Stockholm . . . . .	328*
Strand . . . . .	344*
Strandspiel (Kinder) ..	656*
Strandszene 236*, 268*, 464*	



	Seite		Seite		Seite
Straße ...	116*, 200*, 540*, 564*, 580*, 613, 656*, 768*	Trance-Malerin .....	844*	Washingtons Urenkelin	548*
Straßenphotograph in Moskau .....	8*	—, -Predigerin .....	852*	Wasser-Kuß .....	740*
Straßenschlacht, Nach der (Broadway) ..	580*	Trapezübung (1905) ..	388*	„Westfront 1918“ (Film): Szene „Wir treten an zum Be- ten“ .....	616*
Strumpf-Phantasie ....	244*	Trauung .....	556*	Wetterhahn .....	768*
Struwelpeter 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344		—, Russische, in Lon- don .....	692*	Wien, Café Central: Schachspieler .....	488*
Studentinnen, Berliner, in Couleur .....	352*	„Trelby“ (Rollenbild)	520*	Wilhelmshöhe, Schloß bei Cassel .....	464*
—, Chinesische, in Chi- cago .....	368*	Trommelbock, Übun- gen am .....	352*	Windstärke 12 .....	344*
Surrealistisches Gemälde	884*	Trouville, Strandszene	268*	Windstoß, Der (Paris, 1800) .....	244*
Tänzer .....	328*	Turnerfest, Deutsches, 1913 .....	388*	Wissenschaftler und Ge- lehrte . 100*, 312*, 472*	
Tänzerinnen ...	168*, 276*	Ungarische Bauern- tracht .....	276*	Wittenberge .....	116*
Tätowierungen ..	8*, 472*	Ungarn (Erblesen) ..	260*	Witwenball .....	716*
Tahiti, Eingeborener	216*, 784*	—, (Mitgift) .....	708*	Wohnküche, Irische ..	724*
Tandem-Fahrer .....	412*	—, (Aussteuer) .....	708*	Wünschelrutenmeister	876*
Tanzmusik per Telefon (Utopie) .....	35	Unterweisung .....	520*	—, -Kongreß ....	876*
Tanzszenen .....	64*	Urwald-Mädchen, Boli- vische .....	784*	Wunder, Das natürliche	900*
Taubenarzt .....	140*	Utopie von 1883 (Tanz- musik per Tele- fon) .....	35	Wunderdoktor .....	892*
Taufe im Walde (För- sters Kindlein)	692*	Varieté-Mädchen 1910.	784*	Wunderkinder der Vio- line .....	824*
Teleplasma .....	860*	Verhaftung Mussolinis 1915 .....	800*	„X 27“ (Film), Szene ..	84*
Tennis-Episode .....	632*	Verheiratet .....	708*	Zahnarzt-Behandlung mit Jazz .....	556*
Tennispiel 1908 .....	388*	Verlorenes Rennen ...	444*	Zahnstochersammlung Dr. Sachs .....	480*
Tennis-Sport .....	428*	Vielweiberei in Afrika	716*	Zauberkünstler bei Fuß- befreiung .....	868*
Teppichhändler bei Gi- braltar .....	176*	—, (nach Rowlandson)	724*	Zeichner .....	556*
Theaterpublikum 39, 43, 132*, 775		Villen-Modell als Kaf- fewärmer .....	748*	Zeit-Revue der Karl- Marx-Schule, Ber- lin .....	312*
Theaterszenen 64*, 160*, 192*, 320*, 368*, 748*		Vögel .... 664*, 808*, 824*		Zeitungen, Propheti- sche .....	884*
Tiere 40*, 56*, 108*, 139, 140*, 176*, 184*, 276*, 336*, 368*, 404*, 420*, 422, 472*, 480*, 520*, 548*, 556*, 564*, 656*, 724*, 808*, 824*		Vogelscheuche .....	24*	Zeitungsseite .....	563
Titelblatt, Pikantes ...	349	Volk, Lesendes .....	816*	Zentralviehhof, Berliner	336*
Torschuß, Der (Zu- schauer) .....	444*	Volkstypen, Rußland .	64*	Zeugnis, Königliches .	200*
Touristik um 1900 ...	436*	Vorfrühling .....	84*	Zigeuner-Modelle (Prof. Otto Pankok)	368*
Trance-„Brücke“ .....	900*	Vorlagen, Alte .....	168*	Zigeunertanz, Russi- scher .....	672*
		„Vor Sonnenuntergang“ von Gerhart Haupt- mann: Szene .....	160*	Zirkus auf der Straße (Berlin) .....	184*
		Vortragsreise, Auf der Umschlag XI		Zunge, Die .....	436*
		Vulkan (Java) .....	344*	Zweikampf .....	8*
		Wäsche .....	200*	Zwickel in der Archi- tektur .....	784*
		Wahrsagen in der Sil- vesternacht .....	844*		
		Wahrsagerin (1600) ..	892*		
		Waisenkinder .....	808*		
		Wandmalerei, Moderne	336*		
		Waschung 276*, 420*, 504*			



## IV. Abgebildete Personen

### Auf Gemälden, Zeichnungen, Photos

Ein \* hinter der Seitenzahl bedeutet: Kunstdruckteil hinter Seite ...

	Seite		Seite		Seite
Abelard (Filmschauspieler) .....	64*	Boič, Gemma .....	648*	Cocca, Alice .....	640*
Adala, Men Ben (Freundin Dumas') .....	168*	Bonaparte, Jérôme ...	160*	Cochet, mit König Gustav von Schweden, Boussu, Landry (Tennisbild) .....	428*
Alexander I. von Rußland, mit Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise (am Sarg Friedrichs des Großen) .....	19	Bonnesen, Ester .....	281	Costello, Dolores mit Mann (John Barrymore) und Kind ...	748*
Alexandra, Zarin von Rußland, mit Nikolaus .....	800*	de Booy, Liselotte .....	285	Coué .....	870
Altenberg, Peter .....	784*	v. Boros, Eva .....	279	Cunard, Lady .....	100*
Angola, mit Hilde Rückert, Lisa Dercksen (Eiskunstläufer) ..	32*	Boussu, mit König Gustav von Schweden, Cochet, Landry (Tennisbild) .....	428*	St. Cyr, Miss (Rollenbild) .....	520*
Annabella (Schauspielerin) ... Umschlag III		Brandt, Julius (Rollenbild) .....	48*	Davidson, Jo, mit H. G. Wells .....	24*
Augustine (Alt-Pariser Kokotte) .....	168*	Braun, Otto .....	24*, 26	Déglane, Henri (Ringer)	624*
Bacciocchi, Elise (Schwester Napoleons I.) .....	160*	Brook, Clive und Marlene Dietrich (Rollenbild) .....	360*	Dercksen, Lisa, mit Hilde Rückert, Angola (Eiskunstläufer) .....	32*
Badel, Marguerite, genannt Migalboche (Alt-Paris. Kokotte)	168*	Burger, Fritz .....	92*	Desclée, Aimée .....	648*
Banky, Vilma, mit v. Hentig, Dolores del Rio, Lubitsch, Chevalier und Frau (Yvonne Valéc), Paul Kohner, Carl Laemmle (Hollywood) .....	64*	Burgley, Lord David ..	430	Dietrich, Marlene, mit Warner Oland (Rollenbild) .....	84*
—, mit Mann (Rod la Roque) .....	748*	Cäcilie, Kronprinzessin u. Prinzessin, mit Kronprinz, Prinzen Wilhelm, Hubertus, Friedrich, Louis Ferdinand, Prinzessin Alexandrine (1931) .....	320*	—, mit Clive Brook (Rollenbild) .....	360*
Barbette (Frauenimitator) .....	268*	de Caillavet, Mme, mit Anatole France ...	816*	Doyle, Conan (Geist-Photographie) ...	868*
Barjansky, Ljena .....	280	Cantacuzino, Prinzessin	130	Dreyser, Theodor .....	572*
Barrymore, John mit Frau (Dolores Costello) und Kind ...	748*	Carnera, Boxer .....	404*	Duhamel, Georges ...	24*
Beaverbrook, Lord ...	100*	Carpentier, mit Maurice, Rognoni (französischer Film (Rollenbild) .....	64*	Duncan, Raymond ...	92*
Belloc, Hilaire .....	100*	Carpi, Aldo (Selbstbildnis) .....	792*	Durieux, Tilla, mit Agnes Straub (Rollenbild) .....	368*
Berger, Kitty (Schauspielerin) .....	208*	Chaplin, Charlie .....	488*	Duse, Eleonora .....	648*
Bergner, Elisabeth ...	816*	Charlou (Alt-Pariser Kokotte) .....	168*	Dr. Eckener .....	148
Bernard, Jean-Jacques	216*	Chevalier und Frau (Yvonne Vallée), mit v. Hentig, Dolores del Rio, Lubitsch, Paul Kohner, Vilma Banky, Carl Laemmle (Hollywood) .....	64*	Eckstein, Claire, mit Edwin Denby (Rollenbild) .....	64*
Besant, Annie, mit Krishnamurti ...	900*	—, Karikatur .....	714	Einstein, Albert .....	472*
		Churchill, Winston ...	100*	Ensor, James .....	208*
		Citroën, André, mit Frau .....	84*	Dr. Evans, Zahnarzt, Chef des Ku-Klux-Klan .....	556*
		Claire, Frau René .....	640*	Evans, Madge .....	640*
				de la Faille (Kunstsachverständiger) ...	328*
				Fallada, Hans .....	116*
				Fehr, Julio .....	360*
				Fleisser, Marieluise ...	116*
				Fox, Sidney (Filmschauspielerin) .....	588*



	Seite
France, Anatole, mit Mme de Caillavet	816*
Frank, Bruno	664*
Franz Joseph I.	48*
Friedrich, Kronprinzenpaar	48*
Friedrich Wilhelm III., mit Königin Luise	16*
—, mit Königin Luise, Alexander I. von Rußland (am Sarge Friedrichs II.)	19
Friedrich Wilhelm, Kronprinz, m. Wil- helm II., Prinzen Eitel Friedrich, Adalbert, August Wilhelm, Oskar, Joachim (1913)	320*
—, mit Kronprinzessin Cäcilie, Prinzen Wilhelm, Hubertus, Friedrich, Louis Ferdinand, Prin- zessinnen Alexan- drine, Cäcilie (1931)	320*
—, als Kind	320*
Garbo, Greta (bei der Ankunft in Holly- wood 1925)	640*
Gershwin, George (ame- rikanischer Jazz- komponist)	572*
Gibbins, Robert, eng- lischer Maler, mit Frau u. Zwillingen	368*
v. Gleichen, Heinrich Freiherr	512*
Goethe	148
— (Scherenschnitt)	483
van Gogh, Vincent Wil- helm (Neffe des Malers)	328*
Gorki, Maxim, mit Schwiegertochter u. Enkel	724*
Graveure, Louis (1920)	516
Großmann, Rudolf, und George Grosz	472*
Gründgens, Gustaf, mit Henny Porten (Rol- lenbild)	16*
Gülstorff, Max, u. Wer- ner Krauß (Rollen- bild)	160*

	Seite
Günter-Geffers, Frau (Seherin)	900*
Gustav, König von Schweden, m. Co- chet, Boussu, Lan- dry (Tennisbild)	428*
Handl, Marion	284
Hauptmann, Gerhart, mit Frau, Felix Holländer, Jakob Feldhammer, Ber- thold Held, Mary Dietrich, Anna Feldhammer (1913)	816*
Hemingway, Ernest	572*
Henkell, Karl	532
Hergersheimer, Joseph	776*
Hériot, Edmund (fran- zösischer Mini- sterpräsident)	520*
Heßling, Cathérine (Rollenbild)	24*
Hesterberg, Trude (Rollenbild)	64*
v. d. Heydt, Baron Eduard, mit René Schickele	776*
Heyse, Paul, mit Adolf Menzel	132*
Hilpert, Heinz (Regis- seur)	520*
Hindenburg	81
Hörbiger, Paul (Rollen- bild)	48*
Houdini (Zauberkün- stler)	868*, 892*
Huhtanen, Otto (finn- ländischer Ringer)	404*
Hunter, Jan, mit Ger- trude Lawrence, Kim Peacock (Rol- lenbild; englische Schauspieler)	748*
Huxley, Aldous	150
Jahn, Turnvater (Ka- rikatur von 1848)	388*
Jarno, Josef (Rollen- bilder)	132*
Jorga, Professor, ru- mänischer Mini- sterpräsident	56*
Jouhandeau, Marcel	776*
Joyce, James	496*

	Seite
Joyce, James mit Frau u. Stuart Gilbert	792*
Jugo, Jenny (Rollen- bild)	352*
Justi, Geheimrat (Ber- liner Nationalgale- rie)	328*
Karl, Kaiser von Österreich, mit Karl Tschuppik und Egon Erwin Kisch	496*
Károlyi, Graf Julius, ungar. Minister- präsident	56*
Károlyi, Graf Michael, Präsident der Re- publik Ungarn (1918)	56*
Karpeles, Gaby	524
Katzenellenbogen, Ludwig	64*
Kayßler, Friedrich, und (erste) Frau, mit Frau Wein- holz (Souffleuse), Richard Vallentin u. Frau, Paul Biensfeldt, Minna Höcker - Behrens, Woldemar Runge, Max Reinhardt, Else Heims, Marie Elsinger, Eduard von Winterstein (Otto Brahms Truppe, Salzburg, Mirabell, 1899)	260*
Keaton, Buster	593
Keller mit Fräulein Lang (Eiskunstlauf- paar)	140*
Kerr, Alfred	132*
Keynes, John May- nard, mit Frau (Lydia Lopikova)	100*
Kisch, Egon Erwin, mit Karl Tschup- pik, Kaiser Karl von Österreich	496*
Kokoschka, Oskar	132*
Krauß, Werner, mit Luise Ullrich (Rol- lenbild)	64*
—, mit Max Gülstorff (Rollenbild)	160*



	Seite		Seite		Seite
Krauß, Werner (1913, als Balletteuse ....	216*	Luise, Königin von Preußen, mit Fried- rich Wilhelm III..	16*	Nathanson, Madame ..	40*
Kreuger, Ivar .....	328*	—, mit Friedrich Wil- helm III. und Alexander I. von Rußland (am Sarg Friedrichs II.) ....	19	O'Neill, Eugene .....	776*
Krishnamurti u. Annie Besant .....	900*	Ma, chinesischer Gene- ral .....	84*	Nielsen, Asta (1910) ..	360*
Kritzinger, Dr. H. H. (Wünschel- rutengänger) .....	876*	Machts, Dr. A. (Wün- schelrutengänger) .	876*	— (1913) .....	776*
Kühl, Kate (Disease).	520*	Macpherson, Aimée, mit Sohn u. Fräu- lein Smith .....	557*	Nikolajewa, Genia (Rol- lenbild) .....	216*
Laemmle, Carl, mit v. Hentig, Dolores del Rio, Lubitsch, Chevalier und Frau (Yvonne Vallée), Paul Kohner, Vil- ma Banky (Holly- wood) .....	64*	Mann, Thomas 664*, 776*, 782		Nikolaus II. mit Zarin Alexandra .....	800*
Landry mit Cochet, König Gustav von Schweden, Boussu (Tennisbild) .....	428*	Marion, Oskar, mit Sascha Raschilow (Rollenbild) .....	84*	Nüßlein, Heinrich (Trance-Maler) ...	844*
Lang, Fräulein, und Keller (Eiskunst- laufpaar) .....	140*	Massary, Fritzi (1906)..	824*	Nurmi, Paavo .....	431
Lawrence, Gertrude, mit Jan Hunter, Kim Peacock (Rol- lenbild; englische Schauspieler) ....	748*	Mata Hari (Margarethe Zelle) .....	168*	Obrenovich-Budapest, Fräulein („Brücke“ in Trance) .....	900*
Lennartz, Elisabeth, mit Wladimir Sokoloff (Rollenbild) .....	748*	Maurice mit Carpen- tier, Rognoni (fran- zösischer Film, Rollenbild) .....	64*	Oland, Warner, mit Marlene Dietrich (Rollenbild) .....	84*
Leopold, Prinz von Bayern, mit Fa- milie (zu Pferd)...	808*	Meier - Graefe (Kunst- sachverständiger) .	328*	Orlik, Emil, u. Slevogt	776*
Lewis, Kid .....	140*	Meitinger, Josef (Augs- burger Landwirt) mit Frau und 20 Kindern .....	708*	Otto, Paul (Rollenbild)	48*
Lievinsky (New-Yorker Fakir) .....	860*	Menjou, Adolphe (Filmschauspieler).	593	Ozenfant, Amédée, als Rennfahrer .....	412*
Lopikova, Lydia (Mrs. John Maynard Keynes), m. Mann	100*	Menuhin, Yehudi, mit Schwestern .....	824*	Page, Anita .....	108*
Lovael, Olindo (Kunst- händler Wacker) .	328*	Menzel, Adolf .....	208*	Pankok, Professor Otto (Maler), mit Zigeu- nermodellen .....	368*
Loy, Myrna (Film- schauspielerin) ...	588*	—, mit Paul Heyse....	132*	Peltier, Mme. (die erste Fliegerin) .....	208*
Lubitsch, Ernst, mit v. Hentig, Dolores del Rio, Chevalier und Frau (Yvonne Vallée), Paul Koh- ner, Vilma Banky, Carl Laemmle (Hol- lywood) .....	64*	de Mérode, Cléo, mit ihrem Ballett (1905)	648*	Peltzer, Dr. Otto (Re- kordläufer) .....	428*
Ludwig III., König v. Bayern .....	48*	Milhaud, Darius .....	192*	Périer, Jean (Rollenbild)	48*
		Moll, Geheimrat A. ...	868*	Phillips, Dr. Marion ..	108*
		Morand, Paul (als Tau- cher) .....	216*	de la Pierre, Gui Ber- nard .....	776*
		Mortado (Fakir) .....	852*	Pitoeff, Georges, und Ludmilla, mit ihren sieben Kindern ...	732*
		Mosley, Lady Cynthia, und Sir Oswald ...	100*	Pohl, Freiherr v. (Wün- schelrutengänger) .	876*
		Müller, Grete (Weiß- bergs „Schwester“) bei Trance-Predigt	852*	Poiret und Frau .....	700*
		Mussolini (Verhaftung 1915) .....	800*	Porten, Henny, mit Gustaf Gründgens (Rollenbild) .....	16*
		Nadja (Tänzerin, Lon- don) .....	168*	Pudowkin (Filmregis- teur) .....	496*
				Radermacher, Susi ...	283
				Raschilow, Sascha, mit Oskar Marion (Rollenbild) .....	84*
				Rasputin und seine Frauen .....	717*
				Reading, Lord, mit Frau (Stella Charnaud)..	100*
				Reiner, Lilo .....	278
				Reinhardt, Max, m. Frau Weinholz (Souf-	







---

# Presse-Urteile über den Roman des Estländers August Gailite

## **Nippernaht und die Jahreszeiten**

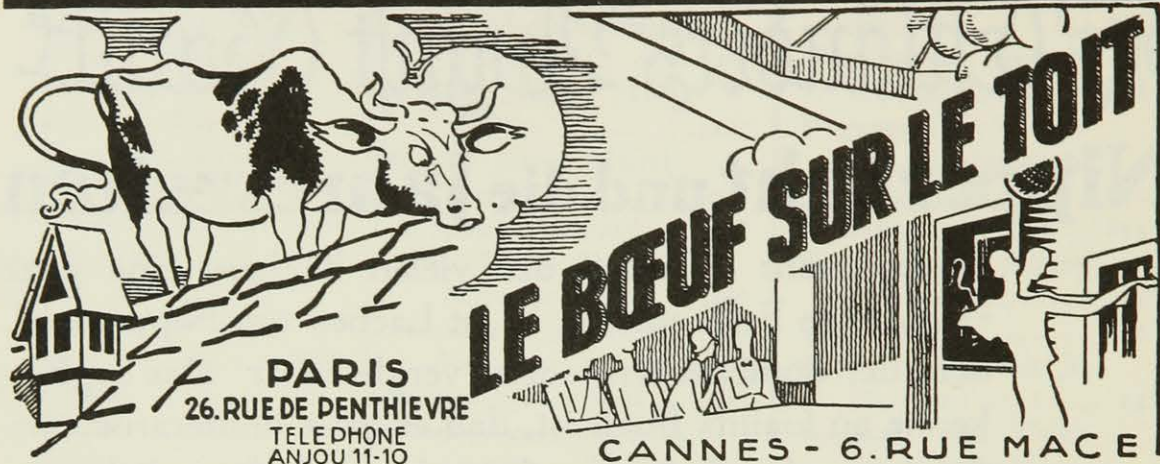
„Nippernaht ist unter den vielen Büchern eine ganz eigenartige Erscheinung. Es ist Lachen um Nippernaht, dem der homerischen Götter vergleichbar. Das beglückende an Gailits Buch ist, daß es ganz unliterarisch ist. Aus estnischer Erde gewachsen. Landschaftsverdichtung. Dichtung!“ (Frankfurter Zeitung) — „In prächtig vor das geistige Auge gestellte Landschaften hüpfet Nippernaht aus einer Tollheit in die andre, ohne je die Balance zu verlieren, umgeben von einer erstaunlichen Fülle strotzend naturechter Gestalten, die alle ihre eigne, höchst possierliche Sprache sprechen. Der Leser muß immer wieder laut auflachen. Nippernaht kann alles, macht alles; ein Schlauberger, ein Mensch, ein Dichter. Der hochbegabte Verfasser gab ihm sein eignes Fleisch und Blut. Wer noch lachen kann, sollte den ‚Nippernaht‘ lesen, und wer es nicht mehr zu können glaubt, der erst recht!“ (Königsberger Hartungsche Zeitung) — „Wer noch unmanierierte Frische, echte Poesie und herzhaftes Holzschnittart zu schätzen weiß, der wird mit Gewinn zu dem estnischen Eulenspiegelbuch greifen. Den Namen August Gailit wird sich jeder Literaturfreund merken müssen!“ (Schleswig-Holsteinische Volkszeitung, Kiel)

Brosch. 3 M. 50 / in Leinen 5 M.  
Der Propyläen-Verlag

---



# EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



## CAFÉ—BRASSERIE

Dîners — Soupers  
son Bar Américain  
**PARIS**

Zentrum des  
**MONTPARNASSE**

## Le Dôme

Rendez-vous inter-  
national des artistes.

Ouvert toute la nuit!

## RESTAURANT **BOSC**

Paris, 135, Avenue Malakoff  
(Porte Maillot), am Eingang  
des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte  
Weine, mäßige Preise.  
Spezialitäten: Poularde,  
Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

# Bô Yin Râ

gibt auf alle Fragen Antwort, die ein neues Geschlecht an die Vergangenheit stellt. Seine Aufschlüsse legitimieren sich selbst durch die Einheit von Inhalt und Form. Näheres über ihn und sein Werk sagt die Einführungsschrift von Dr. Alfred Kober-Staehelin, kostenlos bei jeder Buchhandlung zu beziehen sowie beim Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

## —, aber Titus-Perlen sind besser!



„Titus-Perlen“ sind das Ergebnis der letzten Forschungen aus dem Berliner Sexualwissenschaftl. Institut d. Dr.-Magnus-Hirschfeld-Stiftung. „Titus-Perlen“ haben — und das ist ihr großer Erfolg — drei Angriffspunkte auf den Hormon-Apparat, u. zwar: 1. Die Inkretdrüsen, 2. die Organe, 3. das vegetative Nervensystem. Es ist also ein Kombinationspräparat, das alle Möglichkeiten medikamentöser Potenzsteigerung berücksichtigt, seien diese Störungen psychischer, nervöser, oder innersekretorischer Art. Daher wirken „Titus-Perlen“ meist auch da, wo andere Mittel versagen. „Titus-Perlen“ stehen unter ständiger klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin. Die wissenschaftliche Abhandlung, die Sie sofort kostenlos verschlossen erhalten, zeigt Ihnen, durch zahlreiche Illustrationen dargestellt, alle Ursachen, die zur Potenzstörung führen. **Friedrich-Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 182, Luisenstraße 19** Original-Packung „Titus-Perlen“

100 Stück für Männer RM 9,80, für Frauen RM 10,80  
„TITUS-PERLEN“ zu haben in allen Apotheken



# DER QUERSCHNITT

---

XII. Jahrgang

Berlin, Ende Januar 1932

Heft 1

## REVISIONEN

<i>Paul Valéry</i> : Politische Parteien . . . . .	5
<i>Alfred Schmoner</i> : „Wirtschaftsführer“ . . . . .	8
<i>Walter Schück</i> : Können wir ohne Ausland leben? . . . . .	11
<i>Frank Vogl</i> : Luise, Königin von Preußen . . . . .	17
<i>Rochus Aper</i> : Der Ostpreuße Otto Braun . . . . .	25
<i>Albert Ehrenstein</i> : Der Nil . . . . .	28
<i>Georg Kaiser</i> : Anti Auto, für Fahrrad . . . . .	30
<i>Annemarie Hering</i> : Das Mitleid der Frau Dr. Klee . . . . .	32
<i>Georges Duhamel</i> : Gebt uns ein Lärm-Ministerium! . . . . .	33
<i>H. H. Stuckenschmidt</i> : Revidierte Musikbegriffe . . . . .	37
<i>Otto Karpfen</i> : Die priesterliche Psychotherapie . . . . .	40
<i>Antonius</i> : Lexikon Berliner Schauspieler . . . . .	43

*Walther Kiaulehn*: Katzenellenbogen / *Revision der europäischen Throne* / *Revisions-Prozeß gegen die Weltgeschichte* / *Alektryon*: Segen des Films / *André Suarès*: Revisionen / *Lakatos*: Die Wahrheit über Tee und Kaffee / *Sasei Muro*: Japanisches Urteil über Chaplin / *Roda Roda*: Der Filmkönig / *Dr. L. Frank*: Die beiden Karolyi / *Hemmer*: Was ist Spleen? / *Unpopuläre Vorstellungen* / *Otto Roeld*: Die Leiden des jungen Minderverthers / *Richard Wiener*: Klub für Ungerechtigkeit / *Karl Ude*: Beethoven am Telefon / *Shakespeare als Automobilist* / *Franz Blei*: Meteoriten / *Paul Elbogen*: Denaturierte Poesie / *Der Wiener ist nicht gemütlich* / *Karl Tschuppik*: Wie es eigentlich gewesen ist / *Hans Reimann*: Gesangsplatten / *Bücher-Querschnitt*

Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1931 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Kurt Werth

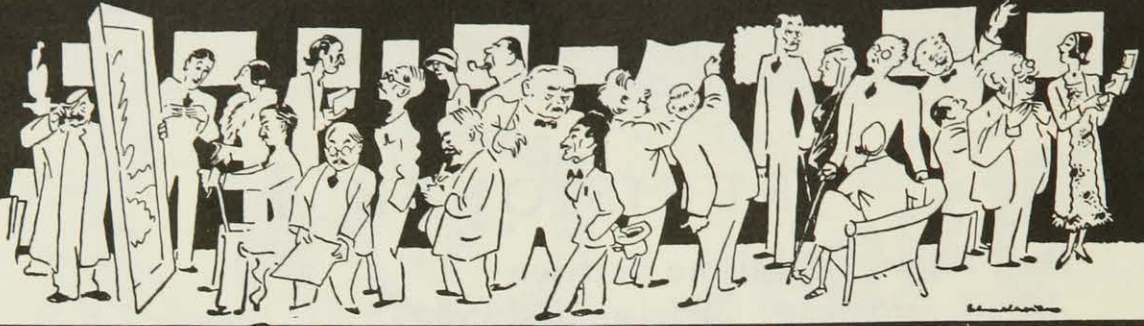
IM PROPYLÄEN-VERLAG / BERLIN

---

Chefredakteur: Victor Wittner



# KUNST *und* AUKTIONEN



Galerie · Verlag  
Graph. Kabinett

Dezember-Ausstellung: Xaver Fuhr

**NEUMANN-NIERENDORF**

Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)

Gemälde alter Meister

**GALERIE  
FRITZ ROTHMANN**

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

**GALERIE  
FERDINAND MÖLLER**

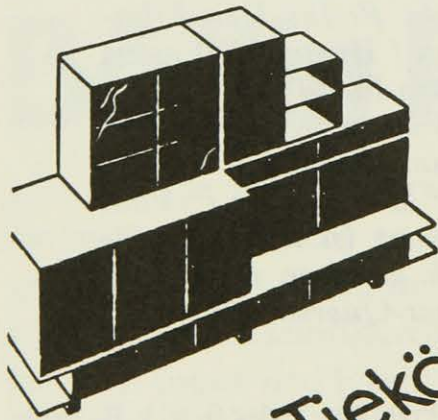
Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde  
moderner Meister

**GALERIE WEBER**

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

Kombinations-Typenmöbel



**Kröning u. Tiekötter**  
Berlin SW 68  
Kochstraße 10  
Bergmann 1862  
Fordern Sie Preisbuch

**KUNST-  
UND  
GEWERBESCHULE**

**MAINZ**

VERLANGEN SIE  
DRUCKSACHEN





## *Mandschurei.*

— Hallo! Niemand hier? Ein Einschreibebrief aus Genf!

Michael Biro

## Politische Parteien

Von

*Paul Valéry*

Es gibt keine Partei, die nicht gegen das Vaterland gewütet hätte.

\*

Über gewisse Dinge spricht keine Partei sich aus.

Jede hat ihre besonderen Geheimnisse — ihre Vorbehalte — ihre Kadaverkeller und Abladestellen unbekennbarer Träume — ihre Geheimkammern für unüberlegte Dinge und Unbesonnenheiten.

Doch das hat sie aus den Augen verloren und möchte es vergessen machen.

\*

. . . Um Bestand zu haben, ziehen sie das zurück, was sie versprochen, um zu existieren.

Sie sind gleich viel wert, wenn sie an der Macht sind; sie sind gleich viel wert außerhalb der Macht.

\*

Man darf nicht zögern, das zu tun, was die Hälfte der Anhänger von einem löst und die Liebe des übriggebliebenen Teils verdreifacht.

\*



Dem einen gefällt in seiner politischen Partei das Verschwommene des Ideals. Und einem andern in der seinen die Klarheit der nächsten Ziele.

\*

Da man gemeinhin Anarchisten in den Ordnungsparteien bemerkt und Organisatoren in der anarchistischen Bewegung, lege ich eine Neueinteilung nahe. Jeder müßte sich in diejenige Partei einreihen, die seinen Anlagen entsprechen würde.

Es gibt Schöpfernaturen, Konservative und Umstürzler aus Temperament. Jedes Individuum würde seiner wirklichen Partei zugewiesen, die keinesfalls die seiner Worte noch die seiner Wünsche ist, sondern seinem Wesen und der Art des Handelns und seiner Reaktion entspräche.

\*

Alle Politik fußt auf der Gleichgültigkeit der Mehrzahl der Interessierten, ohne die keine Politik möglich wäre.

\*

Die Politik war zunächst die Kunst, die Leute daran zu hindern, sich in etwas hineinzumischen, was sie angeht.

In einer darauffolgenden Epoche kam die Kunst hinzu, die Leute zu zwingen, über etwas, was sie nicht verstehen, zu entscheiden.

Dieses zweite Prinzip verbindet sich mit dem ersten.

Unter ihren Kombinationen ist die folgende: Es gibt Staatsgeheimnisse in Ländern mit allgemeinem Wahlrecht. Eine nowendige und zudem lebensfähige Kombination; doch verursacht sie zuweilen schwere Gewitter und zwingt die Regierung, unablässig zu manövrieren. Die Regierung wird stets gezwungen, gegen ihre Prinzipien zu steuern. Sie steuert so dicht wie möglich gegen das Prinzip, in der Richtung der absoluten Macht.

\*

Jede Gesellschaftsordnung erfordert Fiktionen.

In der einen gesteht man die Gleichheit aller Bürger zu. In einer anderen wird die Ungleichheit bedingt und organisiert.

Es sind dies die Konventionen, die notwendig sind, damit das Spiel beginnen kann. Sobald die eine oder andere aufgestellt ist, beginnt das Spiel, das notwendigerweise in einer Aktion der Individuen im umgekehrten Sinne besteht.

In einer Gesellschaftsform von Gleichen handelt das Individuum gegen die Gleichheit. In einer Gesellschaft von Ungleichen arbeitet die Mehrzahl gegen die Ungleichheit.

\*

Der Historiker tut in bezug auf die Vergangenheit das gleiche, was die Kartenschlägerin mit der Zukunft tut. Die Zauberin aber setzt sich einer Nachprüfung aus; nicht so der Historiker.

\*

Man kann keine „Politik machen“, ohne sich über Fragen auszusprechen, von



denen kein verständiger Mensch behaupten kann, daß er sie kenne. Man muß entweder maßlos einfältig oder maßlos unwissend sein, wenn man wagt, eine Ansicht über die meisten Probleme zu haben, die die Politik stellt.

\*

Die Gewalt und der Krieg streben danach, in einem kurzen Zeitraum und durch eine unvermittelte Verschwendung der Energien Schwierigkeiten zu beseitigen, die die subtilste Untersuchung und sehr behutsame Versuche erfordern würden, — denn es ist notwendig, ohne Zwang zu einem Zustand des Gleichgewichts zu gelangen.

\*

Wenn der Gegner unsere Kräfte, unsere Absichten, unsere Tiefgründigkeit übertreibt, wenn er uns in den abschreckendsten Farben malt, um gegen uns aufzuwiegeln: arbeitet er für uns.

\*

Das Vorhandensein von Nachbarn ist die einzige Verteidigung der Nation gegen einen ständigen Bürgerkrieg.

\*

Der Wolf ist abhängig vom Lamm, das wiederum vom Gras abhängt.

Das Gras wird gewissermaßen vom Wolf verteidigt. Der Fleischfresser beschützt die Gräser (die ihn mittelbar ernähren).

\*

Zwischen alten Wölfen ist die Schlacht erbitterter, kunstreicher, doch gibt es gewisse Rücksichten.

\*

Das Wesentliche einer jeden Angelegenheit wird stets von dunklen Ehrenmännern durchgeführt, unklaren Gestalten und ohne persönlichen Wert. Wenn sie nicht wären, wenn sie nicht so wären, würde nichts geschehen. Wenn nichts geschähe, wären sie es, die am wenigsten verlören. Unentbehrlich und doch ohne Bedeutung.

\*

Die großen Geschehnisse sind solche vielleicht nur für die kleinen Geister. Für aufmerksamere Geister sind es die unmerklichen und beständigen Geschehnisse, die zählen.

Die Geschehnisse stammen von einem unbekanntem Vater ab. Die Notwendigkeit ist nur ihre Mutter.

\*

Das Recht ist das Hilfsmittel der Gewalt.

\*

Das zutiefst pessimistische Urteil über den Menschen, die Dinge, das Leben und seinen Wert läßt sich wunderbar vereinen mit der Tat und dem Optimismus, den diese erfordert. — Das ist europäisch.

(Deutsch von Wilhelm Maria Lüsberg)



# „Wirtschaftsführer“

## Revision eines Begriffs

Von

*Dr. Alfred Schwoner*

**K**aum jemals standen in Deutschland Unternehmer, Industriebürokraten und Finanziers so hoch im Kurse wie in der Zeit von etwa 1922 (da die Wehen des Umsturzes überwunden waren) bis 1930 (dem Beginn der verschärften Krise). Der Glanz des Feudalismus war erloschen, aber die deutsche Demokratie, der es an großen Persönlichkeiten mangelte, sehnte sich nach Führern. Politisch war das Problem nicht zu lösen, aber was war natürlicher, als daß man die Unternehmer als die geborenen Führer der Wirtschaft ansah und ihnen taxfrei den Titel „Wirtschaftsführer“ zuerkannte? Und das war nicht bloß figürlich gemeint. Man gab ihnen Führerrechte.

Es setzte sich damals die von Rathenau stammende Theorie durch, daß die Interessen des Unternehmens wichtiger seien als die Interessen der Aktionäre, denen es gehörte, und man identifizierte die Interessen der Unternehmungen mit den Interessen der Personen, die an ihrer Spitze standen. Die Praxis der Gerichte begünstigte alle Maßnahmen, durch welche Vorstand und Verwaltung ihre Stellung autokratisch und kontrollfrei zu gestalten suchten: die Ausgabe von Mehrstimm-Aktien, die Verweigerung von Auskünften, die Verwirrung des Einblicks durch Verschachtelung zahlreicher Gesellschaften.

In den Frühzeiten des Kapitalismus galt der Satz: die Aktionäre seien Lämmer, so lang alles gut gehe und hohe Dividenden bezahlt würden, sie verwandelten sich aber in Tiger, wenn keine Dividenden mehr bezahlt würden. In der Periode des letzten Hochschwungs indes behielten die Aktionäre ihre Lammsgeduld, auch wenn ihr Unternehmen in Grund und Boden verwaltet worden war. Sie wagten nicht aufzumucken und nahmen die Brocken an, die ihnen die Verwaltung oder die beteiligten Banken als Entschädigung unter der Bedingung des Verzichts auf dem Prozeßwege hinwarfen; denn die wußten, daß sie sonst gar nichts erhalten würden, und die Verwaltungen wußten es auch und betonten es sogar in einigen Fällen ausdrücklich. Sie waren die Führer und, wie es eine Zeitlang schien, Führer, die praktisch keiner Verantwortung unterlagen.

Aber schließlich brachte es wenn auch nicht die Sonne, so doch das böse Wetter der Krise an den Tag, daß die Interessen der leitenden Persönlichkeiten keineswegs immer identisch sind mit den Interessen der Unternehmungen, und daß autokratische und kontrollose Führung sehr leicht nicht nur zu einer fahrlässigen, sondern auch zu einer bewußten Schädigung der Unternehmungen führen kann. Durch das Gedröhne der Zusammenbrüche ist auch die Justiz aus ihrem Schlaf erweckt worden, und die Kriminalgerichtsbarkeit schreitet nun ein gegen Verbrechen, die vielleicht nicht so zahlreich geworden wären, wenn die Zivilgerichtsbarkeit nicht so lange die Binde einer falschen ökonomischen Auffassung vor den Augen getragen hätte.





Straßenphotograph in Moskau

Photo Hinnerk Scheper



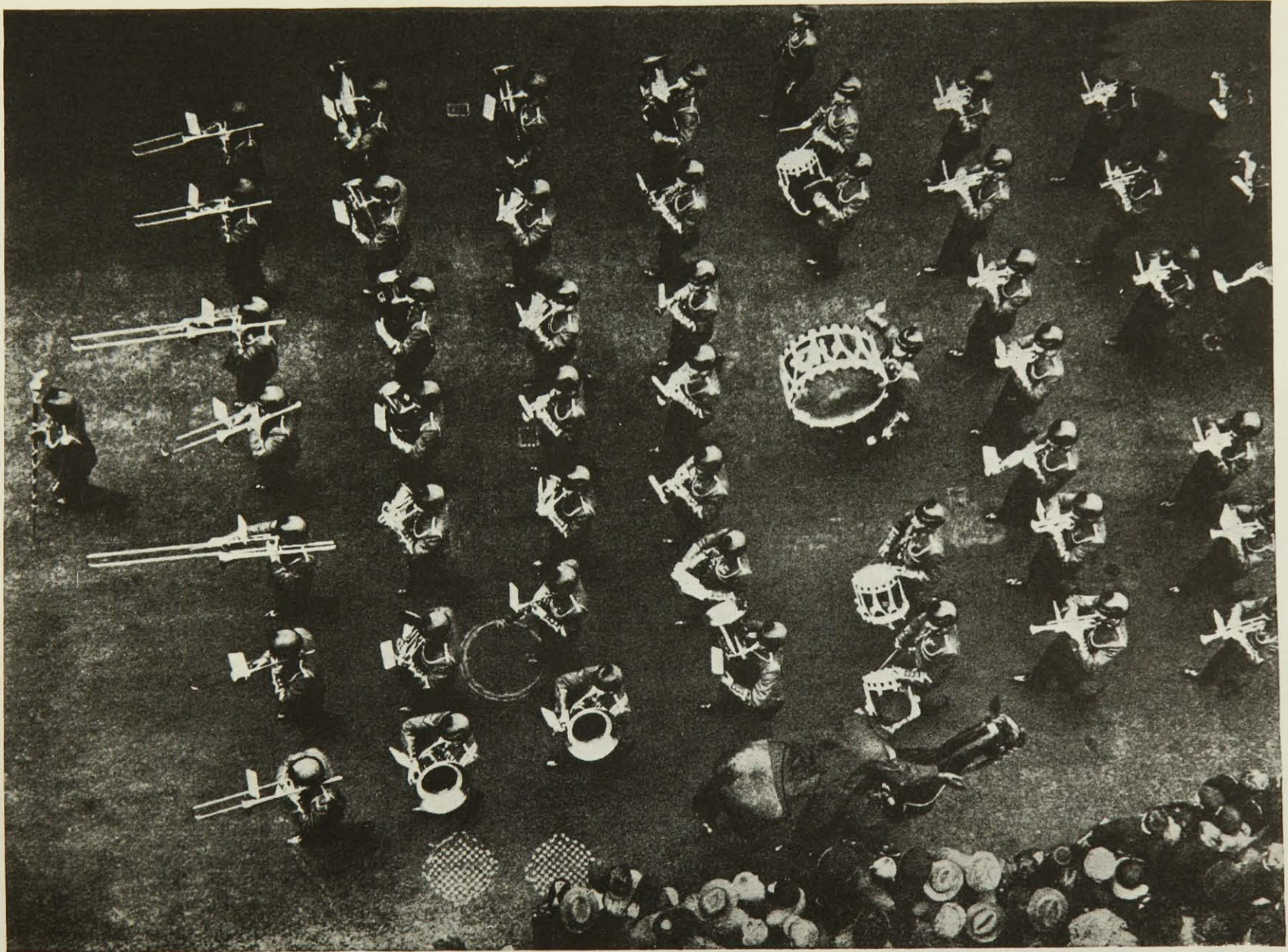


Photo Associated Press

Parade der Londoner Gala-Militärkapelle



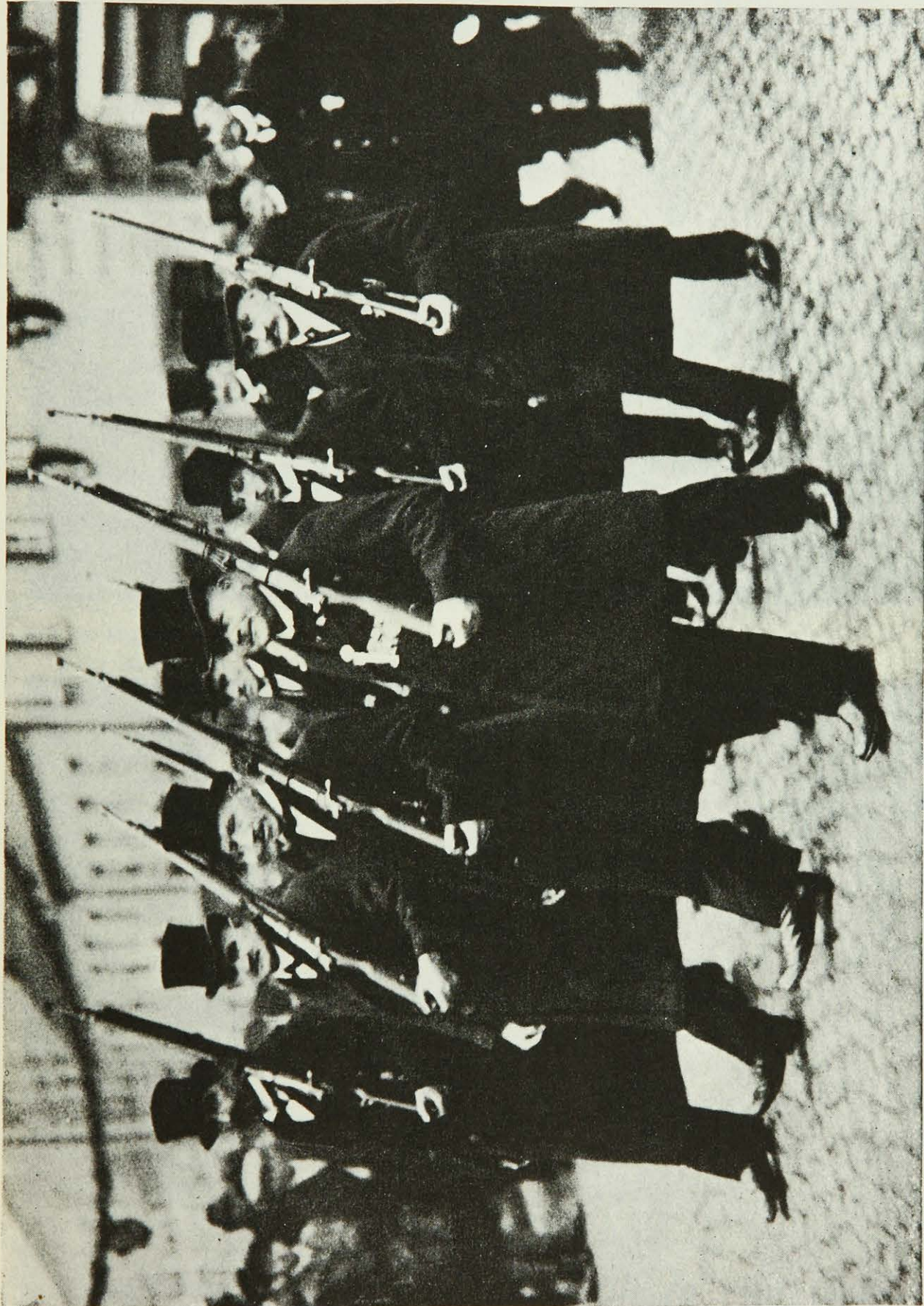
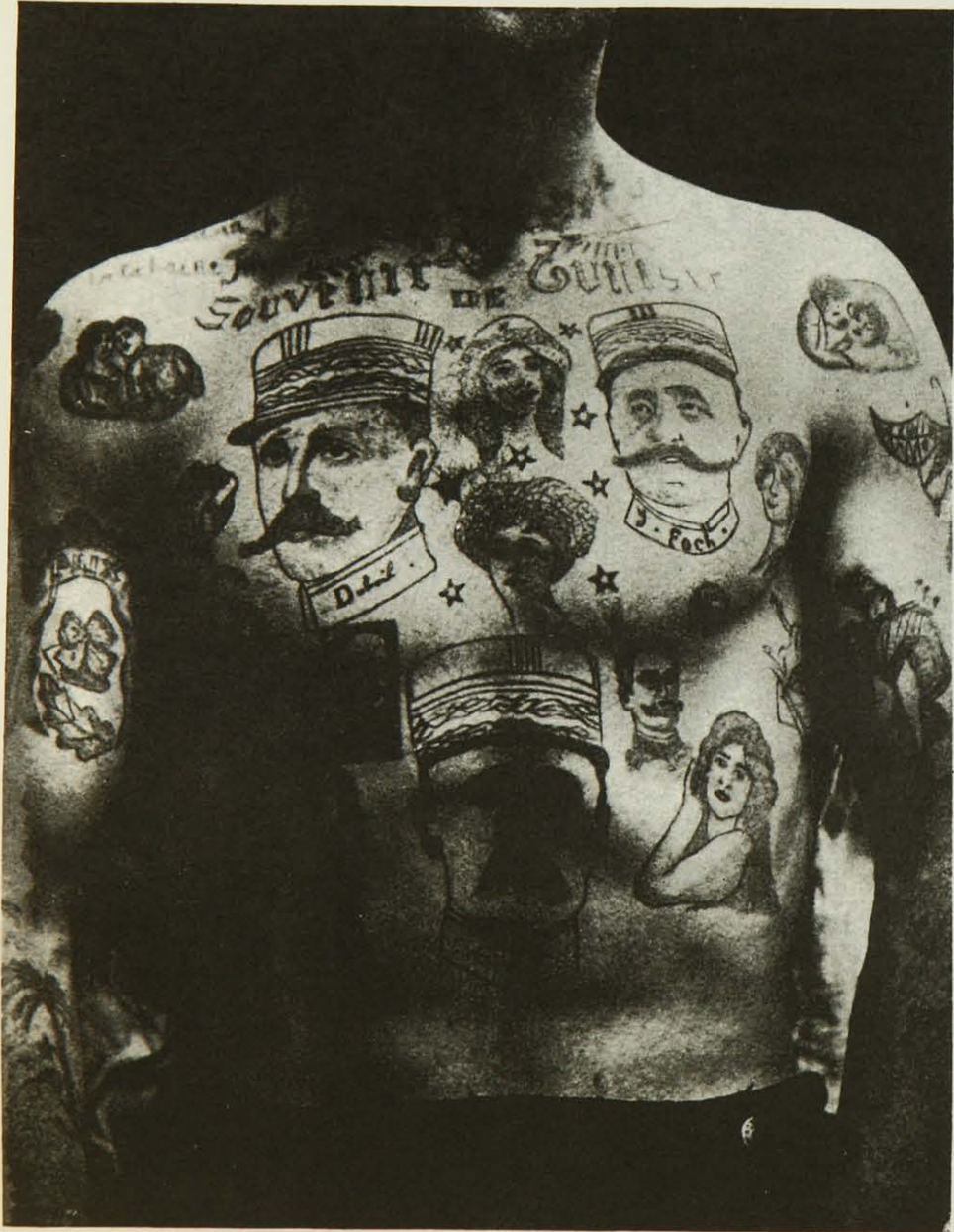


Photo Associated Press

Kriegervereins-Parade in Lübben



*Zur freundlichen Erinnerung*



an eine Ehrenkompagnie



an einen Ehrenhandel

Photo Weltrundschau



Die Krise hat in Deutschland mehr Wirtschaftsskandale aufgedeckt als in anderen Ländern, teils aus den angeführten Gründen, teils weil die Inflationsmoral, die sich jetzt zeigt, nicht mit der Inflation zugleich verschwunden ist. Favag-, Nordwolle- und Schultheiß-Affäre sowie die vielen kleineren Bank- und Genossenschaftsskandale — der Sklarek-Prozeß hat weniger mit der Unternehmer- als mit der Beamten- und Parteien-Moral zu tun — zeigen alle die gehäuften Wirkungen der Kontrolllosigkeit und des Inflationsgeistes. Doch sind die Sünden der Vorkriegspatrizier und der Vorkriegskapazitäten, wie Lahusens und der Favag-Direktoren, größer als die der erst durch den Umsturz in die Höhe Gehobenen. Der schlimmste Fall ist der der Favag. Es war nicht leicht, eine Gesellschaft von so fundiertem Unterbau und solcher Krisenfestigkeit zu ruinieren, aber der „Autorität“ Dumckes gelang es. Er und sein Stab ließen sich in alle Geschäfte ein, sie mochten der Sphäre einer Versicherungsgesellschaft noch so fern liegen, wenn sich dabei nur persönlich etwas verdienen ließ. Sie verfuhrten dabei nach dem bekannten Grundsatz: „Die guten ins Kröpfchen, die schlechten ins Töpfchen“ (d. h. die guten Geschäfte für eigene Rechnung, die schlechten für die Gesellschaft) und bewilligten sich gegenseitig Sondervergütungen für die schlechten Geschäfte, die sie auf die Gesellschaft abschoben. Die Verwaltung der Favag war gradezu eine Schule der Korruption. Man animierte die jüngeren Direktoren bald nach ihrer Ernennung, sich Villen zu kaufen und luxuriös einzurichten; ihre Einnahmen würden sich schon so erhöhen, daß sie sich diesen Luxus leisten könnten; folgten sie diesem Rat, so waren sie dann auf diese „irregulären“ Einnahmen angewiesen.

Dabei ist die deutsche Justiz in geschäftlichen Angelegenheiten noch immer sehr nachsichtig, verglichen mit dem Beispiel des englischen Gerichts, das Lord Kysant, einen zweifellosen Gentleman, zu einjähriger Zuchthausstrafe verurteilte, bloß weil er in einem Prospekt nicht alles mitteilte, was zur Beurteilung der Situation seiner Gesellschaft nötig gewesen wäre. Freilich erscheint unserem Empfinden ein solches exempel-statuierendes Urteil übertrieben und im gewissen Sinne ungerecht. Aber es muß zugegeben werden, daß unsere Gerichtsverfassung in bezug auf die Behandlung komplizierter wirtschaftlicher Korruptionsfälle verbesserungsfähig ist und daß wir von England lernen sollten, solche Fälle schlagartig und eindringlich zu erledigen, statt zwei oder drei Jahre hinter den Ereignissen nachzuhinken. Freilich kann ein solcher Fortschritt nicht durch Regierungsverordnung herbeigeführt werden, sondern er müßte durch eine Veränderung in der Stellung des Richters gesetzlich verankert werden.

Diese Ausnahmefälle beweisen nichts gegen das deutsche Unternehmertum, aber sie lassen doch die Gefahren erkennen, die aus der übersteigerten Idee des wirtschaftlichen Führertums, insbesondere aus der Kontrolllosigkeit, erwachsen. Im übrigen ist es natürlich unvermeidlich, daß die Schätzung der Unternehmertätigkeit in Zeiten der Krise nicht ganz so hoch ist wie in den Jahren des Erfolges. Fast alle haben es, wie man jetzt findet, an der erforderlichen Voraussicht fehlen lassen. Auch die Unternehmer, nicht nur die öffentlichen Korporationen haben vielfach Investitionen mit kurzfristigen Krediten finanziert. Sie haben nach amerikanischem Muster „rationalisiert“, einerseits um Löhne zu ersparen, andererseits aus Freude an der technischen Vervollkommnung, aber sie haben dabei nicht,



wie die Amerikaner, auch den Zweck verfolgt, die Preise zu verbilligen, und sie haben überdies die Aussichten des Marktes zu ungenau in Rechnung gestellt. Man wirft ihnen jetzt Fehlleitungen des nationalen Kapitals im großen Ausmaß zu; erst die Zukunft wird zeigen, inwieweit diese Vorwürfe gerechtfertigt oder übertrieben sind. Die Bankmagnaten wieder haben nicht gewußt, daß bei einem langfristigen Anlagezinsfuß von sieben bis acht Prozent eine Kapitalisierung der Aktienerträge von vier bis fünf Prozent eine Unmöglichkeit ist, sie haben die Vorkriegserfahrung, daß die Verbindlichkeiten einer Bank ein gewisses Verhältnis zu dem Eigenkapital nicht überschreiten dürfen, zum alten Eisen geworfen, sie haben sich schließlich gegen die gesetzliche Abstimmung der Mißbräuche, die sich im Aktienwesen eingenistet hatten, mit allen Kräften gewehrt. Kein Unternehmer und kein Finanzier hat gewußt, was die Reparationen in Wirklichkeit zu bedeuten haben. Keiner hat eine Ahnung davon gehabt, daß die gefährlichen Nachwirkungen des Krieges noch lange nicht erledigt waren und sind.

Hoffentlich wird diese Revision der Anschauungen das Ergebnis fördern, daß von der Bezeichnung „Wirtschaftsführer“ künftig ein sparsamer Gebrauch gemacht werden wird. *Der Unternehmer an sich ist kein Führer*, er hat nichts zu führen als sein eigenes Geschäft. Von einer Führung kann nur bei einer vollkommenen *Planwirtschaft* gesprochen werden; da gibt es eine oberste Führung, von der die Leiter der einzelnen Trusts oder Unternehmungen als Unterführer abhängig sind. Unternehmer, die bei ihrer Tätigkeit die Interessen des Ganzen höher stellen würden als die des eigenen Betriebes, wären — bei aller ethischen Anerkennung — schlechte Unternehmer. Die bekannte Forderung Ruskins, ein richtiger Unternehmer habe seine Arbeiter auch in schlechten Zeiten durchzuhalten und im äußersten Falle mit ihnen unterzugehen, wie ein Kapitän im Sturm mit seinem Schiff, würde, allgemein durchgeführt, eine Vernichtung des Volksvermögens bewirken.

Vielleicht könnte in einem übertragenen Sinne ein Unternehmer, der durch seine Ideen und seine Tatkraft beispielgebend wirkt, wie etwa Ford jetzt oder die Krupps und Siemens im früheren Deutschland, als Ehrenbezeichnung den Titel eines Wirtschaftsführers verdienen. Aber auch solche Persönlichkeiten



Panaggi

dürften im heutigen Deutschland kaum aufzufinden sein. Besonders gefährlich ist die allgemeine Verwendung der Bezeichnung „Wirtschaftsführer“ deshalb, weil mit ihr häufig die Vorstellung verbunden ist, daß, bei der dominierenden Bedeutung der Wirtschaft für den Staat, diesen Wirtschaftsführern auch ein starker Einfluß auf die politische Führung eingeräumt werden müßte. Aber der Unternehmer hat selten die Eignung zum politischen Führer, und wenn die Regierungen ihn zu Rate ziehen, so dürfen sie nie vergessen, daß seine Kompetenz sich nur auf seine eigenen Interessen bezieht, die nur in seltenen Fällen, und nie in allen Beziehungen, mit den allgemeinen Interessen identisch sind.



# Können wir ohne das Ausland leben?

Revision der „Autarkie“

Von

*Dr. Walter Schück*

## Isolierung als Abwehr

Die Wirtschaft der Welt sichtet ihre Waffen. Da sind die neuesten: Leistungssteigerung durch Fließarbeit im Produktionsprozeß, durch Verbesserung der Absatzmethoden — kurz durch die Mittel einer echten Rationalisierung; da ist die schon vor dem Weltkrieg begonnene Standardisierung nicht nur der industriellen Fertigwaren, sondern auch der Rohstoffe — ein Apfel gleicht dem andern, ein Huhn sieht genau so aus, wiegt ebensoviel, legt genau das gleiche wie Tausende anderer Hühner. Was aber ist mit all diesen modernen Waffen erreicht worden? Zwar nahm die Weltproduktion bis 1929 in phantastischem Umfange zu; aber nicht nur blieb der erhoffte Wohlstand Aller aus, sondern Millionen und Millionen Menschen wurden aus der Produktion geschleudert, schieden als Produzenten und in sehr erheblichem Umfang auch als Verbraucher aus und darben angesichts riesiger Vorräte. Zu vernichten, was man eben noch unter Aufwand äußersten Scharfsinns erzeugt hat, gilt fast als der ökonomischen Weisheit letzter Schluß.

Das ist die Situation, in der man auf eine Waffe zurückgreift, von der man fast angenommen hatte, sie werde im Arsenal der Wirtschaftswaffen über kurz oder lang nur noch Museumswert besitzen. Wie die deutschen Städte des Mittelalters — schlimmer: wie die hilflosen Neger Afrikas, so umgibt man sich mit Pallisaden und Mauern, sucht fremde — sei es auch bessere und billigere — Ware auszusperren. *Schutz der nationalen Arbeit* ist die Parole; in diesem Zeichen haben seit 1919 die überseeischen Länder, nicht zum wenigsten die Vereinigten Staaten von Nordamerika, immer und immer wieder ihre Zölle erhöht; mit diesem Feldgeschrei zogen die landwirtschaftlichen Großbetriebe Deutschlands in die Zollschlacht, die sie gegen die Konsumenten und die mittlere und kleine Landwirtschaft glänzend gewannen; vor wenigen Wochen sank die stolzeste Feste der Handelsfreiheit, England, und seinen Spuren folgt jetzt selbst ein so stark auf internationalen Warenaustausch eingestelltes Land wie Holland. Man wehrt sich gegen die fremde Ware, weil man fürchtet, sie werde die eigene Produktion erdrosseln — merkwürdige Überlegung, an deren Ende eigentlich die Einsicht stehen müßte: wer gar nichts mehr produziere, kaufe am billigsten, und Rohstoffbesitz, ein wohlausgebauter industrieller Produktionsapparat und eine Armee intelligenter Arbeitskräfte führten zum Ruin des eigenen Landes.

## Das deutsche Problem

Im Falle Deutschlands hat das Problem des internationalen Warenaustausches einen besonderen Aspekt. Deutschland steht, soll es seine politischen und privaten Verpflichtungen auch nur teilweise erfüllen können, unter Exportzwang. Werden für die Dauer der Krise auch nur die ungeschützten Zahlungen aus dem Young-Plan, wird außerdem die Amortisation und Verzinsung der im Ausland aufgenom-



menen Anleihen geleistet, so wird die deutsche Zahlungsbilanz um 1500 Millionen Reichsmark ausgleichsbedürftig, von denen mindestens 1200 Millionen durch Ausfuhr-Überschüsse aufzubringen sind. In diesen Ziffern ist aber die Rückzahlung der kurzfristigen Gelder noch nicht einmal berücksichtigt, ist ebenso wenig an die — allerdings in ihrem Umfang weit überschätzte — Kapitalflucht gedacht. *Deutschland muß also mehr exportieren als es importiert*; es kann das angesichts der Einfuhr-Erschwerungen bei seinen Hauptabnehmern nur, indem es mit seinen Ausfuhrpreisen immer weiter heruntergeht. Die Gegenwart bietet das erschütternde Bild eines *Ausverkaufs der deutschen Export-Industrie*, die verzweifelt versucht, sich für Verlustpreise bei der Ausfuhr durch Gewinne im Binnengeschäft schadlos zu halten.

Der auf Deutschland lastende Exportzwang würde sich zweifellos in sehr erheblichem Umfange lösen, gelänge es, die Reparationszahlungen herabzudrücken. Jede wirtschaftlich vernünftige Endlösung des Reparationsproblems höbe außerdem den Kredit Deutschlands und unterbände den überstürzten Abzug der kurzfristigen Auslandgelder. Wollte man aber den Reparationsabbau durch bewußte Drosselung der Ausfuhr erzwingen, so brächte man nicht nur die deutsche Wirtschaft um jede Rentabilität (denn die anteilmäßig eine immer größere Rolle spielenden fixen Kosten wären dann von einer noch geringeren Produktion als der heutigen aufzubringen), sondern erschütterte auch durch den Fortfall der Nachfrage nach Reichsmark (zur Bezahlung der deutschen Lieferungen) die deutsche Währung in ihren Grundfesten. Wie aber, wenn man auch das *Angebot an Reichsmark verknappt*? Reichsmark wird hauptsächlich als Bezahlung für Einfuhr-Lieferungen angeboten. Verzichtet also Deutschland auf Import, drosselt es seinen Export, so wird eine Reichsmark-Notierung im Ausland genauso jede praktische Bedeutung verlieren wie die Notierung des sowjetischen Tschernowetz — und da gedrosselter Export Unmöglichkeit der Reparationszahlungen bedeutet, so ist: — nun so ist zunächst lediglich ein logisches Exerzitium geglückt. Aber es führt kein Weg von der „Tat“, einer auf Autarkie eingeschworenen Gruppe, zur Tat selbst.

### **Nationale Pflicht — Nationale Möglichkeiten**

Die deutschen Autarkisten — sie finden sich nicht nur in denjenigen Parteien, die zu Unrecht das Wort *National* für sich usurpieren — sehen durchaus mit Recht die Frage der Einfuhr-Drosselung als das Kardinalproblem an. Sie wehren sich, ebenfalls mit Recht, gegen den naiven Einwand, man könne ebensowenig Baumwolle wie Apfelsinen in Deutschland produzieren. Wer Autarkie will, setzt weitgehende Umstellung des nationalen Bedarfs, setzt Verzicht auf ausländische Waren auch dann voraus, wenn dieser Verzicht Opfer fordert. Keine Nation der Welt, am allerwenigsten die deutsche, die im Weltkrieg ohne Unterschied der Partei- oder Rassenzugehörigkeit noch viel größere Opfer gebracht hat, wird solcher Aufgabe gegenüber versagen. Es heißt, am Problem vorbeireden, stellt man es so hin, als gäbe es in Deutschland Kreise, die die Weltwirtschaft *aus Freude am Ausländischen* der Autarkie vorzögen. Die Fragestellung kann nicht heißen: Wollen wir Autarkie; sie kann lediglich lauten: *Kann Deutschland autark wirtschaften?*



Deutschland hat während des Weltkriegs vornehmlich auf Rat Walter Rathenaus Versuche gemacht, seine Wirtschaft autark zu führen. Dieser Versuch ist gescheitert, obgleich die letzten Reserven herangezogen wurden, obgleich aus neutralen und besetzten Gebieten zeitweise sehr erhebliche Importe stattfanden. Auch die Tatsache, daß im Kriege eine ungeheure Materialverschwendung getrieben wurde, daß in der Landwirtschaft Arme fehlten, kann insbesondere die teilweise



Hellmut Siebert

Holzschritt

noch heute fühlbaren Mängel der möglichen Ernährung nicht zu quasi zufälligen stempeln. Seitdem hat sich in Deutschland, genau wie überall in der Welt, die *Abwanderung vom Brot- zum Fleischkonsum* vollzogen; ohne Rücksicht hierauf aber hielt die deutsche Schutzzollpolitik den Bauer beim Getreideanbau fest. So ist gegenwärtig, unter der Voraussetzung der möglichen Umlagerung der Nachfrage von Weizen auf Roggen, Deutschlands Brotgetreide-Basis allgemein gesichert, nicht aber seine Ernährung in tierischen Produkten, nicht die Futtermittel-Basis. Unterbindet man heute die Lebensmittel-Einfuhr, so müssen 34 Prozent Eier weniger in Deutschland verbraucht werden als bisher, ebensoviel weniger Hühner, 28 Prozent weniger Butter. Weitaus ungünstiger noch liegen die Verhältnisse hinsichtlich der *industriellen Rohstoffe*. Wollte man auf zusätzliche Lebensmitteleinfuhr, wollte man auf den Import von Eisenerz oder auch nur von Kupfer, Wolle, Kautschuk verzichten, so würde bis zur Herausbildung eines





Rudolf Kriz

— Gnädigste sind damit sehr gut bedient, weil niemand merken wird, daß es ein teures Kleid ist . .

neuen Lebensstils, der demjenigen des Mittelalters nicht unähnlich wäre, ein wirtschaftliches Chaos herrschen.

### Deutsche Monopole?

Diese zwangsläufige Entwicklung ist zu leicht erkennbar, als daß die deutschen Anhänger der Autarkie sie nicht in Rechnung stellten. Sie mildern deshalb das Postulat der Vollautarkie: lebensnotwendige Einfuhrartikel sollen, möglichst durch Vermittlung des Staates, importiert werden dürfen. Im Umfang dieser Einfuhren wird man auch die Ausfuhr zulassen, am besten durch direkten Tausch, wie er tatsächlich in der Wirtschaftswirrnis der Gegenwart zwischen Nordamerika und Brasilien zustande gekommen, zwischen Deutschland und Brasilien wie Italien und zwischen einer Reihe anderer Länder geplant ist — stets mit der Begründung, auf diese Weise „spare man Devisen“: als sei nicht auch das durch Geld vermittelte Geschäft letzten Endes ein Tausch von Ware gegen Ware!

Kein Zweifel: Deutschland würde genau wie die Sowjetunion solche Verkäufe als Äquivalent ausnahmsweise gestatteter Einfuhren vornehmen können, aber genau wie Sowjetrußland nur Preise bewilligt erhalten, die weit unter den normalen liegen. Das Interesse am Sowjetgeschäft war bezeichnenderweise so lange groß, wie die Sowjetunion Kredite in Anspruch nahm; als die Rückzahlung der Kredite durch den Verkauf sowjetischer Waren erfolgte, als diese Waren zu Preisen angeboten werden mußten, mit denen die anderen Staaten kaum konkurrieren konnten, sank außerhalb Deutschlands die Begeisterung für Russen-Exporte auf den Gefrierpunkt (in Deutschland wirkte sich auch hier der zahlungsbilanzmäßige Druck aus, der selbst das Sowjetgeschäft noch anziehend machte). Deutschland, von der Natur hinsichtlich der Ausstattung mit Bodenschätzen und hinsichtlich der Ergiebigkeit seines Bodens durchaus nicht freigebig bedacht, braucht Erzeugnisse aus fremden Ländern, braucht sie viel stärker als z. B. das riesige Sowjetreich. Aber die Welt braucht deutsche Ware nicht.

Diese Feststellung klingt deutschen Ohren nicht erfreulich. Hat doch noch vor wenigen Monaten der Führer der deutschnationalen Volkspartei die Forderung einer Einfuhr-Sonderabgabe damit begründet, daß das Ausland auf zahlreiche deutsche Waren angewiesen sei. Aber dieser Hinweis ist irrig. Das Ausland braucht uns nicht mehr: unser einstiges Monopol in Anilinfarben und pharmazeutischen Spezialpräparaten ist längst gebrochen; genau so steht es mit allen anderen Produkten. Schaltet sich Deutschland aus der Weltwirtschaft aus, so verliert es mehr als der Rest der Welt; wer die Gegenwart mit ihren sinkenden Importziffern begrüßt, muß auch den gedrückten Lebensstandard unserer Tage



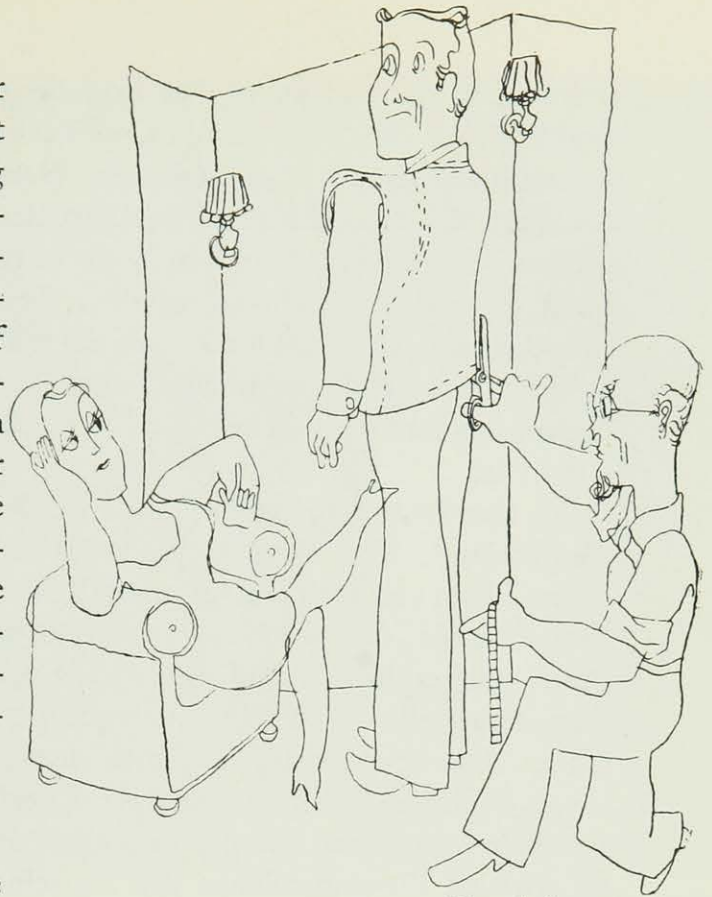
begrüßen; wer Teil-Autarkie für Deutschland wünscht, muß sich mit einer Verewigung und Verschärfung des Dumping, des Verkaufs zu Unter-Inlandpreisen abfinden; wer Voll-Autarkie anstrebt, bejaht damit ein an Arbeit überreiches, dem harten Kampf um die elementarsten Güter gewidmetes Leben, will aus Deutschland ein Arbeitshaus nach sowjetischem Muster machen — ohne daß aber bei uns die erhabene Idee eines an Kühnheit unerreichten Aufbaus den Einzelnen wie die Gesamtheit für die Opfer an Arbeitskraft, schlimmer noch: für den Verzicht auf andere als ökonomische Erwägungen, entschädigen würde.

### Das Ideal deutscher Zukunft

Vielleicht aber sollen wir gerade dieses Leben der Arbeit anstreben? Vielleicht kommt es gar nicht so sehr auf den Ertrag an, ist das Ertragsstreben ebenso verwerflich wie das Streben nach Rentabilität, dem Ausdruck des Ertrags? Vielleicht liegt die Aufgabe der Zukunft darin, den deutschen Menschen erheblich stärker als bisher der Arbeit, vorzugsweise der körperlichen Arbeit zuzuführen. In der Idee der *Arbeitsdienstpflicht* finden wir den Gedanken verkörpert, daß der Arbeit allein, ohne Rücksicht auf ihren Ertrag, volkserzieherischer und nicht nur jugenderzieherischer Wert innewohne.

Diese Gedanken konnten nur in einer Zeit wie der gegenwärtigen entstehen, in der ein Schrei nach „Arbeit“ die Welt durchhallt. Aber nicht Arbeit wollen die Arbeitslosen, sondern Subsistenzmittel, die, wie sie wissen, nur durch Arbeit erhältlich sind. Seitdem sich der Mensch das erste Werkzeug schuf, ist er darauf bedacht, sich Arbeit zu ersparen. Die ersparte Zeit ist noch nie „vertan“ worden; aber nur die Verbesserung der Arbeitsmethoden hat Zeit für den Einzelnen und hat Einzelne im Rahmen der Volksgesamtheit freigemacht für die geistige Höherentwicklung. Nicht derjenige hat die Welt vorwärts gebracht, der in achtzehnstündiger täglicher Arbeit mühsam die Subsistenzmittel für sich erwarb, sondern Fortschritt ist noch stets hervorgegangen aus dem *Zusammenwirken zwischen Produktion und Planung*, wobei die Produktion den *planenden* Menschen mitzuhalten hat. Je mehr Menschen innerhalb einer Nation von der mühseligen Arbeit entlastet werden, die im Mittelalter zwar nicht den privilegierten Handwerksmeister, aber seinen Gesellen und noch mehr den Bauern drückte, desto höher wird diese Nation stehen, desto größeren Wohlstand werden ihre Mitglieder aufweisen.

Natürliche Monopole gibt es heute, im Zeitalter der synthetischen Rohstoffe,



Hans Aufseeser

— Zur Notverordnung trägt man jetzt den engen, grauen Kurz-Rock.



kaum noch. Um so wertvoller sind die *geistigen Monopole*. Deutschlands Stärke liegt hier; auf die Verkennung dieser Tatsache, auf die Nachahmung ausländischer Produktionsmethoden an Stelle der Herausbildung eigener ist in erheblichem Umfange die Not unserer Tage zurückzuführen. Mit importierten Maschinen nach ausländischen Vorbildern Ware zu produzieren, das vermag jedes exotische Land besser als Deutschland, wo die Arbeitskraft notwendig teuer, die heimischen Rohstoffe knapp sind. Durch neue *eigene* Produktionsmethoden die Ware zu verbessern, ihren Preis zu senken: hierin liegt die Aufgabe Deutschlands, dessen wichtigstes Aktivum nicht billige Handarbeit, sondern nur konzentrierte geistige Arbeit ist.

Sie aber bedarf, um fruchtbar zu werden, eines größeren Feldes als des kleinen Deutschland. Wie die geistige Produktion, so muß auch die materielle von Deutschland aus allen Völkern der Erde zugute kommen: und umgekehrt — wie Deutschlands Geistesleben stets, und am stärksten in den Zeiten geistiger Blüte, geographische und zeitliche Grenzen ignorierte, so muß auch heute seine materielle Produktion Anregung und Ergänzung durch das Ausland erfahren. Das aber ist das Gegenteil von Autarkie. Loslösung aus der Weltwirtschaft, Isolierung von der geistigen Entwicklung der Welt — das sind nur zwei Erscheinungsformen der gleichen egozentrischen Einstellung, die, genauso wie im sozialen Zusammenleben den Einzelnen, so im Leben der Völker jedes einzelne Volk schädigt. Nicht dazu wurden all die Wunderwerke moderner Verkehrstechnik geschaffen, daß sie ungenutzt des Tages warten, an dem sie zum Vernichtungskampf des einen Volkes gegen das andere eingesetzt werden. Ziel menschlicher Gemeinschaft ist auf wirtschaftlichem wie auf geistigem Gebiet: *Austausch des Überflusses und des Mangels*; je mehr dieser Austausch durch Zölle, durch Einfuhrverbote und last not least durch eine innere Animosität gegen Fremdes gehemmt wird, desto geringere Aussicht besteht für eine Lösung der wirtschaftlichen und seelischen Verkrampfung, unter der die Welt leidet.

In dieser Feststellung ist nichts, was die nationalen Empfindungen auch des besten Patrioten verletzen könnte. Niemand wird Abwehrmaßnahmen gegen den überspannten wirtschaftlichen Nationalismus anderer Staaten, vor allem solcher verwerfen, für die Deutschland ein ausgezeichnete Kunde ist. Aber über allen diesen Notmaßnahmen darf das große Ziel nicht aus den Augen verloren werden: jedem einzelnen Deutschen ein möglichst großes Maß wirtschaftlicher Güter zu vermitteln. Dieses Ziel kann nur erreicht und nur dann die Basis für die Aufrechterhaltung eines hohen zivilisatorischen Standes gesichert werden, wenn wir uns auf die Produktion derjenigen Güter beschränken, zu deren Herstellung der deutsche Mensch, der deutsche Boden, das deutsche Klima in idealer Weise zusammenwirken — und wenn wir alle anderen Waren aus denjenigen Ländern beziehen, in denen ebenfalls ideale Bedingungen für die Produktion dieser anderen Waren vorhanden sind. Die Anerkennung dieses Grundsatzes und die Arbeit, ihm Geltung zu verschaffen, bildet Vorbedingung für eine wahre nationale und internationale Befriedung, für die Vorwärtsentwicklung der Menschheit. Das gleiche Volk, das seine Sondergaben und Sonderbegabung am besten pflegt, wird sich selbst und wird damit der Völkergemeinschaft den größten Dienst erweisen.





Spreewald

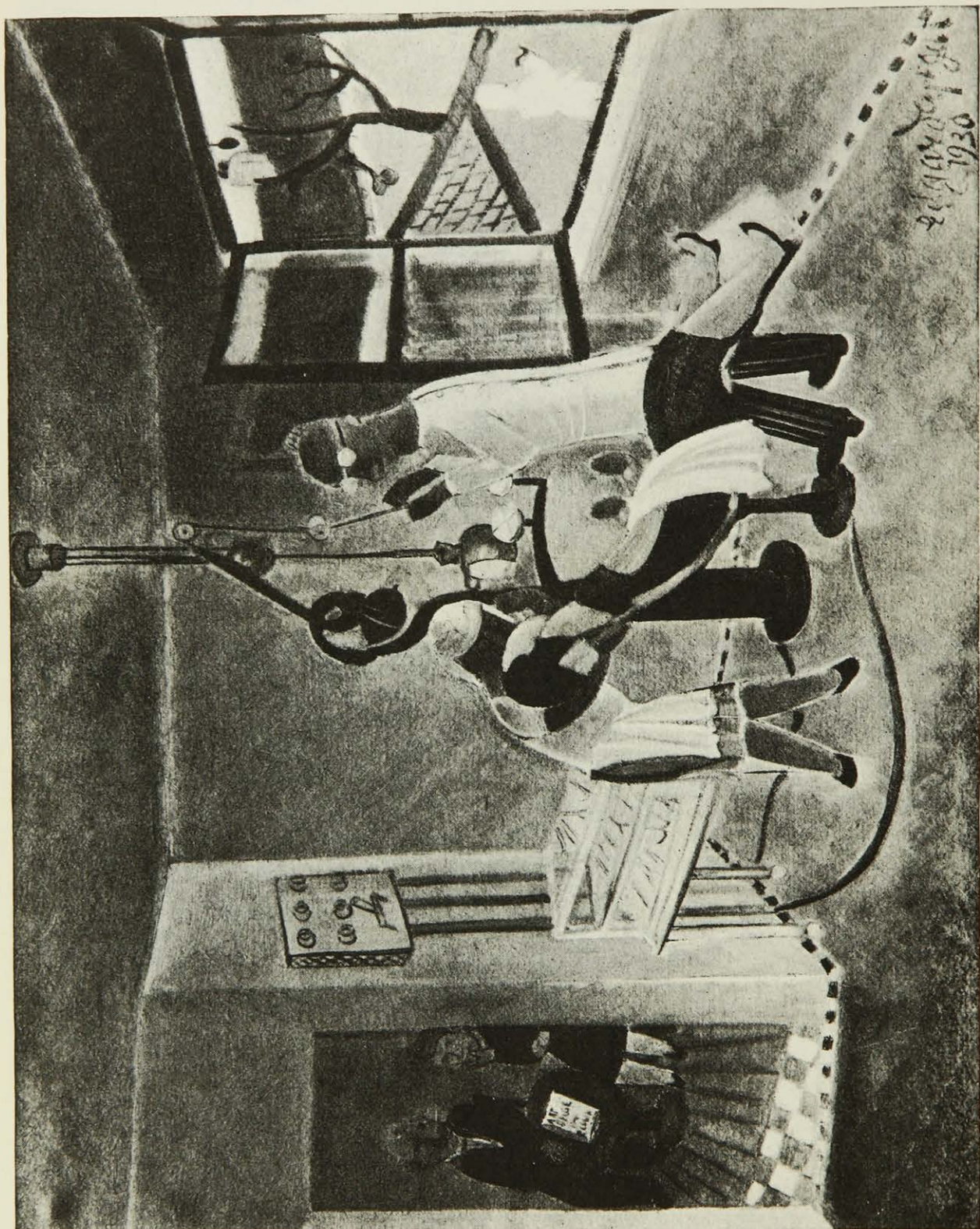
Photo Transocean



St. Moritz

Photo Riebicke





Edgard Tytgat, Beim Zahnarzt (Oil)



# Luise, Königin von Preußen, wie sie nicht in den Lehrbüchern steht

Von

*Dr. Frank Vogl*

Mit dreien ihrer elf Geschwister nur entrann Luise, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, dem naheliegenden Schicksal, als unbedeutender Säugling oder doch in frühen Jahren zu sterben. Unter diesen elf Kindern war Luise in der Reihenfolge das sechste, was sie jedoch nicht hinderte, mit ihrer Liebblingsschwester Friederike zusammen ein hübsches Mädchen zu werden und gar, Friederike übertreffend, am meisten von sich reden zu machen. Luise war zunächst nichts mehr als ein hübsches Mädchen, schelmisch, launisch, kokett, voll Übermut und ohne adlige Hemmungen. Sie war eine kleine belanglose Prinzessin, aber zu klug, um der Etikette nicht ein Schnippchen zu schlagen. Dieses Schnippchen reicht bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein, das Luise abwechselnd als Vorbild einer deutschen Mutter oder als Muster einer Intrigantin und politischen Frau anspricht.

Friedrich Wilhelm, preußischer Kronprinz und nachmaliger dritter König dieses Namens, war ein gefühlvoller und gelegentlich eigensinniger Prinz des alten Regimes und bei aller Liebe zu Luise ein hölzerner Pedant. Wenn es wahr ist, daß die Kinder einer Ehe immer dem nachschlagen, der in der Liebe das Regiment führt, so müssen nicht nur der Kronprinz, sondern sämtliche Kinder Friedrich Wilhelms III. auf ihre Mutter gekommen sein.

Friedrich Wilhelm liebte die kleine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Und da Luise nichts dagegen hatte, preußische Königin zu werden, außerdem in ihrem siebzehnjährigen Kindergemüt dem Prinzen auch recht herzlich zugetan war, so wurden sie Mann und Frau. Der königliche Vater, vorschriftsmäßig um seine Meinung gefragt, hatte gegen die Kronprinzessin ebensowenig einzuwenden wie er zu ihren Gunsten hätte sprechen mögen. Um das Jahr 1800 schien demnach eine freundlich wärmende Sonne auf das Haus Brandenburg.

Im Jahre 1802 kam der russische Kaiser Alexander, der soeben seinem ermordeten Vater auf den Thron gefolgt war, den preußischen König und seine schöne Gattin zu besuchen. Luise schlug vor, dem hohen Gast bis Tilsit entgegenzureisen, worin Friedrich Wilhelm einwilligte. Der Hof wurde in dem Haus des dänischen Konsuls installiert, und hierselbst erwartete die parvenierte Königin mit der Grandezza alten spanischen Adels den russischen Zaren. Der König ritt dem Gast bis vor das triumphal geschmückte Stadttor entgegen und führte, ebenso romantisch wie pedantisch, außer einem gesattelten Pferde eine achtspännige Staatskarosse mit sich. Jedoch der Kaiser ritt. Er wußte, wie sich ein Mann von seiner günstigsten Seite zu zeigen hat. Man hatte ihm überdies von der preußischen Königin genügend erzählt, daß er sich Mühe geben konnte, einen guten Eindruck zu machen. Der russische Kaiser wollte der vormaligen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz heldisch kommen.



Alexander war, was man einen schönen Mann nennt. Luise glitt ihm federnden Schrittes bis unter das Tor des Hauses entgegen, und als er ihre Hände küßte, neigte sie ihm ihren graziösen Lockenkopf und ihr Decolleté zu, das wie gewöhnlich von einer wogenden Moschuswolke eingehüllt war — was eine zärtliche Umarmung markierte. Sie wußte nämlich, daß dies der Brauch in Rußland sei, wenn ein Herr einer Dame die Hand küßt. Und sie wollte nicht anstehen, dem Zaren auf barbarischem Boden mit den französischen Sitten seiner Hauptstadt zu huldigen.

Alexander war ein wenig erstaunt über Luisens Liebenswürdigkeit. Jedoch war er Kavalier genug, sich unmittelbar in seine Rolle zu finden. Beiläufig äußerte er, daß er keineswegs ein Freund der Repräsentation und des Gepräuges sei, und daß er es vorziehen würde, mit Luise und dem König allein zu plaudern, um möglichst viel von der Güte der Königin und der Klugheit Sr. Majestät zu empfangen.

Der erste Abend verging schon „en famille“. Luise legte ihr Paradekleid ab, das Juwelen für über eine Million trug, und schlüpfte in einen leichten, dafür aber desto reizvolleren und eleganteren Mousselin, der soeben große Mode geworden war. Auch ihre Haare frisierte sie leichter. Der Kaiser, hierfür um Erlaubnis gefragt, konnte seinem Entzücken über die Gattin des neuen Freundes nicht genügend Ausdruck geben.

Die Königin ließ es sich nicht nehmen, dem hohen Gast höchst eigenhändig den Tee zu bereiten. Und auch darüber hinaus vergingen die vierzehn Tage des Tilsiter Besuchs in herzlichstem Einvernehmen und freundlichster Bewegung. Zwischen Luise und ihrem „einzigen Alexander“, wie sie ihn bald nannte, wurde eine aufrichtige Freundschaft geschlossen. Der König war stolz, eine Gattin zu besitzen, die auf einen Mann wie Alexander solchen Eindruck machen konnte. Und Luise schätzte sich glücklich, zwischen den beiden Fürsten eine geistige Brücke geschaffen zu haben, die ihrer Neigung eine Begründung gab und überdies dem Staat, man wußte nicht wie, von Nutzen sein konnte. Von Alexander aber berichtete die Gräfin Voß ihrer königlichen Herrin schmunzelnd, daß der Unglückliche sterblich verliebt in Ihre Majestät sei.

Die Königin vernahm diese Botschaft mit Haltung, ohne jedoch ein wohlgefälliges Lächeln unterdrücken zu können. „Tant pis pour lui“, sagte sie, indem sie die Wimpern senkte. Und dachte, daß der Unglückliche so bedauernswert nicht sei. Liebte sie ihn nicht auch? Un peu, un très petit peu . . . elle était la reine de Prusse . . .

Drei Jahre später, man schrieb den 4. November, war der Zar wieder einmal bei dem preußischen Königspaar zu Gast gewesen. Diesmal in Potsdam. Er hatte seine Abreise auf den frühen Morgen des 5. November festgesetzt. Abends hatten die drei Majestäten zum letztenmal miteinander gespeist, ohne jeden Hofstaat, formlos, zwanglos. Luise hatte die größtenteils politische Unterhaltung geführt, die sich natürlich um Napoleon drehte. Sie drängte, glühend vor Eifer, vorwärts, scheinbar eine Bewegung gewaltsam zurückhaltend, die ihr Gatte nicht ausgesprochen zu hören verlangte. Alexander sympathisierte mit der leidenschaftlichen Frau, wenngleich er ihre Gründe nur ahnte. Jedenfalls schien ihm





Stich von 1807

**Bei Friedrich's des Unsterblichen Asche schwören Alexander I., Kaiser von Rußland, und Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, sich unauflöslliche Freundschaft**

Luisens Blut schwungvoll zu kreisen. Ihre Nervosität entlud sich funkend an der zögernden Gelassenheit des Königs.

Gegen halb ein Uhr nachts befahl Luise, die Gruft Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche festlich zu erleuchten. Man folgte zögernd dem seltsamen Befehl, von der Ungeduld der Herrin gespornt. Kurz darauf begaben sich Luise, Alexander und der König, ohne jede Begleitung, in die Gruft und bestätigten hier unter Luisens Regie zeremoniell den Freundschafts-Dreibund.

Napoleon, der sich über die Rührseligkeit der Szene lustig machte, als man ihm einen Stich der feierlichen Handlung vorlegte, bezeichnete dennoch diese Nacht des vierten November als Markstein der preußischen Geschichte. Vielleicht hatte Napoleon nicht das Recht, das Bild so zu deuten, wie es ihm in einer frivolen Anwendung beliebte. Friedrich der Große, sagte er, hätte sich im Sarge herumdrehen müssen, auf den Alexander sich stützte, wenn er gesehen hätte, wie Luise, die rechte Hand auf das Herz gedrückt, in Gegenwart ihres Mannes mit Alexander kokettierte. Mag sein, daß diese Deutung der Szene als spitz-



findig bezeichnet werden kann. Jedenfalls aber war der vierte November, wie Napoleon es behauptete, tatsächlich ein wichtiges Datum, zunächst weniger in der Geschichte Preußens als im Leben der Königin.

Luise war unzufrieden mit ihrem Mann. Er war ihr zu romantisch und zu wenig heldenhaft. Warum hatte er nicht das leidenschaftliche Tempo des Prinzen Louis Ferdinand? Warum zögerte er gegenüber Alexander, dessen Interesse für Preußen nicht zuletzt in seiner Neigung zu dessen Königin bestand? Warum ergriff der Klägliche nicht wenigstens den Zipfel des größeren Schicksals, den sie, seine Frau, ihm reichte, um sich seiner nicht schämen zu müssen? War dieser Schwächling überhaupt einer Luise wert, fragte sich die enttäuschte und verbitterte Frau. Wer war sie? Eine Frau von dreißig Jahren, Luise, eine kleine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz zwar. Aber gab diese Vergangenheit dem preußischen König ein ewiges Recht auf sie? Sie hätte ebensowohl Kaiserin von Rußland werden können.

Allein, es gab in den deutschen Fürstenhäusern nicht den Brauch der Ehescheidung. Es blieb Luise nichts zu tun übrig, als an der Seite dessen auszuharren, der sie siebzehnjährig erheiratet hatte. Er war gut zu ihr, er liebte sie. Aber liebte Alexander sie nicht? Liebte sie nicht sogar der Prinz Louis Ferdinand?

Luise war zu jung und zu leidenschaftlich, um über ihrem achtfachen Mutterglück bereits zu resignieren. Es mußte etwas geschehen. Nun, der erste Schritt war getan. Alexander war ihr sicher, mußte ihr sicher bleiben. Um jeden Preis. Sie würde dem kleinen, schmutzigen Korsen das russische Reich entgegenstellen und würde sich ihres Thrones und ihres Gatten nicht zu schämen haben.

Napoleon war verärgert über die Wendung der preußischen Königin, die seit jenem denkwürdigen vierten November aus einer deutschen Hausmutter eine europäische Monarchin geworden war. Er spottete darüber, daß sie ein Leibregiment haben wollte, daß sie in den Ministerrat die Nase steckte und daß sie mit Alexander eine politische Privatkorrespondenz führte. Aber dieser Spott hatte einen Unterton von ernster Bitterkeit, gar Verdrossenheit. Mag sein, daß er die Kraft spürte, die aus Luise eine Amazone (so nannte er sie) machte. Mag sein, daß er ahnte: Hier dilettiert keine Prinzessin in Politik, weil sie zufällig Thronfolgerin geworden ist, sondern hier rächt sich eine Frau am Leben, die, obgleich sie ihrem Gatten acht Kinder geboren hat, ungebrochen, unangetastet dasteht und Forderungen an die ungerechte Welt hat, Ansprüche, die ihr Gatte nicht zu erfüllen imstande ist, Ansprüche, die sie traumwandlerisch mit der Leidenschaft Louis Ferdinands oder dem weiten Raum des russischen Reiches zu befriedigen sich anschickt.

Als Napoleon in Berlin einmarschierte und im Potsdamer Schloß Wohnung nahm, das von dem Königspaar fluchtartig geräumt worden war, fand er in den Gemächern der Königin außer Dokumenten, die ihm sagten, wie Luise die Verträge ihres Gatten mit dem französischen Kaiserreich mißachtet hatte, ein Bild des russischen Kaisers, und zwischen den Toilettegegenständen und der Wäsche Staatspapiere, die nach Moschus rochen, dem Lieblingsparfüm der Königin. Napoleon schätzte keine politischen Frauen. Seine Josephine war ein unbedeutender Mensch, das wußte er. Aber sie war eine Frau, die ihn bis an



seinen Tod mit unverlöschlicher Glut auf die Folter spannen konnte. Wie liebte es der große Napoleon, auf diese süßeste aller Foltern gespannt zu werden. Politische Frauen aber waren ihm verhaßt wie dem Teufel der Kruzifixus. Dennoch war ihm diese Luise ein Rätsel. Sie verband mit ihrer Politik und ihrem Leibregiment etwas, das die Köpfe der Berliner Männer und Frauen exaltierte. Napoleon ahnte, daß er in dieser Luise mehr als eine politische Frau, vielleicht eine Gegnerin zu sehen hatte.

1807 war Preußen ein verlorenes Land. Aber es hatte immer noch eine ungebrochene Königin. Ihr unwiderstehlicher Charme hatte sogar, aller Not und allem Unglück zum Trotz, zugenommen. Man war sich einig darüber, daß Luise in diesen elenden Tagen schöner war denn je.

Da kam Graf Kalckreuth, des Königs Ratgeber, auf den immerhin ausgefallenen Gedanken, wo die Regimenter versagten, deren Herrin dem französischen Eroberer entgegenzustellen. Der König war schwach genug, die Absurdität des Gedankens nicht zu empfinden. Er war in Verlegenheit und gönnte sich nicht die Muße, der verborgenen Entwei-



Otto Th. W. Stein

lung nachzuspüren, die dieses klägliche Spiel bergen würde. Ein König, der sein Heer verloren hat, kann schließlich für die Privatperson seiner Königin keine Gedanken haben, wie sehr er sie auch immer im Frieden lieben mag. C'est la guerre!

Luise betrachtete sich im Spiegel, als sie den Brief des Königs mit der Einladung zu einem Besuch bei „Nöpel“ (so sagte sie meist statt Napoleon) empfing. Sie bestätigte sich, daß ihre Anmut unverblischen sei, und daß sie sich einen Sieg über Napoleon zutraue. Jedenfalls eher als ihrem Gatten. Sie reiste unverzögert nach Tilsit und erfuhr mit Schmerz, daß Napoleon nicht daran denke, sie einzuladen. Wo er Männern gegenüber zu fordern berechtigt war, wie sollte er dazu kommen, mit einer Frau zu verhandeln. Noch dazu mit Luise.

Luise beschloß, ungeladen vor dem französischen Kaiser zu erscheinen. Sie war bereit, dem preußischen Volk dieses Opfer zu bringen. Doch es bedurfte ihres Opferwillens nicht. Man übergab Luise ein sorgfältig ausgearbeitetes Exposé, das ihrer Unterhaltung mit Napoleon zur Unterlage dienen sollte. Luise betrachtete die Punkte voll Mißtrauen und erwiderte, daß sie sich nichts davon verspreche. Alexander mied die einstige Freundin.

Gegen fünf Uhr an einem sonnigen Julinachmittag, eine Viertelstunde nach Luisens Ankunft in der Tilsiter Wohnung des Königs, wurde Napoleon von Luisens Hofdamen an der Treppe des Hauses empfangen. Die Gräfin Voß geleitete den Machthaber, der äußerst höflich war und lebhaft mit den Damen



konvertierte, zum König und sagte dann beiläufig zu der Gräfin Tauentzien, daß Napoleon einer der häßlichsten Männer sei, die ihr begegnet wären. „Diese Figur, dieses aufgedunsene Gesicht“, rief sie ein über das andere Mal. „Und die Augen rollt er wie der leibhaftige Gottseibeius. Er ist der inkarnierte Erfolg.“ Das war das niederschmetterndste Urteil, das damals am preußischen Hofe gefällt werden konnte.

Die Gräfin Tauentzien urteilte gnädiger. Sie fand seinen Mund fein geschnitten und die Zähne auffallend schön.

Der König und Napoleon, der sein militärisches Gefolge zurückließ, schritten die Treppe hinauf, um Luise im oberen Stockwerk aufzusuchen. Luise hatte eine prächtige weiße, silberbestickte Robe angelegt. Die kurze Taille war aus Brokat und ließ die schönen Schultern nackt. Die Arme waren bis über die Ellbogen mit Handschuhen bedeckt, die mit dem tiefen Ausschnitt in einer Linie abschlossen. Auf den Locken trug sie ein Brillantendiadem.

Napoleon ging mit feinem Lächeln, frei von Geringschätzung oder gar Spott, der schönen Frau entgegen, küßte ihre Hand, die er eine Weile in der seinen behielt, bis er die Königin in ihren Sessel zurückgeleitet hatte. Er selbst setzte sich nur flüchtig auf einen kleinen Schemel.

Nachdem die ersten verbindlichen Worte gewechselt worden waren, schritt der König zur Tür, die er nach einer Verbeugung leise knackend schloß. Napoleon überlegte, welche Gedanken den König wohl beschäftigen würden.

Napoleon und Luise saßen sich eine Weile schweigend gegenüber. Napoleon wartete anscheinend darauf, daß die Königin die Unterhaltung einleite. Indem sie ihren Blick auf des Kaisers gedrungene und doch so seltsam fein durchzeichnete Hände heftete, begann sie langsam und nachdrücklich, scheinbar überlegend:

„Ich lerne Ew. Majestät in einem für mich höchst peinlichen Augenblick kennen. Ich sollte vielleicht zögern, zu Ihnen von meinem unglücklichen Lande zu sprechen. Denn Sie haben mich einst angeklagt, mich ohne Recht in Staatsgeschäfte eingemischt zu haben. Sire, ich bin keine politische Frau, wie alle sagen. Ich bin nur eine Frau.“

„Glauben Sie nicht, Madame“, antwortete Napoleon verbindlich, „daß ich mein Ohr verleumderischen Einflüsterungen leihe.“

„Sire, ich bin Gattin und Mutter — und die Mutter eines Volkes kommt, Sie zu bitten . . .“ Die schlanken und spitzen Finger ihrer weichen Hände durchschnitten lebhaft die Luft.

„Vous seriez ravie, Madame“, unterbrach sie Napoleon, „de vous retrouver à Berlin?“

„Ja, Sire. Doch nicht unter allen Bedingungen. Es hängt von Ew. Kaiserlichen Majestät ab, mich ohne Kummer nach Berlin zurückkehren zu lassen.“

„Ich würde sehr glücklich sein, Madame . . .“ Es entstand eine verlegene Pause. „Sie haben da, Madame, eine herrliche Robe an“, nahm Napoleon die Unterhaltung wieder auf. „Où est-elle faite?“

„Bei uns, Sire.“ — „A Breslau?“ — „Nein, Sire, in Berlin!“

„Wird dieser Krepp in Ihren Fabriken hergestellt?“

„Nein, Sire. Aber Ew. Majestät sagen mir nicht ein einziges Trostwort. Lassen Sie mich nicht erfolglos an den Kaiser von Frankreich appellieren.“



„Ew. Majestät wollen mir gestatten“, erwiderte Napoleon nachdenklich, „freimütig zu antworten. Warum haben Sie mich gezwungen, diesen Krieg bis auf das äußerste zu treiben? Wie oft habe ich Preußen einen annehmbaren Frieden angeboten. Sie, Madame, haben meinen Unterhändler nicht einmal anhören wollen, als ich ihn nach der Schlacht von Eylau zu Ihnen schickte.“ — „Ich wage nicht, Sire“, gab Luise zurück, „die politischen Ereignisse zu erörtern. Ich spreche als Frau zu Ihnen, nicht als Königin eines Ihnen feindlichen Landes. Hören Sie die Mutter ihrer Kinder und ihres Volkes!“

„Ew. Majestät brauchen nicht zu glauben, daß an die Vernichtung Preußens gedacht sei.“

„Sonderinteressen dürften mit unseren Wünschen in Widerspruch stehen.“

„Sie beweisen, Madame, ein nicht alltägliches politisches Denkvermögen.“

„Wenn von Ihnen allein dieser Friede abhängt . . .“

„Sie dürfen überzeugt sein, Madame, daß ich allein zu entscheiden habe!“

„Eine Frau darf Ihnen sagen, was einem Manne nicht anstände. Wenn von Ihnen allein dieser Friede abhängt, so erwerben Sie sich Rechte auf unsere Dankbarkeit, die unvergeßlich in der preußischen Geschichte bleiben müssen!“

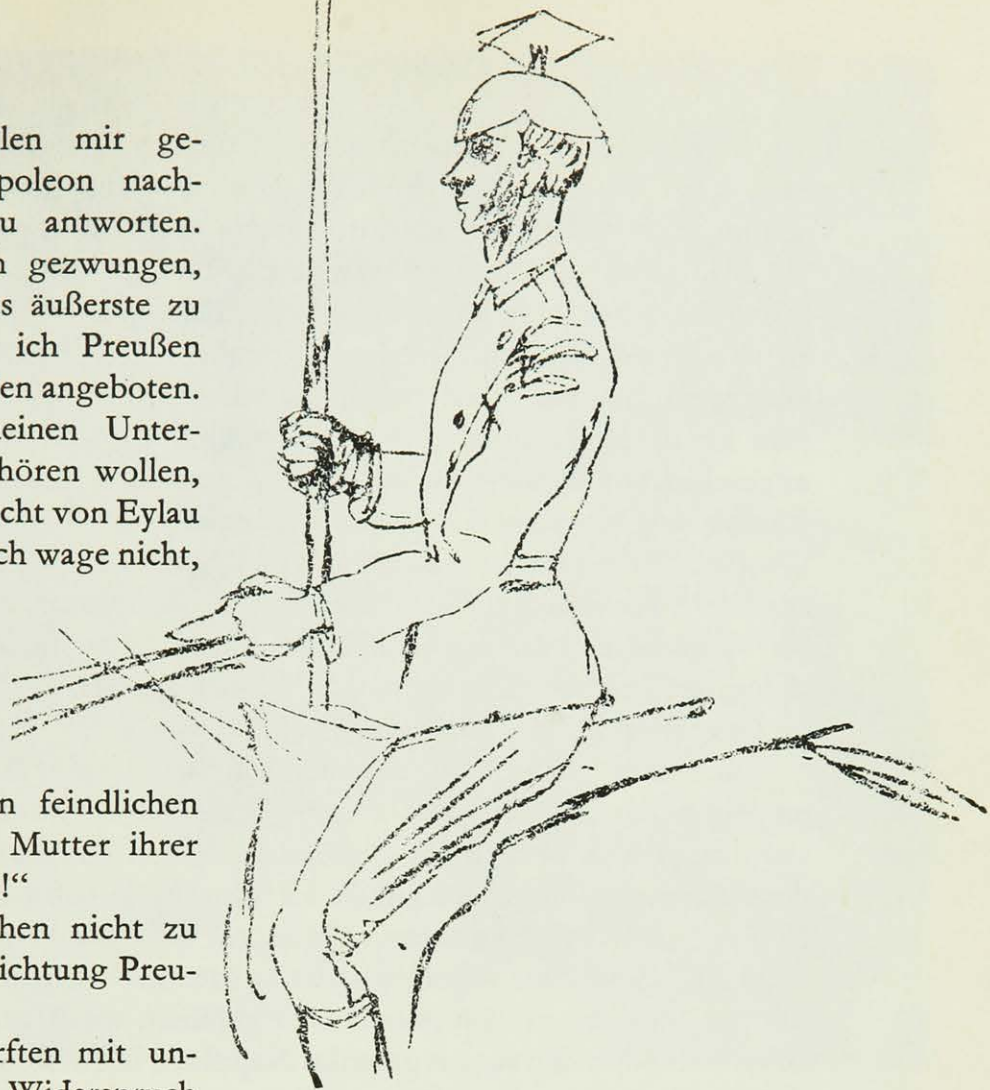
„Mais Madame“, Napoleon erhob sich beklommen, „qu'est ce que vous demandez exactement? Dites-moi vos pensées!“

„Sire, als würdigster Sohn einer großen Nation werden Sie mich ebenso freimütig sprechen lassen, wie Sie es für sich beanspruchten.“

„Parlez toujours, Madame“, nickte Napoleon.

„Ebenso, wie man mich Ihnen als Seele des preußischen Widerstandes geschildert hat, so hat man Sie mir als das Böseste auf der Welt hingestellt. Ich mußte fürchten, einem kleinen Plebejer, einem niederträchtigen und gemeinen Menschen gegenüberzutreten, und ich sehe den Kopf eines denkenden Mannes, eines römischen Cäsaren eher als eines französischen Monarchen. Sire, ich kann es nicht fassen, daß *unsere* Wege sich kreuzen sollen, daß mich mein Gefühl einem Manne gegenüber täuschen könnte, wie es niemals noch geschehen ist.“

Luise hatte aus dem stolzen Gefühl heraus, sich als ebenbürtige Gegnerin des großen Bonaparte zu wissen, für ihre Absicht den empfänglichsten Boden in Napoleons kompliziertem Organismus gefunden. Als sie um den Mund des



de Fiori



Monarchen ein feines, unmerkliches Lächeln spielen sah, glaubte sie triumphieren zu können. Sie dankte zu früh dem Schicksal, das ihr den Mann, von dem alles abhing, in diesen Raum, vor ihre Lippen und Augen gebannt hatte.

„Sire“, fuhr sie fort, zu früh in die Politik zurückgleitend, „ich gebe mich keiner Täuschung hin über unsere Lage. Ich weiß, daß wir Opfer bringen müssen. Aber trennen Sie wenigstens von Preußen nicht Provinzen, die uns seit Jahrhunderten gehören, Untertanen, die wir wie Lieblingkinder lieben. Lassen Sie dem König Magdeburg . . .“ — Napoleon zog sich aus der Schlinge, die Luise ungeschickt und zu rasch zuzuziehen versuchte: „Leider, Madame, stehen die allgemeinen Kombinationen oft den besonderen Rücksichten entgegen.“

„Eine Frau versteht nichts von allgemeinen politischen Kombinationen“, erwiderte Luise fast heftig. Dann fuhr sie verzagend und mit gesenkter Stimme fort: „Sie lassen mich immer allein sprechen, ohne mir mit mehr als einer billigen Freundlichkeit zu antworten. Und dabei kostete es Sie nur ein Wort, einen vernünftigen Frieden zu machen . . .“

Luise hatte sich, ihre Rede eindringlich unterstützend, leicht dem Kaiser entgegen geneigt. Napoleon empfing eine Wolke warmen Duftes und erinnerte sich, denselben Geruch im Potsdamer Schloß aus Luisens Korrespondenz mit dem Zaren empfangen zu haben. Er runzelte flüchtig die Stirn. Indessen sah er Luisens schön geschwungenen Mund vor sich, sah ihre Lippen zittern. Er hörte nicht mehr, was die Königin sprach, sondern vernahm nur die Melodie ihrer Stimme, sah ihre großen Augen weit geöffnet, die Brauen hochgezogen und den Blick bittend in den seinen gesenkt. Napoleon hörte sie sprechen, aber er verstand nichts. Er wollte gar nichts verstehen, er versank, entglitt. Napoleon sann . . .

„Madame“, sprach der Kaiser, als er sich wiedergefunden hatte, „on m'a toujours dit que vous vous mêliez de la politique. En effet, après tous cela, je regrette qu'il n'en soit pas ainsi!“

Damit trat der König ins Zimmer. Napoleon, der in der Unterhaltung mit Luise die Liebenswürdigkeit eines Kavaliers aus dem Ancien Regime gewahrt hatte, wurde angesichts der preußischen Uniform ein wenig blasser. Sein schmaler Mund schloß sich fest, seine Gesten wurden eckig und seine Worte karg. In diesem Augenblick des unfreundlichen Erwachens prägte sich in seinem Kopf der Satz, den er kurz darauf Talleyrand auf dessen eindringliche Warnung antwortete: „Sie haben recht, Talleyrand, beinahe hätte ich mich von der Schlaueit einer Frau fangen lassen!“

In dem Bewußtsein, eine gefährliche Klippe umschiffen zu haben, schrieb der große Korse folgenden Tags an seine kleine kreolische Gattin diesen Brief: „Meine Freundin, die Königin von Preußen hat mich besucht. Ich habe mich zu verteidigen gehabt, da sie mich verpflichten wollte, ihrem Gemahl Zugeständnisse zu machen. Aber ich bin galant gewesen, ohne meine Politik aus den Augen zu verlieren. Die Königin von Preußen war sehr liebenswürdig. Sie ist in der Tat entzückend. Übrigens ist sie voller Koketterie für mich. Aber sei nicht eifersüchtig, ich bin wie ein Wachstuch, an dem alles abgeleitet. Es würde mir teuer zu stehen kommen . . .“

Luise und Napoleon hatten die Klängen gekreuzt. Mann gegen Frau. Luise war unterlegen. Preußens letzte Festung war damit gefallen, sein Schicksal besiegelt.





„Das Mädchen mit den Streichhölzern“ (Cathérine Heßling)



Couch

Photo Elisabeth Hertz





Photo Heno

Autoren-Börse in Berlin



Photo Edda Reinhardt

Der Bildhauer Jo Davidson und H. G. Wells





In einer Berliner Redner-Akademie

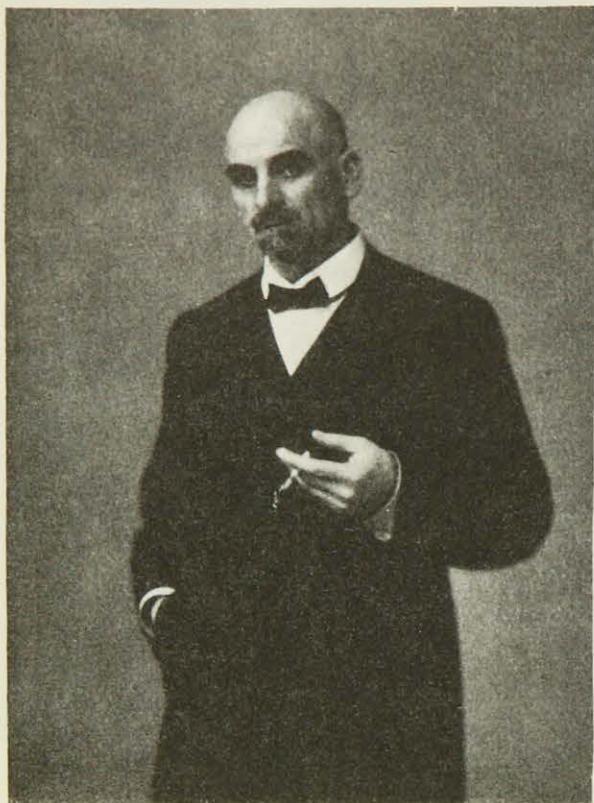
Photo Keystone



Vogelscheuchen mit Lautsprecher in U.S.A.

Photo Delius



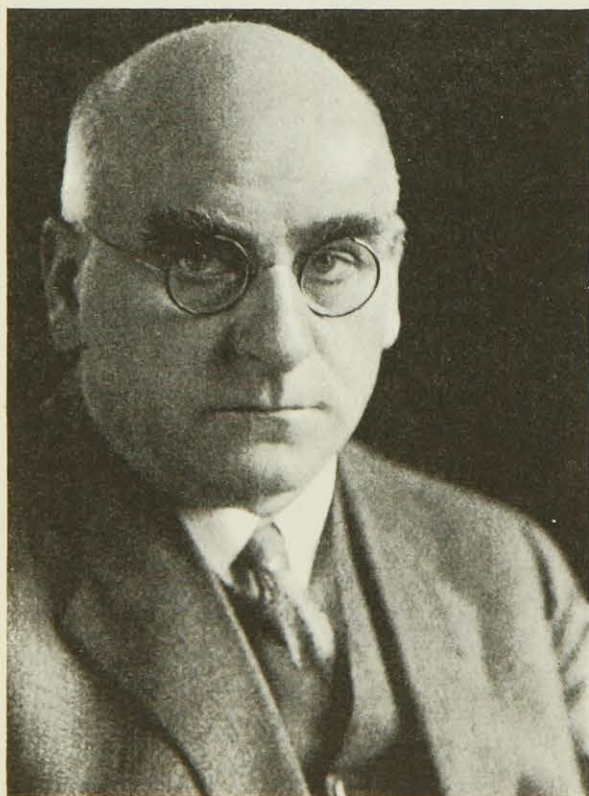


Otto Braun 1920



Paul Valéry

Photo Bonney



Otto Braun 1930

Photo Transocean



Georges Duhamel

Presse-Photo



# Männer an der Macht

## I. Ostpreuße Otto Braun

Von

*Rochus Aper*

Otto Braun als politischer Begriff läßt sich scharf und eindeutig erfassen; aber von dem Menschen Otto Braun weiß man wenig. Selbst wenn er sich unter die Menge mischt, grenzt ihn stets eine Schutzzone respektvoller Fremdheit, eine Sphäre kühler Verschlossenheit von seinen Mitmenschen ab. Die leicht vorgebeugte, hohe, breitschultrige Gestalt steht immer allein, mögen auch noch so viele Menschen darum herumstehen. Man weiß noch andere Staatsmänner, die auch immer so isoliert erschienen, selbst im dichtesten Menschengedränge. Ohne vergleichen zu wollen — Robespierre, Lenin waren von der Sorte. Wenn sie nichts anderes mit Braun gemeinsam hatten, dann wenigstens den völligen oder fast völligen Mangel an Privatleben.

Vielleicht haben schwere Schicksalsschläge — der Kriegstod des einzigen Sohnes — den Ostpreußen Otto Braun noch tiefer in seine Abgetrenntheit hineingejagt; für den Jahrmarkt der Welt wirklich zugänglich ist er sicherlich nie gewesen. Ein zäher, zielbewußter Kämpfer von frühesten Jugend an. Sozialdemokratisch organisiert schon als siebzehnjähriger Junge noch unter dem Sozialistengesetz! Wenn Clara Zetkin sich im Jahre 1911 für seine Aufnahme in den Parteivorstand einsetzte, wußte sie, was sie tat. Sie hat die Konsequenz dieses Charakters richtig taxiert. Daß die alte Löwin zu sehr feurige Theoretikerin war, um den hartschaligen Reformismus, die Staatsbejahung vorauszusehen, die sich gerade aus der Charakterkonsequenz Brauns besonders kraß ergeben mußten, daran ist schließlich der kühle Praktiker Braun am wenigsten schuld.

Vetternhaß gilt seit je als der erbittertste. Wenn Otto Braun als Sachwalter der ostpreußischen Landarbeiter mit verbissenem Ernst immer wieder gegen die Großagrarien wühlte und wettete, wenn er mit seiner knorrigen, lapidaren, starren Energie breitbeinig sich den alten Herren des Landes in den Weg stellte, dann war er selbst ebenso ein Stück Ostpreußen, wie sie es auch waren. Es ist sicherlich kein müßiges Spiel der Natur, daß er in seinem Äußeren und in seinem Gehaben seinen Gegnern so ähnlich ist. Der Abgeordnete Otto Braun, Vertreter des Wahlkreises Niederbarnim-Oberbarnim im preußischen Dreiklassenparlament, trug nicht nur den gleichen Bart wie der Kammerherr Elard von Oldenburg, Herr auf Januschau! „Sieh den guten Otto an! Einen Rasierpinsel auf den Hut, und der ostpreußische Junker ist fertig“, flüsterte bei einer internen Sitzung ein hoher Parteifunktionär seinem Nachbarn zu. Und diese geflüsterte Bemerkung wurde als so treffend empfunden, daß sie von Mund zu Mund weiterging.

Zu solchem hartkantigen, bodenverwurzelten Menschen paßt es sehr gut, daß er in seiner ganzen Laufbahn keinen andern privaten Ehrgeiz zeigte als den, ein waidgerechter Jäger zu sein. Und es war immerhin eine Laufbahn, die vom Buch- und Steindrucklehrling mit Volksschulbildung über eine unbedeutende Parteidruckerei in der Provinz, über allerlei Verwaltungsposten in Konsumverein, Krankenkasse und Parteivorstand bis zum preußischen Landwirtschaftsminister





Dolbin

Otto Braun

und preußischen Ministerpräsidenten aufstieg! Wer mag die Beleidigungen zählen, die einen politisch so exponierten Mann wie Braun umschwirren? Er hat sie gar nicht beachtet. Nur als man ihm nachsagte, er habe einen Hirsch nicht so ganz waidgerecht auf die Decke gelegt, reichte Braun die Beleidigungsklage ein. Mit Stolz trägt Otto Braun in der Schlipfnadel die Grandln seines ersten Hirsches, und an den Skatabenden bei Hindenburg, seinem Jagdnachbarn in der Schorfheide, soll hauptsächlich Jägerlatein verzapft werden. Authentisch ist jedenfalls, daß der Reichspräsident bei einem parlamentarischen Bierabend, den Ministerpräsident Braun gab, seine sonst streng eingehaltene Nachtruhe um den Vormitternachts-Schlaf und noch mehr verkürzte, weil er sich von den Jagdgeschichten, die der Gastgeber zum besten gab, nicht losreißen konnte.

Minister *gegen* die Landwirtschaft, so wurde Braun von jener Clique genannt, die er als Minister mit der gleichen Unbeugsamkeit angriff, wie er sie schon zu

jener Zeit angegriffen hatte, da man sozialdemokratische Agitatoren, wenn sie es wagten, die armseligen sturen Landarbeiter für die Arbeiterbewegung interessieren zu wollen, noch mit Hunden aus den Gutsbezirken hetzte. Bei der Charakterstruktur dieser alten Gegner ist es leicht zu begreifen, daß ihre Feindschaft sich nicht mit harmlosen Sticheleien begnügt, wenn sich zu Besserem die Gelegenheit bietet. So hat auch, als er im Jahre 1920 in Berlin nach der Macht griff, Kapp sehr schnell daran gedacht, dem Großagrariere-Fresser Otto Braun das Handwerk zu legen. Als Generallandschaftsdirektor für Ostpreußen hatte er den Bruder kennengelernt!

Ein Peloton Soldaten unter Führung eines Offiziers, der den Verhaftungsbefehl für den Landwirtschaftsminister in der Tasche hat, erscheint vor dem Ministerium. Unter der Tür stößt das Fähnlein auf einen Mann, der sich soeben seinen Bart hatte abnehmen lassen und sie aus seinen Eulenaugen klug und forschend ansieht; den fragen sie nach dem Weg zum Minister. Liebenswürdig beschreibt der Angesprochene, wo dessen Zimmer liegt. „Eine Treppe hinauf, die zweite Tür rechts. Wo das Schild hängt: Eintritt nur nach vorheriger Meldung im Empfangsbüro, dort gehn Sie hinein.“ Damit entfernt sich der Auskunftgebende, von soldatischen Dankesworten begleitet. Auch in dieser erregenden Situation hatten Geistesgegenwart und Gleichmut Otto Braun nicht verlassen.



Immerhin hatte das Kapp-Abenteuer dann doch noch dazu beigetragen, Otto Braun seinen Posten als Landwirtschaftsminister zu nehmen: er wurde bei der Umbildung der Regierung, die sich aus dem Putsch ergab, Ministerpräsident des preußischen Freistaates. Diese Position hat er, mit kurzen Unterbrechungen, bis zum heutigen Tag inne. Aus der ursprünglich mehr repräsentativen Stellung des preußischen Ministerpräsidenten schuf sich Otto Braun die überragende Position, die ihm seinen staatsmännischen Weltruf eingetragen hat.

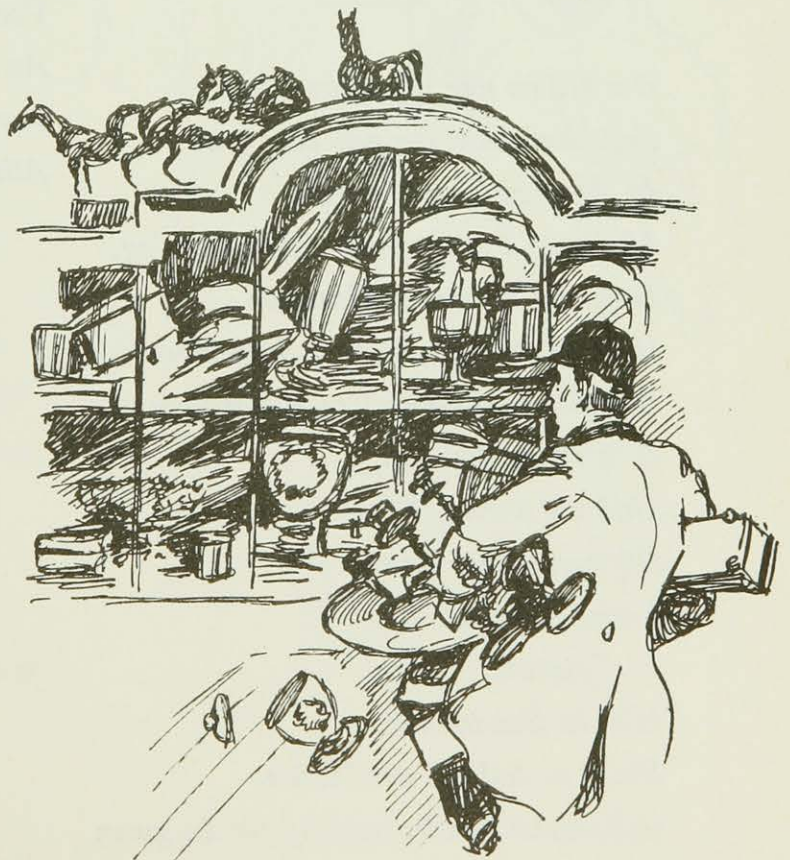
Seiner Fähigkeit zur Selbstkonzentration gelingt es, im richtigen Moment das richtige Wort zu finden, das die andern, die vorher stundenlang hin- und herstritten, platt schlägt; und wieder einmal sind die Risse in der Koalition verkittet! Wenn Preußen in den letzten Jahren als *Rocher de bronze* in der labilen Politik Deutschlands steht, so ist es das Werk dieses schlichten, konsequenten Charakters von fast altrömischer Sittenstrenge. Ein parlamentarisch gemilderter Autokrat, dessen messerscharfe Argumente den politischen Kuchen immer just an der richtigen Stelle aufzuschneiden wissen.

Dabei ist Braun durchaus kein Rhetor mit Glanz und Pose. Er wirkt mehr durch Persönlichkeit als durch Pathos. Was immer er spricht, stets merkt man, daß er gründliche Vorstudien nicht gescheut hat, sich nie mit seichten Erkenntnissen zufrieden gibt. Phrasen hat wohl noch keiner aus seinem Munde gehört, dafür immer wieder Sarkasmen, deren frische Derbheit befreiend wirkt. Und dabei kann er noch sparsam mit seiner Schlagfertigkeit sein, weil er sie zu placieren versteht. Es soll sich keiner einbilden, Otto Braun so leicht aus dem Konzept bringen zu können. In einer Rede vor dem Landtag unterbrach ihn einmal ein Zwischenrufer von der Rechten:

„Na, Sie fallen ja auch immer auf die Füße!“

Rasch kam Brauns Antwort: „Immer noch besser, Preußens Ministerpräsident versteht es, auf die Füße zu fallen, als er ist auf den Kopf gefallen.“

Nicht nur in Klang und Sprache sind diese rednerischen Finten, Ausfälle und Paraden unverkennbar ostpreußisch. Das hat Karl Renner, österreichischer Staatskanzler a. D., einmal sehr beklagt: „Der Otto Braun soll ja so witzig sein. Schade daß i nie versteh was er sagt.“ Umgekehrt wäre wahrscheinlich auch gefahren, denn der Genosse Otto Braun versichert: „Ich bilde mir ein, Preußen war niemals preußischer, als heute, wo ich als alter Ostpreuße an der Spitze stehe.“



Heitinger





H. Lebasque

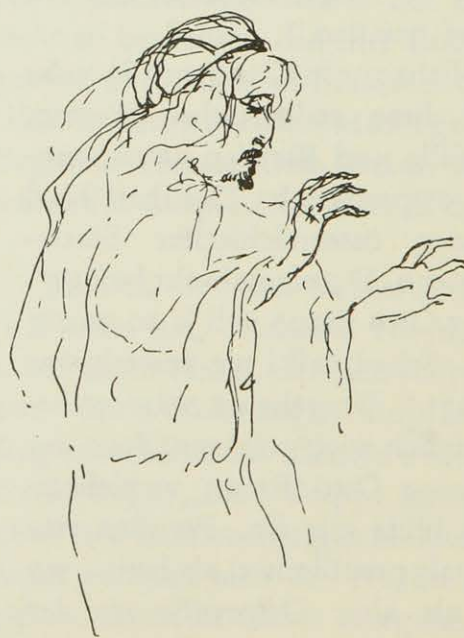
## Der Nil

Von

**Albert Ehrenstein**

*Der Nil ist nur Touristen grün,  
Fellachen sehen ihn gelb oder grau.  
In Ägypten leben: hungern  
Millionen von einem Groschen den Tag.  
Dreizehn Millionen Menschen  
Haben kein reines Wasser, kein Haus.  
Da fahrn ma halt nach'm Menahaus naus.  
Es wird ein Nil sein,  
Und wir wern still sein!  
Börseaner aller Länder  
Vereinigt euch  
In Ägypten.  
Hier ist Baumwolle;  
Steigt sie toll mit den Fluten,  
Gibts Geldüberschwemmung für die guten  
Plantagenbesitzer.*

*Der immergrüne dreckbraune Nil  
Spendet drei Ernten im Jahr  
Immerdar.  
Zwar blüht Bilharzia, Typhus und Ruhr,  
Aber nicht Weißen, sondern nur  
Den Fellachen,  
Die seit Pharaonen  
Häufelrn machten in der Wüste,  
Unter siebenundsiebzig Plagen Ägyptens  
Stöhnend auf den Straßen einschlafen,  
Aussätzig, erblindet erwachen.  
Lepra stört nicht den Schlaf  
Der schlafwagengewiegten  
Paschas, Lords und ihrer  
Whiskysodalischen,  
Der Suezcanailen,  
Die mit Siebenmeilenstiefeln gähnend am  
Flamingorot,  
An Ibissen und Wasserbüffeln des Deltas  
Vorbei,  
An nie geschauten Tempeln der Götter  
Vorbei  
Alle Wüsten in Pullman-Oasen durcheilen.*



Nil nisi bene . . .



Keiner der wohldressierten  
 Nekropolypen Cooks  
 Schleift die Pyramidenmüden zur Hölle,  
 Für sie ist mildes Winterklima zur Stelle.  
 Man füttert sie keinestags  
 Mit den Saubohnen der Armen.  
 Früh weiß meckert  
 Das Haar des braven Sklaven,  
 Die Sonne der Sorgen gerbt es, verfärbt es.  
 Heut kriegt er ein Papatacci,  
 Morgen ein Schwarzwasserfieber.  
 Für seine Kinder keine Schulen,  
 Zum Trinken faulendes Wasser.  
 Sie schlingen Klee,  
 Uralten Kukuruz und rohes Zuckerrohr.  
 Ins Gerümpel verkrochen,  
 Auf allen Gassen Kairos nachten —  
 Vergreisen dreißigtausend Waisen:  
 Verwahrloste Kinder.  
 Auf den Straßen der Fremden  
 Putzen die Buben  
 Den kotigen Stiefel des Schicksals,  
 Das ihnen Staub,  
 Den letzten Tritt als Backschisch gibt.  
 Die Peitsche!  
 Aufseher peitschen arbeitende Kinder.  
 Knaben graben für Dollar-Ägyptologen  
 Um karge Piaster nach goldenen Schätzen,  
 Unter Glühsonnen, ach, acht  
 Langstunden des Tags  
 Schaufelnd das eigene Grab.  
 Was tut man nicht für Tut-anch-Amon!  
 „Mein ist die Rache!“  
 Spricht der Herr Baumwollmissionär  
 Und schleppt arabische Bibeln daher.  
 Warum verrecken dreizehn Millionen?

Zu Knechten schuf sie uralter Koran.  
 So herrscht immer noch rings  
 Der grausam weiße Sphinx,  
 Er schmarotzt im grünen Garten,  
 Den er mit christlichen Krokodilstränen  
 Gießt.  
 In der Jahrtausendwüste  
 Sitzen geduldig  
 Die Memnonkolosse  
 Und warten,  
 Bis ihnen ein Weißer den Schuh putzt.



Käte Wilczynski



# Anti Auto, für Fahrrad

Von

*Georg Kaiser*



Kiril Arnstam

Amazone

Das Fahrrad ist die abenteuerlichste Erfindung des menschlichen Geistes. Wie jeder großartige Einfall ist er sofort vollkommen da und duldet keine Verfeinerungen. Der Modellplan könnte dem Haupt der Athene entsprungen sein — gleich göttlich fertig und gebrauchsfähig.

Multiplikation der Eigenbewegung. Auf eiligerer Wanderschaft der Mensch. Nomadisches Entzücken.

Ausradiert von der zerfetzten Erdkruste sind die vulgären Landstraßen, die Urlandschaft wächst wieder auf, schmalste Pfade dringen ins Dickicht, lautlos befahren. Kein Stapfen von Schritten — keine Langsamkeit des Fußmarsches. Schnelleres Versinken in Einsamkeit — Verschollenheit.

Auch die Luft wird lebendig. Ein kräftigerer Druck auf die Pedale — und die Ruhe der Luft verwandelt sich in strömenden Wind. Es geschieht ein wahres Zauberkunststück. Anders kann ich es nicht nennen.

Längst bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß der Menschheit das Fahrrad geschenkt ist als Äquivalent für alle Plagen der Technik. Erbarmungsvoll ist ihr aus dem technischen Kollektiv — da es kein seelisches gibt — ein Weg in die Isoliertheit geöffnet. Das Fahrrad inthronisiert die Privatperson. Es macht sie unabhängig von Hilfsmitteln. Der Radfahrer tritt zu — und distanziert sich. Zweifellos ist er eine gefährliche Figur in dieser Gegenwart. Der Konterrevolutionär. Der Antivereinler. Der beschleunigte Individualist. Ein enteilendes sattelfestes ICH.

Sein Antipode ist der Automobilist.



Das Wesen mit der Kuppelung. An den Motor, an die öffentliche Fahrrinne, an die Tankstelle. Vor allen Dingen: er wird gefahren — er fährt nicht. Schlimmer: es widerfährt ihm Bewegung, die seine Muskulatur nicht erzeugt. Der Akt der Schöpfung ist ihm entzogen — ein Witz von Schnelligkeit ist an seine Stelle gesetzt. Die Funktionen des Daseins sind annulliert, und statt Blut pulst Benzin. Um ihn herum riecht es nach Chemie.

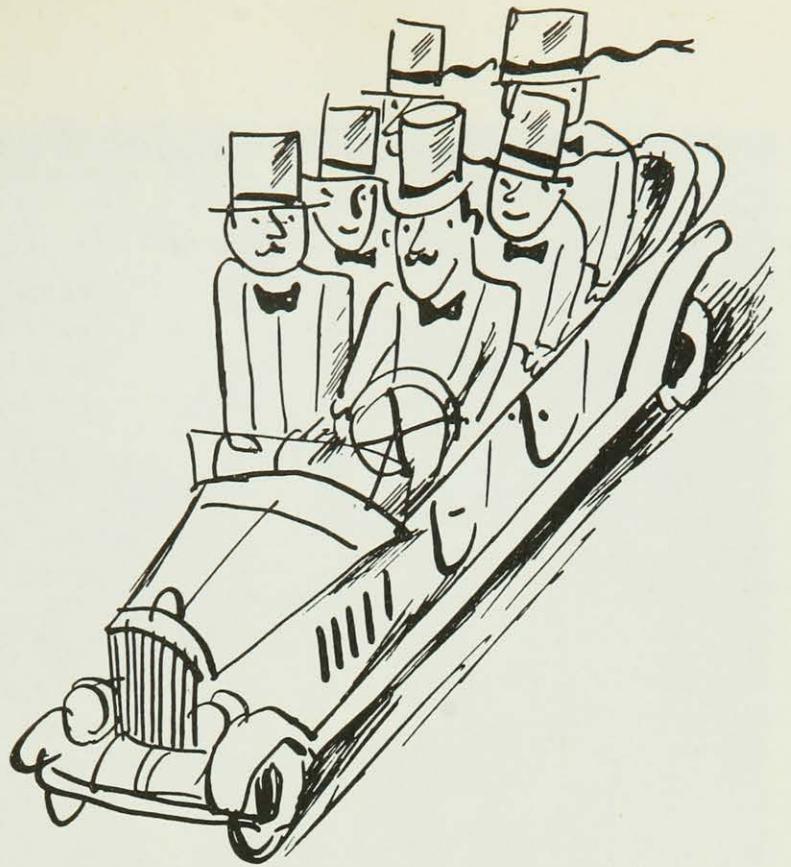
Der Automobilist hat sich die Erde verkleinert und des Abenteuers der Abwege beraubt. Er braucht Landstraßen. Die schwarzen harten allgemeinen Gleise, von denen es kein Abweichen gibt. Sein Kopf denkt Tanken. Sein Einmaleins zählt Kilometer. Ein Schrumpfungsprozeß vollzieht sich in seinem Hirn, der ihn zum vollendeten Typus dieser Gegenwart stempelt. Der abhängig bewegte Mensch — die Kollektivkreatur der Maschinerie.

Der Automobilist hat viele Vorschriften zu beachten. Denn er fährt, wo viele fahren. Es bereitet ihm Anstrengung nicht zu karambolieren, Fußgänger nicht anzurempeln, Hunde und Hühner nicht zu zermalmen. Mit solchen Problemen schlägt er sich herum — und da sie ihn anstrengen und ermatten, glaubt er wichtige Leistungen vollbracht zu haben. Nicht ruinieren, bedeutet ihm schon schaffen. Das verirrteste Kind zwischen Wiesen und Wäldern.

Sein abscheulicher Zwilling befährt die Wasserflächen im Automobilboot. Schon fährt er nicht mehr — er gleitet flugs. Unter Gestank und Geknatter. Sein Bemühen, die Weite der Welt zu verengen, ist ebenso erfolgreich wie die des Landautomobilisten. Die äußere und die innere Welt. Das blaue Wunder der Technik hat sich kraß ereignet.

Für den, der auf dem Fahrrad fährt, gelten keine Vorschriften. Der Radfahrer empfiehlt sich höflich, aber bestimmt. Mit festem Antritt entfernt er sich um die Ecke, und hinter dem Waldrand unterliegt er keiner Kontrolle für Tempo und Fahrtrichtung. Er wird freier Nomade. Schweifender Welterweiterer. Er rehabilitiert die Schöpfung. Er löscht auch die falschen Monde aus, die aus Scheinwerfern flammen. Im einzigen echten Mondlicht kann er sich befördern. Ohne verlogenes Gas — aus eigener Kraft, mit der er Beschleunigung und Verminderung seiner Schnelligkeit bestimmt.

Der Mensch muß viel erfahren haben, um klug zu werden. Da wir die Technik erleiden mußten, sind wir zweifellos zur größten Weisheit berufen. Nämlich:



Ernst Graef

Sechszylinder



# Das Mitleid der Frau Dr. Klee

Von

*Annemarie Hering*

*Im Hof  
singt  
eine recht adrette Person.  
Aus den Fenstern  
springt  
fünfpfennigweis Lohn,  
oder gar nicht.  
Hingegen Frau Dr. Klee,  
die dann und wann Wohltun muß,  
jedenfalls aus seelischem Ueberfluß,  
winkt die Sängerin  
nach oben  
zu einer Tasse warmen Kaffees,  
aber, bitte, Wirtschaftsaufgang.*

*In der Küche also sitzt  
und schmunzelt still  
die adrette Person,  
von der die Frau Dr. Klee  
für den gesüßten Kaffee  
auch verschiedenes wissen will.*

*Nun denn:  
sie ist einfach die Gattin  
von einem kranken Baron!  
Frau Klee*

*runzelt  
mißtrauend die Stirn  
und begehrt ein Papier.  
Oh bitte, hier!*

*Die arme adrette Baronin lacht.  
Ihr Junge steht im Abitur,  
und übrigens singt sie nicht etwa nur,  
sondern gern.  
Die Akustik ist so hell,  
und es macht so frei  
von des Lebens betrüblichem Einerlei,  
auch bückt es sich schnell  
und tut dem Rücken kein bißchen weh.  
Bloß eines,  
wenn man so sagen darf,  
Frau Dr. Klee,  
das Mitleid  
unserer Kreise  
ist mitunter messerscharf.*

*In welche Narrheit  
sich doch die Not oft kleidet  
heutzutage!  
Dieser Vorfall hat Frau Dr. Klee  
das Wohltun verleidet.*

---

nichts für sich tun zu lassen, sondern alles selbst zu tun. Geräuschlos zu treten, um sich zu bewegen — und nicht von Explosionen geschleudert zu werden.

Kühner und schärfer entwickeln sich die Sinne dem Radfahrer. Denn er begibt sich fortwährend in immense Gefahren. Eine Baumwurzel kann ihn zu Falle bringen. Im Walde läge er hilflos da. Er will nicht jämmerlich untergehn. Heldenmütig nimmt er den Kampf mit der Feindschaft der Umwelt auf. Sein Blick sieht genauer, sein Ohr hört heller. Er fixiert den Gegner und macht ihn durch Aufmerksamkeit ohnmächtig. Er verliert jede Furcht — und wird der heroische Mensch.

Das Wandern ist keine Lust, das Automobilfahren ist ein Laster. Zwischen Lustlosigkeit und Laster muß es liegen. Was? Das Menschenwürdige. Das Menschenechte.

Also dies: wie man rasch davonkommt — und rasch zurückkehrt. Da es kein endloses Geradeaus gibt, kann nur ein Bogen gefahren werden. Aber der soll von den Landstraßen der Vorschriften und Verpflichtungen wegführen. Mittagstill und mondbelichtet. Und Menschenkraft kontra Pferdestärken. Blut gegen Benzin.

Noch einen Rat für primitive Radfahrer: nie in Kolonnen fahren. Immer allein. Der Mensch ist allein. Oder er lebt nicht mehr. Er gerät in die Kuppelung, und von der Technik gasvergiftet stößt er mit allen zusammen und verpufft.



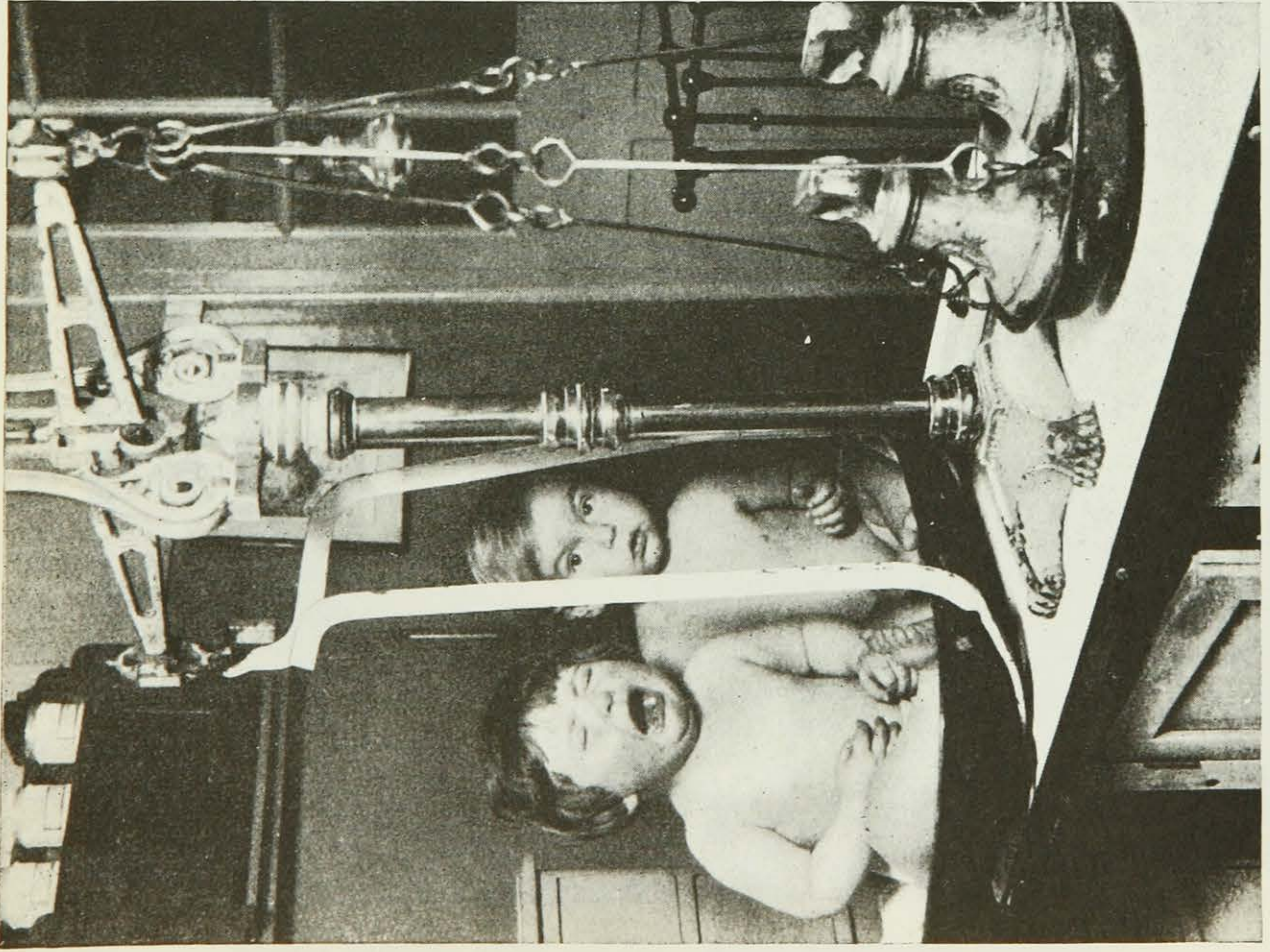


Photo Barnabys



Etappen der Entwicklung

Photo Illpress





F. W. Nettling, Friedrich Wilhelm und Louise (1798)



Vereinigte Star-Film-Ges.  
Henny Porten (Luise) und Gustaf Gründgens  
(Friedrich Wilhelm III.)





Photo Riebicke

Die Kunstläufer Hilde Rückert, Angola, Lisa Dercksen in St. Moritz



Simone Ferrucci, Relief aus dem Tempio Malatestiano in Rimini



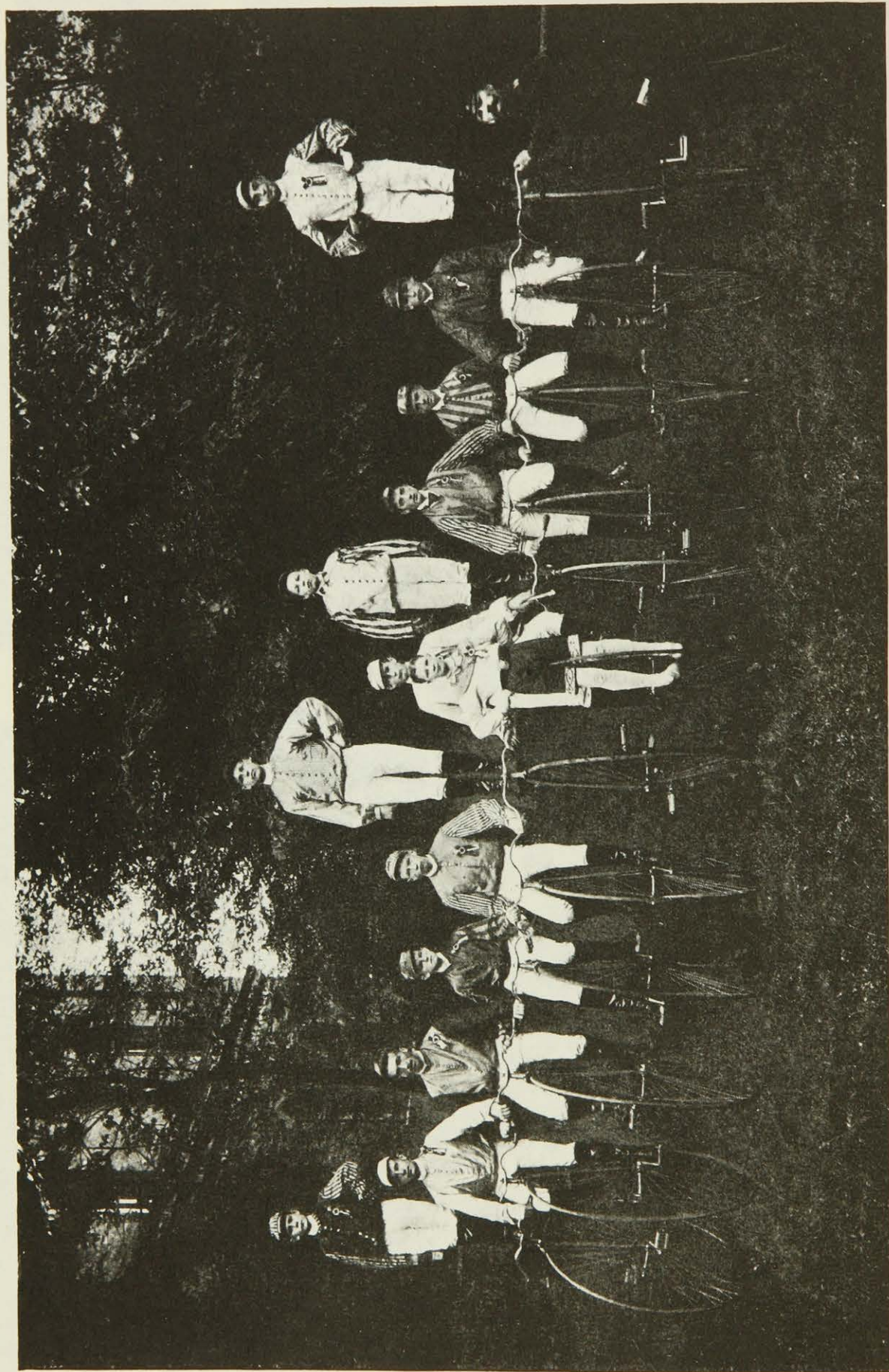


Photo Niemeyer

Zur Erinnerung an die Kadettenschule



# Gebt uns ein Lärm-Ministerium!

## Offener Brief an den Chef der Regierung

Von

*Georges Duhamel*

Es wäre mir ein Vergnügen, diesen Brief an Ihre verehrungswürdige Adresse zu richten, Herr Präsident. Aber mehr noch als Diskretion verbietet mir dies die einfache Vorsicht. Ich besitze nicht die Verve und Schnelligkeit, die notwendig wäre, einen so großen Artikel während der Dauer eines Kabinetts zu vollenden. Und so könnte es geschehen, daß Sie, Herr Präsident, im Augenblick, da mein Brief das Licht der Welt erblickt, schon ein Anderer wären — wenn ich es unter voller Wahrung des Respektes so nennen darf. Das würde ich natürlich sehr bedauern.

Herr Präsident, ich habe die Absicht, Ihnen eine Kabinettsreform vorzuschlagen. Oh bitte, Ihre verdienstvollen Mitarbeiter mögen dahinter keine Alarmnachricht vermuten. Nicht eine Verkleinerung, nein, eine Vergrößerung Ihres Kabinetts habe ich im Sinn. Und so erlauben Sie mir denn, mit Ihnen über neue Ministerien zu plaudern, für deren Errichtung Eile geboten ist.

Als ich noch ein kleiner Junge war, überschritt die Zahl der Portefeuilles, wenn ich mich recht erinnere, kaum ein Dutzend. Zeitungsleser versichern mir, daß Sie heute nicht weniger als dreißig Portefeuilles zur Verteilung bringen und bevormunden. Erlauben Sie mir, Herr Präsident, Ihnen meine Freude darüber auszusprechen, daß unser schönes Land so reich an bedeutenden Männern ist. Bei dem Gedanken, daß Sie — ohne mit der Annahme meines Projektes zu zögern — vielen verkannten Genies, die heute noch im Vorhof zum ministeriellen Ruhm herumstehen, eine neue Karriere eröffnen, wächst meine Freude.

Nachdem dies gesagt ist, an die Arbeit! Ich verlange ein Ministerium des Lärms. Anfangs wollte ich es Ministerium der Stille nennen, aber ich gestehe, diese Bezeichnung wäre verfrüht. Sie wird erst am Platz sein, wenn aus dem Kriegsministerium ein Friedensministerium geworden ist . . .

Ich schlage weiter vor, einen Nationalpark des Schweigens zu gründen. Es wäre jedoch falsch, dieses Projekt den Händen von Geschäftsleuten zu überlassen. Die Geschäftsleute laufen heute viel zu gern Traumgebilden nach, als daß sie für ernste Dinge Zeit hätten. Außerdem lieben sie es, wie Angler und Maler, sich inmitten einer unabsehbaren Menschenmenge zu betätigen, weil einer von ihnen durch Zufall dort Erfolg hatte. Die Mehrzahl unserer Industriellen und Wirtschaftskapitäne verdankt übrigens ihr Renommee, tollkühn zu sein, der Manie, den amerikanischen Handel zu imitieren. Und dies zu einem Zeitpunkt, da Amerikas Kurve abwärts führt. Ja, das kaufmännische Genie ist fast so selten wie das militärische. Sie werden zugeben, Herr Präsident, daß es daher sehr selten sein muß.

Menschen, deren Veranlagung es nicht gestattet, Zusammenhänge zwischen weitab voneinander liegenden Erscheinungen festzustellen, werden schreien, weil ich ihre Aufmerksamkeit für nebensächliche Dinge beanspruche, während sie vollauf damit beschäftigt sind, die Geschicke des Staates zu leiten, Europas



Frieden zu sichern, das Pfund zu stützen, den Menschen Vertrauen auf die Zukunft einzuflößen, das Gleichgewicht der Geister zu erhalten; alles Aufgaben, neben denen die Lärmfrage ihnen gering erscheint . . .

Glauben Sie ihnen nicht, Herr Präsident! Der Lärm ist eine der stärksten Manifestationen unserer Zivilisation geworden. Ordnung in diesen Lärm hineinzubringen, bedeutet, sich mit den Symptomen und Ursachen des Übels befassen, heißt Beruhigung der Leidenschaften, Verminderung der Reibung, Beilegung von Streitigkeiten, bedeutet das Geschenk der freien Kräfte-Entfaltung aller Intelligenzen, garantiert einen gutgeölten Mechanismus der Arbeit und schließlich die Erhellung jener Atmosphäre, in der die großen Ideen wachsen. Auch die großen Ideen der Politik! Diese Atmosphäre wird dem Spiel der wertvollsten menschlichen Fähigkeiten von Tag zu Tag ungünstiger. Früher wurde der Lärm nur von Zeit zu Zeit und in vernünftigen Dosen dem Volk gestattet: da war ein Nationalfeiertag, zwei Tage für Ostern, zwei für Pfingsten, hier und da einer für den Empfang ausländischer Fürstlichkeiten. Den Rest der Zeit verbrachte man in einer Stille, die selbst primitiven Menschen die Voraussetzung zu klaren Gedanken schuf. Heute hat die Lärm-Orgie kein Ende. Wenn keine Abhilfe geschaffen wird, ist zu befürchten, daß die Menschheit ernstlich vergiftet wird, und allmählich — vom Lärm betrunken — die Gabe zu denken, zu reden, sich auszudrücken verliert. Die Ärzte werden unruhig. Wie denn auch anders! Menschliche Kreaturen, die in einer weniger turbulenten Epoche noch verwendbar gewesen wären, zeigen nun Merkmale der Schizophrenie, der Verblödung und der Degeneration.

In Erwartung des sozialen Kommunismus werden wir Opfer eines anderen Übels: des Lärm-Kommunismus. Das Privat-Eigentum schien bis dato gegen diebische Angriffe geschützt zu sein. Der Besitzer eines Stückes Erde, einer Parzelle im Raum, ist nicht mehr Eigentümer der Stille in diesem Raum. Der Durchbruch einer Umfassung ist straflos, denn der Lärm macht vor Gittern und Zäunen nicht halt. Das Gesetz, das dem Bürger untersagt, seinen Mist auf dem Nachbargrundstück abzuladen, hindert ihn nicht, diesen Raum zu überschwemmen mit exkrementeller Musik, von mechanischen Apparaten hingekotzt. Nur Milliardäre, Besitzer ungeheurer Territorien, können sich zu einer wahren Erholung zurückziehen. Der gewöhnliche Sterbliche lebt ständig unter dem Trommelfeuer dieser Maschinen. Eine blinde Wut, von der man leider nicht sagen kann, daß sie taub ist, erfüllt die Herzen der Resigniertesten, der Liberalsten.

Weiß Gott, es ist überflüssig, Herr Präsident, in meinem Brief, den ich kurz halten will, alle jene Lärm-Ursachen aufzuzählen, die darin wetteifern, krankhafte Nervosität, melancholische Unruhe zu schaffen. Ich werde mir daher nur erlauben, auf jene vermeidbaren Geräusche einzugehen, die unter dem Namen „Mechanische Musik“ im Begriff sind, das Volk, dessen Heil in Ihren Händen liegt, zu vergiften.

Solange Musik das Resultat menschlicher Tätigkeit war, unterlag sie den natürlichen Grenzen des Atems, der Kraft, des Vergnügens und des Interesses. Heute, wo unbeseelte Apparate Musik à discretion liefern, wird unser Bedürfnis nach Sammlung und Ruhe auf eine harte Probe gestellt. Zwischen den Besitzern dieser Maschinen ist ein Wettstreit ausgebrochen, der sich — weiß Gott! — nicht





Tanzmusik per Telephon (Utopie der Fliegenden Blätter 1883)

in aller Stille vollzieht. Wie die Automobilisten einander zu überholen trachten, genau so plagt die Phonomanen der Ehrgeiz, den Lärm ihres Nachbarn zu überbieten. Der Krieg der Musikmaschinen hat längst die Formen des Bürgerkriegs angenommen.

Mag man die kriegführenden Mächte einander zerfleischen lassen, mögen diese Lärmfanatiker ihrem elenden Schicksal überlassen bleiben, was Sie, Herr Präsident, nie zulassen werden — den neutralen Zuhörern, den unschuldigen Opfern darf man sein Mitleid nicht vorenthalten. An der Arbeit gehindert, ihrer Ruhe beraubt, flehen sie um Hilfe und Gerechtigkeit.

Eine gerechte, mit warmer Leidenschaft vorgetragene Bitte kann man nicht mit sophistischen Reden abtun. Herr Präsident, schenken Sie den Verteidigungsreden zum Schutze des Lautsprechers, dieser Onanie des Gehörsinns, keinen Glauben. Kultur heißt: unterscheiden können! Eingefleischte Grammophilen machen keinen Unterschied zwischen dem göttlichen Mozart und Negerjazz. Falls Sie es nicht vorziehen, sich flüssiges Wachs in die Ohren zu träufeln, sind die gequälten Opfer schutzlos der Pornographie des Ohres preisgegeben. Das gesetzlose Monstrum überwindet alle Hindernisse. Verwirrung der Werte ist das Hauptmerkmal der Dekadenz eines Volkes!

Heute gibt es noch kein Ministerium, zu dessen Aufgabenkreis es gehört, Lärmgesetze vorzuschlagen und in Kraft zu setzen. Das Hygiene-Ministerium ist zu jung, um diese Last auf seine Schultern zu laden. Die Polizei tastet nur, zögert, haut dann und wann blind zu und setzt dabei ihren schwachen Kredit aufs Spiel durch wirkungslose Maßnahmen. So bleibt denn nichts übrig als die



beschleunigte Schaffung eines neuen Ministeriums, dem medizinische und technisch-wissenschaftliche Laboratorien unterstellt sind. Ausschüsse müssen Gesetzesstudien betreiben, ein Überwachungs- und Unterdrückungsdienst hat errichtet zu werden.

Das medizinische Laboratorium wird die Wirkungen des Lärms, vor allem des modernen Lärms, auf die Funktionen des menschlichen Körpers, auf Verursachung und Entwicklung von Krankheiten, auf Fortpflanzung und Erblichkeit festzustellen haben.

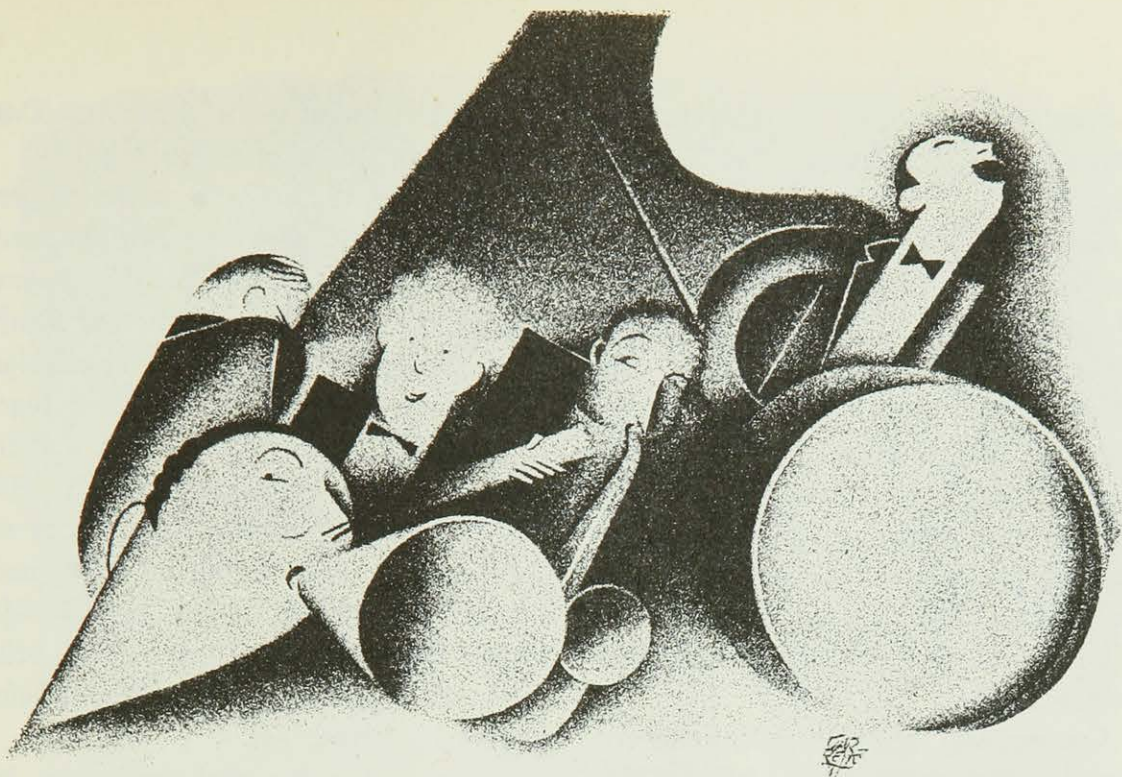
Das technisch-wissenschaftliche Laboratorium ist dagegen vor die Aufgabe zu stellen, Verfahren zur Neutralisierung des Lärms zu studieren. Nicht nur vermeidbare Geräusche sollen verschwinden; die unvermeidbaren müssen auf ein Minimum reduziert werden. Die Wissenschaft, die Gutes und Böses willkürlich schenkt, ist uns einen Ausgleich ihrer Missetaten durch ein wenig Barmherzigkeit schuldig. Ich erwarte einen Lärmschutz, sei er persönlich oder allgemein. Dabei bin ich auf das Antigrammophon, das Gegengrammophon, gefaßt. Auch kleinere Erfindungen wären schon ein Glück. Gespannt sehe ich den Zehn-Sous-Artikeln der Zukunft entgegen: dem Schwämmchen aus chromhaltigem Platinschaum, geeignet, den Lärm in den Wohnungen zu absorbieren usw. Dem Erfinder eines Apparates, der im Umkreis von zweihundert Metern Lärm zur Stille macht, setze ich einen Preis aus!

Die Ausschüsse werden Gesetzesvorschläge ausarbeiten und, um die Form zu wahren, dem Parlament unterbreiten. Ich sage, um die Form zu wahren! Denn meiner Ansicht nach muß das Ministerium des Lärms mit geheimer absolutistischer Macht ausgestattet sein. Aber wie jeder gute Franzose verabscheue ich diktatorische Gewalt. So muß denn ein Adjektiv gefunden werden, daß die Empfindlichkeit meiner Landsleute und meine eigene schont, ohne dabei die Exekutiv-Gewalt einzudämmen. Die Erfahrungen des Auslandes haben gezeigt, daß es nicht klug ist, ein Volk unter einen Glassturz zu stellen, ohne ihm einen Auspuff zu lassen. Ein allgemeines Lärmverbot würde daher für eine große Anzahl von Individuen ernstliche Schäden zeitigen! Leute, denen das Gesetz ihr normales Mittel zur Abreaktion nimmt — ich spreche vom Lärm —, würden versuchen, sich auf andere Art zu erleichtern, und vielleicht Verbrecher werden. Das ist wichtig! Eine neue Krankheit kann durch die Verdrängung des Lärmbedürfnisses entstehen, wie durch die der Sexualität. Das neue Ministerium wird also zweckmäßig eine genau festgesetzte Lärmstunde organisieren, in deren Verlauf Nervöse, Degenerierte, aus dem Gleichgewicht Gekommene, straflos ihre Bedürfnisse stillen können, das heißt, ihre Apparate in Gang setzen dürfen. Schwerkranke werden in den Hauptstädten des Landes besondere Etablissements aufsuchen können, Bordelle des Lärms, wo lautverstärkte Maschinen an Lärmsüchtige vermietet werden.

In den gesitteten Städten, den Weltzentren mit intellektuellem Niveau, wird man die gesetzliche Lärmstunde auf Antrag des Magistrats oder durch ministeriellen Erlaß auf eine halbe Stunde beschränken können, vielleicht sogar auf fünf Minuten. Und wer weiß: eine Elitebevölkerung kann möglicherweise ganz darauf verzichten — was in Reiseführern und Verkehrsbüros deutlich hervorgehoben werden müßte . . .

*(Deutsch von Georg Sipos)*





Garetto

## Kleines Alphabet der revidierten Musik-Begriffe

Von

*H. H. Stuckenschmidt*

Die Terminologie des musikalischen Schrifttums hat sich während der letzten zehn Jahre dermaßen verwirrt, daß es mir an der Zeit scheint, einige Hinweise zu ihrer Neuordnung zu liefern. Freilich schien mir auch dies wieder bedenklich, da ja offenbar alles, was über Musik geschrieben wird, nur für den privatesten Gebrauch des Autors bestimmt ist; anders wäre ja das Phänomen nicht zu erklären, daß von zehn „absoluten“ Urteilen keine zwei übereinzustimmen pflegen. Indes, gerade das scheint der schlechtthin mystische Sinn der Kritik zu sein; wie langweilig und unkompliziert wäre doch unser Kunstleben ohne die Verwirrung, die sie täglich und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit anzustiften sich bemüht. Aber minus mal minus gibt plus, und deshalb glaube ich, ein Scherflein zu der allgemeinen Unentwirrbarkeit der Situation beizutragen, indem ich einige der meistgebrauchten Schlagworte neu definiere.

*Atonalität*, wurde bisher irrtümlich als ein Derivat des Kulturbolschewismus betrachtet, erweist sich aber neuerdings als die letzte legitime Fortsetzung bürgerlicher Kompositionspraxis.

*Beifall*, früher der verlässliche Maßstab des Erfolgs bei musikalischen und dramatischen Vorführungen; heute schon auf Schallplatten zu haben und durch geeignete Lautsprecheranlagen in jedem Konzert- und Opernhaus herbeizuführen (Mechanisierung der Claque).

*Choral*, der zeitgemäße Ersatz für melodische Einfälle; Normaltyp wie Dinformat, Bauhausmöbel und Bublikopf, verbunden mit der Chance, unbedingt als seriös zu gelten.

*Debut*, ein Fremdwort, mit dem junge Musiker ihr letztes Auftreten bezeichnen.

*Ensemble*, im Zeitalter der Kollektivs der musikalische Ringkampf mehrerer Opernstars, die sich gegenseitig mit allen Mitteln zu überschreien und an die Wand zu spielen suchen.



*Fermate*, die einzige Vortragsbezeichnung, über die sich Orchester und Dirigent einig sind.

*Generalmusikdirektor*, ein Vorname aus dem fernen Osten, ursprünglich Ehrentitel für hervorragende Dirigenten.

*Harmonie*, die extremste Form der Dissonanz.

*Intonation*, in der modernen Musik die Kunst, falsche Noten richtig zu singen.

*Jazz*, das Urbild der Gemütlichkeit, harmlos wie Onkel Toms Hütte, akademisch wie Sonatinen von Kuhlau.

*Kammersänger*, ein Pseudonym von Richard Tauber.

*Komponieren*, bei Operettenschreibern eine Art Gedächtnisübung, bei seriösen Musikern die Fähigkeit aus Nichts etwas Niedagewesenes zu machen.

*Kritik*, der redaktionell privilegierte und von Verlegern honorierte Irrtum.

*Leichte Musik*, diejenige, die heute für den Kenner am schwersten verständlich ist, da er Geheimnisse und Tiefenwerte sucht, wo lediglich Unterhaltung angestrebt wird. (Siehe auch Oper und Operette.)

*Melodie*, ein von ultramodernen Komponisten viel gebrauchtes Schlagwort, mit dem gewisse einstimmige, angeblich zum Herzen sprechende Phrasen bezeichnet werden.

*Motiv*, die atomische Form des musikalischen Einfalls, deren Diebstahl in Deutschland nicht strafrechtlich verfolgt werden kann.

*Musikfeste*, ursprünglich eine idealistische Einrichtung. Man wollte etwas durchsetzen, z. B. die Neudeutsche Schule oder die atonale Musik. Heute die Börse des Konzertwesens; hier werden Werte gefixt, Unternehmungen gegründet, Talente verspekuliert, selbstverständlich durchaus unter den beliebten Flaggen: Ethos, Nation, Kultur.

*Noten*, früher das einzig Absolute, was es in der Musik für den Interpreten gab.

Heute die *quantité négligeable*. Das, woran man sich nicht halten kann.

*Oper*, das, was alle Komponisten gern schreiben wollen, ohne doch den Mut aufzubringen, sich einzugestehn. Für Wagner bekanntlich die einzig vollkommene Kunstform. Für die Expressionisten eine erledigte Ritsch-Angelegenheit. Für die Soziologen ein höfisches Rudiment, feudaler Seitenblick der Kleinbürgerlichen Kultur. Für Reinhardt eine Revue. Für den Staat ein Defizit. Für das Publikum eine noch immer hochbeliebte Form des Amusements. Ein Phänomen, das es fertig bringen wird, seinen eigenen Tod um Jahrhunderte zu überleben.

*Operette*, im Gegensatz zur Oper, die immer mehr den Charakter des „Kulinarischen“ (Brecht) annimmt, das Ausdrucksmittel des echten Pathos, der edlen Leidenschaften, des tiefen Liebes Schmerzes und der wahrhaft ewigen Menschheitsprobleme. Lehár ist daher der legitime Erbe und Fortsetzer der griechischen Tragödie, worüber den gründlichen Betrachter auch die Optimismen seiner Titel („Schön ist die Welt“, „Land des Lächelns“) nicht hinwegtäuschen können.

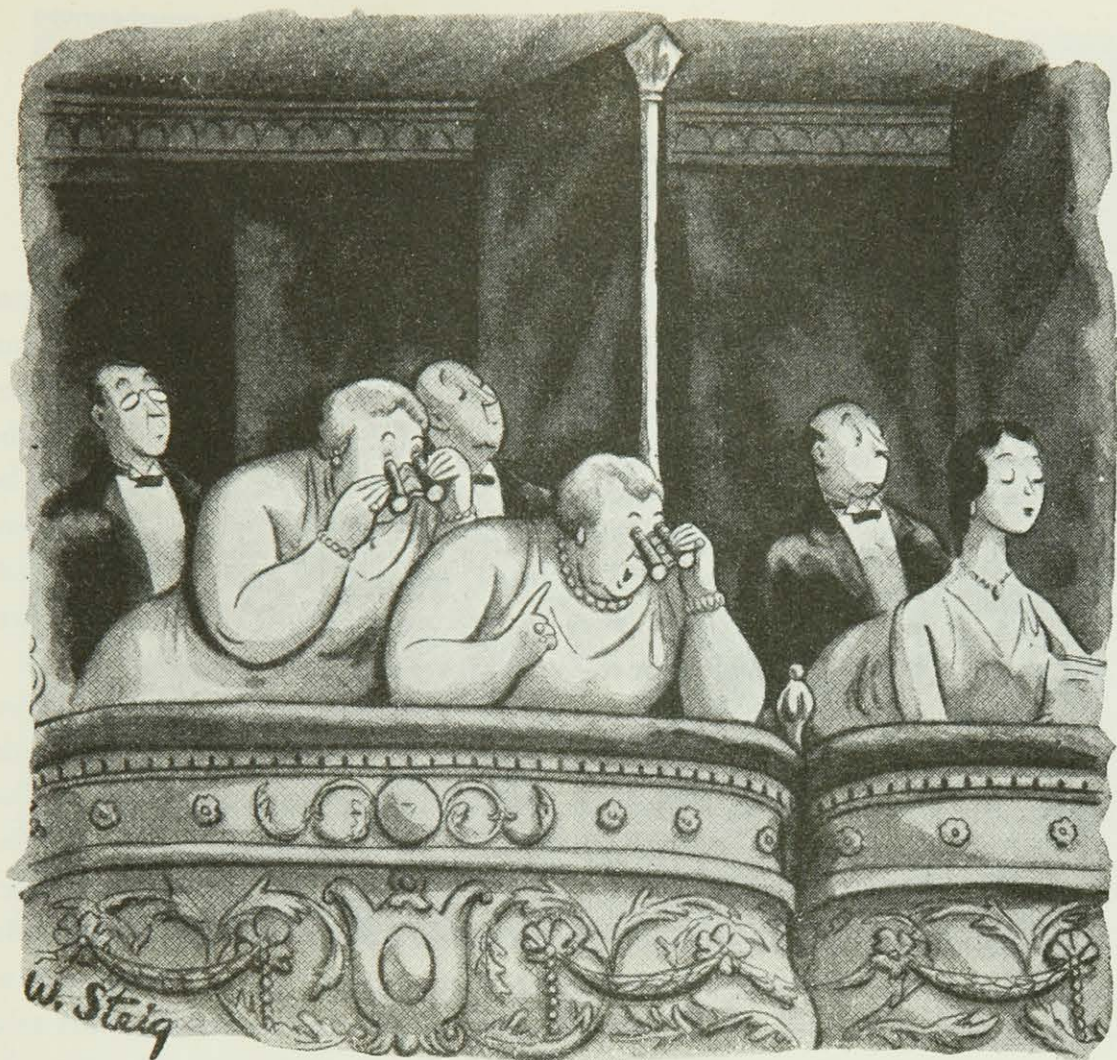
*Pianist*, ein Berufsname für Klavierspieler, der heute völlig sinnlos geworden ist, da nur noch forte gespielt wird; man sollte daher besser Fortist sagen.

*Quintenverbot*, eine Art Prohibition der Kompositionslehre: Gesetz, das von allen übertreten wird, mit besonderer Vorliebe von denen, die es verkünden.

*Rhythmus*, bisher die Eigenschaft der Musik, die außerhalb der theoretischen Untersuchung stand. Heute als „zeitliche Dimension“ der meistuntersuchte Gegenstand, besonders in Amerika.

*Romantik*, in der Ästhetik der letzten Dezennien ein strafbares Schimpfwort, das kein erwachsener Komponist auf sich sitzen lassen konnte. Heute das Idol derer, die immer das Gras wachsen hören, die





— Du zählst die Kahlköpfe, ich die Schnurrbärte.

Atelierparole up to date, die neueste Mode der guten Gesellschaft.

*Saxophon*, veraltetes Blasinstrument aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

*Soziologie*, der moderne Ersatz für ästhetisch-kritische Kenntnisse. Was man nicht definieren kann, das packt man soziologisch an. Aus der falschen Anwendung dieser Disziplin stammt die Irrlehre, eine Musik, die Hunderttausenden gefällt, sei an sich besser als eine, die nur Hunderten gefällt. Früher war es allerdings noch schlimmer, nämlich umgekehrt.

*Tonart*, ein primitives, nicht übermäßig ergiebiges Kunstmittel der Vergangenheit, das sich wegen seiner leichten Faßlichkeit und bequemen Technik zunehmender Beliebtheit erfreut.

*Umkehrung* (des Themas), ursprünglich

ein Zeichen kompositorischer Bildung, heute für den Autor die Möglichkeit, sich selbst so zu bestehlen, daß es das Publikum nicht merkt.

*Vertrag*, die Spielregel, die zum Spaß schriftlich niedergelegt wird, wenn zwei die Absicht haben, nicht handelseins zu werden.

*Wiedergabe*, ehemals eine Kunst, die sich demütig hinter das Werk stellte, dem sie zu dienen bestrebt war. Heute scheinbar das zentrale Prinzip unseres Musiklebens. Noch zu Mahlers Zeiten wurde der Dirigent auf den Programmen nicht genannt; heute braucht man ein Mikroskop, um den Namen des Komponisten zu lesen.

*Zukunftsmusik*, das Symbol des Vergänglichen; Musik, die keine Zukunft hat, da sie immer mit der Präension auftritt, zu früh geschrieben zu sein.



# Die Geburt des Priesters aus dem Geiste der Psychotherapie

Von

*Dr. Otto Karpfen*

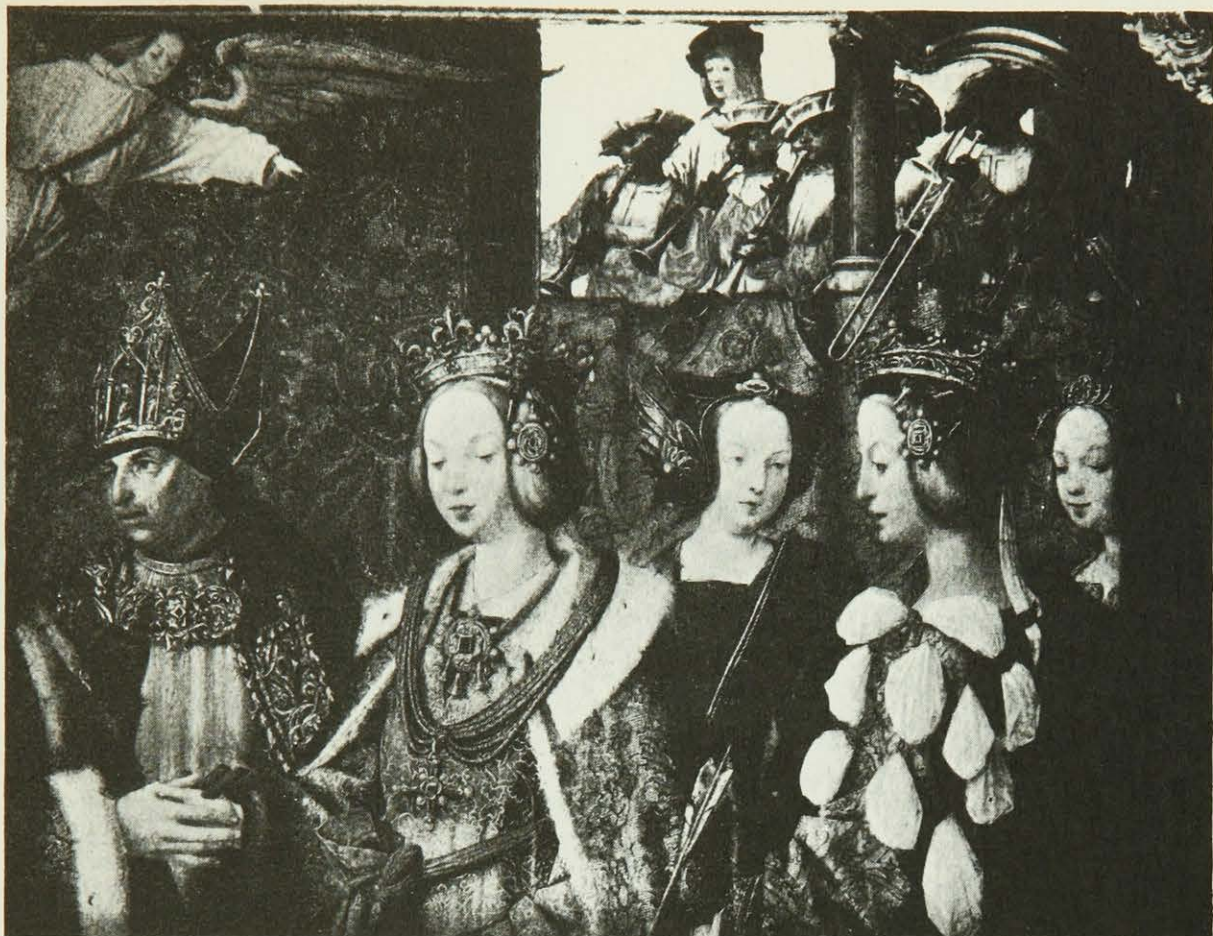
Es gibt Leute, die die Verdienste Sigmund Freuds um die moderne Seelenforschung hartnäckig leugnen. Ich will nicht untersuchen, wieviel davon auf die Denkrägheit verknöchertes Zünftler kommt und wieviel auf das Konto der übermütigen Schüler des mutigen Forschers. Über dem Streit um theoretische Grundlagen und Methoden bleiben aber wichtige Dinge im Hintergrund, die das Licht scheuen. Hinter den lockend bemalten Kulissen der neuen Psychologie lauern gefährliche praktische Konsequenzen, die jeden von uns angehen: In der Gestalt des Seelenheilgehilfen vollzieht sich die Auferstehung des wohlbekannten zaubernen Medizinmannes, die Wiedergeburt des Priesters aus der Psychotherapie.

Es sind nicht Ärzte, die sich etablieren, sondern — die leidenschaftliche Verteidigung der Laienanalyse beweist es — eine neue Fakultät; eine theologische. Wir haben eine Sekte vor uns, die von der Ärzteschaft nur den Ornat des weißen Mantels beibehalten hat, und ihre Dogmatik heißt: Tiefenpsychologie. Die Tiefenpsychologie, das ist die in die Tiefe degenerierte Psychologie, welche die letzten Grenzen zwischen Norm und Abnormität aufhebt; welche die Psychologie des Erwachsenen aus der Perspektive des kleinen Moritz sieht; deren Thesen aus der Ordinationsstunde auf uns alle anwendbar sind, wie es extra ecclesiam nulla salus gibt; so daß wir alle, alle einen Sack voll Komplexe mit uns herumschleppen oder von den Leitlinien unserer Minderwertigkeitsgefühle an der Nase geführt werden. Wenn uns nicht der Erlöser Psychotherapeut zu Hilfe kommt.

Was für eine herrliche Sache war es doch um die gute alte dumme Psychiatrie, die nur auf Anstaltsinsassen und Angeklagte losgelassen war. Die moderne Psychotherapie, Achtung, die geht aufs Ganze und auf uns alle los. Und merkwürdig: wie die Jesuiten alten Stils mit Vorliebe Beichtväter der Könige wurden, um die Lenkung der Staaten in die Hand zu bekommen, so inklinieren langdauernde Neurosen mit Vorliebe zu den Reichen. Es geht eben um Macht, Macht über die Menschen. Was ist denn schon so ein Industriekapitän, Verkörperung heutiger irdischer Macht, gegen einen Psychotherapeuten. Jener kann uns nur das Geld und das bißchen Essen wegskamotieren, der Stümper! Dieser aber ist ein Tiefenpsychologe, er geht in die Tiefe, er reißt uns die seelischen Eingeweide heraus und macht aus uns ein Ragout; leider nach seinem Geschmack.

Eine Sekte sind sie. Sie kommen nicht einzeln. Wie die Heuschrecken erobern sie die westlichen Viertel unserer Großstädte, werfen sich zu Seelsorgern unserer Bourgeoisie und Intelligenz auf und halten die Kreditwürdigsten in den Beichtstühlen ihrer Ordinationszimmer gefangen, wenn sie es nicht vorziehen, sie für unbestimmte Zeit in Klöster, will sagen Sanatorien, einzusperren. Der Klerus wittert schon in diesen Privatpriestern eine Konkurrenz.





Ausstellung portugiesischer Kunst, Musée du Jeu de Paume, Paris  
Gregorio Lopes, Heiligenhochzeit mit Jazzmusik von Negern (Oel, 16. Jahrh.)



Choral im Hospital

Photo Universal





Besitz der Galerien Thannhauser, Berlin-Luzern

Toulouse-Lautrec, Madame Nathanson am Klavier (Oel, 1897)





Edgard Tytgat, Mademoiselle Tragin singt (Oel, 1930)

Galérie du Centaure, Brüssel





Photo Zander & Labisch

Tauber

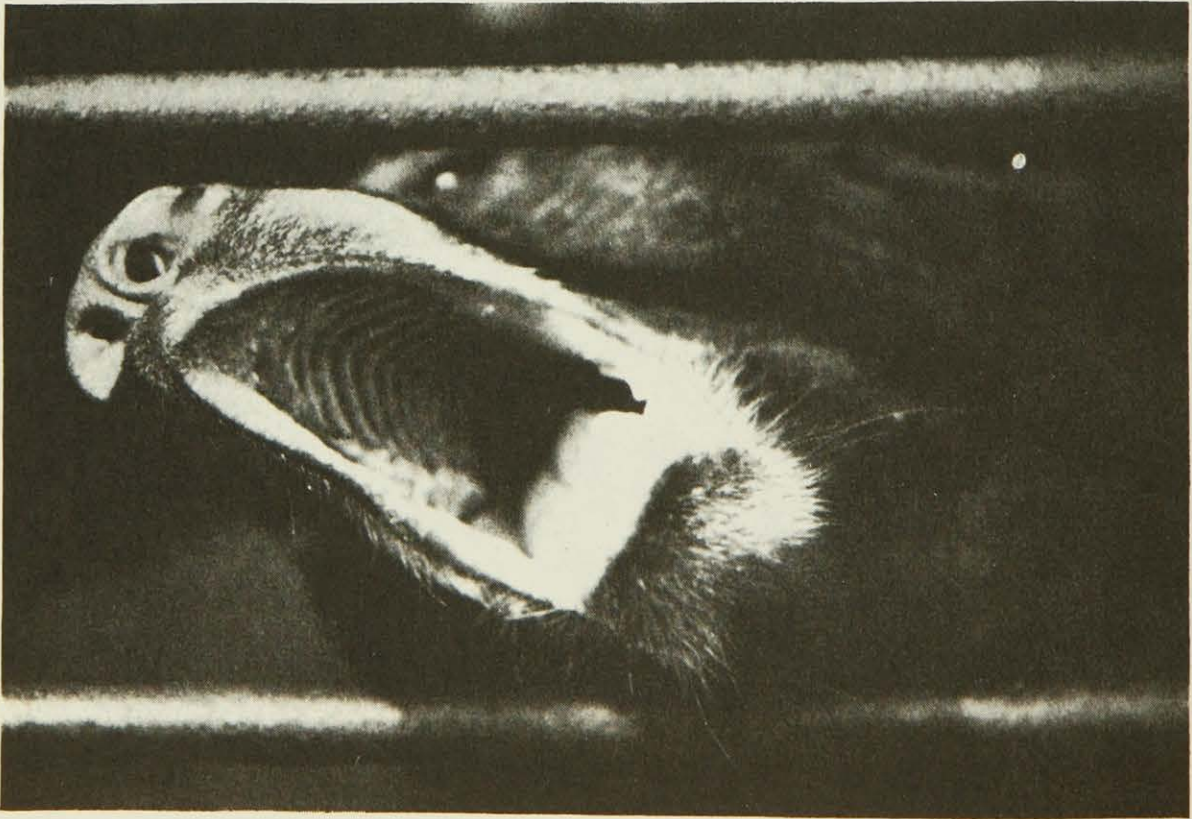


Photo Casparius

Bär



Was ihnen vorläufig noch fehlt, ist die zusammenhaltende Gewalt eines Papstes. Wo viele Leute gescheit sein wollen, da ist immer der eine noch gescheiter als der andere; so entstehen Nuancen und Parteiungen. Der Analytiker analysiert den Individualpsychologen, der Individualpsychologe findet den Komplex des Analytikers, und der, hurra, Psychosynthetiker setzt aus beiden einen Homunculus zusammen. Die alle Prüfungen überstanden haben, werden auf uns losgelassen.

Glücklicherweise wird diesen Verwaltern eines unterweltlichen Sakramentes schon bei ihrer Gottähnlichkeit bange. Sie beginnen nach der ethischen Legitimation der Psychotherapie zu fragen. Und wenn Ärzte zu philosophieren beginnen, dann muß uns um unsere gesunden Glieder bange werden. Aber sehen wir vorerst, wo die ungesunden Köpfe Anlehnung suchen.

So wenig wie dem Tiefsinn Freuds kann man dem Geist Alfred Adlers seine Achtung versagen. Aber die Herren Schüler! Es ist eine Psychoanalyse für geistig Minderbemittelte, die sie verzapfen.

In einem koketten Gegensatz zu den wienerischen Pessimisten um Freud steht der biedere Schweizer *C. G. Jung*, dessen rechte Hand ebensoviel an psychoanalytisch-erotischem Optimismus gibt wie seine Linke an Schuldgefühlen hinzutut.

Der bequemste und zugleich der luxuriöseste von den Herren ist *Hans Prinzhorn*. An seinen Meister *Klages* sich anlehnend, macht er durch die Wendung vom Geist zur Seele denen das Leben leichter, die offensichtlich über mehr Seele als Geist verfügen und zudem Geld genug haben, um es im Weißen Hirschen verzehren zu können. Dieser Hans Prinzhorn erhebt am lautesten sein Lamento nach den ethischen Instanzen der Psychotherapie. Uralte Wasser rauschen auf. Schon spricht *Rudolf Allers* von einer christlichen Psychologie. Wir sehen: was man in Amerika spöttisch eine jewish science nennt, ist dennoch eine christian science, und ihre Vertreter sind akademisch gebildete Gesundheitsbeter.

Hier haben wir des Pudels Kern. Hinter dem weißen Mantel verbirgt sich ein Caliban, der unter zerschlossenen romantischen Fahnen gegen die, o pfui, materialistische Medizin zu Felde zieht. Ihr verdanken wir ja nur die Narkose, die Asepsis und das Salvarsan, und nicht die romantischen Wunderheilungen, die *Erwin Liek* preist. Diese materialistische Medizin muß sterben; und es sind gleich zwei, die nach ihr erben wollen.

*Erich Przywara*, der ebenso rührige wie intelligente Jesuit, nennt die Individualpsychologie gern eine Fundamentalpsychologie, die in dem reuigen Individualisten das Bewußtsein der Sünde erweckt, der Sünde, die die Ursache jeder Neurose ist, und deren Überwindung den Geheilten in jene große Gemeinschaft zurückführt, welcher der P. Przywara S. J. näher steht als Herr Dr. Adler.

Krankheit ist Sünde. Das sagen auch einige andere Herren aus durchsichtigen Gründen. Wenn Krankheit Sünde ist, dann hat der Arzt nicht zu kurieren, sondern zu strafen. Und da haben wir endlich das göttliche Argument vor uns, mit dem ein sicherer *Dr. Kulenkampff* in der „Deutschen Rundschau“ die Sozialversicherung für ein Verbrechen am Volkskörper und mit anderen Worten die Sozialversicherten



für boshafte Neurotiker erklärt, denen man ihre Sünde (= Krankheit) nicht mit lästigem Ordinieren auszutreiben hat, sondern mit romantischen Notverordnungen.

O wie wunderbar sind doch Gottes Wege vom Wiener Alsergrund zu den Rheinisch-Westfälischen Industrieverbänden. Und siehe da, beide Wege führen, wie alle, nach Rom.

Kann man sich gegen diese Medizinmänner gar nicht mehr wehren? Sie führen uns immer ins dunkle Unbewußte und das heißt hinters Licht. Sie stören uns in unserem letzten Refugium, in unseren Träumen. Sie sind es, die die infantile Allmacht der Gedanken verwirklichen wollen, um sich auf dem Rücken unserer fahrlässigen Gedankenlosigkeit zu symbolischen oder wirklichen Herren der Welt aufzuschwingen. Da fragen sie immer nach der ethischen Berechtigung der Psychotherapie. Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie. Warum fragen die Herren nicht einmal

nach ihrer eigenen ethischen Legitimation, die Psychotherapie auszuüben? Tausendmal lieber katholisch als tiefenpsychologisch! Wem wäre nicht ein ehrlicher Jesuit lieber als zehn romantische Mediziner? Allen Ernstes: wir müssen Laizisten werden und an eine Trennung von Psychologie und Medizin denken. Wenn uns nicht die fortschreitende Krise diese heikle Arbeit abnimmt. Vielleicht führen die sich häufenden Insolvenzen schließlich die Zahlungsunfähigkeit der Psychotherapeuten herbei. Die Pleite der Väter und Gatten kürzt Taschen und Nadelgelder. Sie macht Söhne wieder potent und heilt Gattinnen von ihrer selektiven Frigidität. Sie läßt die Ordinationszimmer der Psychotherapeuten veröden, und wenn der General des Jesuitenordens oder der Generaldirektor der Gutehoffnungshütte sie eines Tages nicht mehr braucht, stürzt der ganze Dom der Tiefenpsychologie und romantischen Medizin in den fingerdicken Staub, der auf ihren Büchern liegt und die Atmosphäre zu verderben droht.



Kurt Werth

— Ich will dir was sagen, mein Lieber: Ich habe es nicht nötig, stundenlang nach dir herumzutelephonieren und mir einen Komplex in den Bauch zu steck'n — wo mich doch die Männer wie Fliegen bedrängen, Ehrenwort!





Karl Rössing

## Lexikon Berliner Schauspieler

Von

*Antonius*

**B**usch, Ernst. Blauäugig und blondschöpfig wie ein Märchenwanderbursch. Doch der Wald, durch den er marschiert, liegt bei Halensee, sein Wunderhorn ist eine Trillerpfeife. Er tanzt gut, singt wohllautend, kann mit den Augen schäkern — das Inventar zu einem Liebhaber wäre da. Aber er mag das Fach und die Liebenswürdigkeit nicht, und wenn er den Smoking anhat, geht Rotfront in ihm los. Die innere Rebellion genügt freilich nicht, ihm den Charme ganz wegzuschmelzen. Es bleibt etwas Ruppiges, Neues davon zurück: Charme des Stempelbuchs.

*Darvas, Lili.* Würde in dieser Namensfolge ihren deutschen Ruhm auch auf Budapester Bühnen bewähren können, gereicht aber als Lili Darvas den unseren zur Zier. Die Selbstverleugnung, mit der sie, wiewohl Franz Molnárs Gattin, ihre Seele die fremde Sprache erlernen (und auf sie umlernen) ließ, findet nur noch in Chamisso ein Ebenbild. Den heimatlichen Akzent weiß sie im übrigen dem Deutschen als neues Vibrato dienstbar zu machen wie Moissi das Italienische. Die Weichheit, der perlende Fluß der Vokale bezaubern im gleichen Maß das Ohr wie der Anblick ihres im Staunen steckengebliebenen, fragenden Gesichts das Auge; und das Widerspiel von Konversation und Miene schimmert von Farbenkünsten, die einmal das Zeitalter der Réjane und Després ausgezeichnet haben. Die letzte Salondame der deutschen Bühne — wer wundert sich, daß sie aus Ungarn kommt?

*Edthofer, Anton.* Buberl und Apache, in denselben Gentlemanrock genäht. Charme mit brutalen Hintergründen. Neurasthenischer Zuhälter. Bübü von Mont-



parnasse-Ottakring. Bei näherem Anblick entpuppt sich das Zuhälterische freilich bloß als Kraftgebärde des Neurasthenischen. Als atavistischer Rest bleibt dagegen die Gewohnheit bemerkenswert, die Überlegenheit gegenüber Rolle, Leben, Theater dadurch anzudeuten, daß er mit der Hand in der Hosentasche redet.

*Gründgens*, Gustaf. Schmal, klapprig, kahl; Wüstling mit nervösen Fingerspitzen, Mischung aus Greis und Jüngling. Zwei Augen von buhlender, flatternder Erloschenheit, die zugleich Anknüpfung suchen und vor dem Gegenblick zurückschrecken, eine Stimme voll gekränkter Schwatzlust. Präziser Komödiant. Strenges Hirn, weiche Gebärde. Franz Moor in „Eldorado“-Verkleidung, „Huch nein“ in Großfolio. Seine besten Rollen wären: der Marquis Casti Piani bei Wedekind und der Geschminkte mit Strohhut aus seines Schwiegervaters Meisternovelle „Der Tod in Venedig“.

*Haack*, Käthe. Angst und Bestürzung über unausweichliche faux pas, denen die Schöpfung sie vorbehalten hat, stehen flehend in ihrem kugeläugigen, immer vertutzten Gesicht geschrieben. Und man weiß nicht, ob diese Konsterniertheit — „oh Gott, oh Gott!“ ruft ihre hochgezogene Braue — den Malheurs auf dem Fuß folgt oder sie erst herausfordert. Man schwankt zwischen Lulu und dummer Gans. Buschs fromme Helene hat in Käthes unfrohen Ehefrauen ein neues, gattliches Gesicht bekommen.

*Krauß*, Werner. Hat schon jemand beim Anblick dieses Schauspielers herausbekommen, ob er schön oder häßlich ist? Es ist etwas Zukurzgekommenes in ihm, was die Ebenmäßigkeit seiner Züge ins Schiefe, ihre Gedrungenheit ins Gefällige umfälscht; eine Art angeborener Amtlichkeit und Korrektheit, die seine Kraft zusammenzieht. Doch rührt grade davon das Lauernde, Zähne, unter dem Topfdeckel Kochende her, das man als seine Unheimlichkeit empfindet. Der helle, fanfarenfrohe Anschlag seiner Stimme mildert sie nicht, im Gegenteil: es ist, als rede einer sein fragwürdiges Ich nieder; als bändige er den Unhold in sich durch lippenleckende, sauber artikulierende, fast dozentenhafte Schönrednerei, (manchmal galoppierend und in den eigenen Hals hinein) — ein Sprachlehrer also, der die Rolle im Stück als Beispiel exakter Aussprache vornimmt. Dieses Vortragscharfe, Hartnäckige ist Werner Krauß' Dämonie und Begrenzung. Er sprengt es nie, springt daraus nie in die Unwahrscheinlichkeit. Das Dämonische kündigt zwar immer seine Nähe an, aber es bricht niemals aus. Besteht es eben darin? Und wirkt dieser Schauspieler deshalb so geheimnisvoll, weil unsere Spannung über seinen hämmernden Eigensinn sich nie ganz löst? . . . Dann käme sein Genie eigentlich von dem, was ihm zur Größe noch fehlt.

*Sima*, Oskar. Stammt in Leib und Aussprache aus Deutsch-Mähren, bringt infolgedessen so viel echtes Wienertum auf die Szene, als in Berlin gerade noch goutiert und begriffen wird. Er ist ein Schauspieler der ungemütlichen Gemütlichkeit, der ostentativen Langsamkeit, des gewerkschaftlich organisierten Biedermann-tums. Sternheim-Fechung aus Grinzinger Rebe. Trittfest und gesäßschwer trotzt er, wo immer er Fuß faßt, allen dräuenden Hinauswürfen. Seine Rede setzt sich aus lauter Kommandos der Verbohrtheit zusammen, die Sprache schürzt die Ärmel hoch, jede Silbe wird zunächst im Mund gewogen, eh' sie losplatzt. So möchte ich den bewährten, von der Sonne eines Bubentums beglänzten Mann, das auf seine einstige Vorliebe für den Fußballsport hinweist, einem Goalkeeper vergleichen, der ruhig im Tor steht und jedem Ball gewachsen ist. (Wird fortgesetzt)





Frischmann

— Hallo, Lotte, rat mal: wo bin ich?

**M  
A  
R  
G  
I  
N  
A  
L  
I  
E  
N**

## Katzenellenbogen oder Das Gesetz der Pfauenfeder

Von Walter Kiaulehn

Die Grafen von Katzenelnbogen führten die Pfauenfeder im Wappen. Napoleon ließ „Die Katz“, das Schloß der Katzenelnbogen, St. Goarshausen gegenüber, 1806 sprengen. Heute noch heißt der höchste Punkt des Odenwaldes „Melibocus“. „Cattemelibocus“ ist Katzenelnbogen. Die Katten sind jetzt die Hessen. Der letzte Graf von Katzenelnbogen, Philipp, starb 1479. „Die Katz“, das Stammschloß, fiel an die Landgrafen von Hessen-Marburg. Auf dem Berg war der Name tot. Im Tale aber lebte er weiter. In Dankbarkeit trugen die Hofjuden der Grafen von Katzenelnbogen den Namen und die Pfauenfeder ihrer Beschützer.

Das deutsche Schicksal hatte den Namen dieser Juden im Westen geprägt. Das deutsche Schicksal warf den Namen Katzenelnbogen in den Osten.

Die Geldwechsler der hessischen Grafen wurden Spritbrenner in Krotoschin. Ein Sachse aber gab ihrem Namen den letzten Schwung in die Grotteske. Als Theodor Körner die „Gouvernante“ schrieb, machte ihn der Name „Katzenelnbogen“ so lachen, daß er ihn in „Katzenellenbogen“ ummünzte. Die Krotoschiner waren dankbar auch für den bescheidenen Witz und beugten sich lachend dem Diktat des Poeten aus Dresden. Fortan nannten sie sich in Demut Katzenellenbogen.

\*

Das Geschäft mit dem deutschen Adel lag den Katzenellenbogen im Blut. Adolf Katzenellenbogen, Ludwigs Vater, bekannte sich zum Liberalismus. Seine Geschäfte machte er mit dem Adel, patriarchalisch, demütig, gerissen aber von verbitterter Bescheidenheit. Sein



mächtiger Freund war der General der Kavallerie a. D. von Podbielski, Rittergutsbesitzer, Staatssekretär der Reichspost, dann preußischer Landwirtschaftsminister; Antisemit aus Konnexion, nicht aus Neigung. Er läßt die preußischen Konservativen über den Namen Katzenellenbogen witzeln und verkauft seine Kartoffeln für gutes Geld nach Krotoschin. Adolf Katzenellenbogen war ein mächtiger Mann, nicht nur in Krotoschin, wo man ihn zum Stadtrat gewählt hatte. In Posen und in Schlesien kaufte und verkaufte er Getreide und Kartoffeln und brannte Sprit. Er stirbt 1903 und vererbt dem dreiundzwanzigjährigen Ludwig Katzenellenbogen ein Millionenvermögen und die Freundschaft mit Exzellenz von Podbielski. Dazu erbt er das Streben des Vaters nach Legitimität, aber nicht seine charaktervolle Demut.

Die Schallweite des Namens Katzenellenbogen reichte bis nach Breslau. Bis nach Breslau hin galten die Katzenellenbogen als ehrbare Kaufleute *comme il faut*. Was hatten die Katzenellenbogen in Berlin zu suchen? Ludwig aber stand unter dem Gesetz der Pfauenfeder. Er verachtete die Legitimität von Krotoschin und Breslau.

Er hatte das Gymnasium in Krotoschin besucht. Krotoschin war Garnison, und das Gymnasium steckte voller Offizierssöhne. Ludwig lernte Latein und Minderwertigkeitskomplexe. Nach dem Abitur nahm ihn der Vater ins Geschäft und zeigte ihm, wie man das Gleichgewicht wiedergewinnt. Gegen die Bedrückung durch Bildung hilft Geldverdienen.

Adolf Katzenellenbogen war Weizenhändler, wie Joseph von Aegypten Weizenhändler war. Der Weizenhandel ist die Hochschule der Spekulation. Was früher der Traum von den sieben fetten und sieben mageren Jahren hieß, wird heute Konjunkturforschung genannt. Das Gesetz der Spekulation ist von biblischer Einfachheit. Angebot und Nachfrage sind von Gott gemacht, und

der Spekulant hat nichts zu tun als Gottes Willen aufzupulvern. Wenn er diese einfache Regel mit Ehrfurcht und Maß befolgt, dann wird es dem Spekulanten gut gehen auf Erden. Niemals aber soll er sich unterfangen, das zu wollen, was Gott nur ein einziges Mal gelingen ließ in der Geschichte der Spekulation, nämlich einen „Corner“ zu schaffen. Josef von Aegypten konnte den „Corner“ schaffen, das Ideal der Spekulation, weil Gott es wollte. Gott wollte, daß Josef alles Korn der Welt billig aufkaufen und teuer verkaufen konnte. Das haben seitdem nicht nur mit Korn immer wieder die großen Spekulanten aller Zeiten versucht, und nie ist es gelungen. (Im Jahre 1930 versuchte der deutsche Landwirtschaftsminister Schiele durch seine Politik der Roggenstützung, einen „Corner“ zu schaffen. Unter schweren Opfern mißlang dieser Versuch zuungunsten des deutschen Volkes.)

\*

Adolf Katzenellenbogen war Weizenhändler und Spritfabrikant. Der Sohn übertrug die Mechanik der Weizenpekulation auf das Reich des Königs Alkohol. Von den Pfauenfedern gekitzelt, nahm er seinen Weg nach Berlin, wo die Milch der Legitimität viel süßer schmeckt als in Breslau und Krotoschin. Als Ludwig Katzenellenbogen zum erstenmal in einem Berliner Salon sitzt, ist er ein junger Mann mit gleichgültig-gutmütigem Gesicht. Nur wenn er spricht, bekommt das Gesicht Leben, und die schlaun Augen haben plötzlich ihre Bedeutung. Der schweigende Katzenellenbogen ist den Frauen gleichgültig, manchen unangenehm. Der plaudernde Katzenellenbogen aber enthusiastisiert sie. Sie sind charmiert von der unbotmäßigen Energie des jungen Mannes.

Als der Krieg ausbricht, ist Katzenellenbogen schon ein großer Herr. Er ist einer der Schöpfer der Spirituszentrale gewesen, deren spätere Verstaatlichung ihm einen beträchtlichen



Gewinn einbringt. Jetzt im Krieg macht er, ein kleiner Rathenau, von seinen Erfahrungen in der staatsmäßigen Bewirtschaftung von Industrien Gebrauch. Die Spirituszentrale war ja der Auftakt. Die Spirituszentrale war für die Landwirtschaft gut, für den steuer-tüchtigen Staat und für die Sprit-erzeuger. Spürt man den Klang aus Adolf Katzenellenbogen und Podbielski? Auch Ludwig Katzenellenbogen bleibt zunächst bei dem vertrauten Leisten, Mischung aus Handel und Landwirtschaft. Er gründet für das Deutsche Reich die „Teka“ (Trocken-Kartoffel-Verwertungsgesellschaft). Er ist jetzt oben und längst legitimiert. Er kann den Adligen längst die Dienste aus der Freundschaft des Vaters mit Podbielski zurückzahlen. Die Sekretärin, die sein Direktionsbüro überwacht, ist eine Frau von Knoblauch.

1918 ist die Spirituszentrale als Reichs - Spiritus - Monopolverwaltung verstaatlicht, und Ludwig Katzenellenbogen ist Rittergutsbesitzer.

Die Morgenröte der Revolution überfunktelt ein unbekannter Stern: Hugo Stinnes! Wer vermag zu sehen, daß es der Stern des versunkenen Tages ist? Zwei Männer prägen das Gesicht des neuen Kaufmanns: Hugo Stinnes und Walther Rathenau. Alle, die den Stinnesweg gehen, sind verloren. Auch Ludwig Katzenellenbogen. Die Rathenau-Schüler sitzen heute über sie zu Gericht. Auch über Ludwig Katzenellenbogen sitzen die Erben Rathenaus zu Gericht.

Die Sprit-Zentrale war Katzenellenbogens Gesellenstück. Jetzt wollte er den Meistertitel erringen. Oh, er war auf dem Wege. Aber das Ziel hieß nicht mehr Legitimität. Der Kaufmann war Händler schlechthin ohne den Blick auf die Gesellschaft.

Die deutsche Revolution wurde von der Inflation aufgefangen. Die Inflation verdämmerte in den Likörstuben. Kahlbaum war ihr Nutznießer. Durch einen bunten Likör sah sich die





Welt optimistischer an. Kahlbaum gehörte Katzenellenbogen. Von jedem bunten Likör floß ein Zehnten an Ludwig Katzenellenbogen. Hätte diesen Einfall nicht auch einer der Grafen Katzenellenbogen haben können, der Fechter mit der Pfauenfeder?

Ludwig Katzenellenbogen war in diesen Tagen ein vierzigjähriger Mann, sehr würdig, mit glattem, gleichgültigem Gesicht, Familienvater, Staatsbürger. Seine legitime Leidenschaft galt der Kunst. Die Kunst für den Berliner Bürger verwaltete Bruno Cassirer. Sein Lager war mit französischen Impressionisten und jungen deutschen Lyrikern gefüllt. Aber Bruno Schönlink war kein Sachwert wie Renoir. Sachwert hieß die Parole und das Feldgeschrei: Hugo Stinnes!

Die Inflation war vorüber. Ludwig Katzenellenbogen musterte seinen Besitz: Kahlbaum und Ostwerke. Ostwerke, das hieß: Brennereien, Brauereien, Glasbläsereien, Zementfabriken, ein Stinnes-Land. Im Reiche des Königs Alkohol war Katzenellenbogen schon ein Fürst. Er wollte Statthalter des Königs werden. Es kam die Fusion Schultheiß-Patzenhofer—Kahlbaum. Es kam die Fusion dieser Gesellschaften mit den Ostwerken. Dann kam der Staatsanwalt, und Ludwig Katzenellenbogen stand vor seinem Schultheiß, der die Schuld heischt.

Ludwig Katzenellenbogen, ehe er nach Moabit ging, war ein Golfspieler geworden. Der Golfschläger ist das Requisit des Finanzgenies von 1931. Am Golf vom Wannsee ist mancher gescheitert. Katzenellenbogen war ein Meister des Requisites geworden. An zwei Tagen von sechs Arbeitstagen trieb er die Kugel über den Golfplatz, und die Zauberlehrlinge aus der Burgstraße sahen ihn durch den Sand laufen, wie den Pythagoras, der neue Wahrheiten ersinnt. Was sinnt Katzenellenbogen aus, wenn die Kugel läuft?

Katzenellenbogen war nicht mehr Familienvater. Eine neue Ehe hatte er

in den Zeitungen angekündigt, wie ein junger Bräutigam. Die Verbindung mit Tilla Durieux, der früheren Gattin Cassirers, schien ihn verjüngt zu haben. Hatte sie ihn nur blind gemacht? Eine Tür war hinter seiner Vergangenheit ins Schloß gefallen. Die Spötter meinten, sie fiel ins Haus.

In Krotoschin staunte man das Leben und die Herrschaft Katzenellenbogens wie die Legenden über den fernen Fitzliputzli an. Denkt nur, der große Zauberer, wenn er müde vom Spiel ist, schläft in einem Bungalow am Wannsee bei einer Tragödin. Sein Haus aber ist wie eine Theaterbühne. Seiner Frau hat er den Revolutionär Piscator gekauft, damit er Schauspiele um sie herum inszenieren soll. Aber das ist nur für die Leute. Sein Heim hat der Revuemaler Kainer ausgemalt.

Und alles war wie ein Traum!

\*

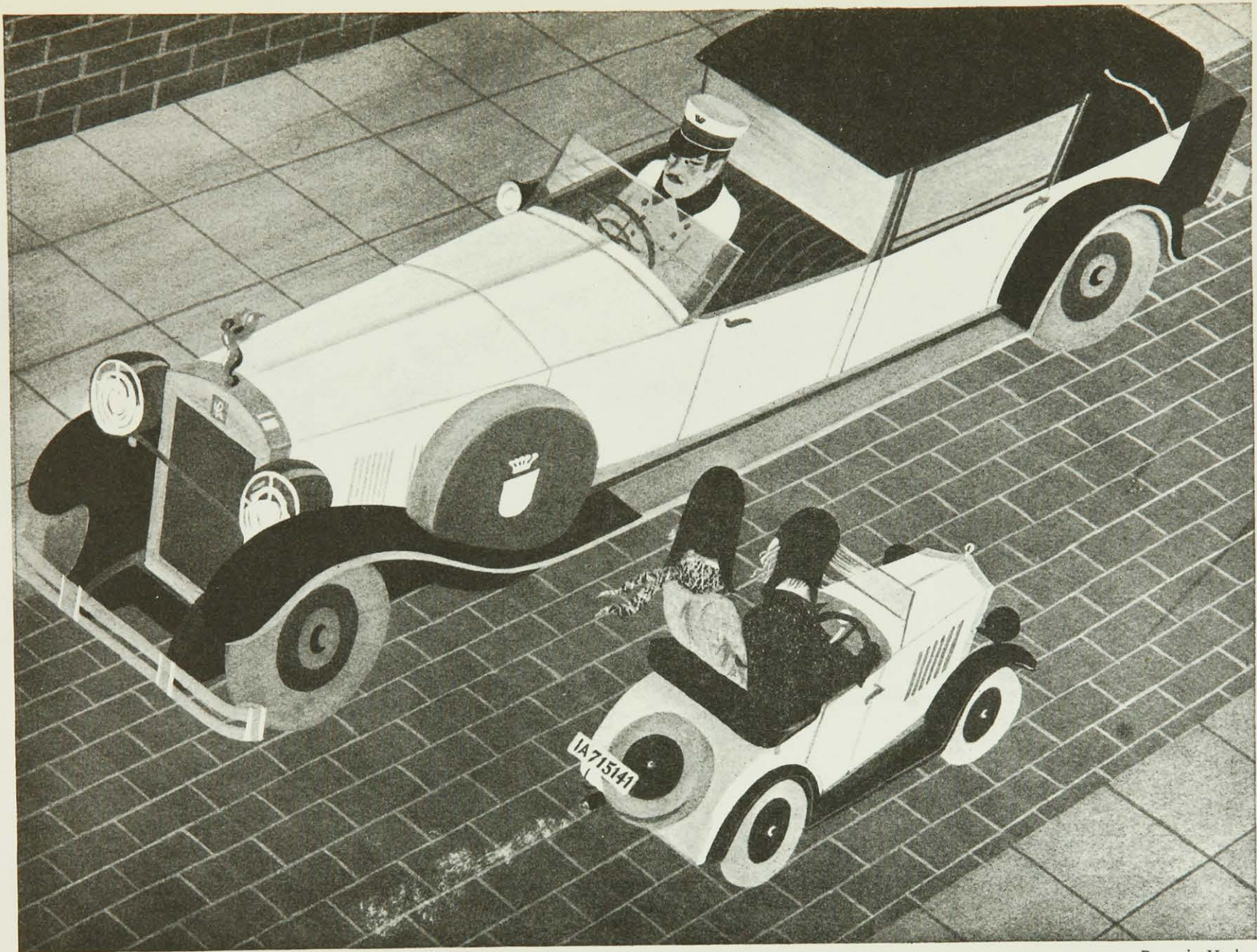
Jede nicht zu Ende geführte große Spekulation ist ein Betrug im Sinne des Strafgesetzbuches. Die ganz große Spekulation geht immer über den Rahmen der Gesetze hinaus, weil sie die Macht des Einzelnen will. Warum hat Ludwig Katzenellenbogen nicht an die gottgewollte Einmaligkeit des Beispiels Josef von Aegypten geglaubt? Josef war der erste Mann im Reiche des Königs von Aegypten. Ludwig Katzenellenbogen wollte der erste Mann im Reiche des Königs Alkohol sein. Er wollte die Macht und Potiphar dazu. Pfauenfedern sind keine Wegweiser.

\*

Als aber Katzenellenbogen gestürzt war, da ging einer der Zauberlehrlinge, die vorher das Golfspiel des Meisters als den Zeitvertreib des neuen Pythagoras bewundert hatten, einer der Gehilfen Piscators ging hin und schrieb die Geschichte des Gestürzten in ein revolutionäres Blatt. Darin stand, daß er, der Lehrling, gewußt habe, wie alles enden mußte.

Wirf die Katz wie du willst, sie fällt immer auf die Füße.





Georg Himmelfarb, Der große Bruder (Zeichnung)





Zola in London



Sudermann in St. Moritz



*Die Internationale der Monarchen (1903)*



Photo Downey, London  
Königin Victoria von Spanien, Eduard VII., Kaiserin Auguste Victoria, Wilhelm II., Königin Alexandra von England,  
Königin von Portugal, Alfons XIII., Königin von Norwegen





Kronprinz und Kronprinzessin Friedrich auf dem Neuen See im Tiergarten

Sammlung Handke-Berlin



**Revision der europäischen Throne.** Anfang Dezember war das Schloß *Clairmont* in der Grafschaft Surrey in England der Schauplatz wichtiger Ereignisse. Auf der Turmspitze histe der Schloherr, *Prinz Louis Bourbon*, das Lilienbanner des Hauses Bourbon-Orleans zum Zeichen, daß die nobelste Familie der Welt sich in den Räumen der uralten Burg versammle. Sämtliche Nachkommen *Hugo Capets*, sowohl der französischen wie auch der spanischen und italienischen Linien, erschienen: der vor einigen Monaten gestürzte *Alphons XIII.* von Spanien, aber auch die *Carlisten*, die ihm den Thron streitig machen wollten. Drei junge Prinzen der Linie Bourbon-Parma, darunter *Sixtus*, der sich seinerzeit um den Sonderfrieden zwischen Kaiser Karl von Oesterreich und *Clemenceau* bemüht hatte, und die Herzöge von *Guise*, unter der Führung des Herzogs *Jean von Guise*, Thronprtendenten von Frankreich. Als Einberufer des Familienrates figurierte dieser letztere und unterzeichnete die Einladungen mit *Jean IV. Roi de France*. Er wurde dann auch zum Vorsitzenden des Rates und zum Familienoberhaupt gewählt. Einen wichtigen Punkt der Beratungen bildete der spanische Erbfolgestreit, der endgültig zugunsten *Alphons XIII.* entschieden wurde. Ueber den Thron der beiden Sizilien ist nicht verfügt worden, da die neapolitanische Linie mit dem Sohne des letzten Königs, *Ferdinand II.*, bereits vor siebzig Jahren ausstarb. Dagegen beschloß der Familienrat, den „*Kaiser und König*“ *Otto von Habsburg*, den Sohn der *Zita von Bourbon-Parma*, in seinen Bestrebungen um Wiedereinsetzung in seine ererbten Rechte tatkräftig zu unterstützen. Mit einer gewissen Resignation stellte der erlauchte Vorsitzende fest, daß die Familie Bourbon-Orleans derzeit in keinem Lande der Welt ihre angestammten Herrscherrechte ausübe. Wegen Nichteinladung protestierten im

Namen der Bastard-Linien der *Herzog von Madrid*, der *Prinz von Vendme* und der *Graf von Maine und Toulouse*.

**Revisions-Prozeß gegen die Weltgeschichte.** Literaten, Historiker und Politiker tragen zurzeit in Paris einen erbitterten Kampf aus, der auch Gegenstand eines aufsehenerregenden Ehrenbeleidigungsprozesses ist. Herr *de Valus*, Bibliothekar der *Ecole de Droit* veröffentlichte vor kurzem in der Zeitschrift „*Le Correspondant*“ unter dem Titel „*Le Drapeau plane en Afrique*“ einen Artikel über die erste Afrika-Expedition der Franzosen im Jahre 1829 und schrieb unter anderem, daß der damalige Admiral *Duperr* dieses Unternehmen Frankreichs nicht nur nicht billigte, sondern sogar dagegenarbeitete. Der Admiral sei der Meinung gewesen, daß Frankreich in Afrika nichts zu suchen habe und daß die Eroberung der afrikanischen Nordküste bloß zu unnützen politischen Antagonismen mit den übrigen europäischen Staaten führen werde. Die Geschichte hat natürlich *Duperr* recht gegeben. Die Expansion Frankreichs in Nordafrika wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts zur Ursache des marokkanischen Konflikts mit Deutschland und schaffte unmittelbar jene schwle Atmosphäre, die den Weltkrieg schließlich zum Reifen brachte. Der verdienstvolle Bibliothekar der *Ecole de Droit* zumte die Frage allerdings anders auf. Er warf *Duperr* vor, die französischen Interessen verraten zu haben. Gegen diese Auffassung wendete sich nun der Urenkel des längst verstorbenen Admirals, der Marineoffizier *de Dompierre d'Hornoy*, und klagte gegen Herrn *de Valus* und die Redaktion der Zeitschrift wegen Ehrenbeleidigung seines Ahnherrn. Das Gericht stellte sich auf den Standpunkt, daß nicht *d'Hornoy*, sondern lediglich seine Mutter, eine geborene *Duperr*, die aktive Klagelegitimation habe. Auf Grund dieses Gerichtsbeschlusses strengte nunmehr die Enkelin des Admirals, eine 86 Jahre alte Dame, die Klage an und führte vor der Oeffentlichkeit den Beweis, daß *Duperr* ein guter Patriot gewesen, seine Widersacher aber Verleumder seien. Ob die Weltgeschichte aus diesem Streite siegreich hervorgehen wird?



# Die Leiden des jungen Minderwerthers

Von Otto Roeld

„Ihr könnt seinem Geist und seinem Charakter Euere Bewunderung und Liebe, seinem Schicksal Euere Tränen nicht versagen.“ Sagt Goethe. Richtiger: sagte Goethe.

Denn heute müßte man hinzufügen: Werthers leichte Erregbarkeit, die maßlose Ueberschätzung einer einfachen Bürgersfrau, wie es Lotte war, die moralischen Hemmungen Albert gegenüber, verbunden mit Blutwallungen, Schlaflosigkeit, Gemütsdepressionen, schließlich das tragische Ende — Werthers Leiden: Das Schulbeispiel eines heute landesüblichen Neurasthenikers.

Vorläufig gibt es ja noch keine Lehrkanzel, die sich mit der Pathologie der Weltgeschichte befaßt. Aber von Rechts wegen müßte es eines Tages zu einer gründlichen Revision der Historie kommen. Dann würde sich auch ergeben, daß seit Adam (der übrigens in einem typischen Zustand sexueller Hörigkeit den Einflüsterungen einer unbefriedigten Frauensperson erlegen ist), daß also seit Adam bis zum heutigen Tage die Erde von einer Horde von Patienten in Bewegung gesetzt wird. Wir lieben, glaubt man, will man uns glauben machen — in Wirklichkeit demonstriert dieser romantische Zustand nur ein klinisches Bild: Gefühl ist alles? In Wirklichkeit sind es die Nerven.

Aber das weiß man ja heute schon. Man weiß, daß Leidenschaft Hysterie, Wut eine Affekthandlung, Bescheidenheit Minderwertigkeitsgefühle darstellen; man kennt das Raffinement, die Spitzfindigkeit moderner Psychologie und ihre Zusammenhänge mit der Physis, man hat in der Medizin, Judikatur und Geschichtsbetrachtung die moderne Seelenforschung einbezogen.

Nur die Literatur steht seit Werthers Zeiten — auch wenn sie sich noch so modern gebärdet — solchen Einflüssen

starr gegenüber. Sie hält noch gewissermaßen an der platonischen Ueberlieferung fest. Sie glaubt noch an die Ideologie von einst. Zwar vermeidet sie die sentimenttriefende Darstellung, die dazumal das epidemische Wertherfieber erzeugte, aber wenn man sich vom Formalen, vom Gewaltsam-äußerlich-konstruktiven nicht beirren läßt, dann ist sie unverändert geblieben. Denn auch kein Unglücklich-Liebender von heute würde seine Gefühle in dieser doch so zeitentsprechenden Weise offenbaren:

*Teuerste, ich liebe nur Dich allein, d. h. ich fühle monogam. Oft wünsche ich in einsamen Nächten, ich könnte Dich abreagieren, aber meine Libido neigt rettungslos Deinen erogenen Zonen zu, und alle Ueberkompensation, o Geliebte, vermag die tief verankerte Neurose, zu der Du mir geworden bist, nicht zu verdrängen. Fühlst du denn nicht, gleich mir, die Hormone im Blute kreisen, die Dir, Du Einzige, sagen müßten, daß die Affinität unserer Triebe sich synthetisch ergänzt? Ent-sinnst Du Dich noch der Stunde im Mondenschein, da wir beide in manischen, unwiderstehlichen Zwangsvorstellungen einander in die Arme fielen? O Lotte, Du bleibst latent in meinem Unterbewußtsein, so lange, bis der Tag sich naht, da wir beide, Hand in Hand, die Wunschkomplexe sublimieren werden.*

So könnte, nein sollte heute ein Werther sprechen. Er tut es nicht. Er weiß: Gefühle, einmal in diese Luft gesetzt, ersticken rettungslos. Deshalb stirbt er an der Liebe, wie er immer starb. Psychoanalytiker tragen ihn zu Grabe. Kein Geistlicher begleitet ihn.

„Kennen Sie Italien?“ — „Nicht einmal dem Namen nach“, antwortet Guitry.

Jules Renard



## Revisionen

Von *André Suarès*

Gewiß muß man seinem Jahrhundert angehören, und wäre es in äußerster Gegensätzlichkeit. Denn welcher Zeit gehört man an, wenn nicht der seinen? Man muß seinem Jahrhundert angehören, auch wenn man dagegen ist, um es späterhin wert zu sein, auch den anderen anzugehören.

\*

Abgesehen vom Schaffen ist das Vergnügen die letzte Zuflucht des Menschen vor dem Wahnsinn des Gewissens. Und derart ist die grausame Macht des Gewissens, daß es schließlich dem Menschen all seine Vergnügen verleidet.

\*

Es ist ein rechtes Elend, wenn man in höchstem Grade fürchtet das zu verlieren, was zu besitzen man oft ein Grauen hat, an dem man jedoch hängt, weil man es hat. Darin besteht drei Viertel des menschlichen Glücks. Und das andere Viertel aus Gewohnheit. Ist es für viele Leute nicht das Leben, dieses Gut, an das man geschmiedet ist durch die Verzweiflung, die Ketten nicht zerreißen zu können?

\*

In den Stunden großer Gefahr, wenn der ganze Staat dem Abgrund zurollt, ist es erste Pflicht der Regierung, unpopulär zu sein.

## Die unausrottbaren Lügen

Friedrich Wilhelm III., Gatte der Königin Luise, war ein Freiheitsheld.

In Spanien rauchen Frauen auf der Straße Zigaretten.

Böcklin war ein genialer Maler.

Alle Deutschen tragen den Kopf rasiert bis auf ein Schöpfchen am Vorderkopf (hellblond).

Selbstmord ist eine Feigheit.

Im Frühling ist es in Italien heiß.

Man gewöhnt sich an alles.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Das Biedermeier war rosenrot und hellblau.

In Paris sind alle Frauen schick.

Wer Tiere liebt, ist ein guter Mensch.

Filme kommen durch Zusammenwirken von Kunst und Technik zustande.

Kriege führen Völker gegeneinander.

Wer sprechen kann, kann auch schreiben.

Silvesterfeiern sind lustig.

Kolonisatoren stehen hoch über den Kolonisierten.

Heitere Musik tröstet.

Kameradschaftsehe.

Nackt ist schöner als bekleidet.

Erhitzt trinken — Lungenentzündung.

Politik ist eine Frage der Gesinnung.

*P. E.*

# MONTE VERITA BEI ASCONA SCHWEIZ

PROSPEKTE AUF ANFRAGE  
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET



## Die Wahrheit über Tee und Kaffee

Von *Ladislaus Lakatos*

Im Kaffee ist mehr Intelligenz, im Tee mehr Romantik enthalten. Literatur. Das ist so zu verstehen: das Getränk jener, die schreiben, ist der Kaffee, der Tee aber ist vornehmlich ein literarisches Thema, ein Bühnenrequisit. Eine erotische Staffage. Das traditionelle Eisbärenfell und die Tasse Tee sind sozusagen die bürgerlichen Requisiten der Bühnen-Erotik; in der auf mehrere Jahrzehnte zurückblickenden Praxis sind sie, für unser heutiges Empfinden, bereits zu Kitsch und Routine geworden. Dem Ganzen haftet das Ende des vorigen Jahrhunderts an, fin de siècle, Sezession, deutscher und französischer Naturalismus. Die Vergänglichkeit. Außerdem ist der Tee (und das spricht besonders gegen ihn) Symbol. „Eine Tasse Tee“, „Zwei Tassen Tee“, „Drei Tassen Tee“, lauter Gedicht-, Novellen-, ja sogar Lustspieltitel. Dem gegenüber ist der Kaffee kein Titel und kein Symbol. Der Kaffee ist Kaffee. Der Kaffee ist die Wirklichkeit. Der Kaffee läßt uns nicht an das fin de siècle denken, sondern an das achtzehnte Jahrhundert, an Voltaire. Die Aufklärung, das Denken. Bei Tee kann man Liebesbriefe schreiben. Aber bei Kaffee . . . Bei Kaffee wurde die Enzyklopädie geschrieben. Und bei Kaffee wurden sämtliche Werke von Balzac geschrieben.

Der Tee mit seinen geschminkten Dämpfen, mit seinem emaillierten Teint, mit seinem koketten Aroma und dem bißchen heimtückischen Nachgeschmack, den er in unserem Mund zurückläßt, ist ein weibliches Wesen. Der Kaffee mit seiner schwarzen Askese, mit seinem düsteren und überzeugten Puritanismus ist vollkommen männlich. Tee betäubt, Kaffee regt zum Denken an.

**Der Wandel der Zeit** ist auch am Dramatiker nicht spurlos vorüber gegangen. Heute schreiben die Bühnen-

autoren ihre Stücke auf den Theaterproben. Das vollzieht sich so: der Autor macht aus der Situation der Szene heraus Vorschläge für den Dialog, die Schauspieler probieren die Sätze aus, die Souffleuse schreibt sie nieder. Kürzlich, an einer Berliner Bühne, entstand ein Streit unter den Darstellern. Die pointenreichen Sätze wollte jeder, die pointenarmen keiner sprechen. Zuerst versuchten die Schauspieler gute Rollentexte einander abzukaufen, dann wurden die Sätze einfach versteigert. Jeder bot für jeden Satz einen bestimmten Betrag: 3 Mark, 5 Mark, 10 Mark, sogar 20 Mark. Der Wirtschaftlich-Stärkste spielte — wie auch im Leben — die beste Rolle. Einige Sätze konnte der Autor überhaupt nicht absetzen. So entstand ein wundervolles Stück, das viel gespielt wurde. W. S.

„**Abscheuliche Zeiten**“, klagte Paul Haase. „Früher? Da konnt ick meene zwölf Jlas Pilsner wie nisch runterschmettern. Jetzt? Muß ick schon nach 'm dritten Jlas en Korn zwischentun.“

**Große Bestürzung herrschte im Deutschen Theater**, als Kortner aus den Proben zu „Antonius und Cleopatra“ ausschied. Wo sollte man so schnell einen ihm ebenbürtigen Schauspieler für die Titelrolle des Stückes auftreiben? Schon gingen Gerüchte um, die Direktion wolle das Stück überhaupt absetzen. Jedenfalls war die Probenarbeit, die sonst unter Hilperts Leitung immer präzise und auf die Minute genau vor sich geht, empfindlich gestört. Da stürzt plötzlich ein Abgesandter der Direktion, in das chaotisch wallende Parkett mit der Nachricht: „Soeben wurde ein Flugzeug nach Locarno beordert: Moissi wird morgen zur Probe hier sein!“ — „Moissi?“ — besann sich Hilpert grübelnd, „Moissi? Ach ja, natürlich — der bekannte Gynäkologe!“

**Moissi** erhielt dieser Tage den Brief einer Verehrerin: „Deine Stimme hat mich entkleidet. Nimm mich!“



# KULINARIA

*Peltzer*

Telefon: A2 Flora 1017, 1705

*Gut essen  
und trinken...*

und doch preiswert bei  
guter Musik ... in einem der  
schönsten Räume der Welt

WEINRESTAURANT

**TRAUBE**

Hardenbergstraße 29 a-e am Zoo

**CASCADE**

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“  
Die Küche für den Gourmet

Zum Tanz spielt  
Kapelle Arpád Czéglédy

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

*Max Schlichter*

LUTHERSTRASSE 33

Hier  
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der  
Gemütlichkeit, der

*Maenz*

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und  
der Feinschmecker Berlins

**RIO-RITA**

TAUENTZIENSTR. 12

• DIE TANZ-BAR

4 1/2 Uhr Tanztee  
Abd. Beg. 9 Uhr

**FEMINA**

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester  
Berlins

Originellste Unterhaltung  
430 Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone · Saalrohrpost

\* *Suhr-Tee* \*

**DACHGARTEN  
BERLIN AM  
ZOO**

FRITZ UNGER

Hardenbergstr. 29 a-e

Gedeck M 1.45



## Japanisches Urteil über Chaplin

Mit Erstaunen habe ich häufig Artikel unserer Journalisten gelesen, worin Chaplin ein großer sozialistischer Künstler oder ein liebenswerter Kenner der Seele des Orients genannt wird. Ich gestehe, daß ich diese Meinung nicht teilen kann. Ich bin überzeugt, daß Chaplin nicht mehr ist, als ein guter Schauspieler, der das Publikum zu unterhalten versteht, nichts weiter.

Um die Wahrheit zu sagen, ich liebe weder Chaplin noch Lloyd . . . denn ich verspüre, trotzdem sie genial geschickt sind, in ihrem Spiel vor allem etwas Leeres, Blödsinniges, Falsches und häufig unnötig Lächerliches. Das entmutigt mich und stimmt mich traurig. Chaplin hat für diese Gattung von Blödsinn Talent, das gebe ich zu.

Hat Chaplin die japanischen Kinder etwas Nützliches gelehrt? Hat er uns zu irgend etwas inspiriert? Ganz und gar nicht. Was wir bei ihm finden, ist eine gewisse Melancholie. Aber selbst diese Melancholie ist eine „kleine, oberflächliche Melancholie“.

Ich bewundere Chaplin als Regisseur, aber nicht als Schauspieler.

Wir werden Chaplin mit aller Herzlichkeit aufnehmen. Doch muß man wissen, daß wir Japaner eine Rasse sind, die nicht leicht lacht. Die Okzidentalern lachen viel leichter als wir. Sie lachen um der Freude am Lachen willen.

Chaplin! Seien Sie nicht traurig, wenn unsere Mädchen über Sie nicht lachen. Doch wenn Sie unsere jungen Mädchen gut beobachten, werden Sie merken, daß sie trotzdem zu lachen verstehen. Sie lachen diskret, indem sie ihr Gesicht hinter ihrem Fächer verbergen. Wenn sie weinen, hüllen sie sich in den Aermel ihres Kimonos. Wir sind modernisiert, aber wir kennen trotzdem noch den Wert der Grazie und das stille Lächeln.

Lieber Chaplin, bilden Sie sich nicht ein, daß unser Publikum ohne

Ausnahme über Ihren Pinguinengang gelacht hat.

Das Hauptwerk Chaplins, dieser berühmte „Zirkus“, ist von einer gewissen fatalistischen Melancholie gezeichnet. Aber ich wiederhole, daß sie sehr oberflächlich und medioker ist. Die Filme von Chaplin sind im großen und ganzen zerstreut und ein bißchen traurig; das ist alles.

*Sasei Muro in der Zeitung Kaizo*

**Der Filmkönig.** Der Filmkönig *Lämmle* — erzählt man in Amerika — hat eine Menge Autoren nach Hollywood engagiert; sie sitzen dort im Production Department, in je einer Box, und schwitzen Filme. Eines Tages fällt dem Filmkönig ein, sich seine Leute mal anzusehen. Man kann das sehr bequem — das Production Building ist nach dem System von Sing Sing gebaut — man überschaut von einem Punkt die ganze Anlage. In einer Box sitzt, in Hemdsärmeln, ein langhaariger Mann, hat den Kopf in die Fäuste gestützt, starrt vor sich hin und stöhnt. Wirft sich herum, bohrt mit den Augen Löcher in die Luft, zündet eine Zigarette an und löscht sie wieder aus. Kratzt sich hinter den Ohren und zieht eine widerliche Fratze. Reibt sich die Augen, reibt sich die Stirn und stampft ärgerlich den Boden. Da kann Mr. Lämmle nicht länger an sich halten; er schreitet von seinem hohen Sitz auf den Langhaarigen zu und sagt: „Was tun Sie hier?“

„Lassen Sie mich in Frieden!“ brüllt der Langhaarige — er kennt seinen Arbeitgeber nicht.

„In allem Ernst, Mann: Wer sind Sie, und was treiben Sie?“

„Zum Teufel!! Sehen Sie denn nicht?? Ich arbeite. Bin Schriftsteller.“

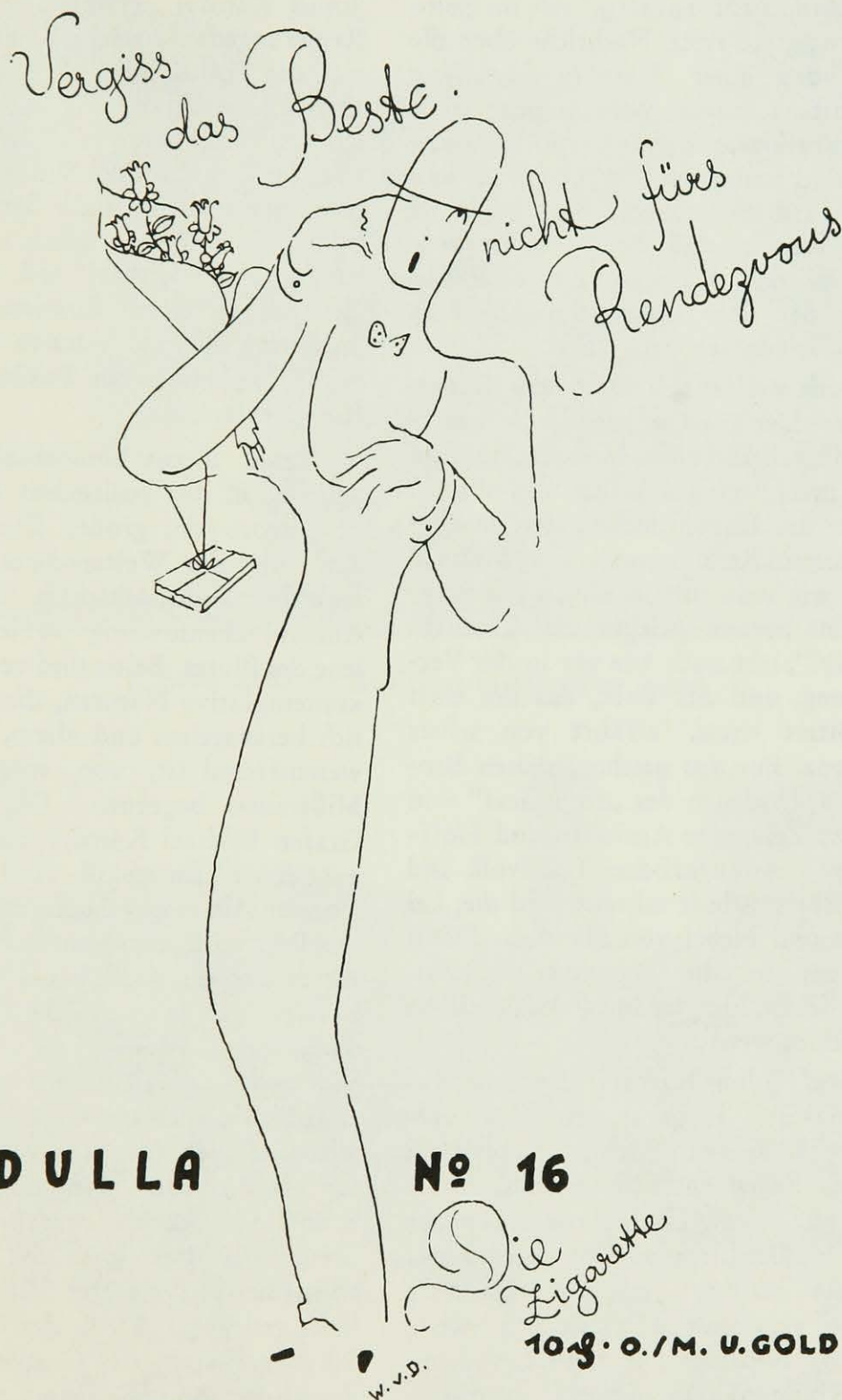
„Ah! Schriftsteller?! Sie arbeiten?! Herr, ich beobachte Sie nun schon volle sechs Minuten, und Sie haben noch keinen Buchstaben aufs Papier gesetzt.“ *Roda*

**Steuer-Revision.** Einem Einwohner der Gemeinde Sibstin, der einen Umsatzsteuerrest von ganzen zwei Pfennig zu entrichten hatte, ging vom Finanzamt Oldenburg i. H. eine Quittung mit Zahlungsaufforderung zu. Die Beitreibung des Riesenbetrages kostete 80 Pfg., die vom Vollziehungsbeamten mit eingezogen wurden!

*Altonaer Nachrichten*



*Im letzten Querschnitt: Was bringt das Jahr 1932? Von Professor Dr. M. J. Bonn, Artur Schumacher (Astrolog), Erik Jan Hanussen (Hellseher) / Franz Werfel: Neue Gesänge / Brecht: Die Schlechtigkeit der Armen / Lunatscharki: Für die Hellenisten /*



**ABDULLA**

**No 16**

*Die Zigarette*

**10g. O./M. U. GOLD**

W.V.D.

Marinetti: Gegen die Xenophilen / Virginia Woolf: Der Beau Brummel / Paul Claudel: Glaubensbekenntnis / Ayi Tendulkar: Gandhi aus nächster Nähe / Der Goldsturz von 1941 / Der Triumph der Sklareks / Das ideale Einkommen / Maupassants Wohnungen / Dr. Mierendorff, der militante Sozialdemokrat / Lyonel Feininger u. v. a.



## Die beiden Károlyi

In Ungarn heißt der Chef der Regierung wieder einmal Károlyi, wie im Revolutionsjahr 1918/19. Als im Sommer 1931 die erste Nachricht über die Ernennung einer Károlyi-Regierung verlautbart wurde, waren sogar sonst gut informierte Zeitungen in Deutschland und anderswo der Meinung, daß in Ungarn ein völliger Systemwechsel eingetreten sei und der linksorientierte Graf Michael Károlyi, der erste Präsident der ungarischen Republik, die Macht wieder erobert habe.

Doch stellte sich bald der Irrtum heraus. Der neue ungarische Ministerpräsident heißt nicht Michael mit dem Vornamen, sondern Julius, und obwohl Vetter des Revolutionärs, ist er alles eher als ein Revolutionär. Graf Michael, oder, wie man ihn in Ungarn heutzutage zu nennen pflegt, der „richtige Károlyi“, lebt nach wie vor in der Verbannung, und das Volk, das ihn einst vergöttert hatte, erfährt von seiner Existenz nur aus geschmuggelten Broschüren, in denen der „rote Graf“ von Zeit zu Zeit seine Ansichten und Hoffnungen dem ungarischen Landvolk und der Arbeiterschaft mitteilt, und die, bei Nacht und Nebel von Hand zu Hand gegeben, in die Matratze versteckt, oder, bei Gefahr der Entdeckung, eiligst vernichtet werden.

Graf Julius Károlyi, der neue Regierungschef Ungarns, ist der verbittertste Gegner seines berühmten Vetters. Konservativ bis in die Knochen, stolz auf seine Abkunft von einem der ältesten Geschlechter Ungarns, dessen Urahn Kaplony mit der Dynastie Arpád verwandt war, ist der zweite Károlyi Repräsentant einer bevorzugten Klasse, die es nirgends so wie in Ungarn verstanden hatte, trotz verlorenen Kriegs und Zusammenbruchs der Donaumonarchie ihre in tausendjährigen Gesetzen verankerten Vorrechte in die Gegenwart herüberzu-

retten. Unter dem Tisza-Regime oppositioneller Abgeordneter, zog sich Julius Károlyi während der kurzen Regierungsdauer seines Vetters Michael von der Politik zurück. Aber nach der Proklamierung der Proletarierdiktatur am 21. März 1919 floh er nach der, von der französischen Südararmee besetzten, ungarischen Stadt Szegedin und bildete dort eine nationale Gegenregierung. Graf Michael saß als kleiner Beamter in einem Sowjetbüro, Graf Julius organisierte indessen eine Weißgardisten-Armee zur Bekämpfung der Räte-Regierung.

Trotz diesen himmelhohen Unterschieden in den politischen Anschauungen, trotz der großen Divergenz der Ziele und der Weltanschauung, ist die seelische Verwandtschaft der beiden Károlyi ebensowenig zu leugnen wie jene des Blutes. Beide sind verschlossene, kontemplative Naturen, die schwer aus sich herausgehen und allem, was ihnen wesensfremd ist, von vornherein mit Mißtrauen begegnen. Der Weg des Grafen Michael Károlyi begann nicht mit einem Entschluß von heute auf morgen. Als junger Mann war er, wenn möglich, noch konservativer, in seinen Anschauungen noch feudaler als sein Vetter, Graf Julius. Nicht zuletzt jener damaligen Einstellung verdankte er als Sechszwanzigjähriger seine Wahl zum Präsidenten des ungarischen Landwirtschaftsvereins, der reaktionärsten Körperschaft des alten Ungarns. Nur Schritt für Schritt wurde er von den Ereignissen und durch die Erkenntnis politischer und sozialer Mißstände nach links gedrängt: erst in das Lager seines Schwiegervaters, des Grafen Andrassy, der als persönlicher Feind des allmächtigen Grafen Tisza das System des Gegners vom nationalen Standpunkt aus bekämpfte; dann in das Lager der Sozialreformer, und nach dem Umsturz an die Spitze einer halbsozialistischen



*Kameradschaft*

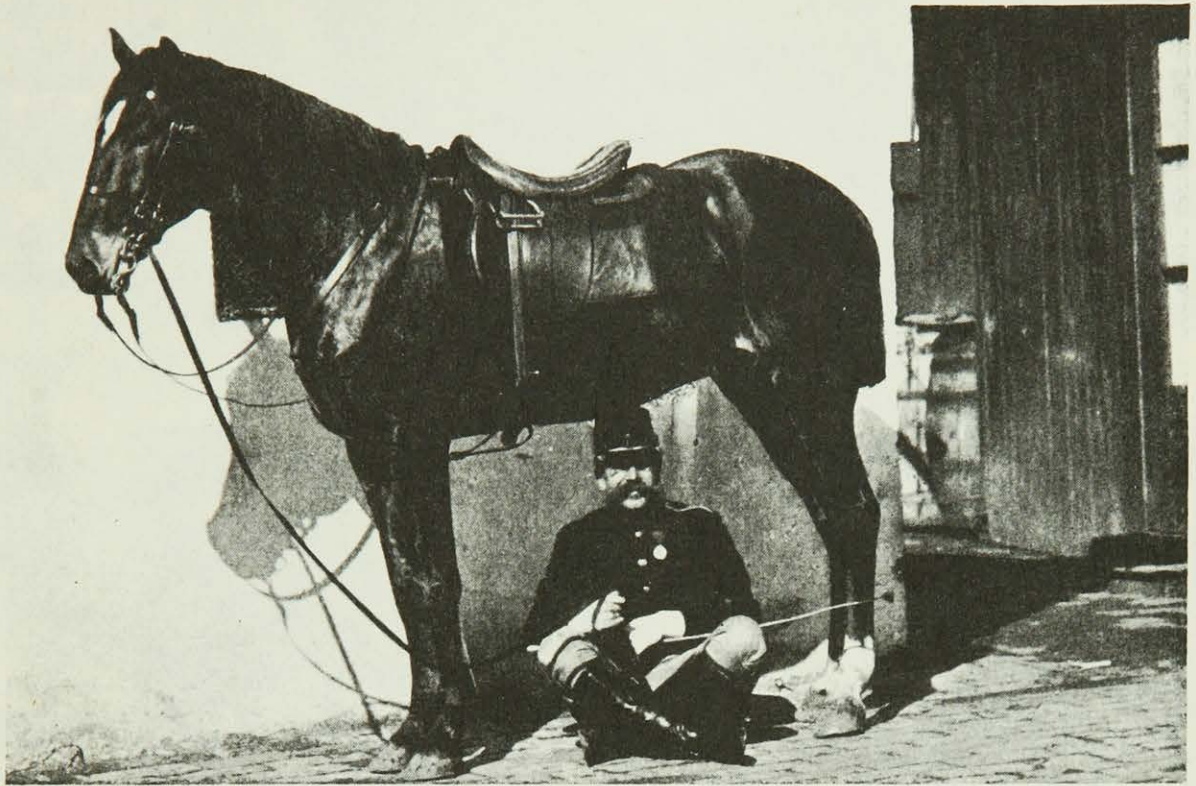


Photo Svircevic

Roda Roda als Reitlehrer in Slavonien (1900)

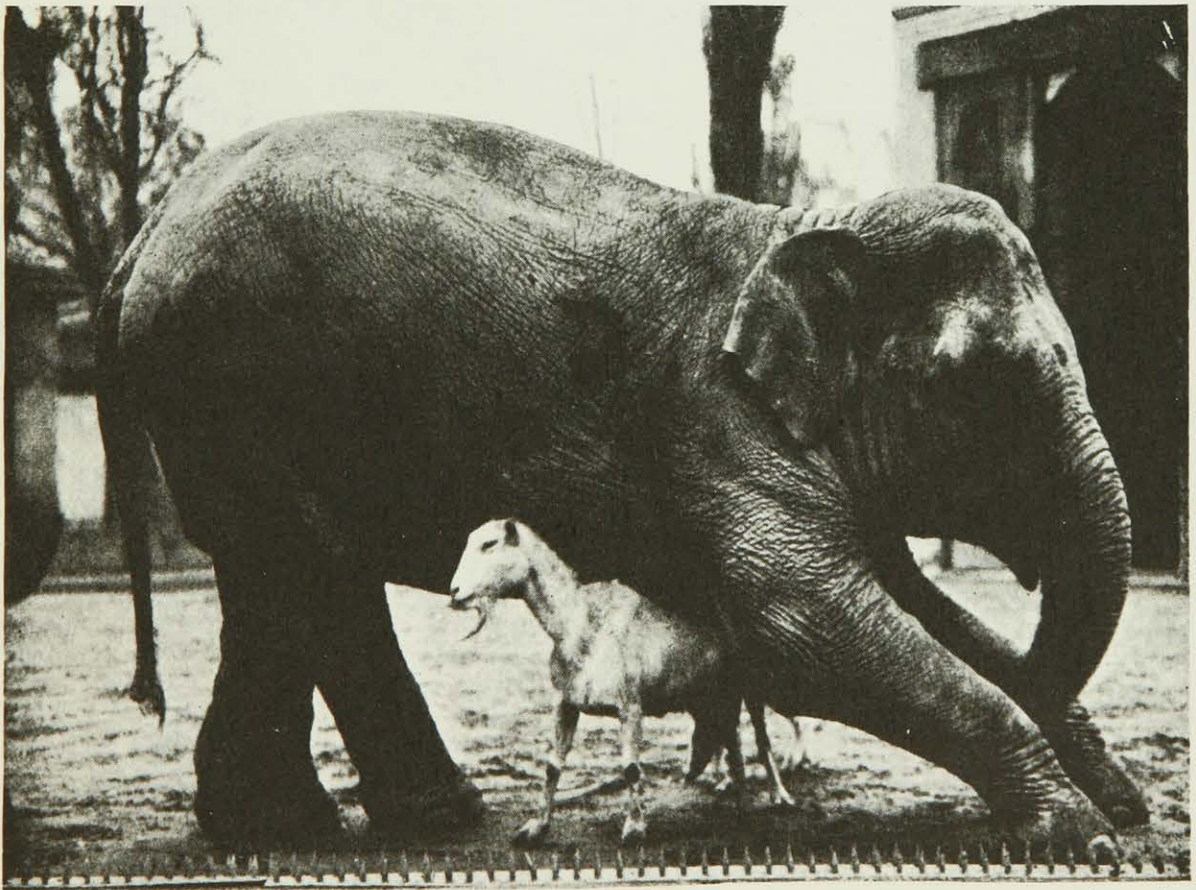


Photo Seidenstücker

Im Berliner Zoo





Griechische Bischöfe, aus Cypern vertrieben

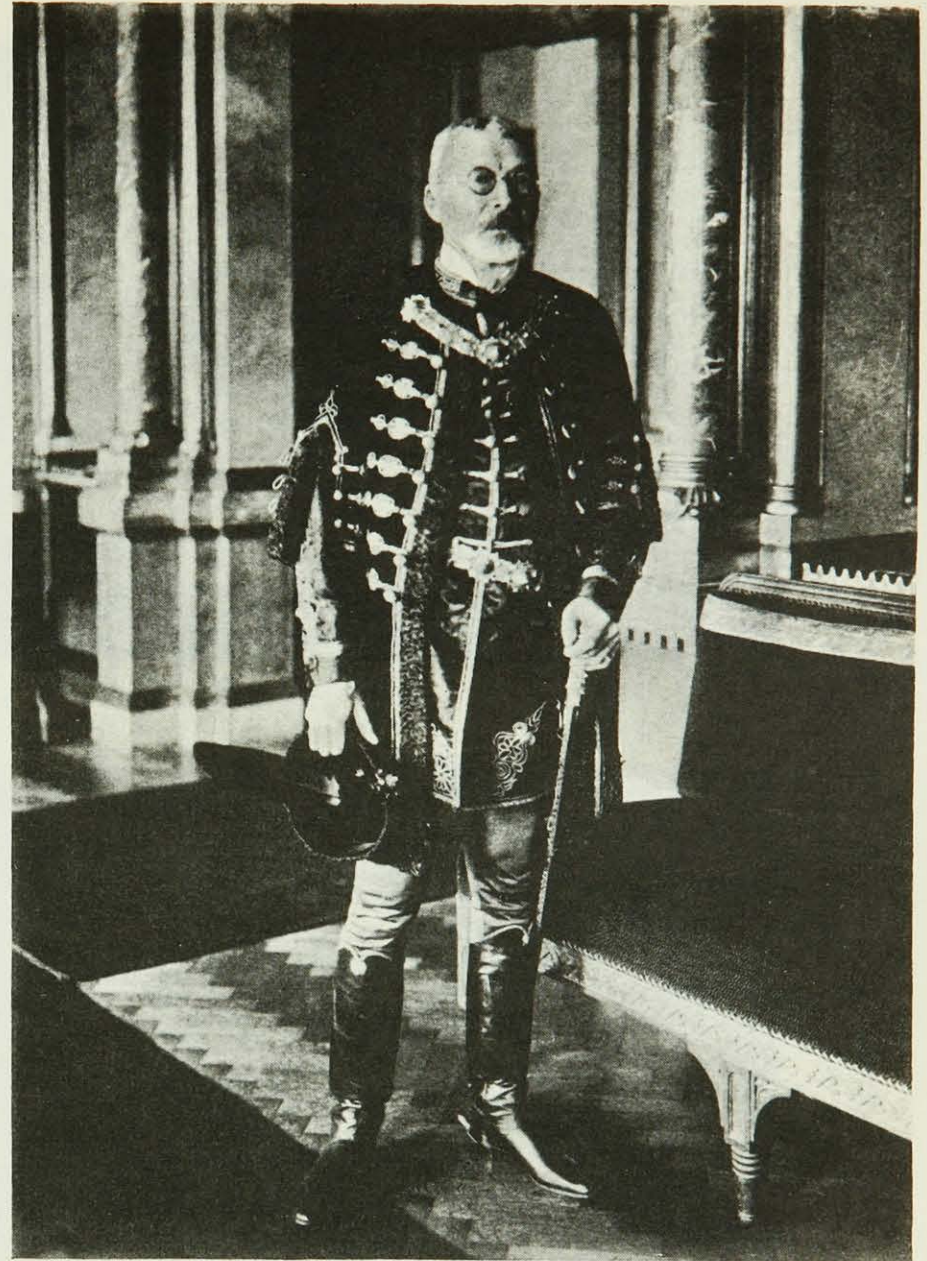


Photos Keystone  
Professor Jorga, der  
60jährige Ministerpräsident  
Rumäniens





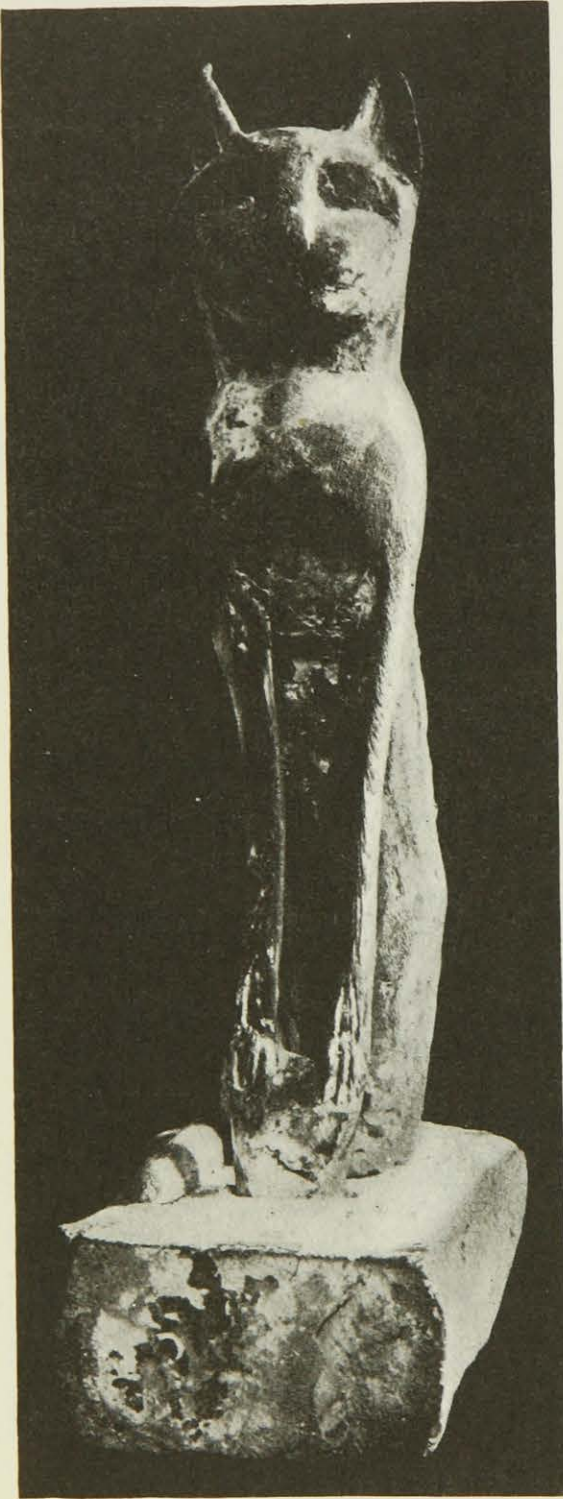
Graf Michael Károlyi,  
der Präsident der ungarischen Volksrepublik 1918/19



Graf Julius Károlyi,  
der gegenwärtige Ministerpräsident des Königreichs Ungarn

Photos Keystone View





Kunstgewerbemuseum Köln  
Alt-Aegyptisch



Sammlung v. d. Heydt  
Cypern, 6. Jahrhundert v. Chr.



Regierung. Die Erfahrungen während und nach der Rätediktatur trieben ihn noch weiter nach links.

Die beiden Károlyi haben einen gemeinsamen Ahnherrn, der in der ungarischen Geschichte eine ähnlich tragische Rolle spielt wie Graf Michael Károlyi. Dieser Károlyi hieß Alexander und war bis zum Jahre 1703 Obergespan des Komitates Szatmár, der engeren Heimat der Familie Károlyi. Ein treuer Diener seines Herrn, des Kaisers und Königs Leopold I., schlug er die ersten Truppen des Rebellenfürsten Rákóczi II. aufs Haupt, und einige Monate später schloß er sich ihm an. Bis zum Jahre 1711 kämpfte er an der Seite Rákóczis. Dann — nach der entscheidenden Niederlage der Aufständischen bei Romhány — überredete er den Fürsten zur Flucht nach Polen und schloß mit Habsburg einen, Ungarn demütigenden, Frieden. Er erhielt für diese Tat den Großteil des riesigen Rákóczi-Vermögens, wurde in den Grafenstand erhoben und starb als Generalfeldmarschall der kaiserlichen Armee. Die Habsburger aber verdankten ihm nicht nur die Liquidierung des gefährlichsten Aufstandes seit dem Bestand ihrer Herrschaft in Ungarn, sondern auch die Annahme der sogenannten pragmatischen Sanktion, die es Maria Theresia ermöglichte, nach dem Aussterben der männlichen Linie der Habsburger den Thron zu besteigen.

Das Leben dieses Alexander Károlyi beherrscht bis zu seinem Tod ein schwerer seelischer Konflikt: der Kampf des adligen Herrn und treuen habsburgischen Untertans Károlyi gegen den ungarischen Patrioten und Rebellen Károlyi, den Kuruzengeneral, der die Rechte seines Landes dem Tyrannen gegenüber verteidigt. Der Rebell unterliegt schließlich dem staats- und kaisertreuen Feudalherrn, die loyale Gesinnung gewinnt — allerdings vom Selbsterhaltungstrieb ausgiebig unterstützt und nachträglich vom Landesfürsten

auch reichlich belohnt — die Oberhand, aber der Zwiespalt in der Seele ist nachweisbar. Der Geschichtschreiber dieser Epoche führt an, daß der spätere Generalfeldmarschall Seiner Majestät bis zu seinem Lebensende seinen ganzen Einfluß bei Hof in die Waagschale geworfen hatte, um das Los der verfolgten Aufständischen, seiner früheren Bundesgenossen, zu lindern. Er starb auf dem Gipfel seiner Erfolge mit schlechtem Gewissen.

Eine seltsame Fügung des Schicksals: die zwei Seelen, die in der Brust des Ahnherrn Károlyi gekämpft hatten, scheinen sich in den gegenwärtigen beiden Károlyi verkörpert zu haben. Die Kuruzen-Seele des Rebellengenerals in Michael, die Kaisertreue in Julius. Der eine verkörpert das revolutionäre, der andere das legitimistische und gleichzeitig ständische Prinzip. Beiden gemeinsam ist aber die Tragik der Herkunft, und in beiden — obwohl in getrennten politischen Lagern — lebt der Konflikt des Ahnherrn weiter. Graf Julius war bis zum Zusammenbruch Oppositioneller, er trat für die rebellische Tradition Ungarns und seiner Familie in die Schranken. Nach der Zerstückelung Groß-Ungarns ist er Legitimist geworden, und sein sehnlichster Wunsch ist die Wiedereinsetzung Habsburgs in seine historischen Rechte. Graf Michael aber bricht für die proletarische Revolution die Lanze, nicht ohne seine aristokratische Abstammung als ewige schwere Last mit sich zu schleppen. In seiner Jugend war er leichtlebig, spielte ebenso gern Karten wie mit Frauenherzen und kannte den Wert des Geldes nicht — er, der zweitreichste Feudalherr Ungarns. Heute ist er schwerfälliger und beherrscher; er führt einen doppelten Kampf, teils um sein tägliches Brot, teils für seine Ueberzeugung. Seine Kampfstellung bleibt aber immer nobel, er schießt nicht mit vergifteten Pfeilen.

*Dr. Ladislaus Frank*



# Beethoven am Telephon

Von Karl Ude

Vor dem Mittelportal der Hauptpost in Bonn erhebt sich das Denkmal des größten Sohnes dieser schönen Stadt: die Statue Ludwig van Beethovens, so daß Spaßvögel auf die Frage, wer der Postvorsteher von Bonn sei, schon immer den Namen des großen Tonkünstlers genannt haben. Beethoven selbst aber würde sich über diese Antwort am wenigsten gefreut haben, denn er hat den größten Teil seines Lebens zu den Institutionen der Post eine sehr skeptische Einstellung gehabt, und dies besonders seit dem kleinen Erlebnis in Wien:

Beethoven mußte eines Tages seinen Gönner, den Erzherzog Joseph, dringend sprechen, und da er kein eigenes Telefon besaß, begab er sich schnellen Schrittes zur nächsten öffentlichen Fernsprechkabine auf der Straße, warf sein Zehnerl in den Automaten, wählte die Nummer des Erzherzogs und wartete ungeduldig auf den Anschluß, der aber — wie das auch heutigen Tags noch des öfteren geschieht — nicht zustande kam, da niemand sich meldete. Der Meister rief mit wachsender Stimme sechsmal ein kräftiges „Hallo!“ in die Muschel, dann erkannte er die Zwecklosigkeit seines Tuns, hängte unwillig den Hörer ein, und hoffte, nun wenigstens seinen Groschen zurückzubekommen, denn er war von Natur aus sparsam; aber so sehr er den alten Apparat auch rüttelte und schüttelte, so sehr er ihn klopfte und stieß — das Zehnerl blieb verschollen! Da verließ der Genius fluchend die unglückselige Zelle, warf die Tür so heftig ins Schloß, daß sein langes Haar in dem entstehenden Luftstrom sich aufbäumte, stürmte mit riesigen Schritten nach Hause und griff daselbst in die Tasten seines Stutzflügels, um seinem Aerger in Tönen Luft zu machen. Und so entstand aus dieser plötzlichen Erregung das stür-

mische kleine Rondo: *Die Wut über den verlorenen Groschen*, das auch heute noch, da es einem überzeitlichen, alltäglichen Gefühle Ausdruck gibt, immer wieder verständnisvolle Zustimmung und herzlichen Beifall findet.

**Die älteren Balten** verlassen ihre Heimat nur ungern. Als man den größten Grundbesitzer der Insel Ösel einmal nach London einlud, lehnte er kurzweg ab: „Ich habe jeheert, da kann man überhaupt nicht mit eigene Pferde hinfahren.“  
Kurio.

## Shakespeare als Automobilist

Englische Shakespearekenner — man nennt sie lovers of Shakespeare — haben festgestellt, daß „Shakespeare ein leidenschaftlicher Herrenfahrer war, der immerwährend in Fachausdrücken reden mußte“. Sie haben im „Eingesandt“ die Resultate ihrer Forschungen veröffentlicht. Die Zitate sind im Deutschen in wörtlicher Uebersetzung wiedergegeben.

*Hier steht der Talbot.* (Heinrich VI., Erster Teil, Akt II, Sc. 2.)

*Woher kommt das Klopfen?* (Macbeth, II, 2.)

*Wird das Getriebe nie repariert werden?* (Troilus und Cressida, I, 1.)

*Oh, wie schön das Rad paßt!* (Hamlet IV, 5.)

*Einen steilen Berg erklimmt man am besten in geringer Geschwindigkeit und auf dem ersten Gang.* (Heinrich VIII., Akt I, Sc. 1.)

*Dieses Kücken fährt mir mit dem Shell davon!* (Hamlet V, 2.)

*Wieder einmal die Batterie!* (Heinrich V., Akt III, Sc. 3.)

*Führt kein ausländisches Benzin ein!* (Kaufmann von Venedig, II, 7.)

*Hupen, die verrückt machen können!* (Lustige Weiber, III, 5.)

*Ich finde den neuen Reifen wunderbar.* (Viel Lärm um nichts, III, 4.)

Man braucht nicht zu erklären, daß der angebliche Witz in der veränderten Bedeutung der Worte liegt. Hupen Sie, heißt zum Beispiel: blow your horn; also sind es die Hörner des Ehemannes, die verrückt machen. Der eigentliche Sinn von shell ist Schale. Ausländisches Benzin: foreign spirits.

H. R.



## Unpopuläre Vorstellungen

Unpopulär — indem sie sich nicht ins Weltbild des Bürgers fügen; indem sie seinen Illusionen zuwiderlaufen; und weil sie infolgedessen niemand wahr haben will.

... daß Goethe eher von kleiner, untersetzter als von imposanter Statur war.

... daß die Indogermanen aus dem Osten gekommen sind.

... daß Hölderlin von seinem vierzigsten Lebensjahr an das Haus nicht verlassen durfte, weil ihn die Studenten auf der Straße immer als Narren verspotteten.

... daß Charlotte Corday nicht aus Liebe zur Freiheit, sondern aus Treue zum Haus Bourbon den Marat ermordet hat.

... daß in der Liebe der Schwächere über den Stärkeren siegt.

... daß Friedrich der Große nur schlecht Deutsch sprach.

... daß die alten Griechen mit den Händen redeten und Knoblauch aßen.

... daß Raubmörder populärer sind als Lyriker.

... daß auf der Alm eine Sünd' ist.

... daß Heinrich Heine von Nietzsche für den bedeutendsten deutschen Dichter nach Goethe gehalten wurde.

... daß die schönsten Frauen in der Regel glatzköpfigen Herren vor blonden Jünglingen den physischen Vorzug geben.

... daß Friedrich Schiller rothaarig war.

... daß der Dichter des „Lieds vom braven Mann“ mit zwei Schwestern

gleichzeitig im Konkubinat lebte und von jeder ein Kind hatte.

... daß Napoleon oft und ausgiebig von Josephine Beauharnais betrogen wurde.

... daß Karl der Fünfte, der Pilgrim von St. Just, sich daselbst, laut Aussage seiner Biographen, überfressen hat.

... daß Shakespeare im Globe-Theatre die Cleopatra gespielt hat.

... daß Berlin eine slawische Siedlung war.

... daß der Prinz von Homburg sich vor dem Tode fürchtete.

... daß während der Französischen Revolution insgesamt höchstens 3000 Personen hingerichtet wurden.

... daß die Lues durch die Kreuzzüge nach Europa kam.

... daß Wallenstein das Deutsche mit tschechischem Akzent sprach.

... daß Orestes mit Pylades ein Verhältnis hatte.

... und daß Tatsachen wichtiger sind als Gesinnungen. *Anton Kub*

### Etappen des Aphorismus

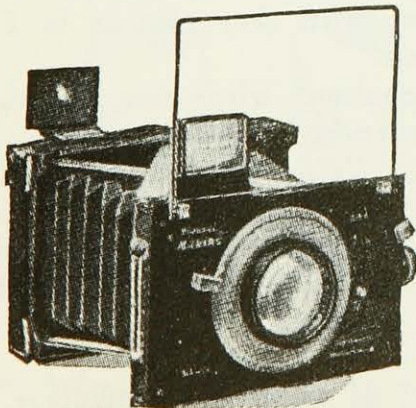
1902: Zweimal zwei ist — nicht immer vier.

1912: Zweimal zwei ist fünf.

1922: Zweimal zwei — ist das immer fünf?

1932: Zweimal zwei ist vier.

Das ist sie — die wundervolle



## Plaubel-Makina

für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Filmpacks 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive!). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 265.— bzw. RM 280.—

Gratis-Broschüre durch:

**Wauckosin & Co, Frankfurt a.M. 43**

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen.



**Was ist Spleen?** Selbst Anglo- manen bleibt diese englischeste der Eng- ländereien ewig fremd und unbegreif- lich. Es fehlt die organische Voraus- setzung zum Verständnis. Der Spleen ist nämlich kein Vogel und kein Pferd, kein Steckenpferd, sondern ein Organ. Ein krankes Organ, sagen wir eine organische Krankheit. Spleenish heißt milzsüchtig. Die Milz, mit der man heute nichts anzufangen weiß, galt früher als Sitz der Melancholie. Baudelaire übersetzt daher Spleen ganz richtig mit Traurigkeit. Aber ein abstrakter deutscher Weltschmerz ist kein Spleen. Diese Traurigkeit muß wieder ins kon- krete, praktisch-phlegmatisch Englische zurückinterpretiert werden.

Man erinnert sich jenes berühmten Engländers, der Selbstmord beging, weil er es müde war sich an- und aus- zuziehen. Das ist eine echt englische Form von Melancholie (die ich keinem noch so englisch angezogenen Deutschen begreiflich machen kann) — allerdings eine passive; es gibt auch aktive. Régnier erzählt von einem spleenigen Engländer, der in Rom einen adeligen alten Fran- zosen in vollständiger Hörigkeit einer puta (= Nutta) antrifft, der er als Stiefelknecht dient. Nach vergeblichen Rettungsversuchen gesteht ihm der Engländer: „Sehen Sie, ich habe ge- schworen, nicht nach London zurückzu- kehren, solange meine Frau lebt, die ich hasse. Seit 20 Jahren langweile ich mich in ganz Europa zu Tode, denn es gibt eine einzige Sache, die mir Spaß macht: bei einem feinen Regen auf der Themse- brücke spazieren zu gehen.“

Hier haben wir eine aktive Form der Melancholie, und der Teufel soll mich holen, wenn ich mir einen Ber- liner *vorstellen* kann, der sie besitzt, sagen wir in bezug auf die Cornelius- brücke. — „Aha“, wirft jetzt der Ber- liner ein und erzählt von einem Ameri- kaner, der mit seinem Bett vom Dach bis zum Keller seines Hauses fährt, oder von einem orientalischen Herrscher, der, an heißen Nachmittagen, unter

einer Glasglocke auf dem Meeresboden sitzt. Aber, bitte: was hat das mit der Milz zu tun? Das sind Raffke-Exzen- trizitäten. Spleen aber ist eine Art Epilepsie der Seele, eine Krankheit, die eigentlich nur andere Krankheiten fern- hält, eine werktätige Melancholie, eine irrationale Vernünftigkeit . . Der Mann z. B., der statt mit Girls auf dem lawn zu sitzen, seine Sonntage damit ver- bringt, alle eruierten Dickens-Kneipen zu besuchen, obwohl er sich den Teufel um Dickens schert, ist durch diese eine spezifische Melancholie wahrscheinlich vor allen Uebeln des Außer-Rand-und- Band-Geratens von allen Perversitäten und Kitzeln bewahrt, es ist sein ein- ziger Exzeß, es ist der weekend obolus, mit der er sich von jeder Irrationalität frei kauft. Kein Berliner ist so normal wie dieser Mann. *Heinrich Hemmer.*

**Journalistische Revisionen.** Es ist interessant, die einzelnen Nummern des „Moniteur“ nach der Flucht aus Elba zu lesen und zu konstatieren, welche Wandlungen die Stellung des Blattes während Napoleons Marsch auf Paris durchmacht. Die Titel genügen: „Der *Menschenfresser* hat seine Höhle verlassen.“

„Der *Blutsauger* aus Korsika ist im Golf Juan gelandet.“

„Der *Tiger* ist in Gap angekommen.“

„Das *Ungeheuer* hat in Grenoble übernachtet.“

„Der *Tyrann* hat Lyon berührt.“

„Der *Usurpator* ist sechzig Meilen von der Hauptstadt gesichtet worden.“

„*Bonaparte* nähert sich mit Riesen- schritten, wird aber niemals in Paris einziehen.“

„*Napoleon* wird morgen unsere Wälle erreicht haben.“

„Der *Kaiser* ist in Fontainebleau eingetroffen.“

„*Seine Majestät* hat gestern inmitten ihrer Getreuen in den Tuileries ihren Einzug gehalten.“

\*

Und da wirft man heutzutage den Journalisten Labilität vor . . .



Der nächste Querschnitt erscheint am 11. Februar 1932 (Donnerstag)



Der Aufsatz „Gebt uns ein Lärmministerium“ von Georges Duhamel ist dem werdenden Zyklus „Querelles de famille“ entnommen, der im Verlag des Mercure de France erscheinen wird.



# Klub für Ungerechtigkeit

Von *Richard Wiener*

Bauern haben keine Neurosen. Frei, heiter und unbeschwert entfährt Fluch, Schmähung und unflätige Rede ihrem Schlund. Meister des Unverhohlenen auf dem Gebiet erotischer Gesprächsstoffe und Aspirationen, haben sie sich vollste seelische Gesundheit bewahrt, während der gedrückte Teilnehmer städtischer Zivilisation bei dem unscheinbarsten seiner Sätze ein wahres Gymkhana um ringsum aufgestellte Kulturforderungen zu bewältigen hat und dabei natürlich etwas nervös wird. — Um es kurz zu sagen: die unbekümmerten Worte und Griffe der ländlichen Bevölkerung sind die eigentliche Ursache der Bekömmlichkeit des Landlebens; nicht gute Luft, vermehrte Sonnenstrahlung, nahrhafte Kost, Milchgenuß, verlängerte Nachtruhe und der innige Kontakt mit der Natur, wie man immer wieder sagen hört. Aerztlich empfohlener Landaufenthalt ist völlig zwecklos, das dafür aufgewandte Geld hinausgeworfen, wenn dem über nervöse Beschwerden klagenden Patienten nicht auch zugleich — oder vielmehr in erster Linie — restlose Entfesselung des Ausdrucks schriftlich verordnet wird. Und umgekehrt wäre festzustellen, daß städtische Topfpflanzen nur darum so kümmerlich aussehen, weil in ihrer Sphäre günstigstenfalls von „Sexualobjekten“ die Rede ist. — Das ist die Wahrheit über den sogenannten Segen der Erde.

Nun ist dies alles freilich schon ein bißchen überholt, weil wir, in den Städten, uns heute immerhin auch schon einiges in Gesprächen leisten dürfen. Freuds „Unbehagen in der Kultur“ hat vielen die Augen geöffnet. Und wenn auch besonders schamhafte und zudem akademisch gebildete Naturen in vielen Fällen immer noch dem lateinischen Ausdruck den Vorzug geben, so ist doch hier schon einiges in hygienischer

Hinsicht geschehen und noch mehr mit Sicherheit zu erwarten. Die Hauptquelle der Neurosen wäre verdämmt, wenn nur nicht plötzlich ein neues Element an die Oberfläche getreten wäre, das geeignet erscheint, den eben erst geräumten Platz zur Gänze wieder auszufüllen. Gewiß, die Leute führen ungeniert die heikelsten Gespräche. Aber jetzt — jetzt haben sie es plötzlich mit der Gerechtigkeit.

Dieses Vikariat des glücklich überwundenen Züchtigkeitsideals hat uns nun noch gefehlt. Und es wuchert mit einer Ueppigkeit, die wahrhaft beängstigend ist. Der sinnlose Hang, um Gottes willen nur ja gerecht zu sein, die schlotternde Angst, ein glatt subjektives Urteil, eine aus wohlberechtigter übler Laune, Haß oder Neid geborene Meinung auszusprechen, rückt stramm in die Lücke ein, die das Verschwinden der jungfräulichen Schamhaftigkeit offen gelassen hat.

Man betrachte doch nur einmal die Literatur über Sowjet-Rußland. Man sehe sich die Haltung des bedrängten Bürgers in Angelegenheiten sozialer Umschichtungen an. — Ein schlechter Film? Ja, er mußte eben für die große Masse erzeugt werden. — Ein hundsordnärer Chef? Er kämpft für die Existenz des Unternehmens. — Ein Scheusal von einem Weibsbild? Aber sie kann ja nichts dafür. — Vor Verständnis, Einfühlungsgabe und Objektivität zerfließend, sich selbst unablässig auf die Füße tretend und von zärtlichster Wehleidigkeit für andere, verschwommen, aufgeweicht und vor dem Vorwurf der Ungerechtigkeit zitternd, steht ein bejammernswert großer Teil der Menschheit Verhältnissen gegenüber, die ihm entschlossenste Ungerechtigkeit zur Pflicht machen müßten. Wo einst Sexualaffekte eingeklemmt sich wanden, zappelt jetzt *die Wollust der Subjektivität* in der Klemme.



Kaum ist man die Sexualneurose losgeworden, tritt schon an ihre Stelle der ganze Komplex verdrängter Ungerechtigkeit mit allen seinen Sparten: Rache, Uebelwollen, Schadenfreude, Sozialantagonismus und simpler körperlicher und geistiger Antipathie. Ein neues Neurosenmotiv erhebt tausendköpfig sein Haupt. Ein neuer Freud wird gesucht.

Ich proponiere, ich postuliere den *Klub für Ungerechtigkeit*, als eine Institution von eminent volkshygienischem Interesse. Dort wäre endlich der Ort, der gedankenlos in die Welt gesetzten und im Rummel des Umsturzes leichtgläubig aufgenommenen Maxime, daß der Mensch gut sei und darum vice versa gut zu sein habe, mit allem Nachdruck entgegenzutreten. Dort müßte auch dem von sozialem Verständnis Zermürbten Gelegenheit geboten werden, sich laufend, mit allen Mitteln und auf allen Gebieten, seiner inneren Zwiespälte zu entledigen und seine Rede in vollsten Einklang mit seinen Handlungen zu bringen. Das mit der Gerechtigkeit kann auf keinen Fall so weitergehen.

### Briefe an den Querschnitt

*Verehrte Redaktion!* Sie sagen an einer Stelle Ihres Dezember-Heftes, daß auf die Dichterin Nina Smirnowa „Otto Weinbergers\*) These vom Gegensatz Genius-Weib“ nicht zutrefte. Erlauben Sie einem alten Abonnenten des „Querschnitt“ die Richtigstellung, daß dieser Gegensatz Genius-Weib nicht von Otto Weinberger (Sie denken wohl an sein Werk „Geschlecht und Charakter“?), sondern zuerst von Franz Sponholzer in seinem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung“ ausgesprochen wurde. Auch Josef Rosenthal hat ja in seinen Theaterstücken „Fräulein Julie“ und „Kameraden“ die These schon vorher ausgesprochen, ganz zu schweigen von Richard Himmelbauers Ausspruch: „Wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht!“ Mit den ergebensten Grüßen  
Ihr  
A. K.

\*) Ein Druckfehler für Weininger. (Anm. d. Red.)



## Keine Erkältungen mehr im Winter!

Das ganze Jahr hindurch können Sie Ihren Körper mit den lebenswichtigen ultravioletten Strahlen der „Künstl. Höhensonne“ — Original Hanau — sättigen. Regelm. Bestrahlungen von **wenigen Minuten** Dauer bewahren Sie und Ihre Angehörig. vor Winterkrankheiten und ihren Komplikationen und erzielen eine auffällige Erhöhung der körperl. und der geistigen Spannkraft. Man fühlt sich geistig angeregt, lebhafter, besser gelaunt, fröhlich gestimmt. Der Schlaf wird vertieft, die natürlichen Abwehrkräfte gegen Krankheiten werden erhöht.

Vorbeugende Bestrahlung schützt vor Erkrankung. Wer krank ist, begeben sich in ärztliche Behandlung.

Leicht transportable Höhensonne (Tischmodell — Stromverbrauch nur 0,4 KW) schon für RM 136.60 für Gleichstrom und RM 262.50 für Wechselstrom erhältlich. Teilzahlung gestattet. — 10% Preisabbau ab 12. 12. 1931.

### Künstliche Höhensonne — ORIGINAL HANAU —

Verlangen Sie ausführliche Prospekte von der

#### Quarzlampen-Gesellschaft m.b.H. Hanau a. M., Postfach 187

Zweigstelle Berlin NW 6, Luisenplatz 8, Tel. D 1 Norden 4997. Zweigfabrik Linz a. D., Zweigniederlassung Wien III., Kundmanngasse 12. Unverbindliche Vorführung in allen medizinischen Fachgeschäften und durch die AEG in allen ihren Niederlassungen.

Abschneiden und einsenden!

Bitte senden Sie mir kostenfrei Prospekte und Preise über die „Künstliche Höhensonne“.

Name: .....

Ort: .....

Straße: .....



## Segen des Films

Diese Betrachtung soll die letzten Feinde des Films entwaffnen und die wahren Menschenfreunde unter ihnen in eifrige Gönner und Anhänger verwandeln. Hier wird der Nachweis erbracht, daß der Film dem Theater gegenüber einen ganz bedeutenden Vorteil hat, auf den vielleicht noch nicht genügend hingewiesen worden ist.

Es handelt sich um den oft beobachteten Fall, daß ein abgewiesener Liebhaber oder ein anderer sehr interessierter, impulsiver Mensch eine Bühnenkünstlerin während des Auftretens aus einer Loge heraus erschießt. Wenn dies, wie bisher also, im Theater geschah, waren die Folgen äußerst schwer, sowohl für den Täter wie für das Objekt. Der Schauspielerin war in den meisten Fällen ein endgültiges Ende ihres Lebens und ihrer Laufbahn sicher, und der Schütze hatte die Tat schwer zu büßen.

Mit der Erfindung des Films ist eine ganz andere Möglichkeit erstanden. Die Anwendung der Mordinstinkte kann heute wahrhaft modern und praktisch geschehen. Man braucht nur die Ankündigungen der Kinotheater durchzusehen, um festzustellen, wo die betreffende Dame grade im Film zu sehen ist; man ist nicht gezwungen, sich wie für das Theater umzuziehen, im Straßenanzug — und auch mit einer unmodernem, gar nicht besonders wertvollen Waffe — läßt sich der Plan leicht ausführen. Am besten wartet man eine Großaufnahme ab, zielt dann in aller Ruhe auf die Schläfe der Schauspielerin und drückt ab.

Das kleine schwarzumranderte Loch in der Leinwand hindert nicht den Fortlauf der Vorstellung. Wenn eine Bühnendarstellerin von der Kugel getroffen wurde, hatte das immer einen sofortigen Abbruch der Vorstellung zur Folge, und die Zuhauer kamen so meist um den Rest des Kunstgenusses.

Auch den immer weiter fortschrei-

tenden Bestrebungen des sozialen Ausgleichs trägt der Film in dieser Hinsicht Rechnung. Wer war es früher, der in den Theatern die Schauspielerinnen niederknallte? Der Lebemann, der Offizier, die Besitzenden, die Berechtigten! Heute kann sich das jeder einmal gönnen, in den wahren Volksinstituten, den Lichtspieltheatern. Jeder darf durch eine solche spontane Handlung, einen Mord, seine Stimmungen und Haßkomplexe abreagieren. So wird also auch die Psychoanalyse den Film für sich in Anspruch nehmen können, als willkommene, humane und unblutige Möglichkeit, den Verdrängungen erfolgreich entgegenzutreten.

Zuletzt muß noch auf die produktive Reue hingewiesen werden, die hier beobachtet werden kann. Wenn auch ohne den subjektiven Einfluß des Täters und auch ohne sein Wollen der Zustand vor der Tat wieder hergestellt werden wird, ist der Effekt doch der wirklichen produktiven Reue gleichzustellen. Die kleine Beschädigung der Leinwand kommt hierfür allerdings nicht in Betracht. Das Wesentliche ist ja nur, daß der Täter, der die Schauspielerin ermordet zu haben glaubt, ihr gewissermaßen wieder als einem Produkte seiner intensiven Reue, seiner Wünsche und Verbesserungsbeteuerungen auf der Straße begegnen kann — der Preis für seine Seelenkämpfe. *Alektryon*

---

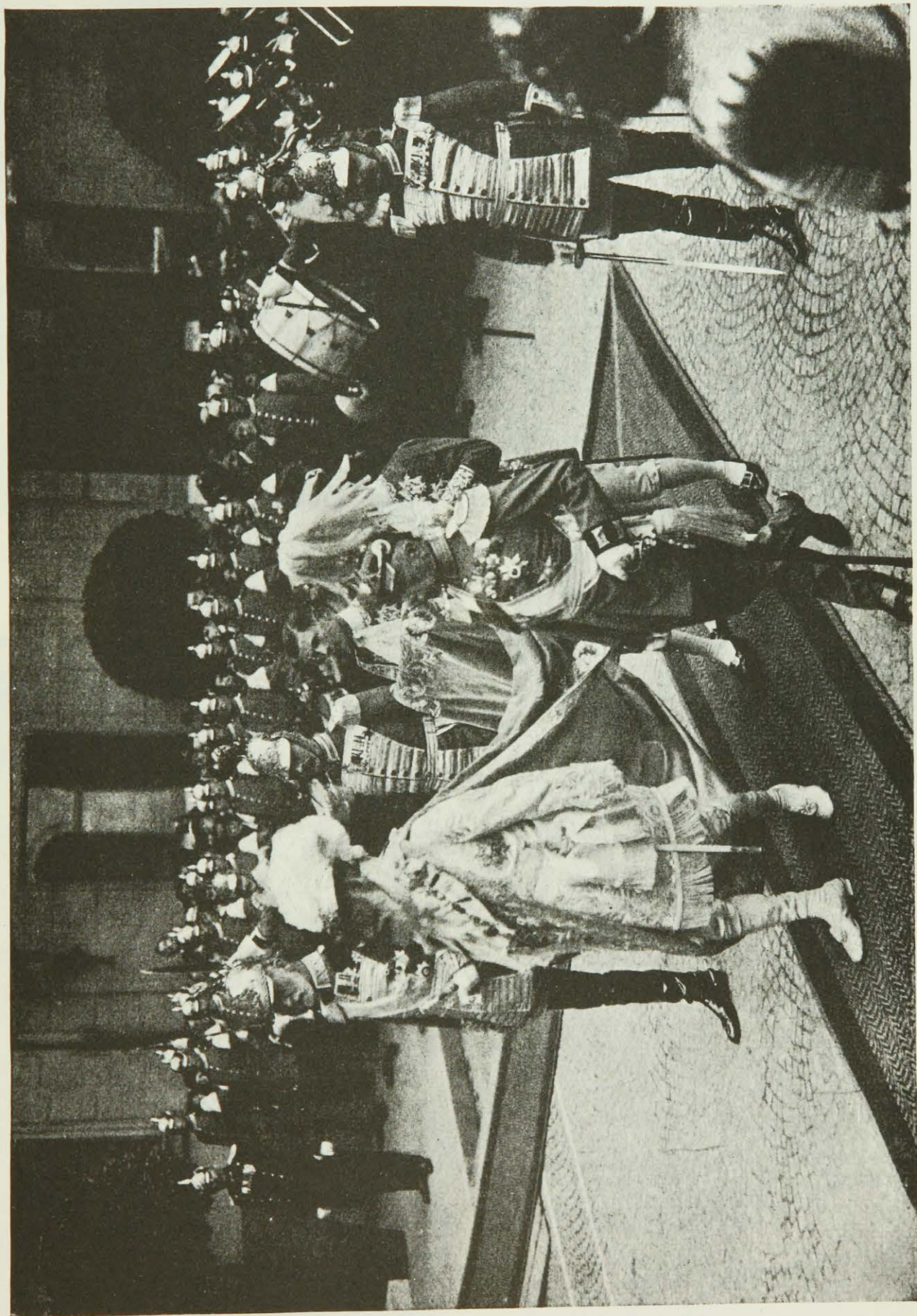
**Friedrich Alfred Schmid Noerr** sprach auf Einladung des Deutschen Sprachvereins in München über „*Macht und Ohnmacht des Wortes*“.

### Vier Sinnsprüche

Von *Friedrich Alfred Schmid Noerr*  
Licht, das an kalte Mauern rennt,  
Wärmt noch im Rückprall den Zement.  
Bewegt denkt der in seinem Sinn:  
„Wie warm ich doch veranlagt bin!“

(*Münchener Neueste Nachrichten*)

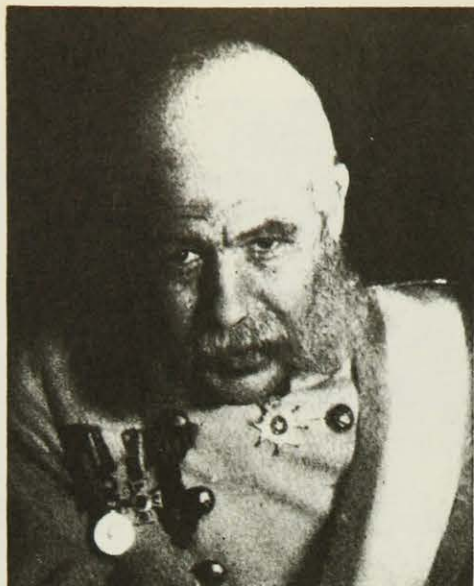




Aufzug König Ludwigs von Bayern



*Das österreichische Antlitz*



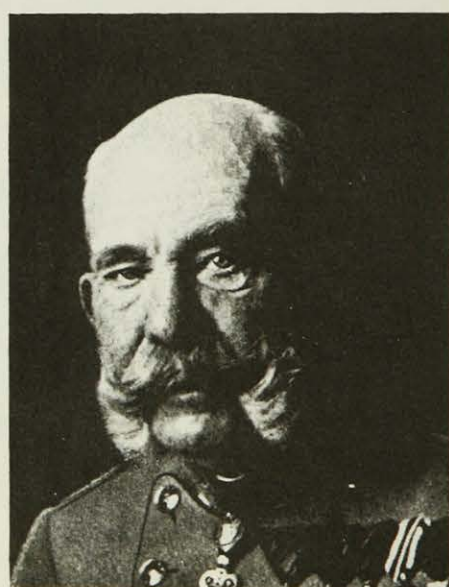
Paul Hörbiger im „Weißen Rössl“



Paul Otto im Film „Elisabeth“



Julius Brandt im „Weißen Rössl“



Franz Joseph I.



Jean Périer in Claude Anets  
Drama „Mayerling“



Werner Saxtorph im Lubitsch-Film  
„Der lächelnde Leutnant“



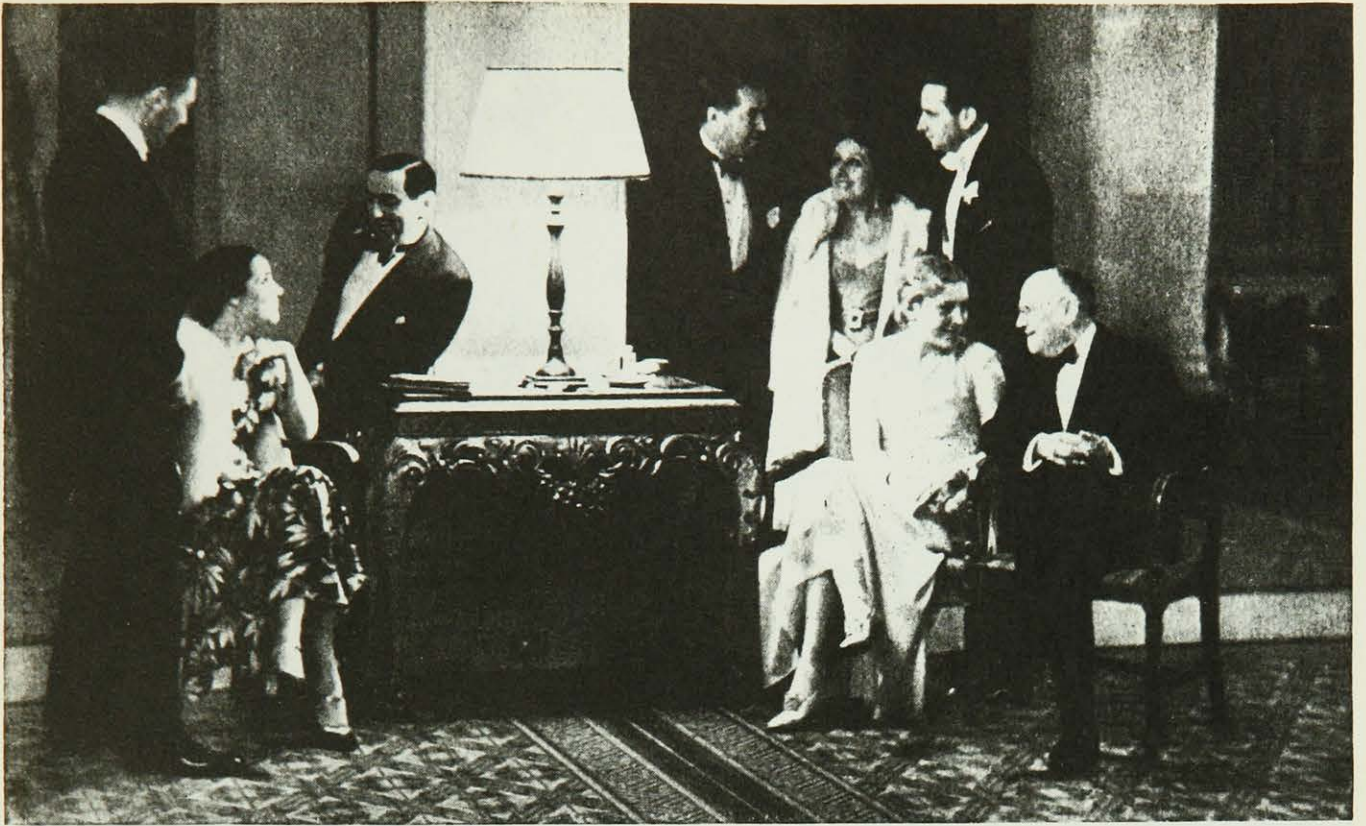


Photo Erich Salomon

Gesellschaft in Hollywood: v. Hentig, Dolores del Rio, Lubitsch, Chevalier und seine Frau Yvonne Vallée, Paul Kohner, Vilma Banky, Karl Lämmle



Alter Film: Der kleine Abelard in „Fritzchen als Apache“





Turkmenischer Arbeiter

Unionbild



Werner Krauß und Luise Ullrich in Billingers „Rauhnacht“  
(Staatstheater, Berlin)

Photo Zander & Labisch





Ludwig Katzenellenbogen



Photo Genia Levy  
Trude Hesterberg in Brecht-Weills „Maha-  
gonny“ (Kurfürstendamm-Theater, Berlin)



Photo Edda Reinhardt  
Maurice, Carpentier, Rognoni im französischen „Fledermaus“-Film



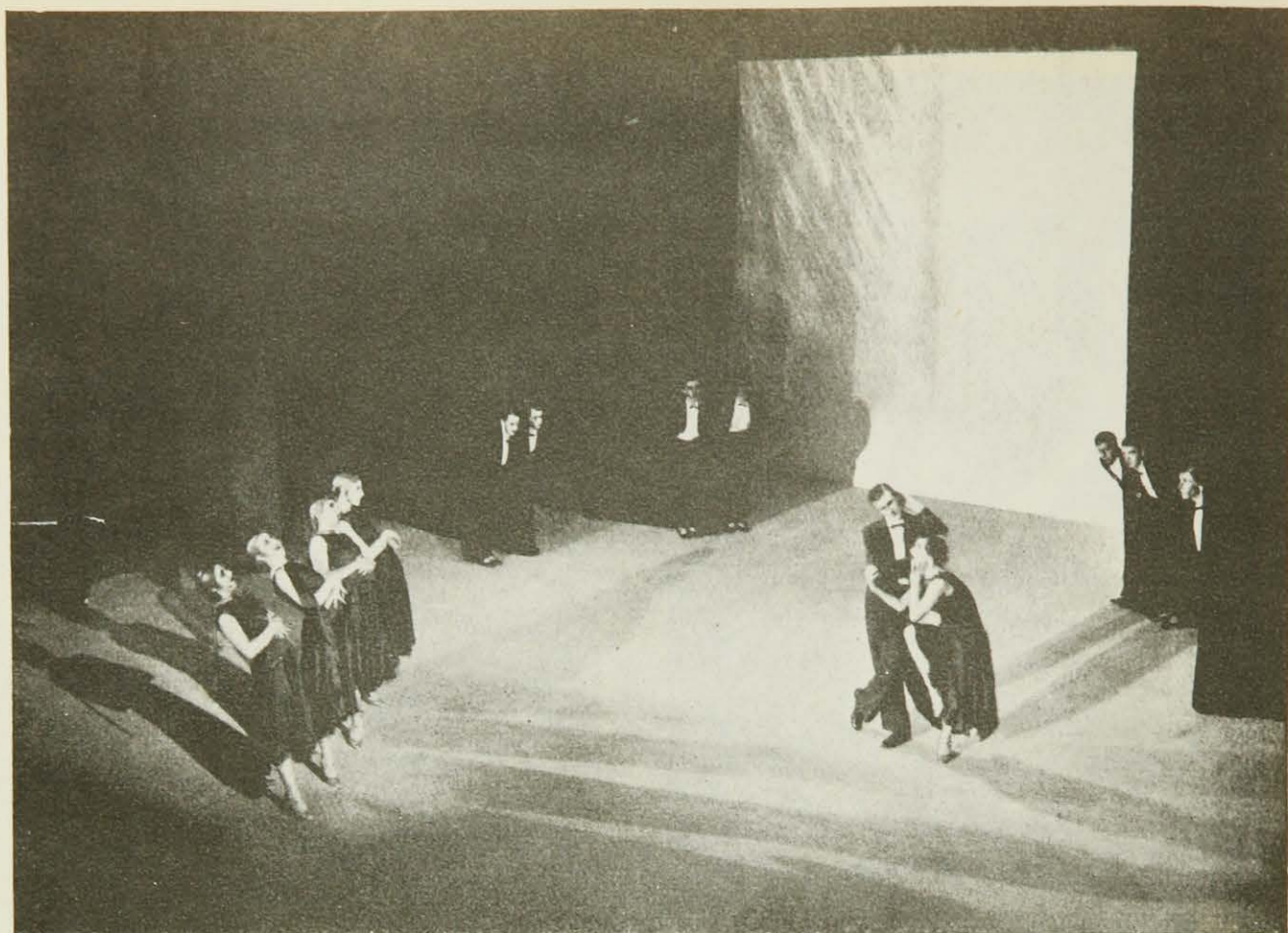


Photo Hehmke-Winterer

Strawinskys Eniten-Polka  
(Tanzgruppe des Düsseldorfer Stadttheaters)



Photo Saeger

Cläre Eckstein und Edwin Denby in einer Turnerparodie  
(„Großherzogin von Gerolstein“, Volksbühne Berlin)



# Meteoriten

Von Franz Blei

Geraten sie aus dem kosmischen Raum in die erdliche Atmosphäre, so leuchten sie ungeheuerlich auf, einmal nur und für ganz kurze Zeit, um dann zu verschwinden: sie zerstieben in Asche oder stürzen erkaltet auf die Erde, wühlen sich da ein, entziehen sich dem Blick.

Als etwa ein Jahr vor dem Kriege Kurt Wolff die Sammlung „Der jüngste Tag“ herausgab, so alle drei Wochen ein kleines Bändchen Prosa oder Verse, schien ein großer deutscher Dichterfrühling angebrochen; das ganze Laub zwitscherte; es gab weit mehr Sänger als Noten; aber nicht alle schauten dem Werfel ins Blatt. Manche sangen durchaus ihr eigenes Lied. Von einigen weiß man, daß ihnen eine feindliche Kugel Leier und Leben genommen hat, wie *Alfred Lichtenstein*, vielleicht der erste in der Reihe der Bänkl- und Baladensänger, deren letzter, Walter Mehring, die Form als ihr Meister beherrscht.

Aber wohin sind andere verstummt, denen der Tod nicht die Lippen schloß? Da war einer, hieß *Paul Kraft* und nannte sein Jüngstes-Tag-Bändchen „Gedichte“, und mit allen Rechten so. Es waren formstarke Gebilde einer Sensibilität aus der Uebergangszeit vom Knaben zum Jüngling, enthielten nichts als diesen Zustand einer Seele, ihn aber ganz und in elementarer Frische und Reinheit. Dieser Paul Kraft besuchte mich zuweilen, war ein schweigsamer Bursch von achtzehn Jahren, sehr arm, aber sich darein mit geringstem Anspruch ans Leben findend. Ohne jede Fähigkeit, sein zartes Fleisch durch eine Schale zu schützen. Neben ihm tauchte zuweilen ein Vetter, Werner Kraft, auf als Pauls Wortführer. Vom überlebenden Werner höre ich, daß Paul zwei Jahre nach dem Kriege am Kriege gestorben ist.

Ein anderer hatte schon 1913 eine

Glatze, die ein mächtiger, roter Bart ausglich. Es ist nicht auszumachen, ob er Seyerlen hieß oder Farussi, denn er nannte sich einmal so, einmal so. Durch Kerrs begeisterte Vermittlung kam ein Roman dieses *Egmont Seyerlen* bei S. Fischer heraus, und der hieß „Die schmerzliche Scham“, und das Aufsehen, das diese große Arbeit machte, war nicht gering. Ob es Neigung oder ungerne getragene Notwendigkeit war, als ein armer Bohemien zu leben, das war nicht zu erraten. Faktum war, daß dieser seltsame rotbärtige Mann in den Anfängen der Dreißiger sich viel mit der äußeren Not herumschlug, sie mit Versprechungen neuer Arbeit abzuwehren suchte. Nur, daß diese Arbeiten nie zustande kamen. Er trat dann als Reiter in ein Husarenregiment und den Krieg ein, der Bart verschwand, aber auch der Mann. Für Jahre. Um 1920 tauchte er wieder in Berlin auf. Seiner Autorenschaft hatte er vergessen und wollte auch daran nicht erinnert sein. Er besaß ein Wollimportgeschäft im Stadtzentrum, und es ging ihm gut. „Die schmerzliche Scham“ war längst vergriffen, aber er wollte seine Einwilligung zu einem Neudruck auch dann nicht geben, als es mit dem Wollgeschäft wieder zu Ende war und es ihm schlecht ging. Er zog eine kleine Anstellung in einem Beamtenbekleidungs-geschäft vor. Ein seltsamer Fall. Denn hier handelte es sich um den Autor eines Romans, der voller Fakten ist, voller Erlebnis, Anschauung, Kenntnis und jeder Kraft, das mitzuteilen. Hier verzichtete ein Mensch auf jugendliche Lyrismen, weil er, älter geworden, dem entfremdet ist und den Unsinn nicht mitmachen will, von seinem eigenen Klischee weiter zu leben als „Dichter“. Wie die meisten unserer literarischen Herrschaften. Dieser Farussi-Seyerlen (der vielleicht ganz



anders heißt) ist auch einmal Bar-mixer in Bordeaux gewesen. Rennreiter in Brüssel. Superkargo auf einem Handelsschiff. Vieles noch. Und auch einmal Autor eines Romans. Manche meinen: Herausgeber eines Romans. Die Figur steht ganz im Schatten des Rätselhaften. Mit auffallendster leiblicher Wirklichkeit eines leidzerquälten, gänzlich kahlen, überaus markierten Schädels, häßlichen verkrümmten Händen und einem wie weggewischten Blick.

Noch einen Jüngstentagdichter gab es, der, leiblich ein ungeschlachter Riese, verschwunden ist, und hieß *Paul Boldt*, und sein Bändchen: „Junge Pferde, junge Pferde“, Gedichte mit einer starken Physiognomie und etwas rauf-lustig. Nie mehr wieder hat man von ihm etwas vernommen.

Ein halbes Jahr vor Ausbruch des Krieges erschien ein Roman: „Die tan-zende Törlin“. Ein Berliner Roman, der das Wesentliche des nachkriege-rischen literarischen Expressionismus vorwegnehmend, durch den Krieg nicht über den Kreis der fachgenössischen Interessenten hinauskam. Das höchst seltsame dicke Buch ist verschwunden, wofür schon sein Verfasser sorgte, der die halbe Auflage einstampfen ließ. Ist sein absoluter Wert diskutabel, so doch nicht der eines Zeitdokuments ersten Ranges sowohl was das Figür-liche dieses Romans, wie auch was deren eigentümliche Vorführung durch den Verfasser betrifft. Er lebt noch, und man kennt ihn, der Gott für dieses Nebentalent dankt, das ihn vor der äußersten Not schützt, als den Maler *Paris Güterslob*. Er lebt, im Zentrum europäischen Geistes behaust, leiblich an dessen Peripherie, seine Bilder malend, solange die Sonne scheint, und am ab-geräumten Eckchen seines Tisches schreibend des Nachts. Wie ein Mensch im Gebet. Wie ein Mensch in der Katakombe. Aber das ist ein Mönch und kein Meteorit.

Im selben Halbjahr, dessen lite-

rarische Produktion der Trommelwir-bel des August übertönte, war bei S. Fischer eine Novelle „Herr Heck-fisch“ erschienen. Der Erfinder des Heckfisch nannte sich *Alexander Salomonica* und besaß das Talent, selbst den gutmütigsten jener nächtlich-morgendlichen Trunkenbolde auf die Nerven zu fallen. Ich glaube, er tat das seinem Herrn Heckfisch zuliebe, einer dämonisch-manischen Figur, die gut in der zweiten Kulisse des russi-schen Oeuvres stehen könnte.

Dann gab es da auch noch als eine starke theatralische Hoffnung des Kurt Wolff - Verlages jenen *John von Gorsleben* und sein lebhaftes Stück „Der Rastaquär“, das sein einziges geblieben ist. Er fiel etwas später auf den Anti-semitismus herein. Aber er hat sich weiterhin weder als Theatraliker noch als Antisemit auch nur im geringsten bemerklich gemacht. Auf gleiche Weise in das private Leben verschwunden ist *Eduard Kehlmann*, der Autor eines (bei S. Fischer erschienenen) Buches „Der Roman des Franziscus Höldl“. Er schrieb nichts mehr, doch er elek-trifizierte die Eisenbahnstrecke Inns-bruck—Landeck als Oberingenieur der österreichischen Bundesbahnen.

**Für Amerikaner.** Gestorben in Wien im Alter von 69 Jahren *Arthur Schnitzler*, Wiener Romanschriftsteller und Drama-tiker („Casanovas Heimreise“, Professor Bernhardt“, „Fräulein Else“) während der Umarbeitung eines Stückes, an einem Schlaganfall. Sein letzter Wille: Begräb-nis dritter Klasse (Armenbegräbnis), Ver-teilung des hierdurch ersparten Geldes an Spitäler, ferner Vornahme des Herzstichs, um jeden Zweifel an seinem Tode auszu-schließen. — Gestorben im New-Yorker Bronx Zoo *Khartoum* der größte in Gefangenschaft lebende Elefant, im Alter von 28 Jahren an einem Herzleiden, zu dem sein lethargisches Leben und seine stän-dige Freßsucht einen wesentlichen Teil bei-getragen haben.

(Aus der Chronik in *The Time, New York.*)



## „Denaturierte Poesie“

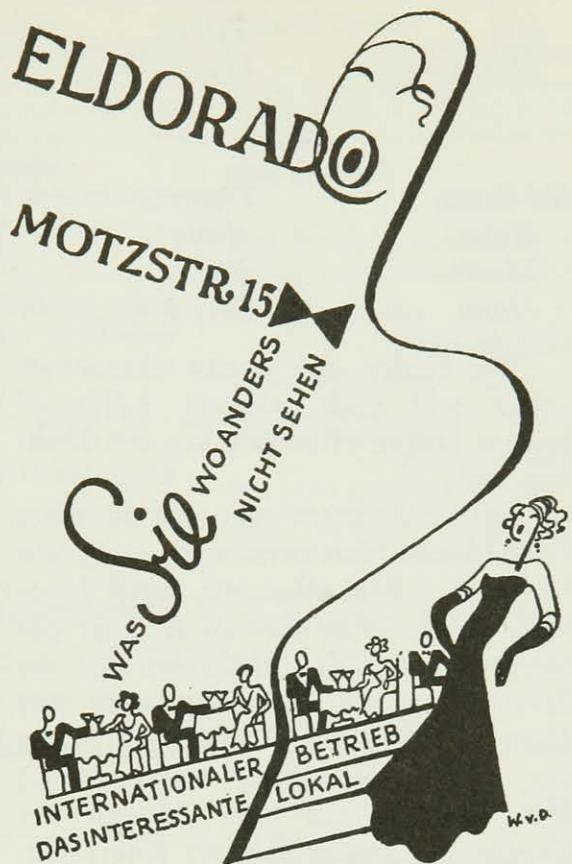
Wir haben nichts zu lachen. Alle Versuche, uns dazu zu bringen, mißlingen: Witzblätter aller Art werden vom Leben übertroffen, Lustspiele und Komödien von der Politik. Und dennoch gibt es eine Möglichkeit, stundenlang zu lachen, ohne Schadenfreude, ja sogar mit einem Gefühl, in die Hintergründe kulturhistorischer Entwicklung blicken zu dürfen: man verschaffe sich auf einer Bibliothek einen Jahrgang der Zeitschrift *Sturm*, herausgegeben von Herwarth Walden. Unfaßlich, daß das wirklich viele Jahre gedruckt wurde, unfaßlich, daß wir uns schämten, darüber vor Lachen zu explodieren, und solches Lachen „bourgeois“ nannten! Unfaßlich auch, daß solche radikale „Revolution“ nicht die geringste Wirkung hinterlassen hat! Schlagen wir auf: hinter konstruktivistischem Frontispiz beginnen seitenweise, von oben nach unten in langen Reihen die „Verse“. Etwa von Kurt Liebmann das Gedicht „Näher“:

*Glühschalen schimmern  
Schweben  
Weben (!)  
glockenglühen  
zacken  
grünen*

(aus Raummangel — der offenbar damals Selbstzweck war — setzen wir die Fortsetzung nicht untereinander wie im „Sturm“, sondern nebeneinander: wiegen Augen / brechen Gräser / Knochenflöten / kreisen / raun (!) / entspriessen / usw. usw.)

Nett ist der Anfang eines Gedichtes des Herausgebers: „Bluthund kauert zwischen Brüsten / Spreizt Augen...“ Gleich dahinter Gedichte: „Die Erde der Gottschreie“ von Franz Richard Behrens. Sie lauten:

<i>Selbst</i>	<i>Eberesche</i>
<i>Mir</i>	<i>Mir</i>
<i>Gummi</i>	<i>Tierer</i>
<i>Tierer</i>	<i>Glastür</i>



## Fa, hätt'ste

vorher 1000 Worte gelesen! Mit „1000 Worten“ ist niemand im fremdem Lande verraten und verkauft! Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch für je 4 M 50 überall



Mir	Tierer
Scheitelscheide	Lösch

und:

Nichts	Tierer
Mann	Mann
Tierer	Rat
Mann	Tierer

Wir finden das zweite stimmungsvoller und noch stärker! („Tierer“ kommt fast in allen Werken des Dichters vor.)

Kurt Schwitters sagt uns in einer der nächsten Nummern was „i“ ist (ein Manifest): *Was Merz ist, weiß heute jedes Kind. Was aber ist i? i ist der mittlere Vokal des Alphabets und die Bezeichnung für die Konsequenz von Merz in bezug auf intensives Erfassen der Kunstform. (Jetzt wissen wir.) Merz bedient sich zum Formen des Kunstwerks großer fertiger Komplexe, die als Material gelten, um den Weg von der Intuition bis zur Sichtbarmachung der künstlerischen Idee möglichst abzukürzen, damit nicht viele Wärmeverluste durch Reibung entstehen. i setzt diesen Weg = null. Und der Schluß des Manifestes lautet: Daher ist i Spezialform. Aber es ist einmal notwendig, konsequent zu sein. Ob das ein Kunstkritiker begreifen kann?*

Zugleich muß gesagt werden, daß Schwitters der einzige von allen diesen Leuten war, der wirklich Humor gehabt hat. Eines seiner Gedichte mit dem köstlichen Titel „Denaturierte Poesie“ beginnt: „Was kräuselst Du Dein Hä-ärchen / eins zwei drei ja Hä-ärchen / Wenn Du einen Andern liebst?“ Er ist der einzige, der keine Silbe ernst nahm, Lausbüberei als l'art pour l'art.

Die Personen einer „Shakespeare und der Königin von Holland“ gewidmeten „Schlafzimmertragödie“ von Franz Richard Behrens heißen: Das Aechzen, Das Jauchen (sic!), Die Stille.

Man möchte alles zum ewigen Ge-

dächtnis abschreiben: In „Franz Müllers Drahtfrühling“ kommt im Ersten Kapitel vor: „... Da geschah das Un-erhörte. Der Mann wandte den Kopf zur Seite. Schreck wühlte Augenlichter zwischen Eingeweide. Der Polizist lächelte einen lackierten Apfel...“ Oder die Verszeilen aus verschiedenen Gedichten: *Bachbunge. Bache. Pelz perl. Quer ra. Sonst um schlag. Zerbarmen brüllen schrill die Föhren. Strahlende Strahlherzen zerstrahlen.*

Dazwischen „ernste Essays“. Etwa „Der Expressionismus des Wortes“ von Lothar Schreier mit den orphischen Sätzen: *... Die Bewußtseinsebenen der vierten, fünften und sechsten Ausdehnung erschließt der Expressionismus. Er erschließt sie geistig und leiblich, geistig durch das Hingewendetsein der gesetzmäßigen Vorstellung auf diese Ausdehnungen, leibhaftig durch die Einordnung der Welt des Willens in dieses Hingewendetsein... Die sechste Ausdehnung verhält sich zur dritten wie die Liebe zur Vernunft. Die fünfte verhält sich zur zweiten wie das Vorgestellte zur Vorstellung des Vorgestellten.* (Schrecklich, wie die Literaturhistoriker des Jahres 2019 sich plagen werden!)

Zum Schluß sei das Gedicht einer Ingeborg Latour-Torrop wiedergegeben, auf das der Herausgeber offenbar hineingefallen ist, denn es ist das genaue Gegenteil aller „Bestrebungen“ des „Sturm“. Vielleicht war es ein stürmischer Grubenhund. Es lautet: *„Meine Augen suchen Deine Augen / Liegen Deine Augen nun in mir / Liegen meine Augen nun in Dir / ruhen wir / ruht alles Leid / Ruhen alle bösen Träume.“*

Wer sich für eine Stunde irgendwohin zurückziehen will, wo er in ununterbrochenem Lachen alles vergißt, der lese den „Sturm“. Sollte das sein Zweck im Weltgeschehen gewesen sein??

P. Elbogen



# 36 NEUE ROWOHLT BUECHER 1931

**H. R. Knickerbocker**  
**Der rote Handel lockt**

Deutsch von Curt Thesing  
18. Tausend · Kartonierte M 5.20

**Joachim Ringelnatz**  
**Mein Leben bis zum Kriege**

13. Tausend · Kartonierte M 4.—,  
Leinenband M 5.50

**Der Film „Im Westen nichts Neues“ in Bildern**

200 Kupfertiefdrucke · 60. Tausend  
Kartonierte M 1.80

**Erik Reger**  
**Union der festen Hand**

Roman · 10. Tausend · Kart. M 5.—  
Leinenband M 7.50

**René Schickele**  
**Meine Freundin Lo**

Eine Geschichte aus Paris · 17. Tsd.  
Kart. M 3.20 · Leinenband M 4.80

**Kurt Tucholsky**  
**Schloß Gripsholm**

Eine Sommergeschichte · 40. Tsd.  
Kart. M 2.50 · Leinenband M 3.20

**Sinclair Lewis**  
**Unser Herr Wrenn**

Deutsch von Franz Fein · 10. Tsd.  
Kart. M 3.75 · Leinenband M 5.—

**Hans Siemsen**  
**Rußland — Ja und Nein**

5. Tausend · Kartonierte M 5.—  
Leinenband M 6.80

**Richard Oehring: Sowjet-**  
**handel und Dumpingfrage**

3. Tausend · Kartonierte M 2.50

**Ludwig Bauer**  
**Morgen wieder Krieg**

4. Tausend · Botschaft gegen Alle  
Kartonierte M 4.50

**Shmarya Levin**  
**Kindheit im Exil**

Deutsch von Martha Fleischmann  
4 Tsd. · Geh. M 6.— · Lnb. M 7.50

**Josef Kastein**  
**Eine Geschichte der Juden**

Geh. M 9.— · Leinenband M 12.50

**Joseph Hergesheimer**  
**Die drei schwarzen Pennys**

Deutsch von Hermyria zur Mühlen  
Roman · Kart. M 4.80 · Lnb. M 6.80

**Kurt Tucholsky**  
**Lerne lachen ohne zu weinen**

15. Tsd. · Kart. M 4.80 · Lnb. M 6.50

**Maurice Baring**  
**Daphne Adeane**

Dtsch. v. Lotte Sternbach-Gärtner  
Roman · 4. Tsd. · K. M 6.— · L. M 7.50

**Otto Corbach**  
**Offene Welt**

Kart. M 6.50 · Leinenband M 8.50

**Rudolf Arnheim**  
**Film als Kunst**

4. Tsd. · Kart. M 6.50 · Lnb. M 8.50

**Ludwig Marcuse**  
**Heinrich Heine**

Ein Leben zwischen Gestern und  
Morgen · 4. Tsd. · Mit einer Abb. ·  
Kartonierte M 5.50 · Lnb. M 7.50

**Rudolf Schlichter**  
**Das widerspenstige Fleisch**

4. Tsd. · Kart. M 5.50 · Lnb. M 7.—

**Joachim Ringelnatz**  
**Kinderverwirrbuch**

Mit 15 Zeichnungen von Joachim  
Ringelnatz · 4. Tsd. · Pappbd M 3.—

**Gabriele Tergit: Käsebirer-**  
**obert den Kurfürstendamm**

Roman · 6. Tausend · Kartonierte  
M 4.20 · Leinenband M 6.—

**Ulrich Becher**  
**Männer machen Fehler**

Novellen · Kartonierte M 4.—  
Leinenband M 6.—

**Sigrid Boo: Wir,**  
**die den Küchenweg gehen**

Roman · Deutsch von Louis v Kohl  
4 Tsd. · Kart. M 4.— · Lnb. M 5.50

**Lieber Vater**

Briefe berühmter Deutscher an ihre  
Väter · Herausgegeben von Paul  
Elbogen · Mit 18 Kupfertiefdruckfl.  
6 Tsd. · Geh. M 3.— · Lnb. M 5.—

**Hermann Wendel**  
**Französische Menschen**

Mit 12 Abbildungen auf Tafeln  
Karton. M 6.— · Leinenbd. M 8.50

**Arthur Rundt**  
**Der Mensch wird umgebaut**

Ein Buch von der neuen Lebens-  
form in Rußland · 4. Tausend  
Karton. M 4.20 · Leinenbd. M 6.—

**Franz Blei**  
**Die Lust der Kreatur**

4. Tausend · Kartonierte M 4.—  
Leinenband M 6.—

**Alfred Polgar**  
**Die Defraudanten**

Komödie in drei Akten · 2. Tsd.  
Geheftet M 2.— · Leinenbd. M 3.50

**Wilhelm Speyer**  
**Die goldene Horde**

Erzählung · 20. Tausend · Kartonierte  
M 3.— · Leinenband M 4.80

**Hermann Heller**  
**Sozialismus und Nation**

9. Tausend · Kartonierte M 3.—

**Joseph Hergesheimer**  
**Das Pariser Abendkleid**

Roman · Deutsch von Franz Fein  
5. Tsd. · Kt. M 4.80 · Lnb. M 6.80

**Victor Marguerite**  
**Vaterland**

20. Tsd · Deutsch von J. Chapiro  
Kartonierte M 2.85

**Hans Fallada**  
**Bauern, Bonzen und Bomben**

Roman · 6. Tausend · Kartonierte  
M 5.— · Leinenband M 7.50

**I. Steinberg: Gewalt und**  
**Terror in der Revolution**

3. Tausend · Deutsch von I. Donski  
Geheftet M 4.50 · Leinenbd. M 7.—

**H. R. Knickerbocker**  
**Der rote Handel droht**

Mit einer Abbildungstfl. · Dtsch. v.  
Curt Thesing · 28. Tsd. · Kt. M 4.20

**NEUE STARK  
GESENKTE  
PREISE!**



## Geheim! Nur für amtlichen Gebrauch!

Verzeichnis der auf Grund des § 184 des Reichsstrafgesetzbuchs eingezogenen und unbrauchbar zu machenden, sowie der als unzüchtig verdächtigen Schriften.

### *Polunbi-Katalog.*

Herausgegeben von der Deutschen Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder, Schriften und Inserate bei dem Preussischen Polizei-Präsidium in Berlin. — Zweite, erweiterte Auflage. — Als Manuskript gedruckt. — Berlin 1926, gedruckt in der Reichsdruckerei.

Das ist also der deutsche Index librorum prohibitorum. Er mag einige tausend, vielleicht zehntausend Titel umfassen, neb. n echten Pornographien Hunderte von aufklärenden Schriften über Ehe und Liebe, er enthält aber auch die im folgenden angeführten Werke, die man mit einigem Erstaunen in diesem Polunbi-Katalog liest. — Der Vermerk § 40 bedeutet, daß die Einziehung, § 41 RStGB., daß die Unbrauchbarmachung angeordnet ist. Der Rest ist bloß „der Unzucht verdächtig“ — es ist der schlechteste Katalog nicht!

Aktionslyrik, Die: von G. Benn.

Amphytrion: von Kleist.

Bauch von Paris, Der: von Emile Zola § 41.

Beichte eines jungen Mädchens: von George Sand.

Beichte eines Thoren, Die: von August Strindberg § 41.

Bett und andere Novellen, Das: von Guy de Maupassant.

Büchse der Pandora: Die: von Frank Wedekind § 40.

Dada-Almanach: von Richard Hülsenbeck.

Dichter der Gegenwart, Band I: Rich. Dehmel.

Du hast's getan! Unheimliche Geschichten von Edgar Allan Poe.

Elegien. Römische Elegien und Venezianische Epigramme von Goethe.

Elisa (La fille Elisa): von Edmund von Goncourt.

Erzählungen, Drollige: von Honoré de Balzac.

Erzählungen des Dekameron, Die 100: von Giovanni Boccaccio §§ 40, 41.

Esel, Der goldene: von Apuleius.

Eva der Zukunft, Die: von Villers de l'Isle Adam.

Frage, Die sexuelle: von August Forel, Dr. med. und Dr. jur.

Frauen: von Verlaine § 41.

Garten der Qualen, Der: von Octave Mirbeau § 40.

Gastmahl der Lästere, Das: von Barbey d'Aureville.

Geliebte Roswolskys, Die: von Georg Fröschel.

Geschichten fürs traute Heim, Schlichte, 10. Auflage: von Hedwig Courths-Mahler.

Geschichten im Barockstyl: von Guy de Maupassant § 41.

Halbjungfern: von Marcel Prevost.

Hanswursts Hochzeit oder der Lauf der Welt: von Goethe.

Heliogabal: von L. Couperus.

Hetärengespräche: von Lucian §§ 40, 41.

Hombres: von Verlaine, Paul § 41.

Homo, Ecce: von George Grosz § 41.

Hyperion: von Hölderlin.

Jacob Casanova, Memoiren §§ 40, 41.

Kyrie Eleison: von Waldemar Bonsels § 41.

Liebesblätter, Roman: von Emile Zola. Lucius und der Esel: von Lucian.

Luft, Berliner, Künstleralbum: von Heinrich Zille.

Lysistrata: von Aubrey Beardsley § 40.

Lysistrata von Aristophanes § 41.

Mädchen und andere Geschichten, Das alte: von Guy de Maupassant.

Nana: von Emile Zola § 41.

Nonne, Die: von Denis Diderot § 41.

Pfarrhauskomödie: von H. Lautensack.

Reigen, Der. Zehn Dialoge. Geschrieben Winter 1896-97. 36.—40. Tausend: von Arthur Schnitzler. — Freigegeben durch Gnadenerweis des Preussischen Staatsministeriums vom 5. 2. 1923.

Roman der kleinen Violetta: von Victor Hugo § 40.

Wandervogel. Geschichte einer Jugendbewegung: von Hans Blüher.

Weib und Welt: von Richard Dehmel § 41.

Worte eines Rebellen: von Peter Kropotkin § 41.



## Der Unterschied Wien-Berlin

Blumenverkäuferin in Wien: „Kaufens frische Veigerln, junger Herr!“

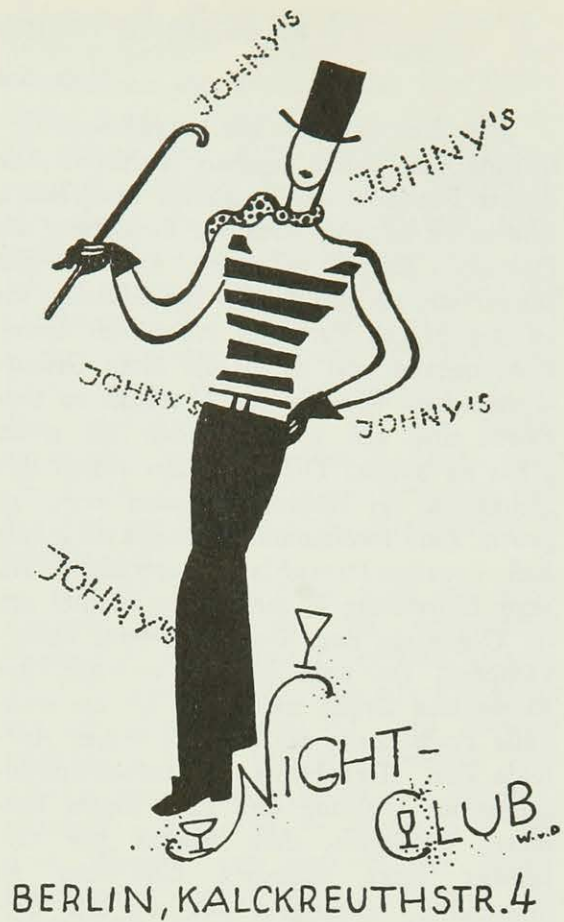
Blumenverkäufer in Berlin: „Mein Herr, die ersten Frühlingsboten!“

**Hofmannsthal** hat im Kreis der Freunde vor Reinhardt sein Stück „Der Turm“ vorgelesen. Man verläßt nachdenklich, ein wenig flügelahm den Raum. Beim Hinausgehen faßt Franz Molnar Reinhardts Arm: „Na, Herr Professor, Niveau hat die Sache ja nicht viel. Aber...“ (er schüttelt die Faust) „... ein Reißer!“

**Ein Seufzer aus Wien:** „Wenn wir nur Bahnstation bleiben!“

**Der Wiener ist nicht in jenem Sinne gemütlich**, daß er eine Aggression lammfromm hinnähme. Im Gegenteil: er ist reizbar, bisweilen boshaft. Nur dosiert er den Aufwand an Abwehrenergie dem in Frage stehenden Gegenstand entsprechend. Die Wendung „Der gemütliche Wiener“, die immer wieder irrtümlich von Reichsdeutschen gebraucht wird, hat mit dem Wesen des Wieners nicht das geringste zu tun. Sie leitet sich vielmehr aus einer reichsdeutschen Phrase her, die einen Tatbestand sozusagen humoristisch umschreibt, aus der Phrase: „Werden Sie nicht ungemütlich!“, die Krach, Krawall und Geschrei abschwächend als „Ungemütlichkeit“ bezeichnet. Ich möchte diese Phrase zu den „kleinen Humorlosigkeiten“ zählen. „Gemütlich“ ist also, in reichsdeutschem und immer ein bißchen schulterklopfendem Sinne gebraucht, nur das Gegenteil jenes „Ungemütlich“, das den Abwehraufwand nicht nach Bedeutung dosiert und gegen den kleinsten Anlaß mit dem größten Krach losgeht. So gebraucht, ist also das Wort „Der gemütliche Wiener“ sowohl ein sprachlicher wie ein ethnologischer Irrtum. Was an der Wiener Gemütlichkeit Wahres dran ist, ist die Vorliebe und das Verständnis des Oesterreichers für ruhige Augenblicksfreude, abseits aller Streitfragen des Tages, jene Eigenschaft, die der Engländer „cozy“, aber beileibe nicht „good-natured“ nennt, für die der Franzose und, wie ich fürchte, auch der durchschnittliche Reichsdeutsche, aber kein eigenes Vokabel hat.

*Ein Wiener*



**W**ollen Sie spielend Meister werden, so lesen Sie das Ullstein-Sonderheft



**Bridge  
Skat und  
andere Kartenspiele**

Überall für 1 Mark 25 erhältlich!



## „Wie es denn eigentlich gewesen ist . . .“

Von Karl Tschupplik

Jede Zeit erneuert die geschriebene Geschichte nach ihrem eigenen Weltbild. Die größte Revision der deutschen historischen Bibliothek hat sich nach der Gründung des Deutschen Reiches vollzogen. Das deutsche Bürgertum, als der Träger der Bildung, bis zu den Siegen Preußens europäisch orientiert, begann von da an die alten Grundlagen seines Wissens und Urteilens zu zerstören und auf neuem Boden ein neues Haus zu bauen. Die Geschichte schien den Deutschen bei diesem Beginnen recht zu geben. Zum zweitenmal bestätigte sie ihnen, daß Preußen-Deutschland gezwungen sei, seine Einreihung in die großen Mächte sich im Gegensatz zum Geiste Europas zu erkämpfen. Der neue Aufstieg zu staatlicher Macht und Größe stellte sich als die sinnvolle Fortsetzung des fridricianischen Auftakts dar. Der Hang zu geschichtsphilosophischer Deutung und das religiös fundierte Bedürfnis, dem Ablauf der Geschichte einen ethischen Charakter zu imputieren, vereinigten sich mit dem Siegesbewußtsein des deutschen Staatsbürgers zu einem unwiderstehlichen Optimismus. Im Lichte dieser frohen Gegenwartsbejahung wurde alles anders, als es bis dahin gewesen war. Friedrich II. war keine Episode mehr, sondern die großartige Overture zu den kommenden preußischen Siegen. Seine reale Gestalt, sein shakespearehafter Machiavellismus verschwanden hinter Tugenden, die der daseinsfreudige Bürger und Biedermann seinem Helden andichtete. Die ganze deutsche Geschichte von den Anfängen bis zur mittelalterlichen Blüte, die Zeit der Religionskämpfe bis zum Westfälischen Frieden, der Verfall des alten Reichs und der mühevollen Aufstieg Preußens — dies alles war nun, als ob der Weltgeist es eronnen hätte, um den Lauf der deutschen Historie in dem Glanze des neuen Reiches münden zu lassen. Wer war stark genug, sich der Gewalt der neuen Tatsachen zu entziehen? Ein paar Einsame, allen voran Friedrich Nietzsche, wandten sich ab. In der historischen Forschung blieb kaum eine Insel übrig, auf welcher der Kritizismus eine Hütte hätte errichten können; der Strom der neu-deutschen Daseinsbejahung schwemmte jede vorurteilslose Betrachtung hinweg. Die

Opposition war Pamphlet; für die Wissenschaft also, mit wenigen Ausnahmen, wie etwa Mehrings „Lessing-Legende“, wertlos. Selbst ein so umfassend gebildeter Geist wie Karl Lamprecht ließ seine Lebensarbeit, die „Deutsche Geschichte“, in eine Apotheose auf Wilhelm II. ausklingen. In Details, in der Quellenforschung und im Ausgraben von Einzelvorgängen wurde noch achtenswerte Arbeit geleistet; die großen geschichtlichen Darstellungen aus dieser Epoche sind kaum etwas anderes als Allegorien im Stile Anton von Werners. Die Masse des gebildeten Mittelstands entnahm das Bild der Geschichte Heinrich von Treitschkes vierbändigem Werk, das um so verführerischer war, als es den moralisierenden Biedermannston mit einer glanzvollen Sprache verband. Er ist der Erzvater der borussischen Geschichtsschreibung.

Es ist eine schwierige, aber um so verdienstvolle Aufgabe, den Treitschkeanismus zu revidieren. Man muß von vorne beginnen, muß auf die wenigen Granitblöcke zurückgehen, die der Strom der borussischen Apologetik nicht zu zerstören vermochte. Man muß zu Leopold von Ranke zurück und seiner heiligen Formel, die besagt, daß der Historiker darzustellen habe, „wie es denn eigentlich gewesen ist“. Das und nichts anderes ist der Sinn und die Aufgabe der Geschichtsschreibung. So einfach und selbstverständlich dieses Wort klingt, so enthält es doch alles. Nur Gott-Vater Ranke konnte diese Wahrheit so großartig und bescheiden aussprechen.

„Wie es denn eigentlich gewesen ist“ — Rankes Wort kann als Motto der Propyläen-Weltgeschichte voranstellen. Die Absichten des Unternehmens brachten es mit sich, daß das Ganze als Kollektivarbeit angelegt ist. Der Herausgeber, der Leipziger Historiker *Walter Goetz*, war in der Wahl seiner Mitarbeiter sehr glücklich. Der eben erschienene sechste Band, *Das Zeitalter des Absolutismus*, ist das gemeinsame Werk von sieben deutschen Gelehrten, von denen jeder einzelne durch frühere Arbeiten sich legitimiert. Das Zeitalter Ludwigs XIV. behandelt der Frankfurter Historiker *Walter Platzhoff*; das 18. Jahrhundert *Franz Schnabel*; die euro-



päische Aufklärung Oskar Walzel; die Expansionsbewegung Spaniens und Hollands hat Hermann Wätjen-Münster geschrieben; von Plischke und Franz Salomon stammen die Kapitel vom englischen Imperiums. Man kann dem Deutschen von heute, der unter einer Schrumpfung des Bildungsbesitzes leidet, keine zweckdienlichere Geschichte wünschen. Das Wissen vom Entstehen der großen Mächte — dies der Inhalt der Zeit von 1660 bis 1789 — sollte jedem Menschen eigen sein, der sich über Politik Gedanken oder gar selber Politik macht. Woher die Versimpelung des politischen Geistes, woher die willfährige Bereitschaft, der Demagogie zu erliegen, wenn nicht von dem Mangel an Tatsachenkenntnis! Ein traditionsarmes Volk wie die Deutschen, dem es nicht gegeben war, in der Schule des staatlichen Lebens politischen Instinkt zu erwerben, kann diese Mängel nur durch „Nachsitzen“ wettmachen. Die Engländer und Franzosen haben ihren politischen Sinn und die politische Routine auf der großen Bühne der Geschichte erworben; die Deutschen, in ihren historischen Handlungen stets nur Objekt, nicht Subjekt, müßten zumindest so neugierig sein, exakt zu erfahren, woran es gefehlt hat und warum ihnen das politische Talent versagt geblieben ist. „Das Zeitalter des Absolutismus“ ist die aktuellste Lektüre. Der Vorzug der Darstellung: sie schildert, wie es geschah, ohne den Gang der Ereignisse durch geschichtsphilosophisches Dreinreden und Moralisieren zu stören. Das eigene Urteil wird nicht terrorisiert, der Phantasie bleibt Spielraum genug, vor den Tatsachen das Wenn und Aber zu erwägen. Bei dem Kapitel vom Kampfe Frankreichs gegen Habsburg — in der patriotischen Literatur erklingt die Wacht am Rhein — kann man dem Gedanken nachspüren, ob es für die deutsche Nation nicht doch vorteilhafter gewesen wäre, wenn die Koalition des Großen Kurfürsten mit Frankreich eine Fortsetzung, Bismarcks Mission also zweihundert Jahre früher ihre Erfüllung gefunden hätten. Die moralisierende Geschichtsschreibung wird unsicher, wo sie die machtpolitische Situation des französisch - brandenburgisch-türkischen Bündnisses darzustellen versucht. In ihrem Mißverstehen des staatlichen Machttriebs tut sie sogar dem Großen Kurfürsten unrecht; das Lied vom

„Schutzwall Habsburg gegen osmanische Eroberungssucht“ gehört nämlich zum Katechismus des Biedermanns. Die Schönfärber vergessen dabei ganz, daß sich die Ungarn nie so wohl gefühlt haben wie unter der hundertfünfzig Jahre währenden Herrschaft der Türken. Platzhoffs Darstellung dieses Kapitels berichtet auch hier, wie es gewesen ist, ohne die Glocken der bedrohten Christenheit zu läuten: Man kann von dieser wie von der folgenden Partie sagen, daß sie die Geburt der großen staatlichen Mächte als das Ringen egoistischer Herrscherwillen begreifen, ohne die Bilder der handelnden Personen nach der Art des lakaienhaften Heroenkults zu banalisieren.

Auf der andern Seite wird das Werk Figuren gerecht, die im borussischen Panorama ins Dunkel geraten waren. Josef II. zum Beispiel, von der Antipathie als der „Feuilletonist auf dem Throne“ porträtiert, findet hier eine gerechte Würdigung. Die letzten Kapitel sind der europäischen Aufklärung — Walzel — und dem Werden der überseeischen Machtfundamente gewidmet. „Während das Abendland die Geheimnisse des Weltalls und der Erde erforschte, waren Spanier und Portugiesen, Engländer, Franzosen und Holländer in die überseeischen Gebiete hinausgedrungen, um sie wirtschaftlich und politisch in Besitz zu nehmen. So groß auch die Entfernungen von Erdteil zu Erdteil waren, so wurde doch diese irdische Welt in ihrem ganzen Umfang jetzt zu einer erfaßbaren Einheit, und es war die Aufklärung, die mit ihrem Glauben an den Fortschritt der Humanität und ihrer Toleranz für alle Nationen und alle Religionen diese Einheit des Menschengeschlechts erfaßte.“

Die deutsche Tragödie, unter der wir jetzt leiden, die Folgen eines Expansionsstrebens in falscher Koalition, an der Seite des morschen Habsburgerreiches, wird erst im Bilde der großen Geschichte verständlich. Die andere Koalition zog ihre Kraft aus der Hinterlassenschaft des achtzehnten Jahrhunderts.

**Die Wahrheit.** „Im Büro“, erzählt ein Mädchen, „haben wir einen neuen Chef, der sehr gescheit ist. Er hat uns gesagt, die Menschen stammen von Darwin ab.“

*Jules Renard, Tagebücher*



*Hochzuverehrende Frau Vilma von Loesch:* Wenn Sie ooch nich jerade mit Spreewasser jetooft sind, wie Sie ja selba zuehm, so schein' Sie mia ja doch mit alle sonstije Wassa jewaschen zu sind. Sie ham da in Ihre *Variationen über Berlin* (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin) allahand rausjeknobelt an, auf, hinta, in, nebn, ieba, unta, vor un zwischen Panke un Spree. Det Sie die richtche Pupille ham, den janzen Saftladen zu beaurenscheinjen un allet, wat so dasujeheert — na, det brauchn Se sich ja nu nich jrade von mia beschtätjn ze lassn. For ne „Auswärtje“ is det, wat Sie da so hinjeschriehm ham, nich von Papp. — Allens, wat recht is... Det ick nu doch 'ne Lippe riskiere, jeschieht bloß von wejen die Berliner Belange. Un da komm ick schon ins Meckern: Sehnsema, wat Sie da so ieba die Berlina Jesellschaft saren, ieba Theata un Kientopp, ieba Schport un Bälle, ieba den Snob un die iebrijn bessan Herrschaften — det mach ja nu joldrichtich sind. Da sinn Sie nämlich jewissamaßen, quasi, wie man so sacht: „za Hause“. Bei de Hottevoleh in' Westen da kennse een prima Fremdenfiehra abjehm — anjefangn mit den piekfeienen herrschaftlichen Salong mit Bridsch un sonstjet Innenleben un uffjeheert mit Venus uff Abweje bis rin ins „Eldorado“. (In Parangthese: det mit'n Proletarjat in'n „Toppkeller“ hat 'n kleen' Haken. — Proletarjat...? Da bleibt keen Ooge trockn. Nee, da kennse heechstens det „heitre Küntslavölkchen“ ausn „Romanischn“ bejnen!) — Die mong-dähne Halb- und Viertelwelt — sehns, die Premjerentijer, Changsonutten, Taudentzyniker un Jenossen, die hamse so ähnlich hinjehaun, det ick mitunta bei't Lesen jedacht ha': „Mensch, den kenn ick! Det is doch der...“ — Allens wat recht is! — Aba... Aba wat ne richtje Berlina Nuckelpinne is, die kriecht nicht bloß fon Halensee bis Wittenberchplatz un Umjehend, nee, die schukkelt weita, imma rin in de Sity, rum umn Landwehrkanal, runta bis int Scheunenviertel, wo sich Herr Fuchs un Herr Wolf jute Nacht sarn. Na, un wie wäas mit ne kleene Stippvisite bei Erich Carow uffn Weinberchsweg? Sie saren ja selba: „Man sollte in Berlin nur dort verkehren, wo auch Weißbier ausgeschenkt wird.“ Un dabei jibt et bei Ihnen bloß Cocktails. — Wie ick mir suerst Ihr Buch bekiekte, sachte ick mir: „Fein, jewissamaßen so ne literarische Käse-Rundfahrt. Nimmste 'n Biljett.“ Wie'ck aba die Neese rausjesteckt ha aus't Fensta, hats janich nach Berlina „Mief“ jerochen — heechstens nach Ohdekolonj, un wie'ck nu imma dachte: jetzt kommt et noch... da hieß et pletzlich: „alles aussteijn!“ — Un nu frare ick mia: wo isn det iebrije Berlin jebliehm: der Leiermann mit'n Müllkastenhintajrund, der Rummel mit Luftschaukel un Knipptuchede, wo sinn de kleenen kessen Meechens mit die Zwee-Emm-Cafaliere beis Souper in'n „Quick“? Jibbt et keene Straßenhändla mit Patentschnauze in Berlin un keen Erntefest in de Laubnkolonie? Wo isn der Sommerschwoof int Jartenrestaurank, wo det „Resi“ mit Pussahsche bei Lampiongs un Quasselstrippe nebst alle sonstijen Errungenschaften der Neuzeit. Wo is... Na, ick her schon uff mit's Jemecka. Ick weeß ja: det soll ja keen Heimatkundebuch für surückjebliebne Fortbildungsschüla sind. Schon jut. Jacke wie Hose. Aba unsaeens hat Heimweh danach, denn ooch det „Zilljöh“ jehört nu ma zu Berlin. Son Buch, sehns, det darf nu ma keen „Einjang nur für Herrschaften“ ham, sonst bleibt et man bloß een Baedeker forn Kurfürstendamm... Na, nischt for unjut! *Mascha Kaléko*

*Gilgi, eine von uns.* Man hat Gilgi gerne, sie ist ein nettes, tapferes Mädcl. Man hat das Buch gerne, es ist sympathisch anspruchslos und dabei spannend geschrieben. Ein Buch, das interessieren muß, weil es sich mit einem der brennendsten Zeitprobleme beschäftigt: mit dem Konflikt der modernen Frau, die zwischen die Arbeit und die große Liebe ihres Lebens gestellt ist. Ein Buch, das interessieren muß, weil es ein Zeitdokument ist: ein Dokument jener sachlich verstörten und kärglich bizarren Zeit, in der man lebt. (Universitas-Verlag, Berlin.) — Etwas verschwenderisch wird mit der Interpunktion umgegangen. Die Verfasserin, *Irmgard Keun*, hätte nicht nötig, durch solche Fülle von Gedankenstrichen und Ausrufezeichen auf das Wesentliche ihrer Erzählung hinzuweisen. Solche unpräzise Verschwendung wirkt auch auf Nichtpedanten störend, aber vielleicht sind es nur die Zeichen eines sehr jungen Temperaments, das im übrigen dem Buch zum Vorteil gereicht. *Kadidja Wedekind*



*Revidierte Literaturgeschichte.* 1. „In einigem Abstand“ (von Leo Perutz, „der den klassischen Erzählern bewegter Handlung folgt“) wäre Robert Musil zu nennen („Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“ und „Kunstvolle Erzählungen“). — Doch wo bleibt 1931 „Der Mann ohne Eigenschaften“? Vielleicht, daß wenigstens der den Abstand zu Perutz verringerte. — 2. „Vring war der erste, der den Krieg so schilderte, wie er wirklich war.“ — Und Andreas Latzko und seine von der Front hergeholt „Menschen im Krieg“? — 3. „Berliner sind ... Ernst Glaeser.“ — Liegt Berlin am Main? Wer glaubt solchen Unsinn? Wer verzapft ihn? — 4. „Man mißverstehe mich nicht, ich will keiner Reaktion das Wort reden. Ich fordere nur, daß man an das Problem des heutigen Theaters mit Vorsicht, Einsicht, Nachsicht herangehe.“ — Wer ist das Ich? Wer fordert? Wer tanzt auf dem Platteis? Der gleiche, der für die oben zitierten Albernheiten, herausgegriffen aus einer unabsehbaren Fülle, verantwortlich ist. Wer? *Klabund!* — Klabund? — Jawohl. So zu lesen auf der Titelseite einer angeblichen „*Literaturgeschichte*“ (Phaidon-Verlag). Ganz unten, klein in Petit-Buchstaben, steht auf der 1. Seite: *Herausgegeben von Ludwig Goldscheider.* Wer Herr Goldscheider ist, weiß die Welt nicht. Sie erfährt zum erstenmal von ihm, da er nicht eingesteht, daß er Klabund ohne jede Sachkenntnis bearbeitet (was er Herausgeben nennt) und seine Schnitzer hinter Klabunds Ruhm verbirgt. Aber daß Ich, Goldscheider, sich schon mit Ich, Klabund, verwechseln lassen will — das ist zuviel. Latzkos Roman „Menschen im Krieg“ findet sich bei Klabund „*Deutsche Literaturgeschichte in einer Stunde*“ (Verlag Dürr & Weber, Leipzig, 1923) auf Seite 91 lobend erwähnt. Latzko wurde von Goldscheider gestrichen. Mit welchem Recht? Gegen Klabund! Weiter: Bei Klabund heißt es, im Original, Seite 90, nachdem von der Generation der Erzähler, die zwischen 1890 und der Jahrhundertwende hervortraten, die Rede war: „Die Prosa der jüngsten Generation, mit Kasimir Edschmid und Alfred Döblin beginnend, vermag diesen Leistungen Gleichwertiges an die Seite zu setzen.“ Das ist doch klar. Goldscheider ändert den Satz in das Gegenteil, er schiebt ein „nicht“ unter. Muß sich ein Toter wirklich alles gefallen lassen?

*Oskar Maurus Fontana*

*Berühmte Abfahrten in Wort und Bild.* Das Buch *Parsenn* von *Henry Hoek* (Verlag Gebrüder Enoch, Hamburg) ist im Schnee und in der frischen Luft des sonnigen Winters erdacht und in Bögen und Schwüngen, in zielgeradem Schuß und stäubenden Abfahrten niedergeschrieben. Trefflich sind die fesselnden Seiten, wo der weltgereiste Europäer Hoek mit dem schneevertrauten Sportsmann Hoek identisch wird. Das sind ausgezeichnete Kapitel in „Bildern und Buchstaben“, wie er es ausdrückt. Großzügig und mit der ihm eigenen weltmännischen Ueberlegenheit packt er sein Thema der berühmten Davoser Winterlandschaft an, die in dem Begriff „Parsenn“ gipfelt. Er gibt dem Praktiker, was des Praktikers ist: Flugaufnahmen des Geländes werden in leicht lesbare übersichtliche graphische Skizzen mit Aufstiegs- und Abfahrts-touren aufgelöst. Im Text steht, was aus ihnen nicht zu entnehmen ist. Und zwischen den Zeilen die Hymnen auf Schneenatur und Skikunst. Das Büchlein ist mit Skiern an den Füßen und Verstand in der Bindung auf die Welt gekommen. Prächtig die zwischen knirschenden Zähnen gemurmelten Bannflüche gegen jene „Sportsleute“, die glauben, zum zünftigen Skiläufer gehöre das Benehmen eines Lackels. Das reich und originell bebilderte Werk ist das beste Skibuch dieser Art, das ich bis heute sah.

*Luis Trenker*

DER MOPR VERLAG BRINGT:  
**DIE ROTE REIHE**

JE 48 SEITEN / 20 PFENNIG

WEITERE HEFTE FOLGEN

HEFT 1:  
SCHAPOWALOW: MIT LENIN IN SIBIRIEN  
HEFT 2:  
KOBAYASHI: DER 15. MÄRZ 1928  
HEFT 3:  
MONTANARA: ILLEGAL DURCH ITALIEN  
HEFT 4:  
TAGORE: TEEPLANTAGENKULIS



*Die großen Kunstsammler.* Wir leben in der Zeit der Biographien und der historischen Romane, die uns jede Woche auf den Tisch fliegen. In dieser Ueberproduktion nimmt *Lothar Briegers* Buch über die Kunstsammler (G. Grottesche Verlagsbuchhandlung, Berlin) eine erfreuliche Sonderstellung ein. Wir hören von interessanten Menschen, denen man bisher wenig Beachtung geschenkt hat, die, wie Brieger schreibt, selten liebenswürdig, selten angenehm, selten gemeinnützig gewesen sind. Dies ist der einzige Satz des Buches, der mir nicht gefallen hat. Ich behaupte das Gegenteil und sage: Die meisten Sammler sind liebenswürdig, sonst würde ich Briegers Buch nicht empfehlen. Die meisten Sammler sind angenehm, sonst würde mir der Querschnitt nicht das Buch zur Kritik übersandt haben. Die meisten Sammler sind gemeinnützig, denn sie beschäftigen sich mit der Erhaltung des volkswirtschaftlich bedeutungsvollen Gewerbes der Kunsthändler und Expertisen-Fabrikanten. Also lese jeder Briegers spannendes Buch und urteile selbst! *Eduard von der Heydt, Sammler*

„*Auto halt!*“ Wenn ein „ehemaliger russischer Universitätsprofessor“ in Berlin Chauffeur wird, so werden seine Berufsbeobachtungen nicht die eines Chauffeurs, sondern eines Intellektuellen sein; wenn dieser Intellektuelle aber mit Stolz von einem Autogramm Sudermanns erzählt und sich rühmt, Männer wie Siegfried Arno, Paul Morgan und Max Ehrlich zu seinen Fahrgästen gezählt zu haben, dann ist hinwiederum der Verdacht nicht abweisbar, daß der ehemalige Professor noch ehemaliger ein Chauffeur war; wenn aber schließlich dieser Chauffeur schildert, wie oft er das erotische Angriffsobjekt seiner männlichen und weiblichen Insassen gewesen sei, dann dürfte die Annahme nicht fehlgehen, daß der ehemalige Professor ein derzeitiger Reporter ist. Für diese letzte Annahme spricht übrigens der Umstand, daß sein Buch alles enthält, was man sich wünschen mag, aber nichts, was sich nicht jeder erfinden könnte. —*uh*

*Menschen im Zuchthaus.* Unter diesem Titel gibt *Lenka von Koerber* im Societäts-Verlag, Frankfurt a. M., ein Buch heraus, in dem sie als Gefangenen-Fürsorgerin eine Anzahl kleiner und großer „Verbrecher“ und „Verbrecherinnen“ Revue passieren läßt, reportageartig ihr Leben in der Freiheit und hinter Schloß und Riegel wiedergibt. Sie versucht das Dunkel, das jeden einzelnen Rechtsbrecher umgibt, zu lichten, die Beweggründe seiner Straftaten, seine Schwächen, seine Fehler und schließlich seine guten Seiten zu zeigen. Dabei stützt sie sich allerdings gar zu oft auf Aktenmaterial und Berichte ihrer gefangenen Pfleglinge, wodurch die Wahrheit leidet und manchmal Bilder entstehen, die selbst einem ehemaligen Sträfling Angst und Schrecken einjagen können. Während meiner dreizehnjährigen Strafzeit habe ich ungewollt fast alle deutschen Zuchthäuser und größeren Gefängnisse kennengelernt, aber niemals solche Typen, wie sie die Verfasserin hie und da in ihrem Buche vorführt. Ich habe auch während dieser Zeit — und nicht nur ich! — niemals eine Fürsorgerin oder einen Fürsorger vor Augen bekommen, obwohl zu jeder Anstalt einige gehören sollen. (Im übrigen war unsere Sexualnot so groß, daß wir jedes weibliche Wesen vergewaltigt hätten!) An gebildete Gefangene wagten sie sich auch selten heran. Ueberhaupt waren die Fürsorger unter den Gefangenen sehr verhaßt. In der Strafanstalt paukten sie Moral, spielten den kleinen Herrgott, und draußen ließen sie fünf grade sein oder schlugen noch durch Vorträge und Geschreibsel aus dem gefangenen Elend Kapital. — Bei der Verfasserin handelt es sich jedoch um einen Menschen, der aus Idealismus ins Kerkerland gegangen ist, den gefangenen Brüdern und Schwestern zu helfen, ihnen den rechten Weg zu zeigen. Hierbei schreckt sie vor keiner Anklage gegen die Gesellschaft, die ihre Pfleglinge schuldig werden ließ, vor keiner Arbeit und Mühe zurück, vergißt auch nicht die Fehler des heutigen Strafvollzugs aufzuzählen und segensreiche Verbesserungen vorzuschlagen. Sie versucht es immer wieder mit ihren Pfleglingen, auch wenn sie noch so enttäuschen. Folgerichtig zerschlägt sie die graue Theorie von der Unverbesserlichkeit des rückfälligen Gesetzesbrechers. Bewußt oder unbewußt weist sie nach, daß in jedem Rechtsbrecher der Wille lebt, einmal Gutes zu tun, ein ordentliches und wertvolles Mitglied der Gesellschaft zu werden. Neben Pfarrer Bertschs Zuchthausbüchern ist das Koerbersche Werk eines der besten auf diesem Gebiet, das im letzten Jahr auf den Markt gebracht worden ist.

*Hermann Nöll*



„Was will diese Gans hier?“ empfängt ein landstreichender Lama an der Grenze Tibets die Autorin des Buches *Heilige und Hexer* (F. A. Brockhaus, Leipzig) und schimpft hinzu: „Wie sie sich alle wichtig fühlen und mit ihrem Tun wichtig machen und sind doch nur Insekten, die im Dreck herumkrabbeln . . .“ — „Nun, und Sie?“ fragt die tibetforschende Dame den zerlumpten Naljorpa, „fühlen Sie sich so sicher und ganz außerhalb dieses Schmutzes?“ — Er lacht: „Will man sich rein halten, gerät man nur desto tiefer hinein. Ich wälze mich darin wie ein Schwein. Ich verdaue ihn und verwandle ihn in Goldsand oder in reines Quellwasser. Wer's versteht, kann Gesteine aus Hundedreck formen.“ — Nun, Frau *Alexandra David-Neel* versteht's. Was sie während zehn gewißlich dreckigen Klausner- und Reisejahren in Tibet erlebte, schildert sie mit solcher Klarheit, daß ihr Buch aus der üblichen wichtigtuerischen Reiseliteratur im Goldschnitt hervorflimmert. Das verschlossene und unwegsame Tibet auch nur sachlich richtig zu beschreiben, wäre eine genügend schwierige Aufgabe. Es auch noch gedanklich zu erfassen — von seinem derben Volksaberglauben bis zur vergrübelten Metaphysik seiner Weisen — ist eine bewundernswerte Leistung. Die David-Neel vollbrachte sie in zehnjähriger Arbeit. Die Ergebnisse sind mit weiblichem Instinkt und unweiblicher Bescheidenheit so gruppiert, daß „Heilige und Hexer“ ein Wallace an Spannung und ein Poe an Grauen wurden. (Stellenweise auch ein Jerome an trockenem Humor.) Ich halte es ohne Einschränkung für das beste Reisewerk von Tibet. Ihre Darstellung des „Tschöd“ (des grausigen Selbstopfers tibetanischer Zauberer) allein macht es hierzu. — Nur wer, wie diese seltsame Frau, selbst die Menschenknochen-Trompete blies, kann einen Ritus verstehen und verständlich machen, an dem manche sterben und viele wahnsinnig werden. Und nur einem, der wie sie auf meeresweiter kahler Hochsteppe tibetischer Askese oblag, kann sich die Seele des magischen Landes von Wiedergeburt zu Wiedergeburt erschließen.

— „Was will diese Gans hier?“ fragt sie der Wanderlama zu Beginn des Buches. Nun, indem wir es erschüttert und bereichert sinken lassen, denken wir: Welch ein Ochse war doch jener Naljorpa!

Richard Katz

## Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

### TAUCHNITZ EDITION COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Jeder Band broschiert 2 Rm., gebunden 2.80 Rm.

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition“ ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

#### Neuerscheinungen:

- 5025: **Margaret Kennedy:** Return I dare not
- 5026: **W. Somerset Maugham:** The Moon and Sixpence
- 5027: **G. J. Renier:** The English, are they human?
- 5028: **Storm Jameson:** A Richer Dust
- 5029: **Mrs. Belloc Lowndes:** Vanderlyn's Adventure

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes“ vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG



JOSEF HERGESHEIMER, *Die drei schwarzen Pennys*. Roman (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin)

*Pro:* Eine Meisterleistung bürgerlicher Kunst. Dieser niemals fade und doch gründliche, durch Hermynia Zur Mühlen ausgezeichnet übersetzte Vergangenheitsroman von einigem Schwergewicht schildert dreiteilig ohne Breite Vormarsch und Dekadenz dreier Generationen von Yankee-Eisenmagnaten. Ihr relatives Außenseitertum, ihre erotischen Ausflüge in ein bescheidenes Skandalusien. Bourgeois, von direkter Liebe überfallen, entgleisende Pseudorepublikaner: „Patrizier“ dreier Jahrhunderte. Dreimal Bovary. Stahlkönige, die nicht mehr federn, sondern gefedert werden. Die „Forsyte-saga“ hab ich bisher geschwänzt — wie ich überhaupt Galsworthy bereits vor dem Krieg solid-langweilig fand. Dieser Hergesheimer aber, epischer Retardierer von großen Qualitäten, Verfasser eines der besten Romane unserer Zeit: *Tampico*, schildert seine Snobs heutiger, mit einer zähen Meisterschaft und profunden Seelenkenntnis, die mich letzthin auch im *Pariser Abendkleid* gefangenhielt und trotz eines dick aufgetragenen Konservativismus der Gesinnung frappierte. Ihn zu lieben, fiel schwer — man muß ihn achten, schätzen, unter die lebenden Klassiker einreihen als gediegenen Lieferanten der besten Lektüre für Fünfundvierzigjährige. — *Contra:* Er sollte mäzenatisch eine „Geschichte des Monokels in Amerika“ verfassen. Allerdings müßte er bei seiner gediegenen Kenntnis kunstgewerblicher Dinge, als arbiter elegantiarum verschollener Zeiten, Kenner alter Möbel und Stoffe wissen, daß man im 18. Jahrhundert kaum ausgerechnet magentarote Kleidungsstücke tragen konnte, zumal die blutige Bezugsquelle für gerade diese Farbnuance ein Schlachtfeld des Jahres 1859 war. Der Gesinnung nach ist J. H. auch sonst Asozialist, Antisozialist, und würdig des Snobpreises, Snobelpreises. Ansonst: ein unbewußter Grabsänger, Leichenredner des neuweltlichen Kapitalismus, Mammonismus. Jammerschade, daß Hindenburg nicht den Adel verleihen kann — von deutschen Ahnen stammend, müßte der Dichter von Rechts wegen Josef von Hergesheimer heißen, zumindest Sir J. Hergesheimer. Da aber kein europäisches Staatsoberhaupt daran zu denken scheint, den reaktionären poeta laureatus der amerikanischen Oligarchie zu nobilitieren, möchte wenigstens ich fürsorglich dafür plädieren, ihn im Ablebensfalle in der Kapuzinergruft beizusetzen. Eventuell in der Weimarer Fürstengruft — falls dieser rezente Ruheaufenthalt Hergesheimern vornehm genug erscheinen sollte. Tatsächlich könnte bei so altem Adel nur eine prähistorische Pyramide ausreichen.

Albert Ehrenstein

H. G. WELLS, *Einstweilen*. Roman (Paul Zsolnay Verlag, Wien-Berlin)

Wells behandelt in seinem neuen Roman, der im Rahmen der deutschen Gesamtausgabe erschienen ist, den englischen Generalstreik des Jahres 1926. Er tut das nicht geradeaus und unvermittelt mit einer Zustandsschilderung aus dem bestreikten England, sondern die Leser werden auf einem großen Umweg zum eigentlichen Thema geführt. Wells will seine Utopismen von einer harmonischeren Organisation der menschlichen Gesellschaft an den Mann und an die Frau bringen. Die moralisierende Tendenz des Werkes ist auf jeder Seite zu spüren; ein Schriftsteller, den Wells als Utopographen nennt, spielt die Hauptrolle und hält lange Reden. Besagter Utopograph versucht nicht ohne Erfolg, ein junges aristokratisches Ehepaar, das in süßem dolce far niente an der Riviera lebt, zum Nachdenken anzuregen. Immer bleibt die Handlung mit den prächtigen Gärten an der cote d'azur verwoben, auch wenn der Generalstreik geschildert wird. Dennoch ergibt sich so nebenbei Gelegenheit, die Halsstarrigkeit der Tories zu zeichnen, und auch das Kompromißlertum der Trade-Union-Führer. Die jungen Aristokraten sind mit dem Ende des Buches zu den Anschauungen des Utopographen bekehrt, und damit ist ja dann alles in Ordnung. Warum nur bekommen wir so schlechte Uebersetzungen vorgesetzt? „Für ein paar Sekunden schwankten seine (Mr. Sempacks) zerstreuten Gliedmaßen auf und ab. Sie mußte an den Tintenfisch im Monacoer Aquarium denken. Dann sammelte er sie zusammen und gelangte zu einer sitzenden Position ihr gegenüber.“ Von solch „schwankenden Tintenfischen“ wimmelt es im Deutsch dieser Uebertragung.

Georg Schwarz



# Gesangsplatten

Von *Hans Reimann*

Mit Chören ist es eine mißliche Sache. Vier Mann geraten besser als vierzig. Sämtliche Aufnahmen des Bakule-Chores (Ultrapophon) darf der Genießer erwerben. Von Neuerscheinungen sind sechs zu loben. 1. Columbia DWX 5011, Don-Kosaken mit dem basseten Baß, die sixtinische Kapelle als Reithaus, gottlob der Text nicht von Rotter, Rebner & Dr. Copyright verdeutscht, schrecklich wild und dennoch höchst gebändigt. 2. Electrola EW 95, Gefangenen-Chor aus dem „Fidelio“. Hat zudem den Vorteil, daß man die ausgemergelten Fettwammen nicht leibhaftig schaut wie auf der Bühne. 3. Electrola EH 479: zwei synagogale Gesänge aus Amsterdam, sorgsam abgetönt und wohl lautend, gespickt mit Weltschmerzgeläch und kontrastreich wie eine Parodie aus dem „Blauen Vogel“; das „Ohawtie“ zum Dahinschmelzen, auf einmal tut sich eine kleine, schmucke Räuberbande auf, der Kantor wetzt das Messer, und dann mündet's in eine christ-katholische Apotheose. 4. Schuberts „Nachtgesang“, von den Lehrern Neuköllns unter Melichar und mit reinem Waldgehörn wiedergegeben (Grammophon 22 022). 5. „Am Brunnen vor dem Tore“ benebst der „Jugendzeit“, köstlich und geschmackvoll von Rüdels Mannen dargeboten (Grammo 21415), darunter ein naseweiser Tenor, der immer ein wenig allzu vorne dran marschiert. Leider grenzt es an Unfug, Lieder, die von einem einzelnen gesungen werden müßten, einem ganzen Klub zuzumuten. 6. Grammo 19883, gleichfalls Rüdels mit der „Entfernten“ und Schuberts „Liebe“.

Ganze Opern auf Columbia. Donizettis „Liebestrank“ mit einem rissigen Tenor und reichlichem Silbergequäke, die Chöre hingegen gesättigt und kristallen. Und „Andrea Chénier“ in wesentlich erquicklicherer, nahezu vollendeter Fassung, ein Hochgenuß.

Schlimm finde ich Electrola EG 2326, das Duett zwischen dem bestrickenden Sopran der Novotna und dem heulenden Gerd Niemar; eine löcherige, zahme und gegen Offenbach gerichtete Aufnahme. Nur als Lachplatte zu werten ist Electrola EG 2069, der Heimweh habende und dies aus einer melancholischen Röhre mitteilende

Michael Bohnen, der auf EG 2070 weitere Proben aus Spolianskys „Zwei Krawatten“ offeriert, Amährika grüßend und fabelhafte Ausrufe durch Pfeif-Einlagen unterbrechend. Da lob ich mir den Patzak, der auf Grammo 23922 zeigt, wie man ein abgedroschenes Dessin veredeln kann; weich, üppig und ohne Knödel präsentiert er „Obersteiger“ und „Vogelhändler“, und wären die törichten Einzeiler (mit Chor) in der Versenkung geblieben, hätten wir eine runde und makellose Platte. Erik Wiris „Abschied von den Bergen“ und die gekürzte „Wolfs-Erzählung“ sind braver Durchschnitt (Electrola EH 667). Franz Völker (auf Grammo 24177) schmettert etwas aus dem „Feldprediger“ und aus dem „Rastelbinder“. Domgraf-Faßbänder erweist sich als einer der vortrefflichsten Mikro-Sänger mit „Hobellied“ und „Werberlied“ (Electrola EG 2336). Und wer von der Richard-Tauber-Platte 0-4989 („La Paloma“ und „Erinnerung an Sorrent“) nicht restlos begeistert ist, wird von mir als ungerecht und versnoht gebrandmarkt. Um so kärglicher ist der für ihn transponierte „Bajazzo“-Prolog, der ihm ganz und gar nicht liegt (Odcon 0-4992). Gigli gibt auf Electrola DA 1195 zu viel, indem er grob und vehement ins Mikrofon böllert; grad der „Alte Steffel“ hätte Innigkeit vertragen. Auch Inghilleri, dieser sympathische Bariton, läßt kalt, doch mag das an der Wahl der beiden dreihörnerischen Piècen liegen (Electrola EW 96). Dämonisch ohne Kitsch, mühelos, nicht wie dem Kehlkopf entrungen, sondern wie gesprochen wirkt Renato Zanelli mit Perlen aus „Andrea Chénier“; Herzklopfen wechselt beim empfindsamen Hörer mit Gänsehaut (Electrola DB 1339). Ganz ausgezeichnet, wie immer, Pertile: diesmal mit einem Leoncavallo und mit Puccinis „Manon“ (auf Electrola DA 1162); das Tollste und Leidenschaftlichste in dieser Branche. Und einen Lorbeerkranz dem Herrlichsten von allen: Enrico Schlusnus auf Grammophon. Die Sonate „Adelaide“ (95391) wird zwar auch durch ihn nicht schmackhaft, und zuweilen wagt er sich an Lieder, die wir aus fraulichem Munde hören möchten, doch den „Doppelgänger“ (62643), die „Heimliche Aufforderung“ (62622) und die Kurzoper



„Epiphanius“ (66609) macht ihm keiner nach. Franz Rupp begleitet ebenso schmiegsam wie korrekt (62645 wird durch ihn ein erlesener Leckerbissen).

Die Damen. Auf Electrola EJ 558 nehmen wir die süße Stimme der Lotte Schöne: den „Hirten auf dem Felsen“, dieses von Stakkati und Hinterhältigkeiten strotzende Gebilde, dessen prächtigster Satz bedauerlicherweise einem Strich zum Opfer fiel. Auf EJ 669 zwitschert sie die allein aus Massenets „Manon“ übrig gebliebenen zwei Stellen aufs lieblichste. Recht ungleichmäßig scheint mir Elisabeth Schumann mit ihren vier Liedern des Richard Strauß (EJ 557): „Schlechtes Wetter“ und das für Schlusnus ungeeignete „Ständchen“ sind die Zierde einer Plattothek. Desgleichen ist die Bettendorf mit Johann Sebastian Bachs „Willst du mir dein Herz schenken“ uneingeschränkt zu rühmen (Parlophon P 48017). Aber warum die kultivierte Lotte Lehmann auf Odeon 0-4823 alte Ladenhüter von zweifelhafter Güte aufwärmt, ist mir ein Rätsel. Es wimmelt von köstlichen Liedern, die in Schallplatten-Verzeichnissen durch Abwesenheit glänzen. Schumanns „Widmung“ und „Du bist wie eine Blume“ (0-4824) tragen einigermaßen zur Versöh-

nung bei. Der Boléro von Delibes, eine schmissige Komposition (deutscher Text von der Ivogün) wird von Frau Gallicurci auf Electrola DA 1164 mit bravem Temperament ordentlich gesungen — bis auf den letzten, in die Tiefe abgleitenden, das Ohr beleidigenden Ton. Reine unverfälschte Baumwolle liefert Käte Heidersbach mit der Pamina-Arie und der Cavatine der Gräfin aus dem „Figaro“ (Electrola EG 2172), und eine Schande ist die Willkür, mit der Frau Guglielmetti auf Columbia GWX 4007 die Königin der Nacht zum Schluß in die Höhe treibt — ein Faustschlag ins Antlitz des Komponisten. Wie himmlisch gegen die harten italienischen Koloraturen strahlt die glutvolle Stimme der Elisabeth Rethberg auf Electrola DB 1461 (Miserere aus dem „Maskenball“ und „Der Tod sei mir willkommen“), aristokratisch, herzlich, frisch wie ein Maienmorgen und jeder Ton selbst bei starkem Ton ohne die mindeste Schärfe! Und die Krone der Gesangsplatten: Electrola EJ 693: das Quintett aus dem dritten Akt der „Meistersinger“ mit der Schumann, mit Melchior und Schorr — eine Aufnahme, vor der auch der selige Nietzsche den weiland Hut ziehen müßte.

---

*Isoldes Liebestod* aus „Tristan und Isolde“ (Wagner). Sopran: Frida Leider m. London Symph.-Orch. Dir. Barbirolli. Electrola DB 1545. — Eine Prachtplatte! Erlebnis, besonders für diejenigen, die diese Isolde in persona gehört haben.

*Spiegel-Arie* aus „Hoffmanns Erzählungen“ (Offenbach). Bariton: Scheidl m. Staatsorch. Grammophon-Polyfar 95963. — Vorzüglich in Klang, Ausdruck und Gestaltung.

2. Akt *Traviata* „Gott schenkte eine Tochter mir“ und „Entfernt von ihr“ (Verdi). Scala-Orch. und Sänger. Electrola E. H. 704. — Anregend, lehrreich, weil Phrasierung und Tempi italienisches pur sang zeigen.

„Im Traum hast du mir alles erlaubt“. English Waltz aus „Liebeskommando“. Tenor: Wittrisch, The Admirals und Orch. Electrola E. G. 2422. — Schmeichelnder Vortrag hübscher Chor, aparte Platte.

*Larghetto* (Henselt-Zadora) und *Rondo favori* (Hummel). Pianist: von Zadora. Ultraphon E. 996. — Klavieristik hohen Ranges — gut ausbalancierte, tonfüllige Aufnahme für Verwöhnte.

„Das ist die Liebe der Matrosen“, *Marsch* aus Tonfilm „Bomben auf Monte Carlo“. Quintett: Comedian Harmonists. Electrola E. G. 2382. — Charmanter, sorgsam abgewogener, verständlich gesungener Kammerchor.

*The Match Parade*. Novelty Foxtrot. Jack Hylton Orch. with Cocal-Chorus. Electrola E. G. 2426. — Amüsant, vielseitig, bewunderungswürdig präzise Hyltoniade.

Thurneiser

---

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



# EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



**CAFÉ—BRASSERIE**  
**Le Dôme**  
 Dîners — Soupers  
 son Bar Américain  
**PARIS**  
 Zentrum des  
**MONTPARNASSE**

Rendez-vous international des artistes.  
 Ouvert toute la nuit!

**RESTAURANT BOSCO**  
 Paris, 135, Avenue Malakoff (Porte Maillot), am Eingang des Bois de Boulogne.  
 Vorzügliche Küche, gepflegte Weine, mäßige Preise.  
 Spezialitäten: Poularde, Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

## Bô Yin Râ

will weder als „Heiliger“ gelten noch als „Prophet“. Er will nur sehen lehren, was er andere vergeblich suchen sieht. Näheres über ihn und sein Werk sagt die Einführungsschrift von Dr. Alfred Kober-Stachelin, kostenlos bei jeder Buchhandlung zu beziehen sowie beim Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung Basel und Leipzig.

—, aber Titus-Perlen sind besser!



„Titus-Perlen“ sind das Ergebnis der letzten Forschungen aus dem Berliner Sexualwissenschaftl. Institut d. Dr. - Magnus-Hirschfeld-Stiftung. „Titus-Perlen“ haben — und das ist ihr großer Erfolg — drei Angriffspunkte auf den Hormon-Apparat, u. zwar: 1. Die Inkretdrüsen, 2. die Organe, 3. das vegetative Nervensystem. Es ist also ein Kombinationspräparat, das alle Möglichkeiten medikamentöser Potenzsteigerung berücksichtigt, seien diese Störungen psychischer, nervöser, oder innersekretorischer Art. Daher wirken „Titus-Perlen“ meist auch da, wo andere Mittel versagen. „Titus-Perlen“ stehen unter ständiger klinischer Kontrolle des Instituts für Sexualwissenschaft, Berlin. Die wissenschaftliche Abhandlung, die Sie sofort kostenlos verschlossen erhalten, zeigt Ihnen, durch zahlreiche Illustrationen dargestellt, alle Ursachen, die zur Potenzstörung führen. **Friedrich-Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 182, Luisenstraße 19** Original-Packung „Titus-Perlen“

100 Stück für Männer RM 9.80, für Frauen RM 10.80  
 „TITUS-PERLEN“ zu haben in allen Apotheken



Februar							März							April						
S	M	D	M	D	F	S	S	M	D	M	D	F	S	S	M	D	M	D	F	S
1	2	3	4	5	6		3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16
7	8	9	10	11	12	13	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23
14	15	16	17	18	19	20	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
21	22	23	24	25	26	27	24	25	26	27	28	29	30	31						
28	29						27	28	29	30	31									

Mai						
S	M	D	M	D	F	S
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10				



# 150 cm für 100 Tage!

Wenn Sie sich gründlich und dabei doch billig rasieren wollen, dann nehmen Sie PERI! Denn eine Tube PERI RASIER-CREME ist sehr ausgiebig: der Strang, den Sie nach und nach herausdrücken, ist mindestens 150 cm lang. Da gewöhnlich ein Stück von nur 1 cm Länge zum einmaligen Rasieren ausreicht, kommen Sie bestimmt mit einer Tube über  $\frac{1}{4}$  Jahr aus. Durch die Anwendung von PERI RASIER-CREME sparen Sie viel Zeit, weil man sich mit ihr so flott, bequem und gründlich rasiert. Sie verlängern außerdem die Gebrauchsdauer Ihrer Rasierklingen, da diese bei einer PERI-Rasur geschont werden.

PERI RASIER-CREME ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar bis in seine Wurzeln besonders weich. Der Bart ist rasch schnittreif, die Klingen werden geschont. Eine Minute Einschäumen genügt. Einreiben mit den Fingern unnötig. Nach der Rasur mit Peri Rasier-Crème ist die Haut sammetweich. Und jetzt zur letzten Vervollkommnung der PERI-Rasur die neue, extra dünne PERI-Klinge DRGM zu 20 Pf. Dann wird der Bart geradezu weggewischt.

PERI RASIER-CREME jetzt Tube zu 50 Pf. Große Tube — herabgesetzter Preis — M 1.25. Inhalt jetzt über 11% größer, also insgesamt 20% billiger.

# PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM FRANKFURT A. M. ABT. KP 13, PARIS, LONDON



# DER QUERSCHNITT

---

---

XII. Jahrgang

Berlin, Ende Februar 1932

Heft 2

## ENGLAND UND DEUTSCHLAND

<i>M. A.</i> : Hindenburg in der Pariser Wochenschau . . . . .	81
<i>Hubertus Prinz zu Löwenstein</i> : Die Krise des deutschen Adels . . . . .	85
<i>Richard Wiener</i> : Genealogie der Filmtitel . . . . .	88
<i>Alexander Lernet-Holenia</i> : Anglomanie in Berlin . . . . .	90
<i>M. Aldanov</i> : England und Engländer heute . . . . .	95
<i>André Gide</i> : Wir Franzosen und Ihr Engländer . . . . .	102
<i>Hilaire Belloc</i> : Litanei der ungraden Zahlen . . . . .	104
<i>Cyril Scott</i> : Briefe eines englischen Offiziers an seine deutsche Geliebte . . . . .	107
<i>Hans Rothe</i> : Englische Geselligkeit . . . . .	111
<i>Hans Fallada</i> : Das Groß-Stankmal . . . . .	117
<i>Helene Eliat</i> : Leitfaden für Emigranten . . . . .	124
<i>Alfred Polgar</i> : Zur Erbauung in Krisenzeit . . . . .	126
<i>Marieluise Fleißer</i> : Krise und Privatleben . . . . .	126

### Marginalien:

*Annot*: Um die Abrüstung / *Rochus Aper*: Heinz Tietjen,  
Duce der Preussischen Staatstheater / *Dr. Robert Klein*:  
Theater-Bilanz / *Nikolaus Bendkiser*: Vom Bridge in Eng-  
land / *Hans Flesch (Rom)*: Der Tiermaler Bollschweiler /  
*Anton Schnack*: Die Romanze von der gelegentlichen Zu-  
schrift / *Ernst Lorsy*: Der Mann, der den Stehmunlegekragen  
erfand / *Jean-Robert v. Wattenmyl*: Ueber Boardinghäuser /  
*Lauter Goethes und Schillers* / *Goethe und . . .* / *Alfred*  
*Kantorowicz*: „Society“ im Roman / Neue Schallplatten

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Friedrich Sebba

Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

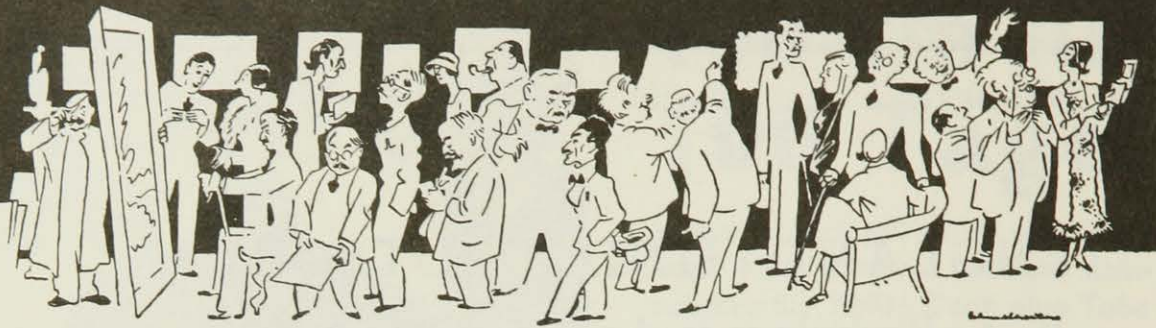
---

---

Chefredakteur: Victor Wittner



# KUNST *und* AUKTIONEN



Galerie · Verlag  
Graph. Kabinett

Dezember-Ausstellung: Xaver Fuhr

**NEUMANN-NIERENDORF**

Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)

Gemälde alter Meister

**GALERIE  
FRITZ ROTHMANN**

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

**GALERIE  
FERDINAND MÖLLER**

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde  
moderner Meister

**GALERIE WEBER**

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

**KUNST-  
UND  
GEWERBESCHULE**

**MAINZ**

**VERLANGEN SIE  
DRUCKSACHEN**

*Erziehungs-*

Fragen? Die Rubrik  
Erziehung und Unterricht  
bringt ständig Empfehlun-  
gen guter in- und auslän-  
discher Lehranstalten

*Vossische  
Zeitung*

Berlin SW68 Ullsteinhaus



# Hindenburg in der Pariser Wochenschau

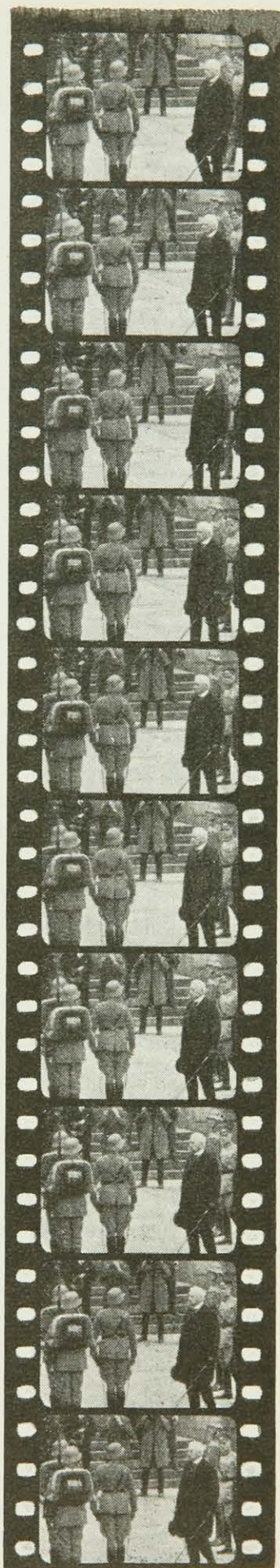
Paris, Anfang 1932

**P**räsident Hindenburg nimmt eine Parade der deutschen Reichswehr ab. Von gigantischem Wuchs, kerzengrade, in einem Gehrock, schreitet er langsam die Front ab. Wenn man aufmerksamer hinschaut, so bemerkt man, welche Anstrengung dem alten Manne der regelmäßige Militärschritt bereitet. Der Präsident erfüllt seine Pflicht, wie er sie vor fast siebzig Jahren erfüllte, als er in der Schlacht bei Sadowa eine österreichische Batterie stürmte.

Das ist alte Schule. Er ist einer ihrer letzten Repräsentanten. Solche Menschen gibt es noch in verschiedenen politischen Lagern. Aber sie sind wahrscheinlich die letzten.

Das Gesicht des Feldmarschalls ist undurchdringlich, schwer, steinern. Nicht diese Gelangweiltheit, die auf dem Gesicht des Prinzen von Wales erstarrte (und den man soeben, vor Hindenburg, auf der Leinwand zu sehen bekam — das Objekt des Neids aller jungen lebenslustigen Leute der Welt: „Ja, dem geht es gut!“). Das Gesicht des fünfundachtzigjährigen deutschen Präsidenten ist tiefernt — passend zum Charakter der deutschen Republik.

Man könnte meinen, daß das Schicksal sich eigens überlegt habe, wie man besonders schwierige Bedingungen dem Lande schaffen könnte, das so offensichtlich seinen Erfindungsgeist erwiesen hat. Eine unerhörte Niederlage, die gerade in dem Moment eintrat, als man von dem Sieg dieses Volkes über die ganze Welt überzeugt war. Die militärfähigste Nation Europas — und eine Bewaffnung wie etwa Holland oder Norwegen. Nach der preußischen Garde — die heutige Schupo. Nach einem beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung — ein Drittel der Bevölkerung arbeitslos. Nach einer unerhörten Ordnung — eine maßlose Unordnung. Das Schicksal sagt: Seht zu, wie ihr euch herauswindet!





Das Alte erweist sich auch noch im Neuen. Als Beispiel könnte die Explosion des Expresszuges F D 43 dienen, die am 9. August 1931 bei der Station Jüterbog erfolgte. Die Explosion des Zuges ist natürlich das Neue, — wann wurden denn im früheren Deutschland Eisenbahnzüge in die Luft gesprengt? Hier ist aber auch „Ewig-Deutsches“: Zwölf Minuten nach der Katastrophe erschienen von den Bahnhöfen Luckenwalde und Jüterbog vier Rettungszüge mit Ingenieuren, Ärzten, Arbeitern und Krankenschwestern, als ob sich alle diese Menschen eigens in Luckenwalde und in Jüterbog versammelt hätten in der Annahme: Wird nicht heute nachts ein Zug hier in der Nähe explodieren?

Im amtlichen Bericht war zu lesen: Die Katastrophe erfolgte beim Kilometerstein 60,7 um 21 Uhr 42½ Minuten.

Wie kann ein solches Land zugrunde gehn?

\*

### **Die Wohnung Clemenceaus in der rue Franklin.**

Sie kenne ich nicht nur von der Leinwand her.

Während einer Periode von 40 Jahren wurde in dieser Wohnung direkt oder indirekt französische Geschichte, oft aber auch Weltgeschichte gemacht. Der erste Eindruck: bescheiden lebte dieser berühmte Mensch. Dreieinhalb Zimmer im Hof, allerdings mit einem kleinen Garten. Möbel, wie man sie auch bei eingessenen Bürgern findet: geruhsame Ledersessel, ein roter Teppich im Arbeitszimmer, schön gearbeitete Bücherregale, Bilder von Monet (wahrscheinlich vom Künstler geschenkt, der Clemenceau nächster Freund war); außerdem noch einige andere wertvolle alte Sachen. Immerhin, die Wohnung hat ihren Stil.

Am Kopfende des Sterbebetts hängt ein Telefon; in den Jahren 1917—1919 wurde mit Hilfe dieses Telefons Geschichte gemacht. Hier liegt auch ein Browning — sein ganzes Leben war Clemenceau in Gefahr. Auf dem Tisch liegen Gänsekielen. Bis an sein Lebensende wollte er von Stahlfedern und Füllfederhaltern nichts wissen. Mit Gänsekielen schrieb auch der „Kommunist“ Anatole France. Es ist wohl kaum möglich, daß ein Mensch, der Gänsekielen benutzt, Bolschewik ist.

Im Arbeitszimmer steht der, aus Photographien allen bekannte, Tisch in Hufeisenform, der nach einem Modell angefertigt wurde, das Clemenceau selbst aus Pappkarton geschnitten hatte. In den letzten Jahren arbeitete der Alte nicht mehr im Arbeitszimmer, sondern im Schlafzimmer. Warum? Eine Erklärung gibt uns die Beschreibung der letzten Tage des Fürsten Nikolai Wolkonski in „Krieg und Frieden“: „Nirgends gefiel es ihm, aber am schlimmsten war es auf dem alten Divan im Arbeitszimmer. Dieser Divan war ihm schrecklich, wahrscheinlich wegen der schweren Gedanken, die er gewälzt hatte, während er auf ihm lag. Nirgends war es gut, am besten war noch die Divanecke hinter dem Piano . . .“

Der alte Misanthrop, der Frankreich gerettet hatte, war sehr unglücklich — er selbst sagte es. Und die beiden berühmten Menschen, die ich soeben erwähnte, sagten von sich dasselbe. „Während meines ganzen Lebens hatte ich nicht einen einzigen glücklichen Tag, nicht einen einzigen!“, gestand Anatole France. Und Tolstoi schrieb: „Der Kalif Abdurachmen hatte in seinem Leben vierzehn glückliche Tage, aber ich hatte wohl nicht so viele.“

M. Aldanov



# Die Krise des deutschen Adels

Von

*Dr. jur. Hubertus Prinz zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg*

Die sozialen und politischen Umschichtungen der letzten Jahre haben viele über dem Schema Bourgeoisie-Proletariat den Blick dafür verlieren lassen, daß es in der Staatsgesellschaft auch noch andere, nicht minder wesentliche Kräfte gibt, unter denen der *Adel* wohl die bedeutungsvollste ist. Schon eine flüchtige Betrachtung der Listen, die seine Vertreter an führenden Stellen der Politik, der Wirtschaft und der Kunst verzeichnen, vermag zu erweisen, wie sehr sein Einfluß vorläufig noch davon entfernt ist, in einer allgemeinen Gleichheit unterzugehen. Diese Tatsache ist es, die die folgenden Untersuchungen rechtfertigt und die ihre Bedeutung über den Kreis jener Menschen hinaushebt, die unmittelbar daran beteiligt sind.

Wenn dem nun entgegenwürde, daß solche Betrachtungen aber schon deshalb unfruchtbar seien, weil man im

gegenwärtigen Zustand der Entwicklung von einem ungemischtem Blute und mithin auch von einem Adel im strengen Sinne des Wortes überhaupt nicht mehr sprechen könne, so sei darauf hingewiesen, daß es ja nicht auf einen möglichst hohen und rechnerisch feststellbaren Prozentsatz ursprünglich adeligen Blutes, sondern nur auf das eine ankomme: was durch alle Generationen hindurch, im Spannungsfelde des „Hauses“ und abstrahiert von jeder körperlichen Grundlage, der heutigen Zeit und ihren Menschen vermittelt wurde. In einer demokratischen Ordnung, die auf



*Unter vornehmen Hunden  
„... du riechst aber nach Seitenlinie ...“*



dem Zusammenarbeiten aller Schichten und Stände aufbaut, kann es sich auch nicht darum handeln, aus einem mißverstandenen republikanischen Dogma heraus, den Sinn des Adels von vornherein zu verneinen, denn von einer „Volksherrschaft“ kann nur dann gesprochen werden, wenn jeder lebendigen Strömung innerhalb der Nation die Richtung gegeben wird, von der aus sie für die Gesamtheit wirken kann. Dazu ist aber nötig, daß auch die Stände sich ihrer Aufgaben bewußt werden und daß sie alles vermeiden, was ihren Rang im Staate erschüttern könnte.

Für den Adel gilt diese Mahnung in besonderem Maße, denn es sind nicht nur einzelne seiner Vertreter, die den Forderungen der Zeit hilflos gegenüber stehen. Er geht als *Gesamtwesen* durch eine Krise hindurch, an deren Ausgang es nur zwei Möglichkeiten gibt, nämlich Wandelung oder Untergang. Die verschiedensten Symptome sind es, die deutlich auf diesen inneren Prozeß hinweisen, so z. B. wenn ein großer Teil des *politisch* tätigen Adels in ein sehr reaktionäres Fahrwasser geraten ist, das ihn auf das stärkste von seinen Standesgenossen unterscheidet, deren Lebenskreis im *künstlerischen* und geistigen Raume ruht. Es ist sogar dahin gekommen, daß alle die, die jenen politischen Kurs nicht mitmachen, so betrachtet und behandelt werden, als hätten sie das „Gesetz des Standes“ verletzt, obwohl es um dieses nicht anders bestellt ist, als um die übrigen Normen des Staates und der Gesellschaft, die nicht nur äußere Beachtung, sondern darüber hinaus auch eine Anerkennung ihrer moralischen Berechtigung verlangen, die ihnen in Wahrheit gar nicht zukommt.

In unserem Falle ist aber die oftmals widerspruchslose Unterwerfung unter solche Richtlinien um so erstaunlicher, als es grade in der deutschen Aristokratie Gestalten gegeben hat, die wesentlich andere Wege beschritten und denen man trotzdem nicht vorwerfen könnte, daß sie von den Pflichten ihres Standes nichts gewußt hätten. Unter manchen anderen könnte man hier des Reichskanzlers *Fürsten Hohenlohe* gedenken, den seine Memoiren als einen äußerst fortschrittlichen und liberalen Mann zeigen, zu dessen Gesinnung *Bernhard von Bülow* in einem besonders interessanten Gegensatze steht. Auch *Prinz Max von Baden* gehört in die Reihe jener Adelligen, die um die Notwendigkeit neuer Wege wußten, und wenn wir auf eine frühere Zeit zurückgreifen wollen, so ist es der *Reichsfreiherr vom und zum Stein*, jener Vertreter wahrhaft souveränen Adels, der aus eben dieser Haltung heraus revolutionär sein konnte, während die Junker um ihm herum der Reaktion bedurften, um das zu bewahren, was sie fälschlich als den Sinn des Adels empfanden.

Dieser Rückblick ist besonders wichtig, da er uns zeigt, wie der Kleinadel schon frühzeitig dazu überging, dem Hohen Adel Gesetze aufzuzwingen, die diesem wesensfremd und schädlich waren. Dieser Hohe Adel, den seine Stellung über alle territorialen Umgrenztheiten emporhob, war von jeher ein universaler, ein abendländischer Stand, und je tiefer er im Deutschtum wurzelte, desto mehr konnte er es sein. Auch im heutigen Ringen um die Verständigung der Völker kann seine Aufgabe daher nicht darin liegen, in chauvinistischer Abgeschlossenheit alles Heil zu suchen. Er ist europäischen Geistes, und so geht es in jedem





Vorfrühling

Z. Kluger



*Spionismus*



Greta Garbo als Mata Hari



Warner Oland und Marlene Dietrich im Sternberg-Film „X. 27“

Paramount





Walter Boßhard

Japanische Soldaten in der Mandchurei



Ströminger

Sascha Raschilow und Oskar Marion im Schwejck-Film



*Krieg und Frieden*



Seeberger Frères  
Der Autofabrikant André Citroën mit Frau in Chamonix



Walter Boßhard  
General Ma, der chinesische Oberbefehlshaber  
in der Mandchurei



Lande um den Bestand seines Vaterlands, gleichviel, ob dieses in einem engeren Sinne Frankreich, Deutschland oder wie immer heißt.

Das Vorbild, das hier Prinz Anton Rohan gegeben hat, könnte und müßte den deutschen Adel gemahnen, wie sehr der Kernpunkt seiner Sendung auf diesem Gebiete liegt und daß sich von da aus alles künftige Schicksal entscheiden wird. Um jene Krise lösen zu können, in der der Adel unserer Tage steht, bedarf es demnach einer reinlichen Scheidung von jenen Kräften, die nicht zu ihm gehören und die zu nichts weiter als zu einer Umfälschung seiner eigentlichen Aufgaben führen. Das Junkertum muß demnach auf einer völlig getrennten Ebene betrachtet werden, da es wahrscheinlich weder im soziologischen noch im historischen Sinne überhaupt eine „Aristokratie“ darstellt. Es erscheint fast so, als ob es nichts weiter als ein privilegierter Besitzstand wäre, der nur rein äußerlich mit bestimmten Worten ausgestattet wurde, die man aus der adeligen Terminologie entnahm. Der *Titel* kann uns daher nur einen äußerst schwachen Anhaltspunkt bieten und zwar sowohl im positiven wie im negativen Teil dieses ganzen Gebietes.

Der Fall *Domela* hat diese Dinge bekanntlich weitgehend aufgedeckt, und zwar, obwohl er nicht eigentlich zu jenen Beispielen gezählt werden darf, die das hier Gesagte voll erweisen könnten. Die Kleinadeligen, die sich Domelas annahmen, brachten in ihrer devoten Haltung nichts zum Ausdruck, was ausschließlich für ihren besonderen Stand typisch gewesen wäre, da es in Deutschland bekanntlich nicht nur die Junker sind, die jedem Prinzen seelisch erschüttert gegenübertreten.

Viel bezeichnender dürfte eine andere Begebenheit sein, über die in der Öffentlichkeit bis jetzt noch nicht gesprochen wurde: im vergangenen Jahre kam ein Junge nach Berlin, der in seiner Heimat erst Schusterlehrling und dann Liftboy gewesen war. Jemand, der ihm zwar kein Geld leihen, ihm doch irgendwie helfen wollte, brachte ihn auf den Gedanken, den Namen *Hasso Graf von K.* anzunehmen, und dieser Rat erwies sich bald als das wertvollste Geschenk. In seiner Zweizimmerwohnung — die mildtätige „Standesgenossen“ für ihn bezahlten — häuften sich schon nach wenigen Wochen die Visitenkarten wohlsituerter und gesellschaftlich angesehener Leute ritterbürtigen und freiherrlichen Standes, die dem Siebzehnjährigen auf nichts weiter hin als auf seinen höheren *Titel* den ersten Besuch machten. Das war die beste Legitimation, der gegenüber es auch nicht weiter auffiel, daß der Junge kaum mit Gabel und Messer essen konnte, daß er bei jedem Fremdwort in Verlegenheit geriet und daß er auch nicht die einfachsten Regeln gesellschaftlichen Umgangs beherrschte. Eine so tiefe Instinktlosigkeit gegenüber allen Imponderabilien, durch die das Wesen eines „Standes“ überhaupt erst begründet wird, dürfte es dem Jungen ermöglichen, seine Freunde aus dem Kleinadel noch lange sowohl durch sein angenehmes Äußeres, wie vor allem aber durch seinen Grafentitel-by-his-own-right zu bezaubern, und im Interesse erspriesslicher psychologischer Forschungsarbeit würden wir sogar wünschen, daß dies der Fall sein möge.

Dieses selbe Junkertum ist es übrigens, durch das die Ansicht verbreitet wurde,



daß *dynastische Gesinnung* zum Wesen jedes Adels gehöre. Bei seinem historischen Werdegang ist dies eigentlich zu begreifen. Es mangelte ihm eben an jedem Verständnis dafür, daß nur der Dienst an einer zentralen Reichsgewalt und nicht die Aufopferung für familiengebundene Teilinteressen der Tradition jenes Adels entspricht, der in der deutschen Geschichte diese Wertung für sich in Anspruch nehmen durfte.

Das Bild, das wir hier zu zeichnen versuchen, wäre unvollständig, wenn in ihm das *wirtschaftliche* Problem des Adels keine Berücksichtigung fände. Es ist verständlich, daß alle die, die heute noch über Grundbesitz verfügen, auch den Willen haben, ihn gegen eventuelle Zugriffe revolutionärer Gewalten zu schützen und daß sie daher alles fördern, was ihnen Garantien gegen solche Gefährdungen verspricht. Mancher politische Werber wäre indessen sehr erstaunt, wenn er die wahren Motive erführe, aus denen ihm Geld und gute Worte gegeben wurden. Vor allem im Süden Deutschlands hat man nämlich für jenes gewisse teutonische Kraftmeiertum herzlich wenig Sympathie, und wenn man es auch aus politischen Gründen verwertet, so lehnt man es doch im Innern als eine peinliche und ordinäre Sache ab.

Die allgemeine *Krise der Landwirtschaft* hat heute auch den Adel immer mehr auf Gebiete gedrängt, die ursprünglich den verachteten „Pfeffersäcken“ vorbehalten waren. Es ist eine starke Verflechtung mit den verschiedensten Zweigen der Industrie und des Bankwesens eingetreten, und zwangsläufig haben damit jene Gesetze Platz gegriffen, die im kapitalistischen — bürgerlichen — Raume herrschen und die dort

zu ganz bestimmten politischen Formen drängen. Aber weit entfernt davon, diese Notwendigkeiten zuzugeben, die für den industriegebundenen Adel daraus entstanden, hat er es unternommen, auch hier mit metaphysischen Gründen zu arbeiten und auch in dieser so klaren Sachlage „*das Wesen des Adels*“ ins Treffen zu führen. Obzwar hierin nicht mehr und nicht weniger Heuchelei liegt als in so manchen anderen Dingen, die wir erwähnt haben,

ist es doch bemerkenswert, daß dies das Gebiet ist, auf dem die junge Generation mit besonderer Opposition einsetzte und wo die Spannungen zwischen Vätern und Söhnen zu ihrem stärksten Ausdruck gelangten.

Das Abschwenken so manches jungen Adligen in das kommunistische Lager mag sich daraus erklären, und wenn wir auch nicht der Ansicht sind, daß ein solcher Wechsel stets aus



Herbert Ploberger

„Wünschen Gnädigste das Haar à la Greta Garbo oder Königin Maria oder Frau Kollontay?“



einer besonders tiefen sozialen Haltung entspringen müsse, so ist er doch ein Symptom dafür, wie sehr sich der Widerwille einer jungen und reinen Generation gegen das behauptete Edelmannstum ihrer Väter zu regen beginnt, das vielfach nur noch dazu diente, den nacktesten opportunistischen Geschäftssinn ein wenig zu verbrämen. Aber auch schon in minder krassen Fällen zeigt sich gerade im Adel bei der Auflehnung der Söhne gegen ihre Väter der Gedanke, daß die Jugend eine Einreihung in die demokratische Front durchaus nicht als ein Überbordwerfen aller Traditionen empfindet, sondern daß sich dies für sie gerade aus einem wirklichen Empfinden für die Gesetze des Standes ergibt.

Diese *Revolution*, die sich heute innerhalb des Adels abspielt, ist deshalb von so weittragender Bedeutung, weil auch von

einem streng marxistischen Standpunkte aus die Erwartung berechtigt ist, daß aus der Mitte des Adels einige kommen werden, die sich zu Kündnern einer ganz neuen Epoche gestalten. Auch für ihn kann es sich in dieser Zeit der allgemeinen Wandlung daher nur um das eine handeln: daß er die Stunde rechtzeitig erkennt, in der er zu neuer Arbeit berufen wird. Läßt er sie ungenützt verstreichen, oder versinkt er weiter in die Gesetzmäßigkeiten anderer Stände, die ihm im Innern fremd sind, so übernimmt er ihren Inhalt und ihr Schicksal, und er vernichtet seine Möglichkeiten, die ihm die Zukunft zu bieten vermag. Das Wort, aus dem jenes *Reich* groß wurde, in dem der Adel seinen Sinn empfing, war „*Dienst*“, und nur dieses wird ihn in unseren Tagen zur Erkenntnis der neuen Gesetzmäßigkeiten befähigen.

Weite Schichten des Adels werden allerdings nie mehr imstande sein, aus ihrer Vermorschung und Verkalkung herauszugelangen, aber auf die kommt es auch gar nicht an. Die Entwicklung wird über sie hinweggehen, wie sie stets über alles hinwegging, was seine Daseinsberechtigung verloren hatte. Ebenso sicher aber dürfte es sein, daß die neuen Keime, die unter dieser absterbenden Hülle ruhen, viel und konzentrierte Kraft in sich bergen. Gelingt es ihnen erst, sich gegen alle Hemmungen durchzusetzen, die ihnen von den ergrimmtten Alten entgegengestellt werden, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß aus ihnen so manche kulturelle und politische Werte entstehen können, deren Inhalt nur aus der Umwandlung des Erbes zu deuten ist, das einstmals ausschließlich durch das Blut bedingt war, das aber heute auf der freiwilligen Einordnung in die Lebensgesetze der abendländischen Völkergemeinschaft ruhen muß, um wahrhaft lebendig zu sein.



Hans Aufseeser

„Lieber Graf, ich bin ja nur eine arme Prinzessin, unsre Dynastie ist von der Republik verstoßen...“

„Würden Hoheit noch nicht aufgewertet...?“



# Genealogie der Filmtitel

Von

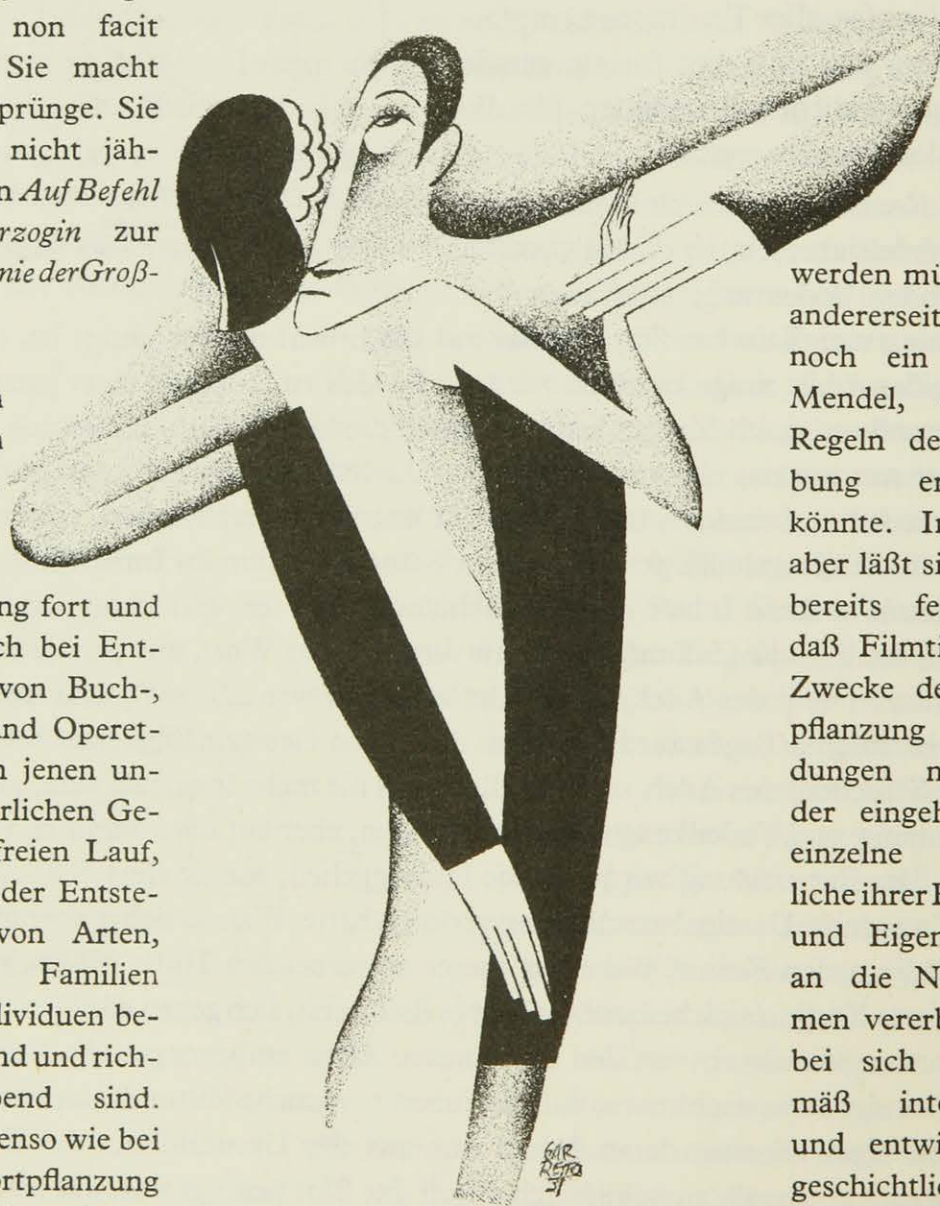
*Richard Wiener*

Wer im Laufe eines Jahres die Titel der laufenden Filme aufmerksam verfolgt, könnte zu der Meinung gelangen, daß hier skrupellose Nachahmung, oder zumindest ein Zug der Mode am Werke sei. Man erinnere sich nur jener Zeit, die uns fast täglich eine Symphonie, sei es nun eine der Großstadt, der Berge oder der Liebe, bescherte, worauf alsbald die Rhapsodien auf der Bildfläche erschienen. Die Annahme, daß hier eine plagiatarische Handlung, oder, sagen wir es milder: eine stilistische Beeinflussung vorliege; daß man danach gestrebt habe, durch Anwendung eines leise variierten, gut aufgenommenen Titels ein günstiges Vorurteil für andere Filme zu schaffen, ist irrig. Was sich hier bemerkbar macht, sind biologische Gesetze. —

Natura non facit saltus. Sie macht keine Sprünge. Sie springt nicht jählings von *Auf Befehl der Herzogin* zur *Symphonie der Großstadt*

über, sondern geht im ruhigen

Entwicklungsgang fort und läßt auch bei Entstehen von Buch-, Film- und Operettentiteln jenen unveränderlichen Gesetzen freien Lauf, die bei der Entstehung von Arten, Rassen, Familien und Individuen bestimmend und richtunggebend sind. Hier ebenso wie bei der Fortpflanzung organischer Lebewesen findet eine Art Zuchtwahl statt,



Garretto

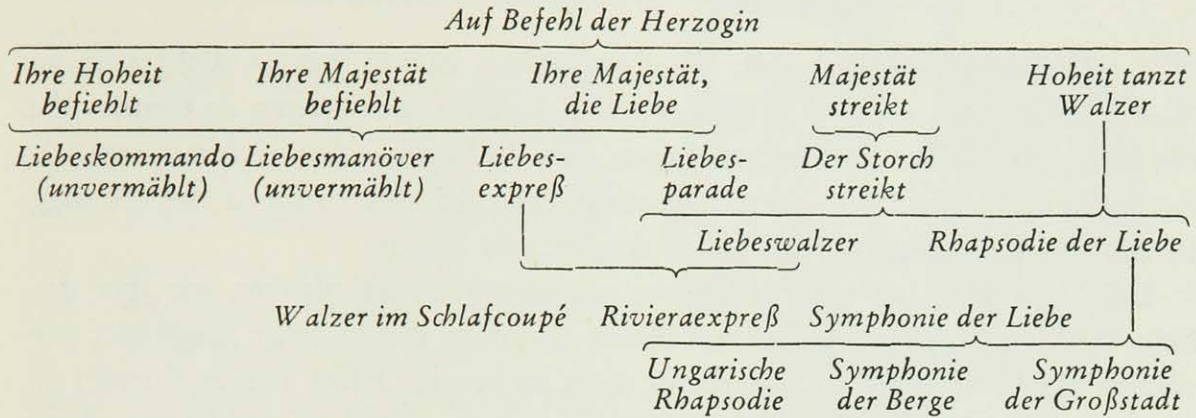
„Madame, der Vulkan Europa taugt nur noch zum Tanzen!“

für die freilich ein Darwin noch gefunden

werden müßte, wie andererseits auch noch ein Gregor Mendel, der die Regeln der Vererbung ergründen könnte. Immerhin aber läßt sich heute bereits feststellen, daß Filmtitel zum Zwecke der Fortpflanzung Verbindungen miteinander eingehen und einzelne wesentliche ihrer Elemente und Eigenschaften an die Nachkommen vererben, wobei sich naturgemäß interessante und entwicklungsgeschichtlich lehrreiche Varianten ergeben. — Ein Beispiel in Form eines



Stammbaums wird den scheinbaren Sprung von dem Titel *Auf Befehl der Herzogin* bis zu der scheinbar weit abliegenden *Symphonie der Großstadt* deutlich auf biologischer Grundlage erklären.



Wie man sieht, vollzieht sich die Fortpflanzung und Weiterentwicklung durchaus in allgemein biologischen Formen, ohne die geringste Sprunghaftigkeit. Was weiter auffällt, ist die bemerkenswerte Tatsache, daß die Ehepolitik, die in diesem Stammbaum zum Ausdruck kommt, völlig dem sozialen Rang der hier auftretenden Persönlichkeiten entspricht. Da es sich um die Deszendenz einer Herzogin handelt, werden Ehen ausschließlich innerhalb der Familie, zum Teil sogar — wie bei den Pharaonen — unter Geschwistern geschlossen.

Wo ungewöhnliche Neigungen oder demokratische Tendenzen in den Vordergrund treten, vor allem bei den jüngeren Mitgliedern des Hauses (*Majestät streikt*, *Hoheit tanzt Walzer*), finden sich bei der Nachkommenschaft alsbald deutliche Anzeichen von Dekadenz und sozialem Abstieg, infolge Aufgabe der organisch und traditionell verwurzelten Lebensformen. (Die streikende Majestät zeugt unehelich: *Der Storch streikt*.) Besonders fällt der Abstieg bei den Nachkommen der jüngsten herzoglichen Tochter in die Augen. Während ihre älteren Geschwister noch repräsentieren und befehlen (*Ihre Hoheit befiehlt*, *Ihre Majestät befiehlt*), tanzt Ihre Hoheit in erster Linie Walzer und vererbt ihre populär-musikalische Neigung auf die beiden Kinder *Liebeswalzer* und *Rhapsodie der Liebe*, die ihrer Ehe mit *Liebesparade* entstammen.

Bei deren Deszendenz tritt nun der soziale Niedergang bereits ganz deutlich in Erscheinung: bei den Abkömmlingen von *Liebeswalzer* in Gestalt leichtfertiger Schlafwagen- und Rivieraneigungen (*Walzer im Schlafcoupé*, *Rivieraexpress*), was unverkennbar von Seite des anderen Elternteils *Liebesexpress* herrührt; bei den Nachkommen von *Rhapsodie der Liebe* (vermählt 1930 mit *Symphonie der Liebe*) als besondere Vorliebe für volkstümliche Leibesübung (*Symphonie der Berge*) und als betonte Asphaltweltanschauung (*Symphonie der Großstadt*).

Selbst die wiederholt beobachtete leidenschaftliche und besinnungslose Neigung fürstlicher Persönlichkeiten für betörende Geigenkünstler ungarischer Abstammung — berühmt geworden durch die seinerzeit vielbesprochene Mesalliance der Prinzessin Chimay mit dem Zigeunerprimas Rigo Jancsi — findet sich hier angedeutet (*Ungarische Rhapsodie*) und vervollständigt restlos das übliche, so charakteristische Bild dynastischer Familien und ihrer widerwilligen, aber unaufhaltsamen Anpassung an geänderte Zeitverhältnisse.



# Über sogenannte Anglomanie in Berlin

Von

*Alexander Lernet-Holenia*

Der Berliner Korrespondent eines englischen Blattes hat — nicht sehr geschmackvollerweise — konstatiert oder geglaubt konstatieren zu können, daß die heutigen Berliner in den Engländern ihre Vorbilder sehen, sich auf englische Art kleiden, die Anzüge in London bestellen und sich überhaupt so viel wie möglich englisch geben, kurz: daß sie an Anglomanie leiden.

Daß diese Konstatierung nicht sehr geschmackvoll ist, glauben wir aber deshalb, weil, wenn die Deutschen mit Recht angloman wären, jener Engländer persönlich sich, bescheidenerweise, damit nicht zu brüsten hätte, daß er Vorbild ist, wenn sie aber mit Unrecht angloman wären, so wäre es um so undelikater, ihnen das auch noch auf den Kopf zuzusagen. Das ganze Verfahren ist letzten Endes überhaupt so selbstgefällig, so eitel und so unenglisch, daß ich den Korrespondenten, der es angewendet hat, für gar keinen Engländer halten möchte — wenn gleich sogar schon in einem Stück von Oscar Wilde ein französischer Attaché als „suffering from Anglomania“ eingeführt wird —, aber Wilde selbst war ja schließlich ebenfalls kein wirklicher Engländer, sondern eigentlich bloß ein Ire.

In jedem Fall jedoch — wenn vollkommene Offenheit mir gestattet sein soll — möchte ich, der ich mich als Österreicher bloß für einen halben Deutschen halte, zu dem Thema der angeblichen Berliner Anglomanie sagen, daß es den Berlinern, selbst wenn sie wirklich angloman wären, eigentlich nicht schaden würde, wenn sie es eben wären. Wir müssen doch bedenken, daß von allem, was man imitiert, mit Ausnahme vielleicht des Lebens Christi, das Englische immer noch das der Imitation Würdigste ist. Zudem stehen uns die Engländer, was Beziehungen des Blutes und des Wesens anlangt, ja sehr nahe, sie konnten sich ruhiger und glücklicher entwickeln als wir, und ich sehe nicht ein, warum wir nicht eben Verwandte, die mehr als wir Gelegenheit hatten, sich weiterzubilden, für eine Zeitlang als Vorbilder gelten lassen sollen. Es wäre kleinlich, prinzipiell bloß aufs Eigene beschränkt zu bleiben, wenn ein Nachbarvolk, das ungleich weniger als wir unter Kriegen, inneren Zerwürfnissen und wirtschaftlichen Bedrängnissen zu leiden hatte, uns, in Beziehung vor allem auf Lebensstil, wesentlich mehr zu bieten vermag, als wir aus uns selbst hervorzubringen vermöchten. Und es ist auch jener Zeitungsbericht, von dem vorhin die Rede war, überhaupt der erste mir bekannte Fall, daß englischerseits der Gebrauch englischen Stils irgendwie übelgenommen würde, die Engländer selbst geben vielmehr gerne ihren Stil an andere weiter, ja sie sind sehr erstaunt, wenn sie im Auslande konstatieren müssen, daß das Englische und seine Art bis dorthin ihrer Meinung nach nicht genug vorgedrungen ist.

In der Handlungsweise von Snobs freilich und von Schmöcken wird jede Imitation des Auslandes widerlich. Wir haben davon leider fortwährend die unangenehmsten Beispiele. Offen eingestandene Nachempfindung fremder Vorteile

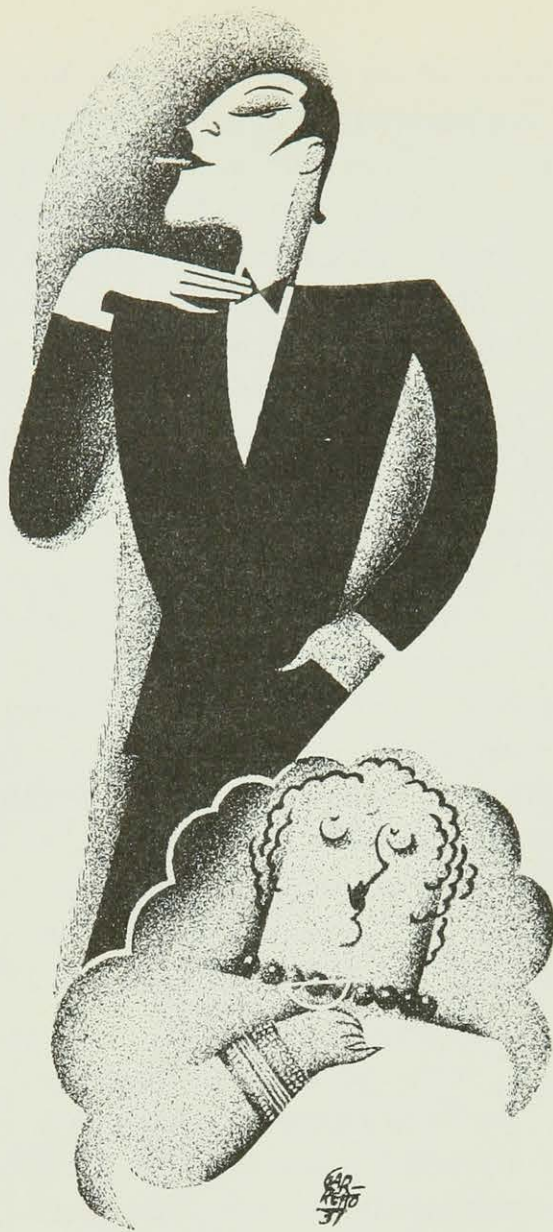


jedoch wird billigerweise niemand für etwas anderes halten können als für ein vernünftiges Sichrichten nach einem (in unserem Falle schlechterdings ziemlich meisterhaften) Vorbild.

Die Berliner mögen sich, ohne sich damit etwas zu vergeben, um so eher nach einem solchen Vorbild richten, als sogar wir in Österreich es schon längst tun, ohne uns damit etwas zu vergeben. Wir in Österreich besitzen ja unsere Lebensform, die, wie ich glaube, eine ziemlich überlegene ist, einfach daher, daß wir seit Jahrhunderten die Vorteile des spanischen, des italienischen und neuerdings auch des englischen Stils uns zu eigen machen. Ein Volk hat eben nicht bloß zu produzieren, sondern mindestens auch ebenso sehr zu assimilieren. Wir Österreicher haben bestimmt nur daher ein größeres Savoir-Vivre als die Deutschen und vor allem die Berliner, weil wir zwar weniger tüchtig, daher aber auch wesentlich weniger bockig und widerspenstig sind als diese. Man wird zwar vieles aber doch nicht alles bloß durch eigene Tüchtigkeit. Es bleibt immer noch genug übrig, zu dem man erst durch ein gewisses Laisser-aller kommen kann.

Ich fühle mich bemüßigt, das einmal ganz offen heraus zu sagen. Die Berliner vertragen sowas bisher nicht, das heißt: sie hörten nicht einmal hin, wenn man ihnen die Wahrheit sagte. Wir im Auslande aber hoffen, daß die letzthin in Berlin eingetretenen besonders scheußlichen Zeiten wenigstens das eine Gute mit sich gebracht haben möchten, daß die Berliner, zum erstenmal durch Mißerfolg vor sich selbst desavouiert, wie nur Erfolgsanbeter desavouiert sein können, jetzt das Ohr für den ruhigen Einspruch einer zwar weniger erfolgreichen, aber auf Gebieten, die mit dem Erfolg nicht unmittelbar zusammenhängen, letzten Endes doch tonangebenderen Nachbarschaft bekommen haben mögen.

Der Berliner darf vor allem nicht vergessen, daß er aus seiner wesentlich frederizianischen Vergangenheit nichts mitbekommen hat, was für die bloße Lebensart nach dem Jahre 1918 noch verwendbar sein könnte. Die Existenz Preußens in den letzten zwei Jahrhunderten war eine so große und vor allem eine so rein aktivisti-



Garretto

„Immer elegant, immer seriös — Gott, ham' wir zu tun . . .!“

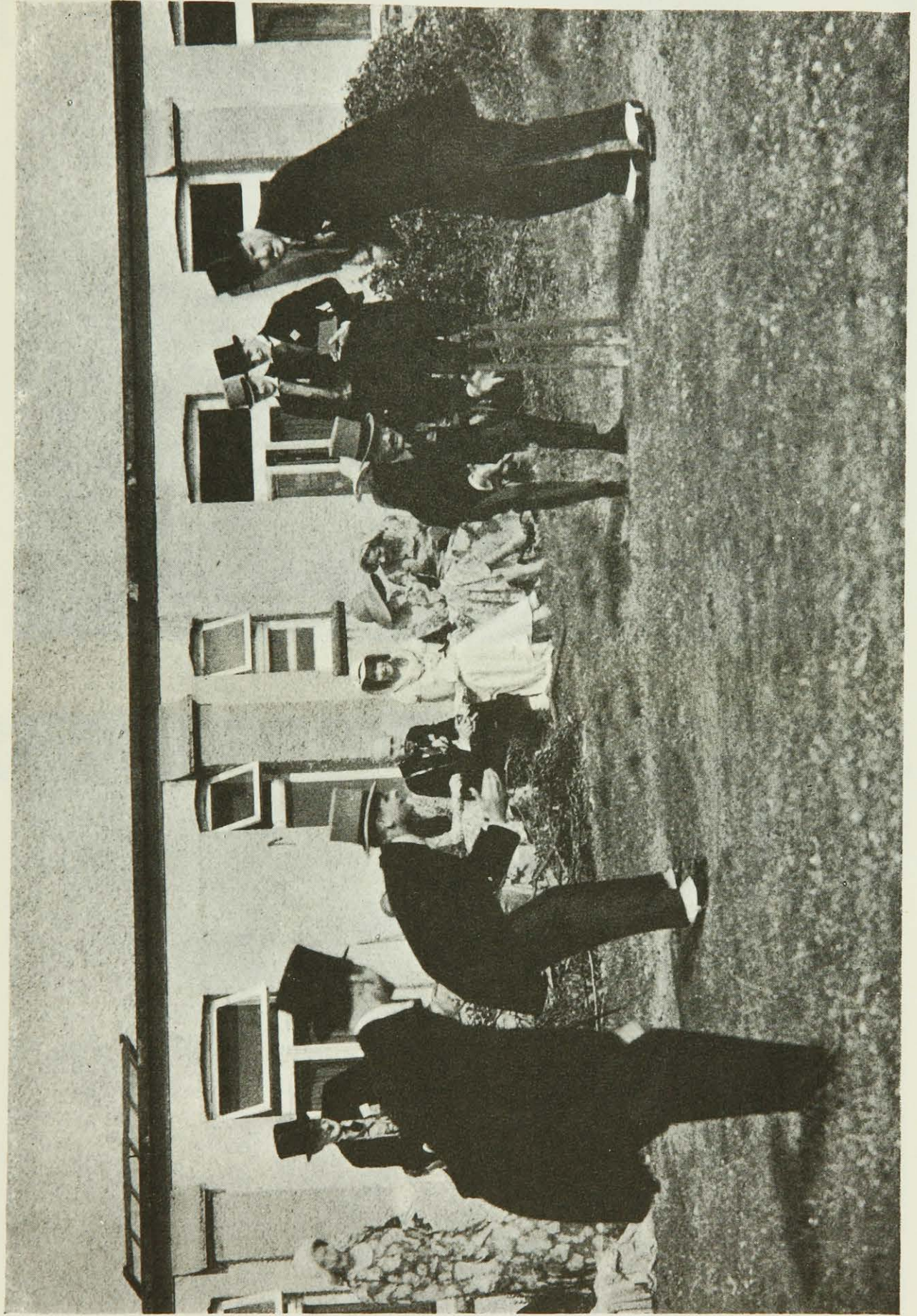


sche, daß aus ihr eine Erbschaft für einen bloß angenehmen und guten Lebensstil nicht resultiert. Was der Berliner von uns andern, vor allem von den Engländern, in dieser Beziehung lernen sollte, wäre in erster Linie dieses, daß sein „Tempo“ vor der Wohnungstür ebenso zurückzubleiben hätte, wie es vor den Wohnungstüren des ganzen übrigen Auslandes zurückbleibt. Man kann eben nicht gesittet und stilvoll leben, wenn man, wie der Berliner es meist tut, auch abends in der Familie, in Gesellschaft oder in Vergnügungslokalen immer noch in einem Tempo weiterlebt wie tagsüber in einer Fabrik. Die Engländer waren ja womöglich noch erfolgreicher als die Deutschen, aber nicht einmal in ihren Geschäften hatten sie je wirkliches „Tempo“. Kein Engländer „arbeitet durch“, wenn die Zeit zu dinieren, Weekend zu halten oder Sport zu treiben gekommen ist. Kein Engländer läßt sich vom Geschäft oder vom Rhythmus des Geschäftes vergewaltigen. Es ist dilettantisch, sich von solchen Dingen vergewaltigen zu lassen. Das Geschäft ist für den Engländer da, nicht der Engländer für das Geschäft. Und es behauptet auch kein Londoner, etwa mit Vergnügen ein Großstädter zu sein. Ein Londoner wohnt meist eine Stunde weit von London auf dem Lande und fährt nur zur Stadt, weil es so sein muß, allein er schätzt die Stadt nicht als solche, er bildet sich auch nichts auf seine Städtichkeit ein — jeder Berliner aber ist stolz darauf, Großstädter zu sein und ein scheußliches Ziegelmeer zu bewohnen, während der Londoner zwischen den Stachelbeerhecken seines von der Stadt möglichst fernen Gartens, den er selber zieht, am glücklichsten ist.

Der Berliner ist eben von ganz primitiver Naivität in bezug auf gewisse Errungenschaften der Zivilisation, die ihm noch neu sind, während der Engländer längst damit vertraut und nicht im geringsten mehr so stark davon beeindruckt ist. Den Engländern nachahmen heißt also letzten Endes nichts, als sich den Weg zur eigenen Zivilisation abzukürzen und die zivilisatorischen Kinderkrankheiten vermeiden, in die der Deutsche, mehr aber noch der Amerikaner, sonst täglich mehr verfällt.

Kurz, man glaube es mir als einem Österreicher, einem Bürger also desjenigen Landes, in dem, auf Kosten der Expansion und Aktivität, das Kulturelle und das Zivilisatorische der ganzen letzten Jahrhunderte zusammenströmte: die Imitation eines hochstehenden Nachbarn ist immer noch besser als ein ganz falsches Beharrenwollen auf eigener Unfertigkeit und in eigener Unsicherheit, die in Berlin, in bezug auf das, was man von Berlin aus, den Engländern absehen will, nun einmal da ist. Die englischen Anzüge und die englische Lebensführung sind nun einmal die besten der Welt, ebenso wie andererseits die deutsche Chemie und die deutsche Armee die besten der Welt gewesen sind. Jedes Land hat eben seine eigenen Vorteile und kann, ja soll in bezug auf diese Vorteile von den andern Ländern imitiert werden und andere Länder imitieren. Es vergibt sich dadurch nicht das Geringste. Wenn wir's aber nicht tun, wenn wir nichts voneinander lernen wollen, so werden wir eben immer bloß Deutsche und bloß Engländer bleiben, ohne jemals außerdem auch noch zu Europäern zu werden.





So spielt man Cricket nur im Film





Waschung

Barnabys



Raymond Duncan, der Bruder Isadora Duncans,  
als Jünger Gandhis in New York

Keystone





In Davos



Riebidke

Die Europa-Meisterin Fritzi Burger in St. Moritz





Auf dem Rennplatz Ascot vor dreißig Jahren

General Photographic Agency



# England und Engländer heute

Von

*M. Aldanov*

Seit zwölf Jahren war ich nicht in England. London hat sich verändert, aber in einem normalen Tempo — in etwas rascherem als Paris und in einem viel langsameren als Berlin. Der allgemeine Stil der Stadt und des Lebens ist der alte. Derselbe herrschaftliche Ton, den es nur noch im alten Petersburg gab, dieselbe englische Erstklassigkeit — ich finde kein anderes Wort. Hier ist alles erstklassig, von den Schuhen und dem Stiltonkäse in den Auslagen bis zum politischen Leben, dem am wenigsten schmutzigen der Welt, und bis zur Literatur, die ja, in rein künstlerischer Hinsicht, vielleicht auch heute noch den ersten Platz einnimmt.

Übrigens, sie hat sich verändert, die englische Literatur. Neuerungen in der Form gibt es wenig, unerträgliche Kunststücke gar nicht. Äußerlich ist alles fast unverändert — es herrscht der erstklassige realistische Roman. Aber der Geist hat sich nach dem Kriege sehr gewandelt. Ich würde sogar sagen, daß er sich zu sehr gewandelt hat. Von der früheren Beschönigung des Lebens ist nichts übrig geblieben; jetzt ist fast jeder englische Schriftsteller ein „grausames Talent“. Während eines Jahrzehnts bildete sich eine böse und unerbittliche Literatur heraus, manchmal eine zu böse und zu unerbittliche. Schon zu sehr bemühen sich einige zeitgenössische englische Schriftsteller, die ganze Welt mit Dreck auszustreichen. Ein beunruhigendes Symptom für ein Land mit der vollkommensten politischen Organisation und mit der erfolgreichsten Geschichte der Welt. Plötzlich wird nicht nur in der englischen Literatur, sondern auch in der englischen Geschichte das happy end nicht mehr obligatorisch sein.

Das Neue: auf den Scheiben der Auslagen finden wir die Aufschrift: *Seid vernünftig, kauft englische Waren* (eine Variante: *Seid Engländer, kauft Englisches*). Das gab es früher nicht: das ist eine Neuerwerbung aus der Epoche des Völkerbundes. Es gab früher auch nicht diese Vorherrschaft der fünf größten Banken. Ihre Filialen sind buchstäblich auf jeder Straße — es macht den Eindruck, als ob ihnen ganz London gehören würde. Vielleicht versuchte die Arbeiterpartei daraus einen Gewinn zu ziehen, indem sie die Nationalisierung der Banken aufs Programm setzte: andere, der Arbeiterpartei unangenehme, Dinge belästigen viel weniger das Auge des Wählers.

Die französische Presse berichtete: „Wegen der Wahlagitation befindet sich das Land in Fieber.“ Auf Ehre, keinerlei Fieber habe ich bemerkt. Doch wenn die Valuta fällt (und ich hatte Gelegenheit, das in verschiedenen Hauptstädten zu beobachten), dann ist es, in der Tat, erlaubt, von einem Fieber zu reden. Das Interesse an der Wahlkampagne war wohl sehr groß, aber nicht übermäßig. Das alltägliche Leben verlief normal und ruhig. Ich war auf einer Versammlung in Ilford mit der Beteiligung von *Winston Churchill*. Ilford ist ein kleines Städtchen, Churchill eine zugereiste Größe. Trotzdem kostete es mich nicht geringe Mühe,



festzustellen, wo denn die Versammlung stattfinden würde: weder Schutzmann noch Straßenpassanten konnten es mir sagen. Eine fescbe Verkäuferin in einem Laden fragte verwundert: „Wird denn Churchill in Ilford sprechen?“

\*

Ich habe viel über ihn geschrieben, aber gesehen habe ich ihn zum erstenmal; eigens zu diesem Zweck fuhr ich nach Ilford und war etwas enttäuscht. Er sprach gut, aber ohne besonderen Schwung. Bruce Lockarth nannte unlängst Churchill den „letzten klassischen Redner Großbritanniens“. Ich glaube, daß das übertrieben ist. Jaurès, Graf de Mayne, Paul Boncour, Stresemann, Alcala Zamora und andere berühmte ausländische Redner, die ich zu hören Gelegenheit hatte, sprachen viel besser. Churchill kämpfte bissig von der Tribüne aus. Auch sein Aussehen war dementsprechend — als ob er von allen angegriffen würde. Aber eigentlich könnte man meinen: „Wer wird dich schon kränken? Du selbst wirst jeden beleidigen.“

In den Kreisen der Arbeiterpartei wird behauptet, daß Churchill der „einzige gefährliche Reaktionär Englands“ sei: er schwärme für eine Diktatur und wolle den Sozialismus vernichten. Ich verstehe nicht ganz, was es für eine Diktatur in England geben kann, woher sie kommen soll und zu welchem Zweck eigentlich. Und Churchill sollte Diktator werden? Es gibt Menschen, die schon durch ihr Äußeres vorbestimmt scheinen, Diktatoren zu werden — ein solcher Mensch war, zum Beispiel, General Wrangel. Churchill ist ein schwerer dicker Mensch (der ehemalige Husar ist kaum auf die Tribüne hinaufgekommen), mit einem aufgedunsenen Gesicht und mit einer ziemlich hohen, unangenehm schrillen Stimme. Er ist achtundfünfzig Jahre alt. „In Ihrem Alter, verehrter Herr, war Napoleon schon lange tot“, sagte zum General Boulanger ein geistreicher Abgeordneter unter allgemeinem Gelächter der französischen Kammer.

Er kam zur Versammlung im Smoking, wahrscheinlich nach einem guten Mittagessen, und war sehr gut aufgelegt. Ich weiß nicht, ob er den Sozialismus vernichtet hat, aber augenscheinlich liebt er die Sozialisten nicht. Seine Ausfälle gegen die Arbeiterpartei waren amüsant, weniger dem Inhalt nach als durch die Art, wie er sie vorbrachte.

„Ich war stets überzeugt, daß die sozialistische Regierung eine garstige Sache ist“, sagte Churchill mit betrübter Miene und ohne die Stimme zu erheben, so als ob er mit sich selbst spräche . . . „Ja, eine garstige Sache, garstige Sache“, wiederholte er. „Trotzdem konnte ich nicht glauben, daß sie in so kurzer Zeit soviel Unglück anrichten würde . . .“ Er machte eine kurze Pause, gleichsam als überschlage er in Gedanken die von den Sozialisten während ihrer Regierung verursachten Leiden und sich gleichsam fragend, ob er es sich denken konnte, daß das Unglück so groß sein würde. „Nein, nein, ich dachte es nicht, das dachte ich nicht“, fuhr er ebenso leise fort, ebenso bekümmert den Kopf schüttelnd. Und plötzlich, ohne jeden Übergang, schrie er mit wilder, wütender Stimme: „In knapp zwei Jahren haben diese Menschen England zugrunde gerichtet!“





Marcel Frischmann

*„Ladies und Gentlemen, der Nebel verhindert die Aussicht — wo Sie sind, ist England!“*

Der rednerische Effekt dieses Kunstgriffs war außerordentlich. Nachdem sich die stürmischen Beifallskundgebungen beruhigt hatten, rief seitwärts aus dem Publikum ein anscheinend wenig orientierter Zuhörer: „Sie selbst waren ja Sozialist!“ Churchill wandte sich um, heftete freudig seinen Blick auf ihn und hackte dann langsam herunter: „Nein, Sir. Viele Dummheiten habe ich in meinem Leben gemacht, aber ein Sozialist war ich niemals!“ Ein neuer Ausbruch von Beifall und Gelächter.

Natürlich verdichtete er die Farben. Gott sei Dank, England sei noch nicht ganz zugrunde gerichtet. Die Arbeiterpartei behauptet außerdem, daß Churchill England zugrunde gerichtet habe, dadurch, daß er das Pfund auf der Vorkriegsbasis stabilisierte (*Keynes* schrieb vor ein paar Jahren eine Streitschrift mit dem amüsanten Titel „Ökonomische Folgen des Herrn Churchill“). Am verwunder-



lichsten waren vielleicht die „konkreten Vorschläge“ des Redners. Im ersten Teil seiner Rede bewies er seinen Zuhörern, daß die Arbeiterregierung in zwei Jahren England zugrunde gerichtet habe; im zweiten forderte er energisch die Wähler auf, für MacDonald zu stimmen, d. h. für einen Menschen, der diese zwei Jahre an der Spitze eben dieser Arbeiter-Regierung stand. Es schien mir zuerst, daß Churchill sich entweder über MacDonald oder über seine Zuhörer lustig machte. Er hätte doch einfach von der Nationalen Regierung sprechen können, ohne einen Namen zu nennen. Er hätte, schlimmstenfalls, MacDonald und Snowden, als reuige Sünder, verschlucken können. Aber seine Rede war ganz anders aufgebaut. Es kam so heraus, daß die ganzen zwei Jahre der garstige *Henderson* über England regiert habe — *MacDonald* und *Snowden* wären hier aber ganz unbeteiligt gewesen; von ihnen sei Churchill ganz begeistert. Dabei strahlten seine Augen voll aufrichtigster Überzeugung.

Ein Demagoge? Ich weiß nicht, was ein Demagoge ist: es ist schwer, den exakten Sinn dieses Begriffs zu bestimmen. Wenn aber ein „Demagoge“, so doch ein selten aufrichtiger. Churchill ging sein Leben lang aus einem Lager in das andere über und war stets tief von seiner Gerechtigkeit überzeugt. So auch der Herzog Marlborough, sein berühmter Vorfahr. Mirabeau sagte von Robespierre: „Dieser Mensch ist sehr gefährlich: er glaubt wirklich an alles, was er sagt.“ Der zynische Ausspruch des französischen Revolutionärs paßt ganz besonders gut auf Churchill, den am wenigsten zynischen aller Menschen. In diesem alten, erprobten Politiker, im glänzenden Redner und begabten Schriftsteller steckt auch ein harmloser Leser der *Daily Mail*. In einem Aufsatz dieser Zeitung forderte er unlängst *MacDonald*, *Baldwin* und *Lloyd George* auf, sich zusammenzutun, sich zu überlegen und eine Entscheidung zu treffen, was mit England zu geschehen habe. „Nur sie drei sind von allen jetzt lebenden Engländern Ministerpräsidenten gewesen. Sie mögen auch beschließen, was wir tun sollen. Wir alle werden gehorchen“, schrieb Churchill. Zugegeben: MacDonald ist ein bedeutender Mensch, Baldwin ebenfalls, und trotzdem, warum denn ein solcher Gehorsam? In Frankreich würde es keinem Politiker (auch von geringerem Rang wie Churchill) in den Kopf kommen, den Herren Steeg, François, Marsal oder Chautemps zu gehorchen oder zum Gehorsam ihnen gegenüber aufzufordern, mit der Begründung, daß sie einst den Posten eines Ministerpräsidenten bekleidet haben.

Nein, es wird keinen Diktator Churchill geben.

\*

Eine andere Versammlung, nicht in Ilford, sondern in London. Sie wird von *Lord Beaverbrook* veranstaltet.

Wer regiert England? Natürlich das frei gewählte Parlament. Aber in einem gewissen Sinne — etwa in dem Sinne, wie der Zar Nikolaus I. von Rußland sagte, daß es von dreißigtausend Bürovorstehern regiert würde — kann man sagen, daß England von drei Menschen regiert wird: *Lord Rothermere*, *Lord Beaverbrook* und *Sir William Berry*. Ihnen gehören drei kolossale Zeitungstruste. Außerhalb



der Truste bleiben: die *Times* (eine nationale Gründung), die *Morning Post* und noch einige einflußreiche Zeitungen, von denen eine große Verbreitung nur der *Daily Herald* hat (seine Auflage betrug im Oktober 1931 insgesamt 1,3 Millionen Exemplare, obwohl der Kampf gegen die nationale Regierung in der sozialistischen Zeitung durchaus nicht glänzend geführt wurde). Über die Bedeutung der Zeitungstruste braucht man kein Wort zu verlieren. Es sei noch bemerkt, daß die *Daily Mail* und der *Petit Parisien* die verbreitetsten Zeitungen der Welt sind; die Reineinnahme der letzteren betrug im Jahre 1928 etwa hundertzwanzig Millionen Franken. Eigentlich wäre die richtigste Klassifikation der Menschen, hinsichtlich ihrer geistigen und seelischen Form, diejenige nach den Zeitungspressen: homo sapiens „Daily Mail“, homo sapiens „Daily Herald“ usw.



Zhenya Gay

Ein großer Theatersaal, überfüllt von gut angezogenem Publikum. Der Vorhang ist heruntergelassen. Davor, auf dem Proszenium, versucht der Leiter der Versammlung, Stimmung zu erzeugen. Er erzählt Anekdoten (nicht schlecht), teilt letzte Neuigkeiten mit, macht dann dem Publikum den Vorschlag, vor Beginn des Meetings einige Lieder zu singen. An verschiedenen Stellen des Saals sind Choristen verteilt. Ein Gesang erschallt. Der Versammlungsleiter bittet um die Erlaubnis, seinen Rock abzulegen, er nimmt einen Stock und beginnt aufgeregt zu dirigieren. Zuerst singt man ein rührseliges Lied „John Brown“, dann ein anderes — hier der ganze Text: „Steckt in die Tasche eure Sorgen und lächelt, lächelt! Was hat es für einen Sinn, sich zu grämen? Niemals hatte das einen Sinn. Deshalb, steckt in die Tasche eure Sorgen und lächelt, lächelt, lächelt!“ — Fünf Minuten später brüllt das ganze Theater: „Smile, smile, smile!“ Die Stimmung ist da. Das ist aber dem Leiter zu wenig. Er teilt den Zuschauerraum in zwei Teile: das Publikum der linken Seite singt „Daisy, Daisy“, das Publikum der rechten Seite aber gleichzeitig „Tipperary“. Was in musikalischer Hinsicht entsteht, kann man sich leicht vorstellen. Aber das Ziel ist erreicht: es wird sehr lustig. Der Leiter zieht seinen Rock an und verschwindet. Der Vorhang geht auf. Auf der Bühne erblickt man fünf Reihen Sessel für ausgewähltes Publikum. Rechts aus der Kulisse tritt ein mittelgroßer, hagerer Mensch mit listigem klugem Gesicht, ein schlauer Bauernkopf. Das ist Lord Beaverbrook. Stürmische Begrüßung.

Niemand piff Lord Beaverbrook aus. Seine Gegner bildeten im Saal eine verschwindende Minderheit. Man könnte die Frage stellen: Warum, eigentlich, wird eine Versammlung veranstaltet, wenn niemand überzeugt zu werden braucht? Die Versammlung wird veranstaltet, weil Lord Beaverbrook zu sprechen liebt. Außerdem wird morgen in allen seinen Zeitungen in langen, begeisterten Referaten



seine Rede ausführlich wiedergegeben werden; und sie wird dadurch sehr gewinnen, denn Lord Beaverbrook versteht nicht zu reden. Es werden auch Berichte in der Presse Lord Rothermeres erscheinen, aber kürzere. Lord Rothermere gehören nur zehn Prozent im Trust Lord Beaverbrooks. Die „Times“ wird nur fünf Zeilen über die Versammlung bringen; der „Daily Herald“ wird sie überhaupt nicht erwähnen.

In seiner Rede entwickelte Beaverbrook ausführlich die Situation, die zum Ausdruck gebracht wird durch den Ausspruch, der jetzt alle Auslagen zielt: „Seid vernünftig, kauft englische Waren.“ Die einzige Idee Lord Beaverbrooks ist: enger wirtschaftlicher Kontakt zwischen England, seinen Kolonien und Dominions. Ernste Nationalökonomien halten diese Idee für nicht durchführbar: die Dominions würden sich niemals damit einverstanden erklären, besonders jetzt, nach dem Pfundsturz. Aber die Hypnose Beaverbrooks wirkt: die Propaganda seiner Zeitungen hatte während der Wahlen eine große Bedeutung. Eigentlich kann man ihm aufrichtig dankbar sein: wären die Sozialisten ans Ruder gekommen, so hätte eine Kapitalflucht aus England eingesetzt, ein Krach der Valuta wäre erfolgt und eine Finanzkatastrophe, die schlimmer wäre als die letzte. Der russische Schriftsteller Stschedrin sagte zur Zeit des Rubelsturzes: „Das ist noch nichts, wenn man dir für einen Rubel einen Fünziger gibt. Aber was wird erst sein, wenn man dir für einen Rubel eines in die Fresse geben wird!“

Nach dem Vortrag werden Fragen an den Redner gestellt. Ein älterer Herr steht auf und fragt, warum der Redner alle Engländer auffordert, nur englische Waren zu kaufen, aber selbst, gleichzeitig, in seinen Zeitungen große Anzeigen amerikanischer Firmen abdruckt. Die Frage ist spitzig, und sie wird in ihrer Spitzigkeit unterstrichen durch die boshafte Betonung des alten Herrn. Er nennt auch Beaverbrook, an den er sich durch den Vorsitzenden wendet, „his lordship“. Die Zuhörerschaft wird verlegen still.

„Der verehrte Gentleman ist wohl Sozialist?“ fragt Lord Beaverbrook.

„O nein, Eure Lordschaft, ich bin konservativer als Sie“, ruft der beleidigte Alte.

Mir schien es auch, nach der Frage, daß er wahrscheinlich Sozialist sei. Aber wir haben uns getäuscht: der Alte kommt nicht von links, sondern von rechts. Es scheint, daß die Sympathien der Versammlung für den Alten wachsen. Alle warten, was der Referent sagen wird. Lord Beaverbrook läßt sich nicht in Verlegenheit bringen, er sagt: wenn er keine Anzeigen amerikanischer Firmen aufnähme, kämen die Finanzen seines Unternehmens bald in Unordnung; er wäre genötigt, Angestellte zu entlassen, und dadurch würde die Arbeitslosigkeit in der Heimat wachsen. Aus Mitleid mit den Arbeitslosen kann Lord Beaverbrook die amerikanischen Anzeigen nicht ablehnen. Dröhnendes Beifallsklatschen — ja, er kennt sein Auditorium. Der alte Herr setzt sich verlegen.

Das ist eine reine Dickens-Szene. Zwischen dem Carlton-Club und dem Pickwick-Club ist der Unterschied nicht groß. Der Carlton-Club macht Geschichte? Der Pickwicker auch. Nur nicht so bemerkbar.

\*





Willette (um 1900)

Reise mit Engländern\*)

Auf der Straße, beim Ausgang, verteilt eine gut angezogene Dame Flugblätter. Auch mir steckte sie eines zu: „Aufruf an alle patriotischen Wähler.“ Der Aufruf ist ganz der Persönlichkeit des Premierministers gewidmet. Die Wähler werden aufgefordert, sich zu überlegen, was für einen Menschen sie an die Spitze der Regierung setzen wollen. „Wissen Sie denn, daß Mister Ramsay MacDonald einer internationalen Gesellschaft angehört, deren Sekretär ein Mörder ist?“

Ich habe nicht sofort begriffen, wovon die Rede ist. Solche Worte hätten sich auf Al Capone beziehen können! Es handelt sich hier um die Zweite Internationale, und gemeint ist ihr Sekretär *Friedrich Adler*, der, wie bekannt, im Jahre 1916 den österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh erschossen hatte.

Dann folgen Fragen, die der Vergangenheit MacDonalds gewidmet sind: „Haben Sie etwa vergessen, welche Rolle Mister MacDonald während des Krieges gespielt hat?“ — „Haben Sie etwa vergessen, daß Mister MacDonald für die vollständige Unabhängigkeit von Irland, Ägypten und Indien eingetreten ist?“ — „Haben Sie etwa vergessen, daß er während des jüngst stattgefundenen allgemeinen Streiks Mitglied des Aktionskomitees war und die *Rote Fahne* sang?“ — „Haben Sie etwa vergessen, daß er sich im Jahre 1927 der Absendung von Truppen nach Schanghai widersetzte, die dort das Leben englischer Bürger und Bürgerinnen schützen sollten?“

Im ganzen gab es neun solcher „Have you forgotten“. Ohne Unterschrift; nur die Adresse der Druckerei. Im letzten Absatz wird mitgeteilt, daß Mister Ramsay MacDonald vor dem internationalen Kapital auf die Knie gefallen sei. Das hätten Hitler und Stalin sagen können. Vielleicht auch Henderson und

\*) Vgl. damit die folgende Skizze von André Gide.



Blum. Aber die vier ersten Fragen werden vielleicht mit der Zeit Churchill und Beaverbrook stellen.

\*

Eine politische Versammlung im Hyde-Park — der Charakter der Hyde-Park-Versammlungen wurde tausendmal beschrieben und ist allen bekannt. Eigentlich ist das kein Meeting: etwa zwanzig Menschen hören einem auf einer Bank stehenden Redner zu. Die Zuhörer sind düstere, ärmlich gekleidete Leute, aller Wahrscheinlichkeit nach Arbeitslose. Der Redner hält eine ganz unverständliche Rede. Mit Zitaten aus der Bibel lobt er begeistert *Sir Oswald Mosley* und seine *Neue Partei*.

Sir Oswald Mosley ist das Haupt und der Gründer der „Neuen Partei“. Aber wenn man zehn Engländer fragen würde, wer Mosley sei, so würden sicherlich neun antworten: „Das ist der Schwiegersohn von Lord Curzon.“

*Lord Curzon* bekleidete wichtige Staatsämter und hatte zweifellos Verdienste um das Empire. Er galt als „der stolzeste Mensch Englands“. Über seinen Hochmut liefen unzählige Legenden und Anekdoten um. Auf einer Parade während des Krieges defilierten vor ihm die zum erstenmal nach Europa gekommenen amerikanischen Truppen. Wie ein Spaßvogel bemerkte, habe Lord Curzon die Parade mit einer solchen Miene abgenommen, als wenn die Amerikaner gekommen wären, ihn um Verzeihung zu bitten, daß die Vereinigten Staaten es vor hundertfünfzig Jahren gewagt hatten, sich von England zu trennen. Nach dem Tode Curzons sagte *Baldwin* in der Rede, die seinem Andenken gewidmet war, der Verstorbene hätte eine große Sehnsucht gehabt: Herzog zu werden. Diese Sehnsucht wurde nie erfüllt. Lord Curzon, als Baronet geboren, wurde Graf und starb als Marquis.

Das Schicksal wollte es, daß ein solcher Mann den Linksten der Sozialisten zum Schwiegersohn bekam. Sir Oswald Mosley ist nicht nur linker als MacDonald, sondern auch linker als Henderson. Dabei ist er ein begeisterter Verehrer Hitlers und gilt als Anwärter für die Stellung eines englischen Hitler. Das ist nicht ganz verständlich — die Gesetze des Snobbismus sind kompliziert. Vielleicht ist noch weniger verständlich, daß der englische Hitler judenfreundlich ist und von Juden umgeben. Sein Leibwächter ist der jüdische Boxer *Kid Lewis*. Ich will noch bemerken, daß Sir Oswald ein ausgezeichnete Redner ist und den Ruf eines klugen Menschen hat. Sein Adelsdasein brachte er seinem Snobbismus zum Opfer — wahrlich kein sehr schweres Opfer. Der „Neuen Partei“ sagte man noch vor kurzem eine blendende Zukunft voraus — ein schwerer Beruf, politischer Prophet zu sein: sie erhielt nicht einen einzigen Sitz im Parlament. Wie dem auch sei, es scheint aber, daß die Bibel schon gar keine Beziehung weder zur neuen Partei noch zu Sir Oswald Mosley hat.

„Sir Oswald ist ein ungewöhnlicher, von Gott gesandter Mensch“, sagt der rätselhafte Redner.

„Ich würde sagen, daß er eher eine Kanaille ist, ist er es nicht?“ unterbricht ihn finster ein Zuhörer.



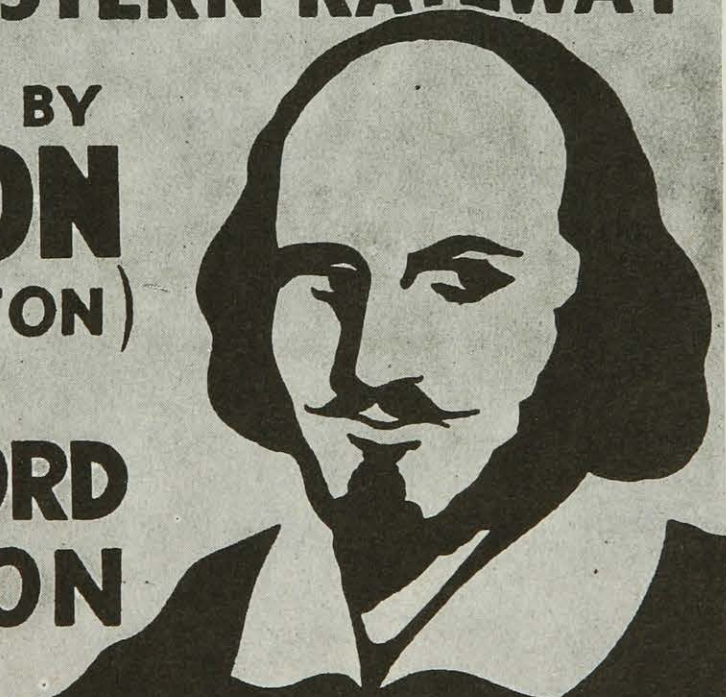


Winston Churchill mit seinem „Budget-Kofferchen“

Keystone

# GREAT WESTERN RAILWAY

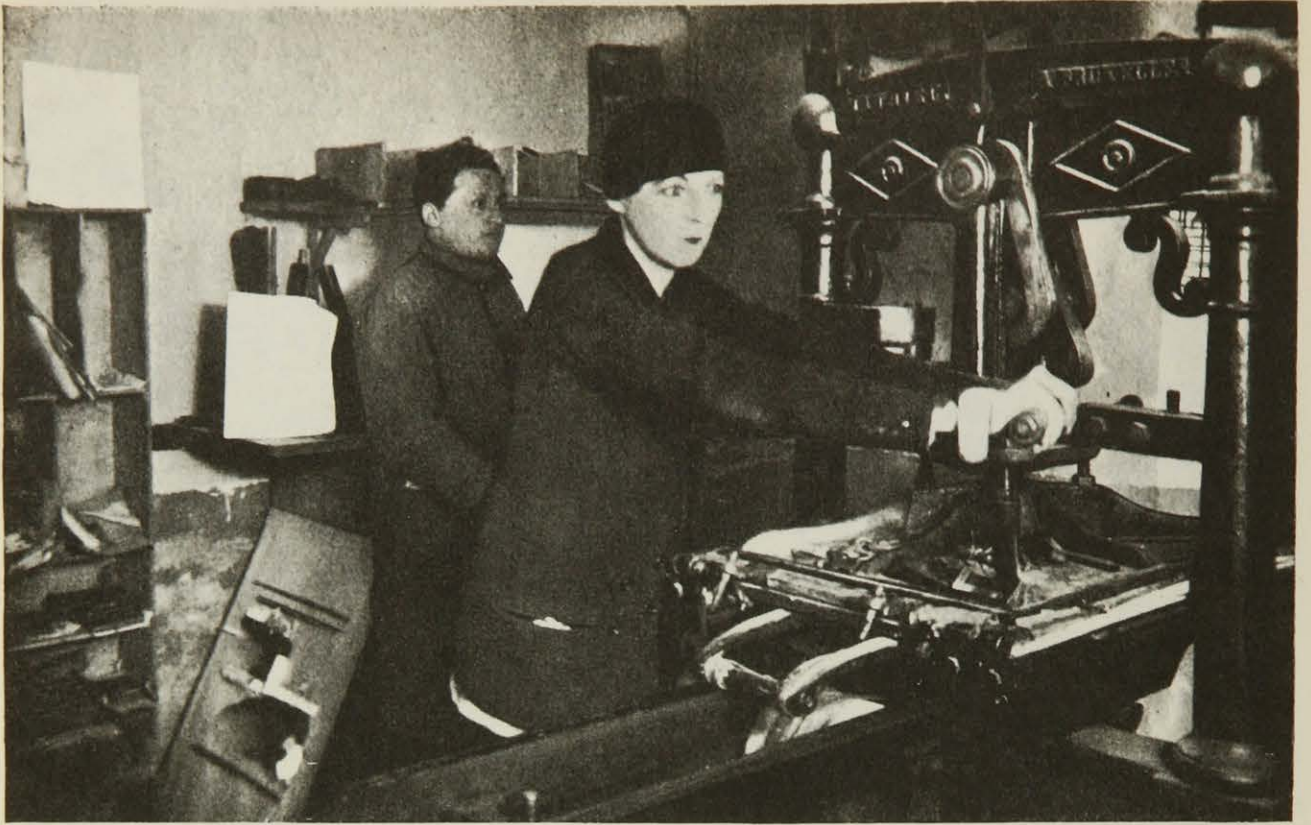
PASSENGER BY  
**LONDON**  
(PADDINGTON)  
TO  
**STRATFORD**  
**ON AVON**



# SHAKESPEARE EXPRESS

Kofferzettel des „Shakespeare-Express“





Lady Cunard und ihre Handpresse für Luxusdrucke



Der Nationalökonom John Maynard Keynes und die Tänzerin Lydia Lopikova, seine Frau

Yevonde





Lady Cynthia und Sir Oswald Mosley



New York Times

Lord Reading, der frühere Vizekönig von Indien, und Stella Charnaud,  
seine Frau und frühere Sekretärin





Lord Beaverbrook



Hilaire Belloc



Londoner Winter

New York Times



Ich bitte, die wörtliche Übersetzung dieses Satzes zu entschuldigen, aber zu fein ist die Gleichzeitigkeit des Wortes „Kanaille“ mit dem höflichen Komparativ „eher“ und der englischen Fragewiederholung am Schluß des Satzes.

„Nein, Sir, das ist ein ungewöhnlicher Mensch“, wiederholt fest der Redner, ohne sich im geringsten beleidigt zu fühlen, und sogar, ohne verwundert zu sein. Seine Augen sind glasisch.

\*

Im selben Hyde Park. Ein älterer Herr reitet langsam vorüber. „Tausend Rubel das Pferd, der Reiter aber unbezahlbar“, sagt in „Krieg und Frieden“ über das Reiten Nikolai Rostovs der höfliche Kammerdiener seines Vaters. Wer ist dieser hagere Riese? Ein Feldmarschall a. D.? Auch das Gesicht kommt mir bekannt vor, obwohl ich ihn sicherlich nie gesehen habe: so typisch ist das Antlitz des alten England — Rule Britannia.

Jetzt klagen in London alle Menschen, stöhnen und kürzen ihre Ausgaben. Der Graf Harwood, einer der reichsten Menschen des Landes, verkaufte in diesen Tagen „wegen Mangels an Mitteln“ sein Schloß. Vor den Wahlen sagten alle: *England geht vor die Hunde*. Wenn man einigen Zeitungen glauben soll, so geht es den Reichen fast schlechter als den Arbeitslosen. Machen wir die übliche Korrektur: die Reichen weinen, damit es den Armen nicht so bitter vorkommt. So wie ein Neger, wenn seine Frau gebärt, sich neben sie legt und kläglich vor Schmerz heult: der Frau wird es davon halt leichter. Aus gewissen Gründen ist es mir nicht möglich, das Schicksal des Grafen Harwood besonders zu bemitleiden. Doch machen wir auch hier, höflicherweise, eine Korrektur: geben wir zu: es ist bei weitem nicht alles so glücklich in der Welt der Reichen. „Steckt in die Tasche euren Kummer und lächelt, lächelt, lächelt . . .“ Aber nicht allzusehr lächeln die Menschen, die an einem Tage den zehnten Teil ihres Vermögens und auch mehr, ohne sichtlichen Grund, verlieren: weder mit ihrem Unternehmen noch mit der Welt ist an diesem Tage etwas geschehen.

Es liegt etwas Beruhigendes in dieser Hyde-Park-Erscheinung. Was für ein Pferd! Welche unerschütterliche Ruhe auf dem Gesicht des Reiters! Welche feste Überzeugung, daß man morgen, übers Jahr und bis ans Lebensende einen englischen Vollbluthengst haben wird, ein sicheres Konto auf der Bank, tadellose Ordnung im Hyde Park, einen Überfluß prächtiger Sachen in den Geschäften („Seid Engländer, kauft Englisches“). Gibt es wirklich irgendwo Revolution? Hören wirklich zwei Schritt von hier düstere Arbeitslose einem halbverrückten Verehrer Sir Oswald Mosleys zu? Das Aussehen des Reiters bezeugt, daß das System Coués gänzlich unnötig ist. Bei ihm geht auch ohne Coué alles ausgezeichnet: von Tag zu Tag besser und besser.

Bewundernswert ist dies „vor die Hunde gehende“ England!

(Deutsch von Woldemar Klein)





Tibor Gergely

# Wir Franzosen und Ihr Engländer

Von

*André Gide*

Ja, dieser Garten\*) ist wundervoll, ich weiß — und trotzdem gefällt er mir nicht sonderlich. Ich suche mir zu erklären, weshalb. Vielleicht grade der Sorgfalt wegen, mit der er erhalten wird. In den sandbestreuten Wegen liegt kein Blatt auf dem Boden herum. Nichts in ihm scheint mir natürlich. — „Es ist das Werk der Kunst“, wirst du sagen. — Ich gebe das zu; auch würde kein Kunstwerk mir gefallen, dem es in gleicher Weise an Zwanglosigkeit, an Lässigkeit fehlen würde. Dann belebe ich einen Garten sogleich, wider Willen, mit Gestalten, die ihm gemäß sind, deren Auftreten und deren Gefühle in einem gewissen Einklang mit ihm stehen. So sah ich in der Villa Pamfili die Verneigungen von Orleys in seinen Staatsgewändern, und Dante und Beatrice in den Anlagen von El-Kantara. Nichts Außerordentliches in meiner Wahl; ich sehe Goethe in Dornburg, wie er die Iphigenie dort dichtet; Tasso in Este, zwischen den beiden Leonoren; hier sehe ich unweigerlich die Gestalten von Jules Verne; sie rauchen englische Zigarren; sie sprechen nicht von Francs, sondern von Dollar; sie haben unsern Racine nicht gelesen; sie schiffen immer morgen sich ein . . . Es ist wahr, daß ich hier auch den Fortunio von Gautier sehe — oder Stephenson, was nicht unangenehm ist: Ich sehe hier auch die Gestalten Gauguins; was hier mich umgibt, ist ihre Flora, künstlich akklimatisiert; Bambusrohr, Kokospalmen, Riesengummibäume . . . Einer unvermeidlichen Suggestion zufolge erweckt die unbedeutendste Palme, sobald sie durch dünnes Laubwerk dringt, Sehnsucht nach einem anderen Lande, wo diese Pflanzenwelt noch heimischer wäre.

Bei Gott, nein, es handelt sich nicht darum, seine eigenen Wurzeln abzuschneiden, und „Entwurzelt“ begriff dies nie in sich. Das Bewundernswerte gerade ist, daß der Engländer, wie der Römer, es versteht, sie überallhin mitzunehmen.

In dem Zimmer der Lady W. fühlt man sich nicht mehr im Hotel. Sie führt auf Reisen Bilder von Angehörigen und Freunden mit, eine Decke für ihren Tisch, Vasen für ihren Kamin; und in diesem nichtssagenden Zimmer lebt sie *ihr* Leben, nach ihrem Behagen, und weiß sich jeden Gegenstand zu eigen zu machen. Aber das Erstaunlichste ist, daß sie sich einen Kreis zu bilden verstand.

Wir waren vier französische Ehepaare, jedes verfolgte seine Bahn gesondert von den übrigen, jedes, taktvoll, höflich, lebte aber im Hotel wie in klösterlicher Zurückgezogenheit. Die Engländer, zwölf an der Zahl, die sich vorher gar nicht kannten, waren wie Leute, die sich verabredet haben und zusammentreffen. Am

\*) Der Landon-Garten in der Oase Biskra.



Morgen in bequemer, loser Kleidung, ihre Pfeifen rauchend, gingen sie verschiedenartigen Beschäftigungen nach; am Abend, in Lackschuhen, im Frack, tadellos und „gentlemen“. Die Beschlagnahme des Hotelsalons fiel ihnen leicht; der Versuch, ihn diesen streitig zu machen, wäre in seiner Nutzlosigkeit höchst vermessen gewesen, so berechtigt schien es, daß sie ihn innehatten; sie wußten ihn zu benutzen, wir keineswegs. Und übrigens bildeten sie einen Kreis; wir keineswegs.

Ich habe immer nur zwei Arten von Franzosen auf Reisen getroffen (zumeist aber habe ich gar keine getroffen); die Interessanten, die sich absondern und nirgends das Gefühl verlieren, nicht zu Hause zu sein; die anderen, die sich aneinander anschließen, lärmend, gewöhnlich, abstoßend sind . . . — Abstoßend, diese Engländer? — nein, keineswegs! — oh, im Gegenteil, sehr anziehend; diese drei jungen Künstler vor allem, ein wenig Gruppe für sich in der Gruppe, die Stephenson und George Moore lasen, und mit denen ich gern gesprochen hätte, wenn mein Herz nur, beim bloßen Gedanken daran, nicht zu stark geklopft hätte.

Zudem, was hätten wir uns gesagt? — Und dann fühle ich mich ihnen gegenüber in einem Zustand offener Minderwertigkeit, und wenn ich, als Privatmann, in hinlänglichem Bewußtsein meines Wertes, genügend Stolz besitze, durchaus nicht darunter zu leiden, ist es mir doch, in meiner Eigenschaft als Franzose, unerträglich peinlich.

Soll ich hier eine meiner demütigendsten Erinnerungen wieder aufleben lassen? Ich reiste mit P. G.; es war Abend; wir sollten erst bei Tagesanbruch ankommen; wir beabsichtigten, uns für die Nacht möglichst behaglich einzurichten, und darum hatten wir, in Befürchtung des Andrangs von Reisenden, mit unseren Handtaschen, unseren Decken, unseren Mänteln, mehr Platz für uns in Beschlag genommen, als berechtigt war. Zwei Engländerinnen, die die beiden Mittelplätze innehatten, sahen uns an, ohne etwas zu sagen. Ein Engländer kam hinzu, erkundigte sich nach den freien Plätzen, belegte nur einen und richtete sich darauf ein. Der Zug fuhr ab. Und hierauf trat folgendes ein: Langsam, unwiderstehlich, breiteten die beiden Misses und der Engländer sich aus, und am Ende waren sie es, die sich die anfänglich von uns belegten Plätze zunutze machten, und wir vermochten nichts dagegen; erstens, weil wir nichts mit diesen Plätzen anzufangen wußten; alsdann, weil es, uns Franzosen, ungehörig erschienen wäre, uns auszustrecken und dadurch die beiden Frauen zu verhindern, das gleiche zu tun. Wir beherrschten das Englische nur mangelhaft; was unsere Reisenden bald bemerkten und es benutzten, um über uns zu sprechen. Wir beherrschten es genügend, um zu verstehen, was der Engländer zu den Damen sagte:

„Erstaunlich, diese Franzosen! Sie fangen immer damit an, mehr Platz für sich zu beanspruchen, als sie brauchen. Aber sie verstehen nicht, ihn zu behalten.“

Und lachend fügte er noch hinzu: „Dann ist es der Engländer, der daraus Nutzen zieht.“

Das war die Einleitung und der Beginn einer Unterhaltung, deren Geräusch uns lange am Schlafen hinderte.

*(Deutsch von Olga Sigall)*



# Die chinesische Litanei der ungeraden Zahlen

Von

*Hilaire Belloc*

## DIE NEUN NEUNER ODER NOVENEN

### Die neun beweinenwerten sozialen Gewohnheiten:

*Trunkenheit*

*Schmutz*

*Ausflüchte*

*Die laute Stimme*

*Sich kratzen*

*Unpünktlichkeit*

*Mürrischsein*

*Spucken*

*Alte Witze*

### Die neun bewundernswerten sozialen Gewohnheiten:

*Lösung von Spannungen*

*Höfliche Aufmerksamkeit*

*Diskrete Erwähnung*

*Beharrliche Zurückhaltung*

*Bereitwillige Prüfung*

*Weise Enthaltung*

*Vorausblickende Verbütung*

*Taktvolles Dazwischentreten*

*Sinn für Dimensionen*

### Die neun Verrücktheiten:

*Sich für unsterblich halten*

*Kapitalsanlagen für sicher halten*

*Konvention für Freundschaft nehmen*

*Lohn für gute Taten erwarten*

*Sich einbilden, daß reiche Leute einen für  
ihresgleichen ansehen*

*Weitertrinken, nachdem man zu sich  
selbst gesagt hat, daß man noch ganz  
nüchtern ist*

*Verse schreiben*

*Das Ausborgen (oder, schlimmer, das  
Geben) von Geld*

*Reisen mit viel Gepäck*

### Die neun Regeln für den Umgang mit Armen:

*Höflich sein*

*Distanz halten*

*Unterdrücken*

*Ausbeuten*

*Wenig zahlen*

*Pünktlich zahlen*

*Vage bedauern*

*Sich einmischen*

*Bei der Behörde anzeigen*

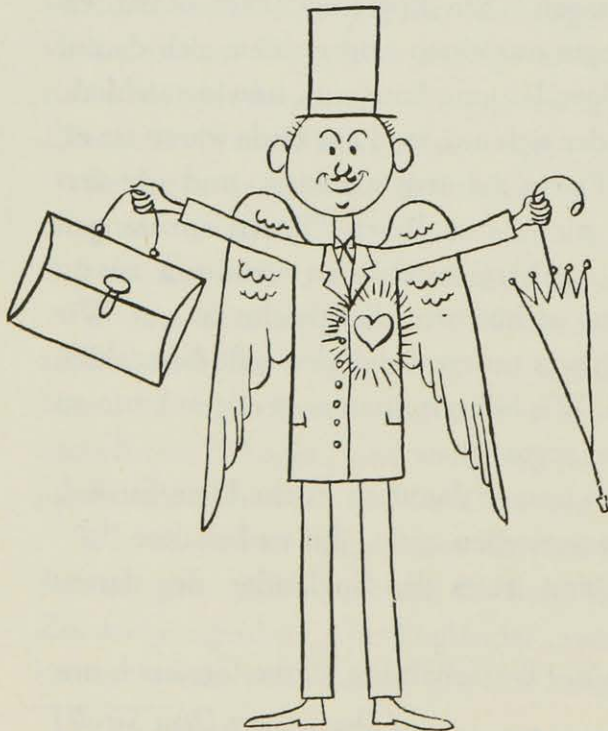
### Die neun Regeln für den Umgang mit Reichen:

*Schmeicheln*

*Aufwarten*

*Sich viele Gesichter merken*

*Niemand lieben*



Sinogli

Der gute Mensch



*Sehr wenige hassen  
Nur den Geschlagenen angreifen  
Andere durch Ratschläge bereichern  
Sich selbst durch jedes Mittel bereichern  
Lügen*

**Die neun negativen Regeln fürs  
Wandern auf dem Lande:**

*Nicht Tiere fürchten  
Nicht ohne ein Ziel gehen  
Nicht befangen werden, wenn jemand in  
die Nähe kommt  
Weder hasten noch säumen, sondern  
seinen trägen Schritt gehen  
Widerrechtliches Betreten nicht ver-  
meiden*

*Schlamm nicht vermeiden  
Hügel nicht vermeiden  
Nicht dem Verdruß nachbrüten  
Nicht gehen, wenn man gerade reiten oder  
fahren kann*

**Die neun negativen Regeln fürs  
Gehen in der Stadt:**

*Nicht mit sich selbst sprechen  
Nicht in andere hineinrennen  
Nicht den Stock schwingen  
Nicht träumerisch die Straße kreuzen  
Nicht den Gruß übersehen  
Nicht Amtsgewalt anfechten  
Nicht unnötige Dinge kaufen  
Nicht böse Bettlerblicke geringschätzen  
Nicht gefallene Geldstücke liegenlassen*

**Die neun vergnüglichen Dinge:**

*Lachen  
Kämpfen  
Den Körper sättigen  
Vergessen  
Singen  
Rache nehmen  
Diskutieren  
Prahlen  
Sich ausruhen*



Sinogli

Der schlechte Mensch

**Die neun endgültigen Dinge:**

*Enttäuschte Erwartung  
Unwiederbringlicher Verlust  
Unvermeidliche Erschöpfung  
Unerwidertes Gebet  
Unbelohnter Dienst  
Unausrottbarer Zweifel  
Ewige Verlassenheit  
Tod  
Gericht*

(Hier enden die Neuner)

**DIE SIEBEN SIEBENER ODER  
SEPTIMEN**

**Die sieben verhaßten Dinge:**

*Verachtung seitens einer geliebten Frau  
Scharfer körperlicher Schmerz  
Erinnerung der Schande  
Hingenommene Kränkung durch den  
Reichen  
Niederlage des eigenen Landes  
Seekrankheit  
Verzweiflung*



**Die sieben seltenen Dinge:**

*Vision*  
*Wiederentdeckung vergangener Dinge*  
*Gute Küche*  
*Geliebt werden*  
*Genugtuung*  
*Guter Wein*  
*Gerechtigkeit*

**Die sieben allgemeinen Dinge:**

*Mutterliebe*  
*Geldverlegenheit*  
*Streit*  
*Ehrgeiz*  
*Enttäuschung*  
*Mißverständnis*  
*Appetit*

**Die sieben köstlichen Dinge:**

*Tiefer Schlaf*  
*Bewußte Kraft*  
*Wiedervereinigung*  
*Landen*  
*Unerwartetes Lob von einer geliebten Frau*  
*Auferstehung*  
*Ewige Seligkeit*

**Die sieben Medizinen der Seele:**

*Gewissensbisse*  
*Reue*  
*Unterwerfung unter den göttlichen Willen*  
*Eine weite Landschaft*  
*Eine erhabene Melodie*  
*Ein fester Entschluß, das Böse im Innern zu bekämpfen*  
*Glauben durch einen Akt des Willens*

**Die sieben Medizinen des Körpers:**

*Arbeit*  
*Bett*  
*Kampf*  
*Reiten*  
*Brot*  
*Wein*  
*Schlaf*

**Die sieben üblen Gerüche:**

*Der Verräter*  
*Der Gottlose*  
*Der grausame Mensch*  
*Der verschlagene Mensch*  
*Der falsche Lehrer*  
*Der Abtrünnige*  
*Der Politiker*  
*(Hier enden die Siebener)*

**DIE DREI DREIER ODER  
TRIADEN**

**Die drei Sonderbarkeiten:**

*Der Zwerg*  
*Der Riese*  
*Der Ausländer*

**Die drei Stützen:**

*Ein treuer Freund*  
*Ein gutes Weib*  
*Ein steifes Boot*

**Die drei Gefahren:**

*Die Welt*  
*Das Fleisch*  
*Der Teufel*

**DIE ZWEI ZWEIER ODER  
PAARE .**

**Die zwei besitzenswerten Dinge:**

*Tugend*  
*Gegenseitige Zuneigung*

**Die zwei verwerflichen Dinge:**

*Stolz*  
*Faulheit*

*(Hier enden die Zweier)*

**DAS EINE DING VON ZU-  
GLEICH GUTER UND BÖSER  
WIRKUNG:**

*Bewahrte Ehre*

*(Hier endet das Eine)*

*(Deutsch von Sigismund v. Radecki)*



# Aus den Briefen eines englischen Offiziers an seine deutsche Geliebte

Mitgeteilt von

*Cyril Scott*

London . . . . .

*Alle teuerste!*

Dein herrlicher Brief und mein Briefchen von Kölner Bahnhof flüchtig abgesendet, haben einander gekreuzigt. Ich danke Dir. Deine viele Liebeserklärungen und Nachrichten brachten mir wenigstens *etwas* Trost; denn Du kannst Dich kaum ausdenken wie ich Dich diese Tage gemisst habe. Ich bin dürstig nach Deiner Gegenwart, und seit wir geschieden sind, kann ich mich vor Sehnsucht fasst nicht einhalten. Ich fühle als wenn ich die Hälfte von mir in Wiesbaden verlassen hätte, und finde mich garnicht zurecht. Unsere Scheidung habe ich immer im voraus gefürchtet, doch ist die Wirklichkeit viel böser geworden als ich meinte. — Also, Du hast etwas geweint? Wie süß. Ich wünschte ich könnte auch einige Tränen ausgiessen, aber meine Augen bleiben mir trocken und geben mir keine Erleichterung. Und man ist dumm genug zu behaupten, dass die grosse Liebe heute aus der Mode gekommen sei. Unsinn — ich pfeife darauf!

Unsere Seefahrt war peinlich. Es hat geregnet und geblasen wie der Guckuck, und die meisten haben sich übergeben (um es fein auszudrücken). Jetzt sitze ich wieder in meinem alten England, und in der Busen meiner Familie! Mich dünkt dass meine Leute sich freuen mich wiederzuhaben, besonders die Mutter. Ich freue mich auch, auf einer Seite, doch auf der andere Seite



Kurt Werth

„Verzeihung, ist die Dame vor Ihnen Ihre Frau?  
... Nein? ... Dann haben Sie wohl die Güte, ihr  
einen kleinen Stoß von mir zu geben ...“



leide ich (wie gesagt) an Trübsinn. Bald muss ich irgendwo und irgendwie ein Stand suchen. Aber für was bin ich passend? Ich hab mich übergelegt und übergelegt, was ich tun soll. Den ganzen Tag in eine stinkische Bureau zu sitzen, das egelt mich wirklich zu arch. Ich möchte am liebsten etwas mit Tieren machen z. B. ein Tierarzt werden. Aber dafür muss man studieren und es fehlt mir genügend Gelt. Oder mit Musik möchte ich ein Verhältniss haben, aber da auch sind Hemmungen . . .

Dein Bildniss steht auf meinem Nachtschisch, wo ich es ansehen kann ehe ich einschlafe und sobald ich aufwecke. Leider tut es Dich nicht schmeicheln, aber es ist besser wie garnichts und hülft mir ein ganz klein wenig die Realität vorzustellen. In der Nacht sehe ich es auch viel an, denn heut-zu-Tage schlafe ich so schlecht. Ich denke zu viel an die Zukunft. Ach, wenn nur Deine Hand meine Stirn leise anstreichen könnte wie öfters in Wiesbaden, dann werde ich schleunigst einschlafen.

Hab ich Dir nicht versprochen alles zu erzählen, und Dir alle meine Nachrichten zu geben? Also gut. — An meine Eltern finde ich viele Änderungen muss ich leider sagen. Mein Vater ist sehr veraltet und etwas geschrumpft — er hat zu viele Sorgen gehabt was mit dem Nachfolgen des Kriegs und all diesem Zeug. Früher war er leidlich wohlhaben, jetzt ist er in anderen Umständen. Wir müssen alle einziehen und es kommt schwer. Und die Mutter, sie hat ein liniertes Gesicht bekommen, leidet fortgesetzt an nervöse Unverdauung und die Frische ihrer Backen ist jetzt abgegangen. Das alles macht mich etwas traurig . . . Übrigens der Vater ist gestern abend in mein Schlafzimmer eingetreten und hat Dein Bildniss erblickt. Zuerst starrt er es sinnend an und dann mit seinem drockenen gutmütigen Lächeln bemerkte „Na, Du hast dein Herz wohl in einer kleine Deutscherin verloren?“ Ich hab es zugegeben. „Sie ist allerdings sehr reizend“, hat er hinzugefügt . . . Mein Vater ist in mancher Beziehungen etwas Englisch und konventionell, aber trotz der vergangenen Prügelei besitzt er eine pyramidale Bewunderung für die Deutschen. Er meinte sie wären so grundlich und so fleissig. Wie Du weisst, bin ich auch vollständig seine Meinung. Der Kaiser war ihm allerdings nicht sympathisch und er muss manchmal seinen Witz haben z. B. über die Würste und das Bierschluckerei. Aber meinerwegen! Persönlich muss ich behaupten dass das deutsche Bier ein höchst geschmackvolle Getränk ist, besonders wenn Du dabei sitzt. Von dem Wein wollen wir liebe nicht reden; ich werde zu sehnsuchtsvoll. — —

Jetzt muss ich für Heute aufhören; ich habe Pflichten und muss ein Haufen Leute treffen. Am liebsten natürlich wollt ich Dir stundenlang schreiben, obgleich es sehr mühsam ist, da ich gezwungen bin viele Worte im Lexicon nachzusehen. Doch, ist das wohltuend und ich lerne dabei.

Adieu Honig, ich küsse Dich verschiedene Mal und sende Dir meine Liebe.

Dein getreuer

T.

PS. Du schreibst sehr bald, geld? Lass mich um Gotteswillen nicht lang ohne Nachricht. Und bitte grüsse deine nette Mutter von mir.

\* \* \*





Maurice Beck und Helen Macgregor

Englische Hochzeit



Calsina, Lebensfacit (Zeichnung)





Sport & General  
Ein Mitglied des englischen Parlaments (Dr. Marion Phillips)



Der Filmstar Anita Page  
Metro-Goldwyn-Mayer



*Meine Herzensfreundin!*

Unsere Briefe haben sich wieder gekreuzigt. Du bist also mit deiner Tante in D—. Wie ausruhend. Ich fand sie damals so ein sanftes altes Mägdchen, mit ihrem weissen Haare und andächtiges Gesicht. Und Sie ist so lieblich mit Deinem Hund umgegangen und so weiter. Nun also, Montag geht es los. Der dicke Inhaber jenes Verlagshaus ist nicht gerade verlockend, doch nicht so schlimm wie ich zuerst dachte. Bei meinem zweiten Besuch hat er *ein* Mal gelächelt und wenn er lächelt sind seine schwarze Hühneraugen nicht so abstossend. Sie zeigen dass er irgendwo am Ende ein Herz hat und vielleicht etwas Humor. Weisst Du, ein Mensch ohne Humor — mit dem komm ich nie aus; mag sein was er will.

Apropos von Humor, oder besser gesagt, das Humoristische mit etwas komisch-tragisch hereingeworfen — mein Vetter wird sich bald heiraten. Zu diesem Zweck kauft er überall Möbel. Nun hat mein Vetter während dem Krieg (er hat im Schlacht von der Somme fürchtbar gelitten) sich einen Tic-nerveux geholt. Jede halbe Minute geht sein Kopf schnell himmelwärts und zurück als wenn er jemanden zuwinkte. Schön ist es nicht. Vorgestern hat er eine Auktion beigewohnt (wie gesagt um Möbel usw. zu kaufen). Einige Stühle hat er sich zugeeignet, aber da er ein bisschen verrückt ist und sieht ein Auktion gerne an, ist er stehen geblieben und hat zugeguckt. Am Schluss der ganze Geschichte, zu seiner Überraschung hat man ihn eine enorme Rechnung für Gott weiss was für Zeug überreicht. „Aber zum Teufel“ sagte er ganz baff, „was fällt Ihnen denn ein? Ich habe doch nicht diese Haufen Sachen gekauft.“ — „Was?!“ rief der Versteigerer, „jedes Mal das ich Sie anschaute, haben Sie mich zugewinckt, da hab ich natürlich Ihnen die Sachen heruntergeschlagen.“ (Alles im Lexicon nach-gesucht). Diese komisch-peinliche Geschichte hat mein Cuisine (die Schwester von dem Betreffenden) uns heute erzählt. Der arme Kerl. Jetzt wird er sein Haus möblieren müssen in einer Art und Weise, die er sich kaum erwünschte. Unter den Sachen war ein riesiger verstopfter Strauss. Welch' ein herrliche Verschönerungs Gegenstand in einem modernen Salon!

Ich lese oft die Gedichtbücher von Stefan George die Du mir geschenkt. Für englische Ohren ist folgendes ein sonderbar klingende Linie: „*Lämmer der wolumfriedigten Zisternen*“. Ich weiss nicht bescheid was die Linie dastellt, aber das Wort Zisterne fällt einem auf. Verzeih mir die Unfeinheit; auf englisch ist ein Zisterne das eisene Ding was oben im W. C. steht und das Wasser enthält. Also man kann nicht behaupten dass es gerade ein sehr poetische Gegenstand ist.

Und damit muss ich für heute schliessen. Ich küsse Deine zarten Backen und streiche Dein Haar.

Dein stets Dich liebende

Boy

\* \* \*



*Meine weiße Lilie!*

Wann ich sterbe, und zur Belohnung meine vieler Missethäten der Liebe Gott mich verdammen lässt, kann Er kaum sich eine bessere Hölle für mich ausdenken als die Stadt Wolverhampton. Sie hat nicht ein einzige Vorteil. Ihr Schmutz, ihre Dunkelheit, ihr Regen, ihre Winde, ihr Rauch-ausblasende Schornsteine, ihre Strassen, ihre Häuser, ihre Läden alles — haarsträubend! Unbeschreiblich! Und doch so naiv und unschuldig sind die Einwohner dass sowie ich ein gegenübersitzende Mensch im Localbahn fragte „Wie können sie in so einem Inferno leben und immer noch auskommen?“ hat er mich starr angeschaut als wäre ich ein Aesel. Später hab ich einen andern gefragt „Sagen Sie mir aufrichtig, warum leben Sie hier?“ — „Warum nicht?“ war die Antwort. „Wo anders soll ich denn leben, ich hab's ja gans gut hier.“ — „Na“, dachte ich inwendig, „wo die Unschuld Glückseligkeit ergiebt, ist es thöricht weise zu sein.“ (Englische Zitat oder wie *Du* sagst, mein Honig, „Was ich nicht weiss, macht mich nicht schwitzen.“)

Ich habe übrigens mit vielen ehemaligen Soldaten gesprochen. Die sind ja gleich zu erkennen; entweder hinken sie wie ich, oder haben ein Aug verloren oder Schnitten im Gesicht oder irgend welche ein Bezeichniss. Die allgemeine Ansicht ist, dass die Deutsche gute Kerle waren (und sind) und dass es ihnen leid tat, sie zu bekämpfen.

Gestern Abend, anstatt ein Kinema zu besuchen, bin ich aus Spass in einer politische Versammlung eingetreten. Da hat ein ungebildete Kerl bombastisch vorgetragen. Ich muss offen gestehn dass die Politiker sich allzu ähnlich wie kleine Buben benehmen — sie prahlen so wahnsinnig. „Wir werden dieses und Jenes machen! Wir werden die Arbeitslosigkeit ausstampfen! Wir werden alles wieder in Ordnung bringen!“ u. s. w. u. s. w. Dummes Zeug. Sie versprechen Alles und erreichen Garnichts. Nach zehn Minuten hab ich es satt bis oben gehabt und bin herausgelaufen. *Die Geheimniss der Redekunst* — mit bombastische Phrasen und Körperbewegungen die ordinärsten Augenscheinlichkeiten vorschreien. Mit Tisch-schlägerei, Fuss-stampfen und ausgedehnte Brüste wie Blasebalg braucht man nur die Leute vorzudonnern genau was sie hören möchten und was sie schon wissen, dann sind sie entzückt, gehen nach Haus und sagen „*Der* ist aber ein Redner!“

Also jetzt hast du wieder was gelernt!

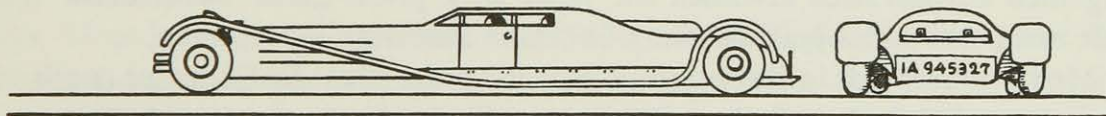
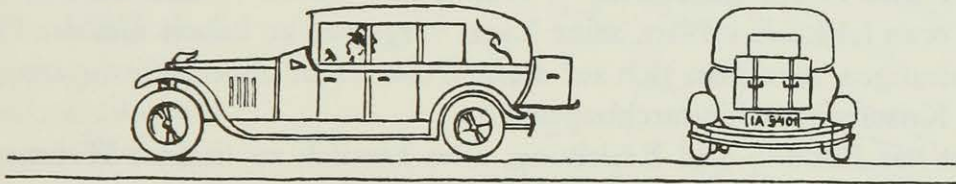
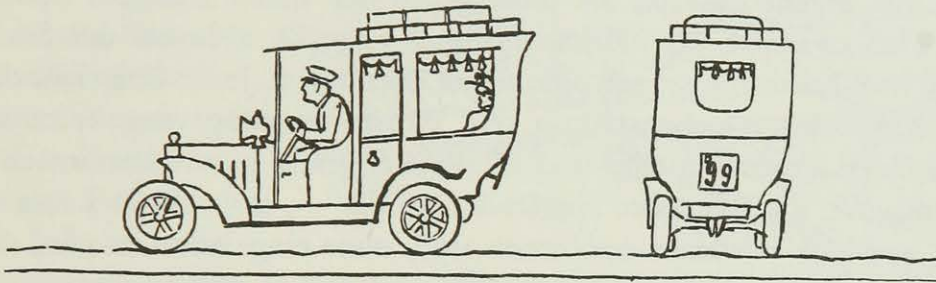
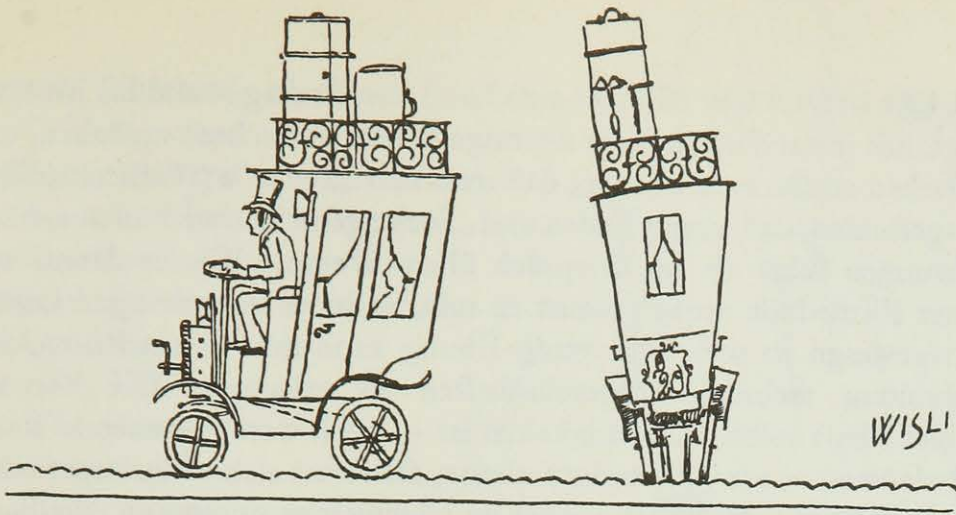
Kurz vorhin musste ich wirklich lachen. Im Seitengang vom Hotel hörte ich ein Gespräch zwischen ein Amerikaner und ein Stubenmädchen. Ich war leider für den Anfang nicht dort, aber ich vermuthe dass die unsophiskierte Stubenmädgl ihn geneckt hat weil er ein Ausländer war. „Aber Honig“, sagte er (die Amerikaner sind manchmal fürchtbar familiär und dass gefiehl ihr nicht), „warum sind Sie so hart auf den Ausländer? Wenn Sie nach Chicago kämen, wären *Sie* ja ein Ausländer.“ — „Quatsch“ sagte sie mit einer niederschlagende Verachtung, „kein Engländer kann je ein Ausländer sein!“ Drollig — nicht wahr?

Nun jetzt muss ich meine sieben Sachen einpacken. Morgen früh bei Kickeriki (im Lexicon nachgeschaut) soll ich aus'm Bett und mich unterwegs machen. Sei geküsst

Dein true Dich liebende

T.





Hermann Wislicenus

*Urahne, Ahne, Vater und Kind*

auch wenn man hie und da etwa nicht einmal aussteigen konnte. Der Engländer ist Programm-Mensch. Er hat eine ungeheure Freude daran, seinen Vorsatz auszuführen. Berühmte Leute, die in größerer Entfernung von London wohnen und gelegentlich nach der Stadt fahren, greifen unausgesetzt ihren eigenen Streckenrekord an, und sobald sie wieder erfolgreich sind, schreibt die Lokalpresse (manchmal auch die Weltzeitung), daß Lord A. seinen vorigen Streckenrekord erneut um 3 Minuten 15 Sekunden unterboten hat.

Wie eine Autotour wird auch das gesellige Leben gehandhabt. Man wird ein-



geladen, von 4 Uhr 15 bis 6 Uhr 30, oder aufs Land von Freitag abend bis Montag früh. Es genügt, mit jemandem ein paar flüchtige Worte gewechselt zu haben, um für das ganze Leben erklären zu können, daß man sich „kenne“. (Wahrscheinlich hat man herausgefunden, daß langes Reden und „Seelengemeinschaft“ zu unerfreu-licheren Erfahrungen führt als ein Gespräch übers Wetter.) Wie es darauf ankommt, an einer Kathedrale vorbeigesaust zu sein, so ist es im geselligen Leben nur wichtig, dagewesen zu sein. Mit wenig Übung kann man es einrichten, am gleichen Nachmittag mehrere Teegesellschaften zu erledigen. Die hervorstechendste Eigenschaft solcher Geselligkeiten ist — auch wenn sie abends stattfindet —, daß niemand Notiz vom andern nimmt, falls man sich nicht kennt oder einander vorgestellt wird. „Nice“ ist es aber im allgemeinen nur, wenn zweihundert und mehr Menschen auf einmal eingeladen sind. Man kann dann unmöglich vom Gastgeber verlangen, daß er seine Gäste kennt, zumal den Eingeladenen das Recht zusteht, ihre eigenen Gäste, die etwa grade bei ihnen wohnen, mitzubringen. Man wird zwar auf das liebenswürdigste begrüßt, aber bei der Suche nach Bekannten und Nahrung ist man sich selbst überlassen. Jeder übersieht den andern mit eindringlichster Liebenswürdigkeit. Es ist oft genug vorgekommen, daß Leute, die einen Frack besitzen und in diesem Frack gute Figur machen — zwei Forderungen, die fast jeder Engländer erfüllt —, daß solche Leute zu großen Dinern, zu Hochzeitsfeiern erschienen sind, ohne eingeladen zu sein, daß sie sich an Speise und Trank reichlich erlabten, und daß es niemandem einfiel, sich irgendwie um sie zu bekümmern. Neuerdings sind für große Geselligkeiten Eintrittskarten eingeführt, die man dem Butler vorweisen muß, aber kein englischer Butler wird einem Gentleman — falls er so aussieht — den Eintritt verwehren, der etwa leichthin erklärt, seine Karte vergessen zu haben. Bei der Fülle der Veranstaltungen kann man sich auf diese Weise leicht ohne Nahrungssorgen durch einen Krisenwinter hindurchbugsieren.

Es gehört zur Bildung und Erziehung, alles herrlich zu finden. Wenn man jemanden in irgendein gleichgültiges Kino einlädt, dann muß man schon sehr gut mit ihm bekannt sein, ehe der Eingeladene zugibt, daß er sich gelangweilt habe. Werturteile holt man nur aus Freunden heraus, unaufgefordert bekommt man sie kaum je zu hören. Über alle Menschen sagt man so lange Gutes, bis das Gegenteil ausdrücklich erwiesen ist. Jeder ist a priori „nice“. Auf diese Weise hofft man, sich vieles Nachdenken über seine Nächsten zu ersparen.

Man wundert sich in Deutschland immer wieder über die Fülle der englischen Theater, und über die animierte Stimmung, die im Haus vor dem Aufgehen des Vorhangs herrscht. Man vergißt dabei, daß der Engländer in erster Linie ins Theater geht, um einen Abend zu verbringen. Man ist in der Wahl seiner Vergnügungen im allgemeinen sehr anspruchslos. Es genügt die Tatsache, sich mit vielen, meist gut angezogenen und gut aussehenden Menschen, die man nicht zu grüßen und anzureden braucht, im gleichen Raum aufzuhalten, um Entspannung und Behaglichkeit zu verspüren. Das zufällig aufgeführte Stück spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Man muckt höchstens auf, wenn es zu kompliziert ist — high-brow ist der Fachausdruck, hergeleitet von der hochgezogenen Braue des Snobs und Ästheten. Shakespeare gilt als high-brow.

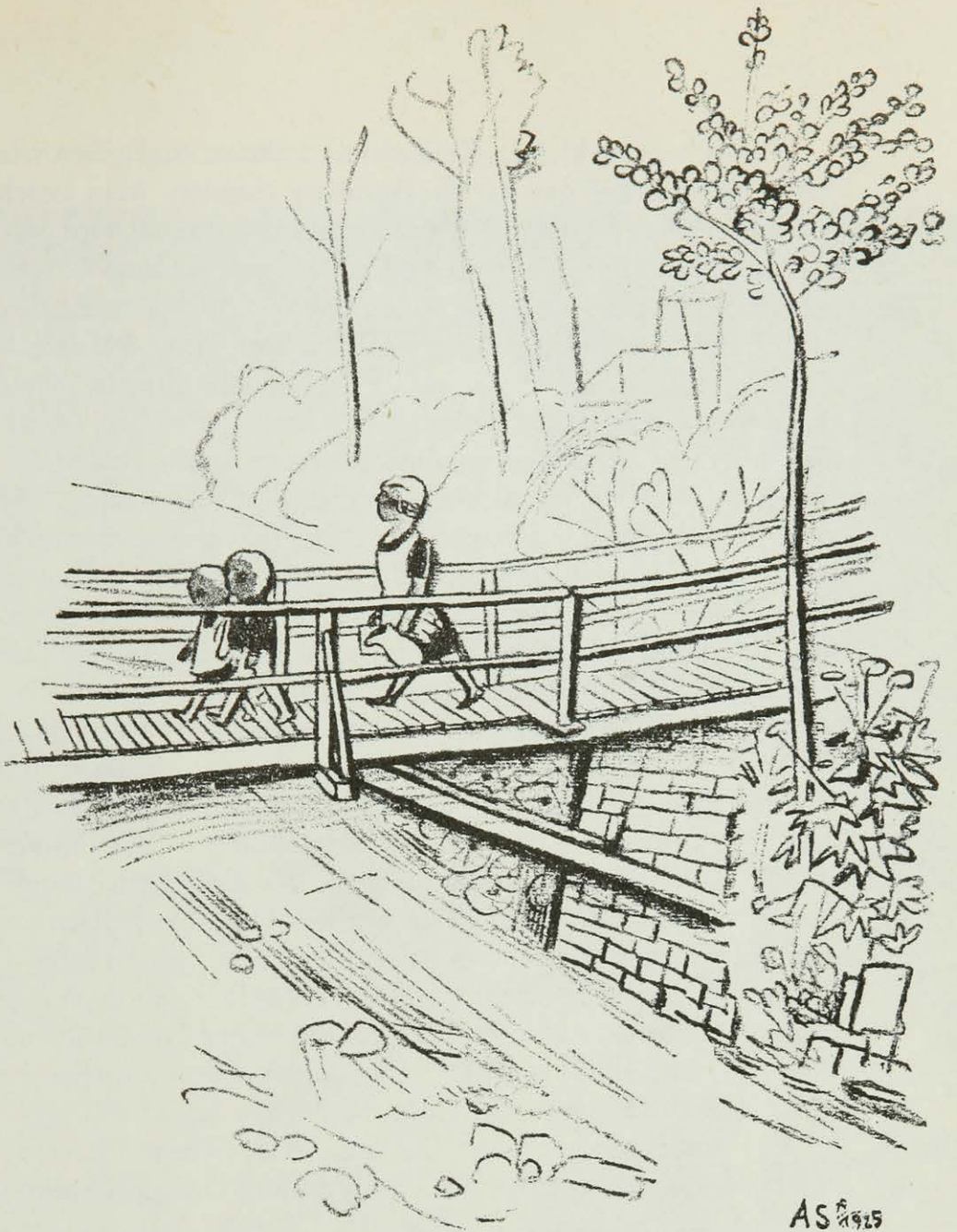
Es gibt eine englische Zeitschrift, deren Titel die Stellung des eng-



lischen Theaters, die Gründe seiner Erfolge und langen Serien, nur durch die Zusammenstellung auf das deutlichste kennzeichnet. Der Titel lautet: *The illustrated Sporting and Dramatic News*, und der Inhalt ist zwischen Sport und Theater aufgeteilt. Es ist das *Ereignis*, das man mitmacht, während man auf dem Kontinent, seelisch belasteter, das *Erlebnis* sucht.

Das Erlebnis hat der guterzogene Engländer nach Möglichkeit zu verbergen. Man darf in Gegenwart anderer Leute niemals zeigen, daß man den einen Menschen sympathischer oder gescheiter findet, als den andern. Wer beim Essen mit

seiner Tischdame in ein intensives Gespräch gerät, wird auf das diskreteste und lebenswürdigste unterbrochen — meistens von älteren Damen —, die eine gradezu blödsinnige Frage stellen. Man erzieht jungen Leuten das Werturteil ab. Ein junger Mann beklagte sich darüber, daß es sechs Monate dauere, bis man hinter ein junges Mädchen zu kommen vermöchte, denn das junge Mädchen sei zunächst so erzogen und eingestellt, daß es über nichts seine wahre Ansicht kundgebe. Es ist Unsicherheit und Scham ebenso sehr wie eine offensichtliche Angst vor Individualität. Darum haben auf dem Theater keine Stücke größeren Erfolg, als die Werke, in denen der Held — ernst oder komisch — immer das sagt, was er denkt. Nur die wirklichen selbständigen Geister erheben sich über diese Uniformität, meistens nach großen Schwierigkeiten und Kämpfen, aber englische große Geister haben unter gar keinen Umständen etwas in einem Aufsatz über Geselligkeit zu suchen.



Schaefer-Ast

„Teddy, psst, wenn du den Mund halten kannst vor der Nurse, sag ich dir noch zwei ordinäre Worte.“

AS 925



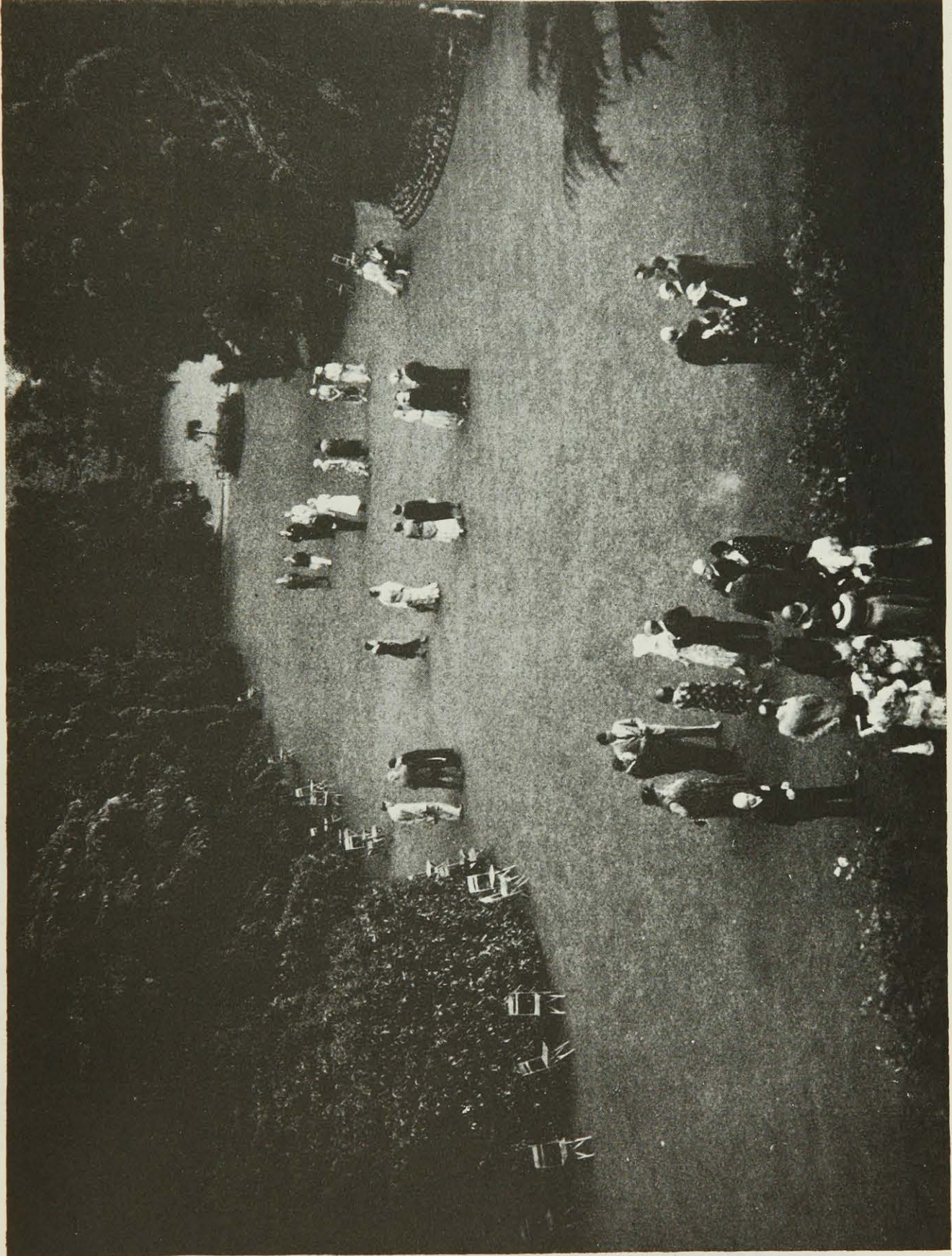
Vieles, was im kleinen Kreise ohne weiteres zugegeben wird, pflegt man in der Öffentlichkeit auf das hartnäckigste zu leugnen. Man beschwert sich über die puritanische und strenge Beurteilung, die allem zuteil wird, was mit sex zusammenhängt, aber man erzieht trotzdem seine Kinder in dem Glauben, als ob es nur *eine* verfehlte Einrichtung in dieser schönen Welt gäbe: *sex*. Wer freimütig zugibt, daß England ein demoralisiertes Land ist, wird trotzdem über jeden Versuch erschrecken, der die Beziehungen der Geschlechter bequemer und weniger geheimnisvoll zu gestalten sucht. Noch heute ist in den englischen Seebädern das Sonnenbaden am Strand im allgemeinen verboten. Schon das Spaziergehen im Badeanzug gilt als unschicklich. Um die Konkurrenz mit der französischen Küste aufnehmen zu können, haben einige besonders fortschrittliche Orte kürzlich den Badeanzug als offizielles Strandkostüm zugelassen. Wer ganz sicher gehen will, fragt vorher bei der Badeverwaltung an. Er wird dann als Antwort bekommen, daß die Badeverwaltung bestimmt keine Einwendungen machen wird, vorausgesetzt, daß die übrigen Gäste keinen Einspruch erheben. Der Engländer ist sehr groß darin, hinter jedem Wort eine sexuelle Bedeutung, Zweideutigkeit oder Möglichkeit aufzuspüren — man darf es sich nur gegenseitig nicht merken lassen. Überall wird eine Liebesgeschichte vermutet, und mit Genuß stürzt jeder — schon um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken — auf die vermeintlichen Opfer. Ein Abendessen mit einem weiblichen Wesen bedeutet bereits in den Augen der andern tiefe Liebe. Junge Leute werden durch Neckereien zur Verzweiflung getrieben. In dieser Beziehung ist man von einer penetranten Unbeholfenheit und Unzartheit. Man hat Angst vor Eros, ob er sich nun normal oder — wie man das nennt — anormal darbietet. Man erlaubt seinen Kindern kaum ein offenes Wort, aber man schickt sie — aus Prestigegründen — auf die berühmten uralten Schulen, wo es so gut wie unmöglich ist, unverdorben zu bleiben.

In keinem Land tritt der Unterschied zwischen Wissen und Handeln so auffällig hervor wie in England. Der Verstand vermag überkommene Formen nur sehr langsam zu wandeln. Es gibt eine Auffassung, die darin großen Vorteil und Schutz sieht. Alles spielt sich privat ab, sozusagen im drawing room. Alles ist eingeschlossen von den hohen Hecken und Mauern, an denen man auf Autotouren immer und ewig entlangfährt. In London gibt es — außer den „berühmten“ Nachtclubs — nur zwei oder drei Lokale, die man nach Theaterschluß besuchen kann. Die Gelegenheit auszugehen ist für Liebespaare sehr gering. Am bequemsten hat man es noch im Gebüsch des Hydeparks. Das „gemütliche“ Gartenrestaurant existiert nicht. In London versucht man Neuerungen, die Provinz lebt noch mitten im victorianischen Zeitalter. Es sieht so aus, als sollte es den jungen Leuten unmöglich gemacht werden, sich vor der Ehe kennenzulernen. Daher so viele übereilte Eheschließungen. Als verheiratete Frau genießt man dann übrigens viel mehr Freiheit denn als Mädchen.

Es scheint heute, als ob man einfacher und grader denken lernen wolle. Es finden sich Anzeichen, daß man den Wunsch hat, sich der kontinentalen Mentalität zu nähern. Offensichtlich wittert man wieder einmal die Forderungen der nahen Zukunft: man wünscht unter keinen Umständen den Anschluß an die Vereinigten Staaten von Europa zu verpassen.

Nur das Linksfahren wird man auf der Insel nie aufgeben.





Hans Rothe

Englische Teegesellschaft





Keystone

Englische Rudermädchen („Nippies“)



Associated Press

Englische Fußballer





General Photographic Agency

In Hampstead vor vierzig Jahren





Ringl und Pit (Mauritius)  
Marieluise Fleißer



Hans Fallada



Straße in Wittenberge

Ewald Israel



# Das Groß-Stankmal

Bericht aus einer deutschen Kleinstadt von 1931

Von

*Hans Fallada*

Wie alle Geschichten — nicht nur die aus der Kleinstadt — fängt es mit einem Garnichts an, und wie alle Geschichten wird es später riesengroß — für eine Kleinstadt.

Pumm, der stellungslose Junglehrer Pumm, der sich im Nebenberuf ein paar Groschen durch die Berichterstattung für die sozialdemokratische „Volksstimme“ verdiente, dieser Pumm also war an einem schönen Sonntagnachmittag von seinem derzeitigen Mädchen versetzt worden und schlenderte etwas ziellos über den Markt seines Heimatstädtchens Neustadt. Am Ende des Markts stand auf einem Holzpodest Wachtmeister Schlieker und regelte den Verkehr, der heute wirklich lebhaft war. Der ganze Autoverkehr von Hamburg zu den Ostseebädern geht über Neustadt. Vielleicht darum, zur Hilfe, stand hinter Wachtmeister Schlieker ein zweiter Wachtmeister, Weiss, mit einem Notizbuch.

„Was machen Sie denn da?“, fragte Pumm. „Sind Sie Autofalle, Weiß?“

„I wo, Herr Pumm“, krächzte Weiß. „Wir brauchen doch kein Geld. — Ich statiste.“

„Was sind Sie? Statist?“

„Statistik“, belehrte den Lehrer der Stadtsoldat Weiß erhaben. „Statistik, Herr Pumm. Ihr Genosse, Bürgermeister Wendel, will wissen, wieviel Kraftfahrzeuge an einem Sonntag durch Neustadt fahren.“

„Warum denn?“ fragte Pumm. „Sagen Sie es schon. Ich gebe 'ne Zigarre aus.“

„Keine Ahnung, Herr Pumm. Ehrenwort. Keine Ahnung.“

Pumm dachte scharf nach, fragte nach den bisherigen Zahlen, sagte erstaunt: „So viele“, und blieb stehen, mitzuzählen. Bis Mitternacht. Sie lösten sich manchmal ab, einen heben, aber im allgemeinen zählten sie gemeinsam und genau.

Wie gesagt, damit fing es an.

Am nächsten Tag stand in der „Volksstimme“ an der Spitze des lokalen Teils ein längerer Riemen, und zwar dahin gehend: „Unsere schöne Vaterstadt Neustadt ist gestern von morgens sechs bis Mitternacht von 13 764 Kraftfahrzeugen passiert worden. Durch Rückfrage bei den Gastwirten am Marktplatz wurde festgestellt, daß 11 (elf!) auswärtige Wagen in Neustadt Station gemacht haben. Das ist noch nicht eins pro mille!! . . . Wir unterbreiten diese Feststellungen unserm sonst so rührigen Verkehrsdezernenten, Herrn Bürgermeister Wendel, zur Kenntnisnahme. Hier muß etwas geschehen, hier muß ein Anreiz geschaffen werden, um diesen unerhörten Strom kapitalkräftigen Großstadtpublikums unserer Stadt nutzbar zu machen . . . Wie wäre es mit der Errichtung einer modernen Großtankstelle auf dem Marktplatz?“

Der Artikel erschien am Montag Mittag um ein Uhr. Den ganzen Nachmittag suchte der Magistratsdiener Wrede den Lehrer Pumm. Neustadt hat 40 000 Einwohner, ein Mensch muß also in der Stadt zu finden sein. Gegen sieben fand Wrede



Herrn Pumm im Café von Gotthold. Gottholds Café ist berühmt für sein gutes Gebäck und für sein Hinterzimmer. Herr Gotthold, der in eigener Person serviert, kommt nie ungerufen in dies Hinterzimmer, und auch dann räuspert er sich noch vernehmlich.

Dort setzte Pumm das Honorar für seinen Artikel in Kaffee, Kuchen und Liebe um. Die verpaßte Verabredung wurde nachgeholt.

„Sie sollen zum Bürgermeister kommen“, sagte Magistratsdiener Wrede.

„Ja, ja“, sagte Pumm und war sauwütend. „Glotzen Sie nicht so, Mensch, das ist ein Mädchen! Haben Sie noch nie ein Mädchen gesehen?“

„Ich soll Sie mitbringen, Herr Pumm“, sprach Wrede und starrte unerschütterlich auf die Beine der Däme. „Ich suche Sie schon seit drei.“

„Wenn Sie ein Wort reden —!“ schrie Pumm und besann sich. „Also trinken wir einen Kognak?“

„Immer, Herr Pumm“, sagte Wrede.

Der Bürgermeister war wirklich noch auf dem Rathaus, um sieben Uhr fünfzehn.

„Sie haben da einen Artikel geschrieben, Genosse Pumm.“

„Ja —?“ fragte Pumm.

„Den Artikel hätten Sie nicht schreiben sollen, Genosse Pumm.“

„Nein —?“ fragte Pumm.

„Der Artikel erregt böses Blut. Die Gastwirte am Marktplatz fassen ihn als eine Beleidigung auf, daß sie nicht anziehend genug sind für die Großstädter.“

„Aber . . .“ fing Pumm an.

„Sie hätten mich vorher fragen sollen, Genosse“, sagte der Bürgermeister ernst.

„Aber, Herr Bürgermeister“, begann Pumm flehentlich, denn hier ging es um mehr als einen Artikel, hier ging es um seine Anstellungsmöglichkeit in Neustadt. „Ich habe doch schon öfter für die ‚Volksstimme‘ geschrieben . . .“

„Weiß ich“, sagte der Bürgermeister, „weiß ich alles. Aber hier handelt es sich um etwas anderes, hier handelt es sich um eine Idee!“

„Eine Idee —?“

„Mit der Groß-Tankstelle, ja. Eine neue Idee. So etwas darf nicht unvorbereitet kommen. Jetzt weiß kein Mensch, was er davon halten soll, und alle denken sich selbst was aus. Was glauben Sie, was Sie da angerichtet haben!“

Schließlich ging Pumm nach Haus, er war durchgerüttelt und durchgeschüttelt. Er hatte dem Bürgermeister in die Hand versprochen, fürder keine Ideen ohne Erlaubnis mehr zu haben, keine neuen jedenfalls. Doch konnte solche interne Abmachung den Gang der Ereignisse nicht aufhalten. Es geschah einiges, zum Beispiel dies:

Im Neustadter General-Anzeiger erschien eine Entschliebung der Gastwirteinnung, die mit Entrüstung die Verdächtigung zurückwies, ihre vollständig auf der Höhe der Großstadt stehenden Lokale könnten keinen Anreiz auf die Automobilisten Hamburgs ausüben. Der General-Anzeiger selbst bezweifelte die Richtigkeit der Statistik.

Die Drogisten Maltzahn und Raps, der Fahrradhändler Behrens, die auf stadteigenem Bürgersteig Tankstellen an den Zufahrtstraßen zum Markt hatten, erhoben Einspruch dagegen, daß ihnen von ihrer eigenen Verpächterin, der Stadt, Konkurrenz durch Errichtung einer Großtankstelle gemacht werden sollte.



Derop und Shell, bisher in Neustadt noch nicht vertreten, bewarben sich um die neue Großtankstelle.

Ilona Linde, Wirkerin in der Strumpffabrik von Maison, hatte einiges von ihren Eltern und Mitarbeiterinnen wegen eines gewissen Gotthold-Geschwätzes auszustehen. (Der Kognak hatte Wredes Mund nicht plombiert.) Ob es wahr sei, daß sie ihre Strumpfbänder in Gegenwart des Boten Wrede festgemacht habe?



Marcel Frischmann

Für Pumm fielen die Nebeneinnahmen von der „Volksstimme“ fort. „Soviel Scherereien, wie ich von Ihrem Quatsch habe!“ schimpfte Redakteur Kaliebe.

Schweigen um die Großtankstelle. Aber jedenfalls mancher Gastwirt dachte: „13 764 Kraftfahrzeuge . . . Hätten wir doch! Aber . . . Kann man jetzt noch etwas tun, nach dieser Entschließung? Nein, aber ein anderer . . .“

Schweigen um die Großtankstelle. Bis Maurermeister Puttbreese, der bekanntlich fast alle städtischen Bauten bekam, im Wirtschafts- und Verkehrsverein einen Antrag einbrachte, durch den städtischen Verkehrsdezernenten den Magistrat zu ersuchen, ob nicht vielleicht doch eine zu errichtende Großtankstelle den Verkehr zu heben geeignet sein würde. Welche Pachtsummen waren etwa für die Stadt zu erzielen?

Bürgermeister Wendel, Vorsitzender des Wirtschafts- und Verkehrsvereins, ersuchte Bürgermeister Wendel, den städtischen Verkehrsdezernenten, einen Antrag an den Magistrat und die Städtischen Kollegien auszuarbeiten . . . Einstimmig angenommen!

Einstimmig angenommen!! „Großtankstelle auf dem Marktplatz gesichert“, schrieb die „Volksstimme“. „Unsere Anregung einer Großtankanlage von den Städtischen Körperschaften aufgenommen“, schrieb der General-Anzeiger.

Pumm durfte wieder für die „Volksstimme“ schreiben. „Das war ja so ein Quatsch damals“, sagte Redakteur Kaliebe.

Pumm hatte eine Unterredung mit dem Bürgermeister. „Vielleicht vorläufig aushilfsweise beim Gymnasium. Mal sehen.“, sagte der Bürgermeister. „Ihr Vorschlag ist gar nicht so übel. Trotzdem mir ja allerdings bei der Zählung ähnliches vorschwebte.“

Das Städtische Hoch- und Tiefbauamt wurde mit der Ausarbeitung der Pläne für die Großtankanlage beauftragt. Nun war die Sache so: Stadtbaurat Blöcker



war Stahlhelmmann, wenn nicht Schlimmeres. Jedenfalls hatte er sich zum Volksentscheid Landtagsauflösung eingetragen. Andererseits mußte zugegeben werden, daß der Marktplatz, durch die Grotenstraße geteilt, in zwei Hälften zerfiel. Auf der einen Hälfte steht die 1926 mit Kommunalanleihe gebaute einzige städtische Bedürfnisanstalt für Herren und Damen. Kostenaufwand seinerzeit 21 000 Mark. Auf der andern Hälfte des Marktplatzes hinwiederum steht das Kriegerdenkmal 1870-71. Gußeisernes, übermannshohes Gitter (gotisch), vier rotpolierte Granitstufen, dann mehrere Granitwürfel, grau und schwarz, mit erzenen Adlern, unordentlich hingepackten Kanonenrohren, alles mit Lorbeer verziert, und obenauf ein Mann mit einer gußeisernen Fahne an einem abgebrochenen Eisenstecken.

„Um“, stellte der Vorbericht von Stadtbaurat Blöcker fest, „um eine ungehinderte, verkehrspolizeilich einwandfreie Zu- und Abfahrt zu der geplanten Großkraftstoffabgabestelle zu schaffen, müßte entweder auf der nördlichen Marktplatzhälfte die Städtische Bedürfnisanstalt oder aber auf der südlichen Hälfte das Heldenmal entfernt werden. Vor Ausarbeitung der endgültigen Pläne wird um Entscheidung dieserhalb stadtbauamtlicherseits gebeten.“

„Da haben wir den Salat“, sagte Bürgermeister Wendel.

Immerhin half Totstellen nichts, weiter mußte man. Durch eine wirklich geschickt vom Bürgermeister eingefädelt Indiskretion gelangte der Vorbericht des Stadtbauamtes zuerst in die Redaktion des General-Anzeigers, der folgendermaßen Stellung nahm: „Man sieht einmal wieder“, schrieb der Leitartikler, „wie wenig vorausschauende Wirtschaft von den Herren Roten getrieben wird. Hätte man die mit einem enormen Kostenaufwand auf sozialdemokratischen Antrag hin erbaute Bedürfnisanstalt gleich in das äußerste nördliche Ende des Marktplatzes gesetzt, statt fast in die Mitte, würde es jetzt keinerlei Schwierigkeiten für unser großzügiges Verkehrsprojekt geben. Eine Verlegung des Heldenmals unserer Altvordern, das in diesen Zeiten der Demütigung so manchem stillen Trost und Erhebung gibt, kann natürlich nicht in Frage kommen.“

Die „Volksstimme“ schwieg.

Auf der Redaktion des General-Anzeigers aber erschien Kinobesitzer Hermann Heiß mit einem „Eingesandt“: „Warum nicht im Heldenhain?“ Der Einsender, von vaterstädtischem Feuer belebt, regte an, das Heldenmal 1870-71 in den Heldenhain am Stadtpark zu überführen. „Dort ist der gegebene Ort, bei unsern Gefallenen aus dem Weltkrieg!“ Zähneknirschend mußte die Redaktion des General-Anzeigers dieses „Eingesandt“ ihres besten Inserenten bringen, trotzdem sie die Schiebung durchschaute: Heiß war Reichsbannermann.

Am nächsten Tag brachte die Volksstimme einen kurzen, aber entschiedenen Bericht, in dem sie sich den so überraschend sachlichen und zweckmäßigen Vorschlag des General-Anzeigers zu eigen machte: „Das Heldenmal in den Heldenhain!“

Darauf brachte wieder der General-Anzeiger 1. einen Hinweis, daß Anregungen unter „Eingesandt“ ohne Verantwortung der Redaktion erschienen. „So beachtenswert der Vorschlag unseres geschätzten Mitbürgers Heiß auch sein mag, halten wir die Frage doch noch nicht für geklärt genug, um endgültig dazu Stellung zu nehmen. Wir geben darum 2. Herrn Stadtmedizinalrat Sernau Gelegenheit, sich dazu zu äußern.“ Und Sernau: „Treten wir unsere Kulturgüter mit den Füßen?!“ — „Jawohl, schleppen wir nur alles, was uns an eine Zeit erinnert, in der wir siegreich



und stark waren, aus unseren Augen! Wälzen wir uns in unserer Schmach! Statt eines Heldenmals ein Groß-Stankmal, das sind die Zeichen unserer Zeit! Bürgermeister Wendel mag erst einmal dafür sorgen, daß die Wege zum Heldenhain bei Regenwetter passierbar sind! Der Vorschlag, der hier unter „Eingesandt“ erschien, wird jeden Deutschgesinnten empören! Sollen wir die Erinnerungen an unsere Siege verstecken? Das paßte gewissen Herren so!

Niemals!!!“

Am Heldendenkmal lag darauf ein viel beachteter Kranz mit schwarzweiß-roter Schleife „In Treue fest“. Am Häuschen aber fand sich eine Inschrift, „Rotfront lebt“.

Die Bürger zerbrachen sich tagelang die Köpfe: Von wem diese schwer zu entfernende Bemalung? Von den Kommunisten? Von den Nationalsozialisten? Von den Stahlhelmen? Oder von den Sozis? Allen war es zuzutrauen. Nein, keinem! Doch, den Kommunisten schon! Die sind nicht so dumm! Da haben Sie auch wieder recht.

Die nächste Sitzung der städtischen Kollegien zeichnete sich durch das aus, was manche Reporter „brechende Tribüessen. — Abstimmung: elf Stimmen für die Großtankstelle, fünf gegen das Groß-Stankmal. Die andern enthalten.

Gebrüll: Schiebung. Schlägerei auf den Tribünen. Sehr beachtete Auseinandersetzung zwischen dem städtischen Medizinalrat und Herrn Kinobesitzer Heiß:

„Euch Korpsstudenten kennen wir doch!“

„Mit Großstadtunzucht unsere Töchter verseuchen!“

„Sie haben ja gar keine, Herr Medizinalrat!“

„Das geht Sie einen Dreck an!“

Immerhin, das Ergebnis war da, die Großtankstelle prinzipiell genehmigt, das Stadtbauamt wurde um Entwürfe, auszuführen am Platze des jetzigen Heldenmals, ersucht. Lange Zeit, sehr lange Zeit. Dann kamen die Entwürfe. Die Überführung



Eugen Croissant

„Weg von da, du dämliche Taube, sonst bestell ich dich!“

nen“ nennen. Es ging um ziemlich wichtige Geschichten: eine Kläranlage für eine und eine halbe Million, die Erwerbslosenbeihilfen zu Weihnachten, der Verkauf von vier städtischen Grundstücken, die langersehnte Konzession einer Autobuslinie nach Mellen — alles interesselos. Was wird mit der Großtankstelle? Nein, mit dem Groß-Stankmal!

Jede Partei schickte ihren Hauptredner vor. Die Deutschnationalen dagegen. Die Deutsche Volkspartei dagegen. Nazis dagegen. Reichswirtschaftspartei: einerseits nein, andererseits ja. Freie Entschließung ihrer Mitglieder. Staatspartei: andererseits nein, einerseits ja, dito. Zentrum nicht vorhanden. Sozis ja. Kommunisten: gebt uns lieber was zu



des Heldenmals wird 3200 Mark kosten, die Errichtung einer Großtankstelle 42375 Mark. Krieg, wilder Krieg bis ans Messer.

Pumm hat wieder keine Zeitungsarbeit und Ilona ist jetzt sicher, daß sie ein Kind erwartet. Pumm wird nicht mehr vom Bürgermeister empfangen, er wittert Morgenluft und tritt zu den Nazis über.

Architekt Hennies (B. D. A.) macht einen Gegenentwurf, Kosten 17000 Mark inkl. Versetzung des Heldenmals.

Wütender Streit zwischen Stadtbaurat Blöcker und Hennies.

Einem Adler am Heldenmal wird ein Flügel abgebrochen, und in der nächsten Nacht bekommt der Mann obenauf ein mennigrotes Gesicht.

Die Stadtsoldaten müssen von da an Nacht für Nacht am Denkmal Wache schieben. Macht pro Mann eine Stunde Dienst mehr wöchentlich. Das Denkmal wird gereinigt, der Flügel des Adlers bleibt allerdings verschwunden, trotzdem hält der Stahlhelm eine Feier zu Füßen des Denkmals ab. Am Abend dieses Tages kommt es zu heftigen Zusammenstößen zwischen Stahlhelm und Kommunisten, Reichsbanner und Nazis. Die gereizte Stimmung entzündet sich beim Anblick des neuesten S. A.-Mannes Pumm. „Verräter!“ — „Ihr Gestänker!“ — „Hau dem Kerl doch eines in die Fresse!“ — Es geschieht, Ergebnis: ein Toter, drei Schwerverletzte. Der Regierungspräsident legt daraufhin (auf Kosten der Stadt) eine Hundertschaft Schupo nach Neustadt, da die städtische Polizei sich der Lage nicht gewachsen zeige. Der Bürgermeister bekommt einen Rüffel. Im General-Anzeiger erscheint ein ungezeichneter Artikel: „Wenn man zum Bürgermeister mit einer Idee kommt.“

Die Stadt brodeln, Neustadt kocht.

Was man angefangen hat, muß man fortsetzen. Eine Lawine hört erst auf zu rollen, wenn sie unten liegt. Neuerliche Sitzung der Städtischen Kollegien: Voranschlag Stadtbaurat Blöcker. Kennwort: „Großkraftstoffabgabestelle“. 42375 plus 3200 Mark. Voranschlag Architekt Hennies (B. D. A.) Kennwort: „Modern“. 17000 Mark. Mit den Stimmen der Sozialdemokraten, der Staatspartei, eines Teils der Reichswirtschaftspartei und der Kommunisten (sic! sagt der General-Anzeiger) wird der Voranschlag Hennies angenommen.

Der Bau der Großtankstelle ist beschlossen.

Gebrüll. Gelächter. Gebrüll.

Da erhebt sich Fabrikant Maison (deutschnational) und begründet namens seiner Fraktion folgenden Zusatzantrag: „Die Städtischen Kollegien wollen beschließen, daß die geplante Großtankstelle so eingerichtet wird, daß an ihrer Erpachtung paritätisch sämtliche größere Benzinproduzenten teilnehmen. Begründung: es erscheint unbillig, einer Firma gewissermaßen ein Monopolrecht auf Brennstoffe in unserer Stadt einzuräumen. Auch würde damit der Zweck verfehlt werden, auf *alle* Kraftfahrer der Großstadt, die bekanntlich die verschiedensten Brennstoffe benutzen, einen Anreiz auszuüben. Man erbaue die Tankstelle so, daß vier oder sechs Firmen gleichzeitig nebeneinander ihre Brennstoffe anbieten und abgeben können.“

Bürgermeister Wendel verliert den Kopf: „Aber das ist unmöglich, meine Herren. Ich appelliere an Ihre Vernunft! Jede Firma hat natürlich nur ein Interesse daran, wenn sie die Tankstelle allein kriegt.“

Fabrikant Maison: „Ich danke Herrn Bürgermeister für sein Kompliment. Mit



solchen Beschimpfungen stützt er seine Meinung schlecht. Nach meiner kaufmännischen Erfahrung läßt sich das ausgezeichnet machen. Ich stelle mir das sehr hübsch vor, sehr anziehend: sechs, acht Kojen mit den verschiedenen Beschreibungen nebeneinander. Sechs, acht Tankwärter, sind wir gleich sechs, acht Arbeitslose los.“

Gebrüll, Gelächter, Gerede, nein, bitte, Reden. Abstimmung.

Der Zusatzantrag Maison wird mit sieben Stimmen Mehrheit angenommen. Das paritätische Großtankmal ist gesichert. Bleich erhebt sich am Pressetisch Architekt Hennies: „Bei diesen Veränderungen wird mein Kostenvoranschlag natürlich hinfällig.“

Herr Stadt-Medizinalrat bittet um Auskunft, wieso Herr Hennies am Pressetisch sitzt. Der Bürgermeister weiß es nicht, Herr Hennies ist rausgegangen.

Aus dem allgemeinen Tumult erhebt sich der Stadtverordnetenvorsteher Genosse Platau: „Meine Herren!“ ruft er. „Meine Herren!“ Es wird still, denn Platau erfreut sich selbst auf dem rechten Flügel gewisser Sympathien, da er im Felde zwar seinen Arm verloren, aber das E. K. I bekommen hat. „Meine Herren, ich halte es nicht für richtig, daß wir diese Sache so in der Schwebe lassen. Einerseits ist nun beschlossen worden, die Großtankstelle —“

„Das Stankmal!“

„Ich mag Benzin eigentlich ganz gerne riechen. — Einerseits also soll sie errichtet werden, andererseits soll sie für sechs oder acht Firmen ausgebaut werden. Und dann kriegen wir keinen Pächter.“

„Sehr richtig!“

Unter diesen Umständen schlage ich vor, wir beschließen: eine Großtankstelle wird *nicht* errichtet. Dadurch ersparen wir der Stadt Kosten, vernichten einen Streitapfel und erhalten dem Marktplatz seinen schönen gewohnten Charakter. Das ist auch produktive Arbeit. Meine Herren —!“

Allgemeine Verblüffung. Ernste nachdenkliche Gesichter. Der Antrag ist formal nicht richtig eingebracht, es erhebt sich aber kein Widerspruch, daß sofort über ihn abgestimmt wird. — Es wird abgestimmt.

Spannung. Atemloses Schweigen. Spannung.

Ergebnis: einstimmig (einstimmig!) angenommen! Von Rechts bis Links Einigkeit: keine Großtankstelle! Strahlende Gesichter. Neustadt hat wieder Frieden.

Ein stark anrühig gewordener Herr Pumm verläßt unter Hinterlassung eines kräftigen Knaben seine Vaterstadt. Er hat fest beschlossen, nie wieder eine neue Idee zu haben.



Eugen Croissant

„Jawoll, meine Herren, verachtet mir nur nicht über der Seele den edlen Körper!“



# Leitfaden für Emigranten

Von

*Helene Eliat*

**E**in napoleonischer Offizier, der später in die Dienste der Bourbonen trat, wurde nach den Gründen seiner Untreue gefragt. Er sagte: „Ich habe fünf Gründe: eine Frau und vier Kinder.“

Es gibt Emigranten, die wandern um ihrer Kinder willen aus, sie wollen der jungen Brut den Lebenskampf erleichtern.

Andere wiederum folgen der entgegengesetzten Gedankenführung. Sie sagen: wir sind allein, ohne Anhang und Verpflichtung, wir dürfen uns einem neuen Leben ausliefern, wir schädigen niemanden, wenn es mißlingt.

So bedeutet den einen die Auswanderung Wagnis, den anderen Sicherheit. Die Gefühle passen sich hier wie zumeist dem Bild an, das jeder in die Seele seines Nächsten zu werfen wünscht. Um der Kinder willen darf man vorsichtig sein, aber eine egoistische Handlung muß vom Glorienschein des Mutes überglänzt werden.

Es fragt sich nun: wieviel Mut gehört in jedem Fall zur Auswanderung, und in welchem Verhältnis steht der Nutzen zum Aufwand an Kraft.

*Eine* Heimat ist eine Angstheimat. Wir leben in einer Zeit, da die Heimat nicht wie früher sicheres Fundament des Privatlebens ist, sondern überall in das Privatleben eingreift. Das erschreckte Individuum, noch beschäftigt, den bereits erlittenen Schaden auszugleichen, ersinnt in seiner Phantasie neu zu erwartende Übergriffe, um ihnen begegnen zu können. Es kommt auf furchtbare Gedanken und verzweifelt an seiner Anpassungsfähigkeit. Es wagt nicht mehr zu planen, und gleichzeitig fühlt es sich von aller Lebenslust verlassen, denn wo gibt es noch Lebensfreude, wenn die Sicherheit des Gewohnten aufhört und die Flucht in die Zukunft von Aussichtslosigkeit versperrt ist.

Aber die Aussichtslosigkeit ist nicht nur in der Heimat.

Der historische Emigrant erhielt seine Lebensmöglichkeiten von dem Gastvolk. Man hatte Interesse, Industrien zu verpflanzen. Stadtbewohner wurden gesucht und gern angesiedelt. Heute sind die Industrien überfüllt, und als Boden bietet man dem Fremden den Tanzboden. Die Völker der Erde unterscheiden sich in ihrer Gastlichkeit nur, indem sie den Einwanderer gänzlich aussperren, oder ihm, wie ein Hotelier, Unterkunft gewähren, keinesfalls aber darf das Entgelt hierfür mit der für die Einheimischen gesicherten Arbeit erworben sein. Erst Import der Subsistenzmittel gibt Aufenthaltsberechtigung. So verengert sich der Kreis der Emigranten, wenn fast nur Kapitalbesitzende auswandern können, in einem Augenblick, da das Interesse des Staates dahin geht, den Kapitalismus zu vernichten, um der einzige Kapitalist zu bleiben. Unterdessen flüchtet das Privatkapital von einem Unterschlupf zum andern, verwandelt sich auf seinem Weg, wie der Zauberer im Märchen; wird von der Ware zum Scheck, dann zu Gold, wird nach neuen Alarmmeldungen zu Silber, Kupfer, Weizen; und überall erjagt es der Fiskus mit neuen Gesetzen. Das ist schlimm für den Emigranten, denn Geld und Geltung fallen bei ihm zusammen. Seine Persönlichkeit reicht so weit,





Eine Miß Thomson mit Känguruh am Trafalgar Square



Spaziergang im Hyde Park

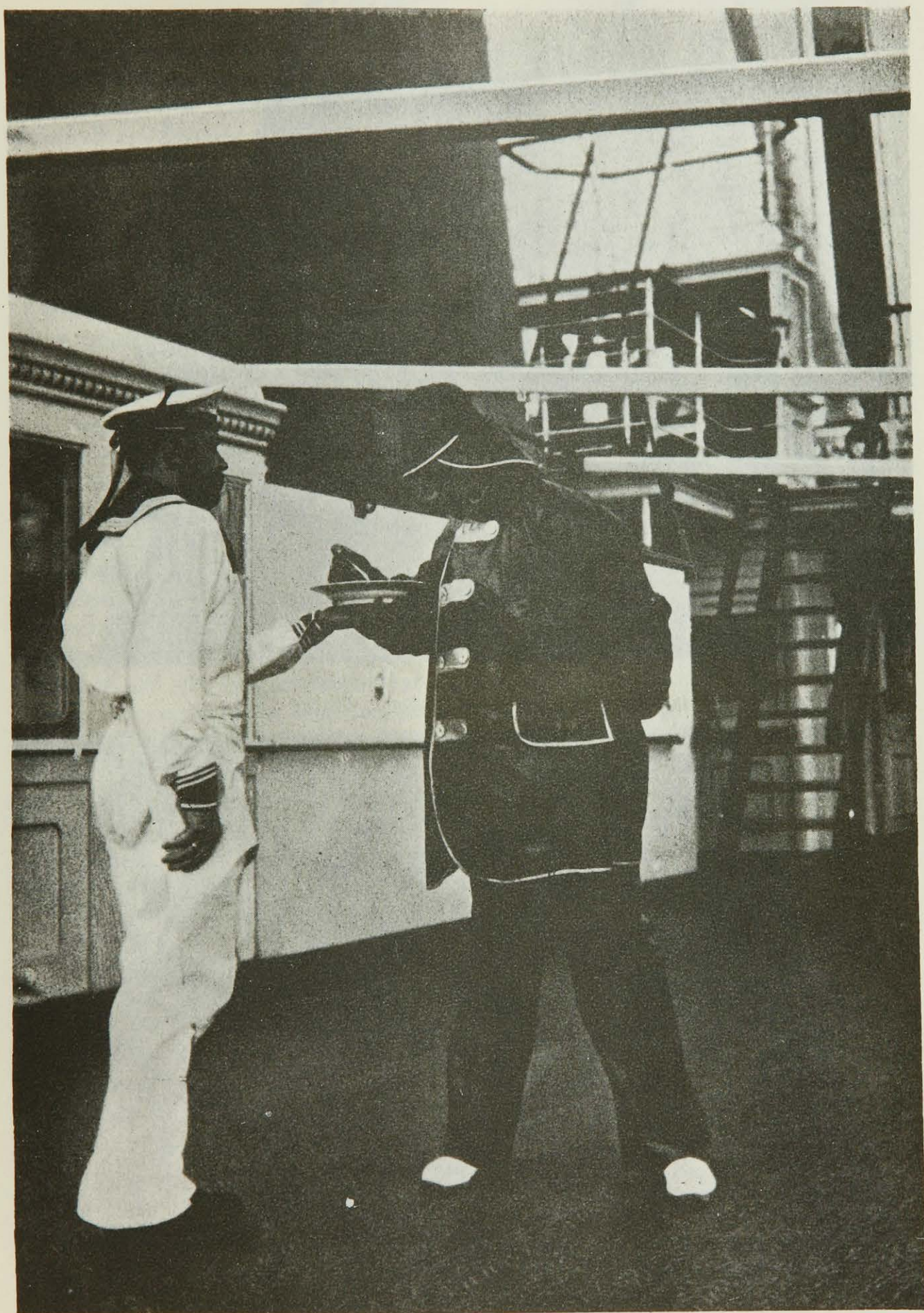
Barnabys





Touchagues, Karneval in Nizza (Oel)





Wilhelm II. bei der täglichen Probe der Mannschaftskost auf dem Schiff „Hohenzollern“ (1913)





Gruß aus Potsdam 1932



wie er sich oder anderen etwas kaufen kann. Im fremden Land ist er ein Neugeborenes, aber ohne Familie und das Wohlwollen, das kleine Kinder genießen.

Kann ein Mann, trotz der erbitterten Schwierigkeiten, eine Arbeit im Ausland finden, so faßt er schneller Wurzel. Männer ziehn in fremde Erdteile, aber immer bleiben sie in der vertrauten Welt von Angebot und Nachfrage. Überall erwarten sie lieblich gescheitete Sekretärinnen, beim zarten Geläut der Schreibmaschinen. In Frankreich rufen sie „Allò“ ins Telefon, in England sagen sie „Oh“ statt Null, und schon sind sie international angepaßt. Sie tragen ihre Berufe wie Vereinsabzeichen. Jede verwandte Innung empfängt sie mit bereitwillig geöffnetem Schnellhefter für ihr „Geehrtes“.

Will der Mann sich dem Genuß zuwenden, so hat er noch weniger Schwierigkeiten. Aber welch ein Irrtum, zu glauben, daß Genuß Vergnügen ist. Dauernden Erfüllungen ausgesetzt zu sein, ist das Anstrengendste was es gibt. Andererseits fehlen in der Fremde die Bindungen, die jeder vom ersten Atemzug an im Vaterland erwirbt, Bindungen, die, nicht geachtet und häufig lästig, das Leben trotzdem vertraut machen, weil sie dessen unüberschliches Ausmaß in zahllose kleine Pflicht- und Gewohnheitsstationen aufteilen. Auf dem Heimatsboden kann der Mensch seinen Daseingang beruhigt von einer Bindung zur andern abschreiten, ohne Gefahr, in die schreckliche Leere der Freiheit zu fallen.

Am meisten leiden die auswandernden Frauen. Sie sind konservativ, und bei aller Abenteuerlust suchen sie etwas ganz Neues, das genau dem Altgewohnten entspricht. Überall hin schleppen sie den Rahmen früherer Erwartungen, der dann inhaltlos vor dem neuen Horizont steht. Sie leben mit zerrissener Seele und einigen Kissen und Aschenschälchen von „zu Haus“. Sie hocken neben einem Telefon, das stumm bleibt. Die von Freude oder Kummer erfüllte Seele möchte sich ergießen, aber keine vertraute Nummer verspricht einen verständnisvollen Empfänger. Ein junges Ehepaar wurde nach Florenz versetzt, viel beneidet vom ganzen Freundeskreis. „So eine schöne Stadt“, sagte man, „das herrliche Klima, billiges Leben.“ Die junge Frau aber fragte verzweifelt: „Wen soll ich denn dort früh morgens antelefonieren?“

Die vertrauten Bindungen, ebenso wie die Meinung der andern, „das, was der Nachbar von einem hält“, sind ein Besitz, der in keine Währung umzuwechseln ist. Man wird in der Heimat bestätigt, ohne demonstrieren zu müssen, und lebt aus den Kräften eines Motors, der von der Achtung gespeist wird, die unsere Person genießt. Es müssen in der Fremde neue Bindungen geschaffen werden, um das Leben dort erträglich zu gestalten. Man konstruiert Luftschlösser, wenn zuvor nicht der notwendige Boden unter das neue Lebensstück geschafft wird, eine neue Idee neuen Lebensinhalt gibt. Aber schon Horaz klagt: den Himmel, nicht den Geist wechseln die, die über das Meer fahren . . .

Unterdessen geht, allen Schreckensprognosen zum Trotz, das Leben in der Heimat weiter, erhält sich auf unbegreifliche Weise, wie das Öllämpchen der Muttergottes. Der Grund dafür ist vielleicht die unübersehbare Größe eines politischen Unglücks. Sein Radius ist so riesenhaft, daß es sich nur langsam vorwärts bewegen kann.

Ewiger Trost aller Bedrängten, daß die Besiegten dauern, während die Siege vergehn.



# Krise und Privatleben

Von

*Alfred Polgar*

Daß es allen oder zumindest den Meisten schlecht geht, befreit von vergeblicher Mühe, bei andern Hilfe zu suchen. Sehr viel Kränkung und Demütigung erspart man sich so, sehr viel Hader mit dem eigenen Gott, dem man nicht vorwerfen kann, daß der des Nachbarn besser sei. Wo alles jammert, schafft Jammern keine Erleichterung; vom Mitgefühl, das sich manche vielleicht noch leisten können, käme ja auch nur ein so verschwindend geringes Bruchteilchen auf den Einzelnen!

\*

Wedekind sagt: Das Leben ist eine Rutschbahn. In Krisenzeiten wie jetzt erweist das Diktum seine Richtigkeit. Überall neigen sich die Ebenen und werden schief, die Technik des Hinabgleitens vervollkommnet sich, jeder kommt dran, und da es in der menschlichen Natur liegt, noch aus dem Schlechten Gutes herauszuholen, finden viele langsam Geschmack an der Rutschpartie. „Dalles muß lustig sein“, sagt man in Wien.

\*

Geteiltes Leid ist halbes, also ist mit Millionen geteiltes nur noch millionstel Leid. Elendes Wetter, das du hast, ärgert dich naturgemäß viel weniger, wenn überall der Himmel finster ist und überall der graue Regen niedergeht.

\*

Das Glück ist abgebaut und somit auch der Neid. Die Möglichkeiten sind klein geworden und somit auch die Wünsche. Die Hoffnungen sind auf ein Mindestmaß reduziert und somit auch die Enttäuschungen. Daß die Zukunft so dunkel ist, macht die dunkle Gegen-

Von

*Marieluise Fleißer*

Quo usque tandem abutere Catilina patientia nostra?

Mein Catilina, gegen den diese Rede geführt wird, ist nur ein Symbol. Er ist keineswegs jener Schurke aus dem klassischen Altertum. Mein Catilina ist ein Phantom, ein Dämon mit gieriger Schnauze, der unsichtbar jeden belauert, ihm die besten Bissen aus der Hand frißt, ehe er sie zum Munde führen kann, und ihm den Lohn für seine Arbeit stiehlt.

Quo usque tandem . . . Ich spreche von unserem Beruf. Wie lange noch werden Dichter verhungern und darben müssen, ohne daß jemand überhaupt Notiz von ihrem Leiden nimmt? Wie lange noch wird man dem Künstler den kargen Obolus für seine Werke in einem Maße kürzen, wie man es niemals den Organisationen der Gewerkschaften und Beamtenverbände zumuten würde, die gegen jeden Pfennig Kürzung ihres Einkommens eine breite Front bilden? Wie lange noch wird man großzügig Millionen für Korruptionsfälle und Skandalprozesse opfern und für Stiftungen und Preise um Kunst und Künstlers willen mit jedem Markstück knausern? Es ist kein Zufall, daß eine bekannte Malerin, Großnichte Menzels, der berühmten kleinen Exzellenz, weit hörbar ankündet, Bilder, also Kunstwerke, Produkte eines schöpferischen Geistes, gegen Sachen zur täglichen Nahrung eintauschen zu wollen, und eine andere Malerin mit immerhin nicht so unbekanntem Namen für das Porträt eines berühmten Zeitgenossen, an dem sie mit besonderer Sorgfalt mehrere Monate arbeitet, gerade soviel Honorar



wart um Grade heller, daß alles ringsum schwer wurde, stellt ein relatives Gleichgewicht her, und die Mühe, sich dem Dasein anzupassen, wie es heute ist, gibt qualvollem Erinnern an das Dasein, wie es einstens war, keinen Raum. Der Misèren sind so zahlreiche, daß wir eine über die andere vergessen. Ein wahres Glück, diese Fülle von Sorgen! Jede einzelne würde uns zerschmettern, alle mitsammen stützen sich wechselseitig, bilden, gegeneinander gespreizt, eine Art Dach. (Letzte Chance bei Haus- und Welteinstürzen.)

erhält, um ein Vierteljahr ihre Wohnungsmiete zahlen zu können. Es ist kein Zufall, wenn ein Lyriker, dessen Gedichte die großen Zeitungen drucken, keinen Verleger findet und seine überflüssigen Verse an private Gönner gegen Wurst und Wein aushökern muß. Es ist kein Zufall, wenn der Präsident einer charitativen Vereinigung der uralten Dichterwitwe, die bettelarm ist, weil sie mit ihren Ersparnissen dem Gatten das Schaffen ermöglichte, mit Repressalien droht, weil er glaubt, daß sie nicht ihre geschilderte Not litte, da

\*

Vorteile der Krise für das Privatleben:

Die persönlichen Gründe zur schlechten Laune lassen sich mühelos hinter den allgemeinen verstecken.

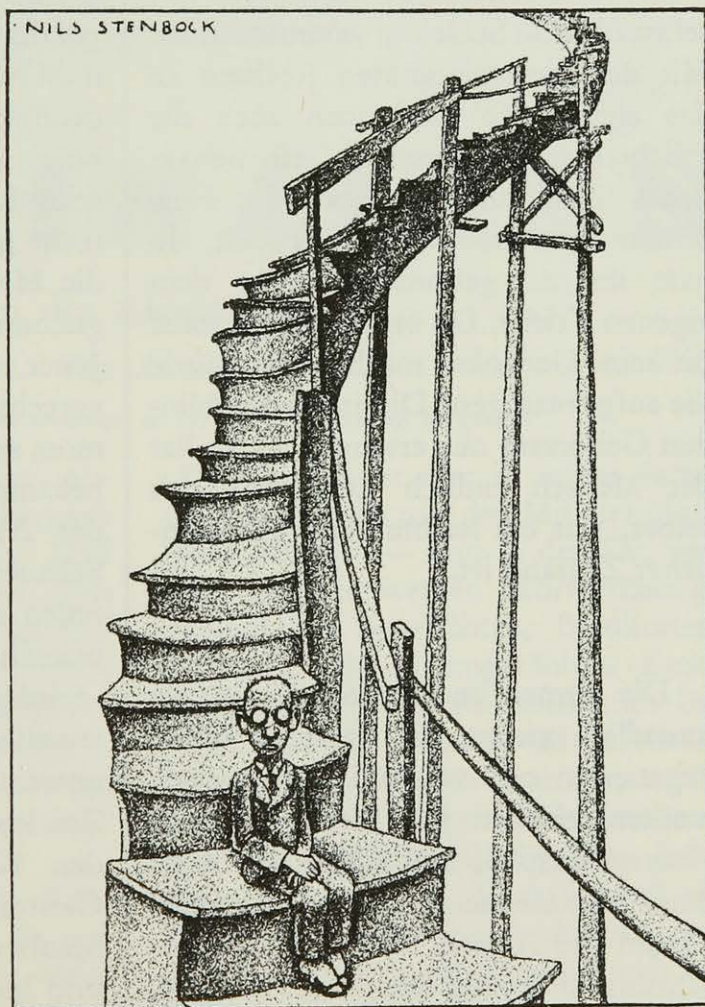
Liebe (der einzige Dienst, den das Individuum dem Individuum leisten kann, ohne an seine oder dessen heiligste Güter, das Geld, zu rühren), alte Kleider und die Klassiker kommen zu Ehren.

Der Egoismus entledigt sich seiner Verschleierungen. Man trägt ihn heute nackt. Hierdurch wird der Verkehr mit dem Nebenmenschen um vieles einfacher und sauberer.

Das Falsche und Brüchige vieler sogenannter Lebensfreuden wird offenbar. Es zeigt sich in den meisten Fällen, daß Vergnügen kein Vergnügen ist.

Hebung der Moral: Der Mensch, weil er aus Mangel an Mitteln nirgendwo anders hingehen kann, geht in sich.

Bridgespielen erscheint sittlich gerechtfertigt.



### *Von Stufe zu Stufe*

„Früher wußten sie noch  
meinen Namen —  
jetzt sagen sie mir schon  
„Direktor“ ...“



Und die Steigerung der Lebensangst hat Minderung der Todesangst zur Folge.

\*

Wir sind in die Krise „einrückend gemacht“ worden, wie seinerzeit zum Militär (Freiwillige tun diesmal wenige mit). Niemand kann mehr über sich selbst bestimmen: das bedeutet schöne Ersparnis an Entschlußkraft und geistigem Aufwand. Der Wirkungs-Radius des freien Willens ist auf ein Winziges zusammengeschrumpft, du lebst weniger als du gelebt wirst, bist also nur mehr zu lächerlich geringem Teil dir selbst für dein Schicksal verantwortlich. Mit den eingeschränkten Rechten an das eigene Ich erscheinen auch die Pflichten gegen dieses auf ein behagliches Minimum herabgesetzt. Eine höhere Gewalt, die Not, befiehlt, du hast ihr zu gehorchen, nicht dem eigenen Triebe. Du brauchst und sollst dir keine Gedanken machen, das würde die aufgezwungene Disziplin, den blinden Gehorsam nur erschweren. So hat der Mensch endlich Ruhe vor sich selber, was ein leichter und bekömmlicher Zustand ist.

\*

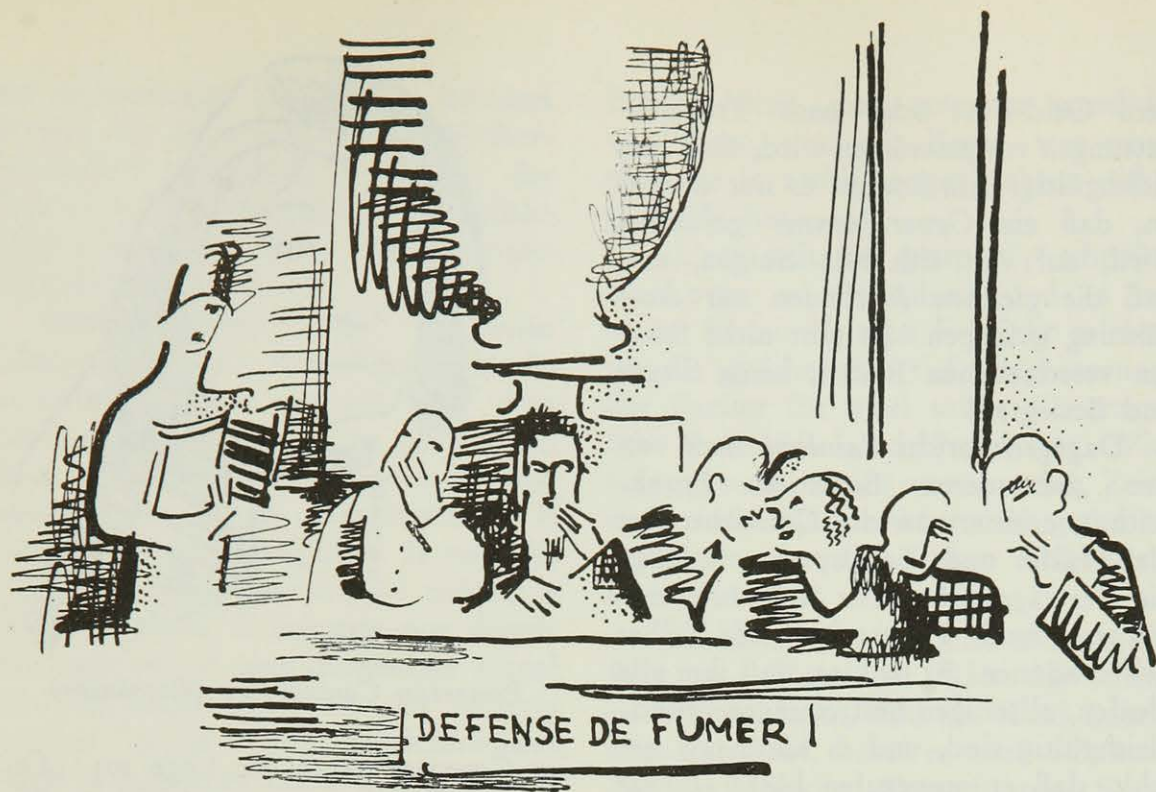
Die Armen und die Schnorrer, die unendlich vielen, die immerzu unten vegetierten und vergeblich nach oben wollten, erleben jetzt das großartige Naturschauspiel, daß dieses Oben zu ihnen hinuntersteigt. Es ist vollbracht! Traum der Armen, daß ihre Lebensführung sich jener der Bessersituierten angleichen möge, geht, auf umgekehrtem Wege, in Erfüllung. Wie wunderbar: das Ziel, das sie nie zu erreichen wußten, erreicht jetzt sie. Und das Niveau, auf das sie nicht kommen konnten, kommt zu ihnen!

sie ihm geringe Einnahmen aus einer Ausstellung der Werke ihres Mannes verheimlicht habe. Wir Geistigen sind den Stürmen aus allen Windrichtungen preisgegeben, ob sie nun aus den Bezirken der Buchverleger, der Zeitungen, der Zeitschriften, des Rundfunks, des Theaters herkommen.

*Patientia nostra . . .* Unsere Geduld ist gespannt wie ein Bogen, der zu zerspringen droht. Unsere Geduld hat Berge abgetragen und Meere ausgeschöpft, aber die Herrschaften mit ihren immer noch gesicherten wenn auch geschmälernten Existenzen, haben die Ohren der Welt mit dem Geschrei ihrer gekürzten Prozente erfüllt. Unsere Geduld hat an Türen geklopft, die niemals geöffnet wurden. Leiden und Ausharren heißt das biogenetische Prinzip des schöpferischen Menschen. Das hat sich nicht gewandelt. Vielleicht haben sich die Menschen gewandelt. Völker sind gekommen und wieder vergangen. Jener wirkliche Catilina wurde von der gerechten Strafe ereilt; aber sein Dämon, sein Phantom lebt unsterblich. Er bekämpft das schöpferische Prinzip mit der Abgründigkeit Satans und dem Schauer dantesker Höllenqualen. Wir reden immer noch von Krise, wenn wir unaufhaltbares Siechtum meinen. Die soziologischen Funktionen unserer guten alten Mutter Europa sind gefährlich unterminiert, und es wird vielleicht die Zeit kommen, wo das Phantom Catilina den Knopf im Schaltwerk unserer Geistesschichtung drückt, der Berge zu Maulwurfshügeln zusammenschrumpfen und Meere zu Regenpfützen ausdörren läßt. Wir reden von Krise, wenn wir längst eine zwangsläufige Agonie des Individuums feststellen müßten. Wir Bewahrer der Zukunft sind eben gütig.

*Quo usque tandem abutere, Catilina, patientia nostra?*





Zeichnungen von Annot

# MARGINALIEN

## Um die Abrüstung

Von Annot

„Europe, lève toi, lève toi avant que te réveille le tocsin de la guerre!“

Von dem Erfolg der Genfer Abrüstungskonferenz hängt das Vertrauen der Welt zum Völkerbund ab. Daß die Abrüstung in zwölf Jahren noch nicht weiter gediehen ist, sondern daß im Gegenteil heute 70 Prozent mehr als 1914 für Rüstungen ausgegeben werden, ist eine tiefe Enttäuschung — und die Ungeduld, die Ablehnung durch weite Kreise — sind sie nicht gerechtfertigt?

„Nous avons beaucoup de difficultés, beaucoup d'adversaires, les uns sont de sincères amis de la paix, d'autres dont les plumes sont forgées dans le même acier que les canons, qui sont payés du même or que les canons; il y a enfin les militaires...“

Wer gibt sich Rechenschaft über die Schwierigkeiten, und wer nimmt sich dann vor, sie aus dem Weg zu räumen?

„Der Frieden ist eine zu ernste Sache, als daß man sie nur den Militärs überlassen könnte“ — und in der Tat, von allen Ländern werden Sachverständige hingeschickt, Spezialisten, Bürokraten, Offiziere, die in ungezählten Kommissionen und Unterkommissionen beraten und die Materie ad infinitum komplizieren. Keiner von ihnen ist von der wahren Friedensliebe besessen, keiner vom Weltgeist ergriffen, jeder sieht nur zu, wie er für sein Land ein Extraprestige herauswirtschaften, wie er sich bei seiner Regierung durch erreichte Spezialvorbehalte verdient machen kann. Aber so wird der Weltfrieden nicht gegründet, sondern nur durch echte einmütige Bereitschaft zu gegenseitigem Entgegenkommen.

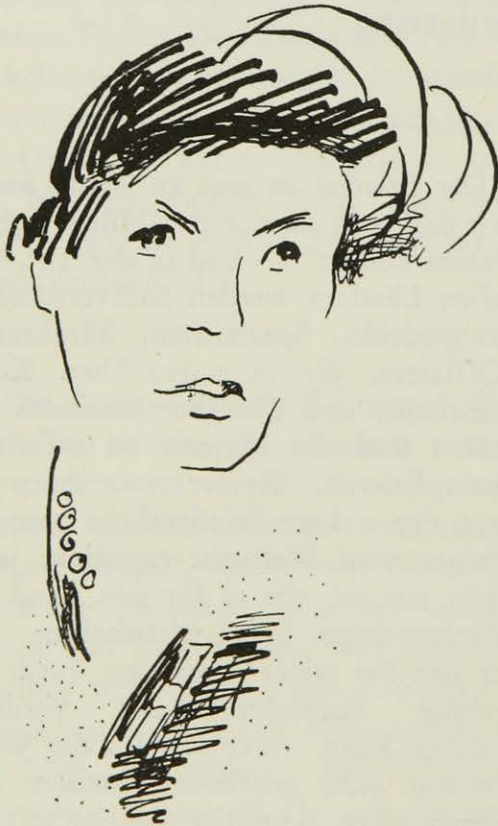
Pierre Cot sagt: Die Einzelheiten — nämlich z. B. ob die Abrüstung nach



dem Geld-Etat oder nach Truppengattungen vorgenommen wird, sind ihm gleichgültig, ihm kommt es nur darauf an, daß ein *Generalnenner* gefunden wird, auf den sich alle einigen, und daß die *gleichen Methoden* zur Ausführung gelangen. Es gibt nicht Staaten verschiedenen Rechts, keine Sieger und Besiegten!

Dagegen spricht *Painlevé* stets von der „besonderen Situation Frankreichs“, erinnert an die Geschichte der Ueberfälle und behauptet: Solange die Verträge nicht *mehr Sicherheit* verbürgen, muß Frankreich sich selber helfen können! Es ist klar, daß ihm alle idealen, allseitigen Bestrebungen grundgleichgültig sind, und es hätte nur gefehlt, daß er ausgerufen hätte: *Lieber eine deutsche Aufrüstung!* (Diese Gefahr bemerken nämlich die gläubigen Schlafwandler gar nicht...)

*Rollin*, der Belgier, aus einem viel mehr zerstörten Land, bezeichnet



*Louise Weiß*, Herausgeberin der „*Europe Nouvelle*“, Begründerin u. Leiterin der ersten Friedensakademie: *Ecole de la Paix*, Paris



Prinzessin *Cantacuzino* (Rumänien)

im Gegenteil dazu die Lage so: „Ou bien de *désarmement total et la collaboration*, ou bien l'armement à l'extrême et c'en est fini la collaboration!“

*Prälat Schreiber*: „Die Ruinen des Krieges sind noch nicht ganz wieder hergestellt, aber diejenigen, die ihn erlebt haben, verschwinden und die *Kommenden haben keine Ahnung von seinen Gefahren*. Wir können jetzt nicht länger warten. Die Generation der Frontkämpfer darf nicht vergehen, ehe sie nicht ihren ersten Friedenswillen verwirklicht hat.“

Aber es dauert so lange, bis die Fachleute ihre vorsichtige und schwunglose Diskussionsbasis festgelegt haben! Was gibt es nicht alles für Komitees! Für die Bekämpfung des Mädchenhandels, für Gesundheit der Negerkinder, Rechtsordnung der Minoritäten, Opium-Zentralkomitee, Kinderschutz etc. Davon ist eben das Abrüstungskomitee auch eins. Drum herum die Union interparlamentaire, die Völkerbundligen, die *Coopération Européenne*.

*Walther Rode*: „Sie können aus dem Kerker ihrer Egoisten nicht heraus. Auch die größte Not der Völker kann unmöglich eine Aktion entzünden. Sie reden daher nicht über das nächste, über die erste Hilfe, sie reden über



das entfernteste: reden über hundert Punkte, die der am System des Völkerbundsrechts arbeitende Professor, der Daten- und Zahlen scharrende Handelskammersekretär der Völkerbunds-kanzlei ihnen vorwirft.“

Deshalb sagt die *Prinzessin Cantacuzino*, ein lebendiger Mensch: „L'homme de la rue est près d'un nihilisme effroyable, il ne peut saisir, dans son désespoir, le sens des discours académiques sur le désarmement. Il veut des réalités tangibles. Il voit des pays tout en discourant, ici même, se faire la guerre; il constate que depuis des mois on ne peut déterminer lequel est l'agresseur. Il voit des sociétés secrètes armer leur clandestinement pour la guerre et doute que la société bourgeoise puisse établir la vraie paix.“

Jetzt ist der entscheidende Moment, wo wir der „Gerechtigkeit zur Macht verhelfen müssen, anstatt, wie bis jetzt, die Macht zu rechtfertigen.“

Mit dem Ziel, den Abrüstungs-Spezialisten ständig wache Mahner zu sein und sie stets an die große Idee zu erinnern, alle Delegierten eindringlich zu stützen, haben sich jetzt zwei große, internationale, überparteiliche Organisationen in Genf niedergelassen: Das internationale Komitee sämtlicher Frauenverbände der Welt und Die verbündeten Kirchen. Wird es ihrem starken Einfluß gelingen, den sicheren Gas-Tod von uns und unserer Arbeit abzuwenden? Plötzlich müssen die

Frauen heran, man erwartet ernstlich von ihnen, und mit Recht, was man ohne sie in zwölf langen Jahren nicht geschafft hat. —

„L'art unit les peuples“, schreibt Beethoven an Cherubini, und es ist wahr: Erst im letzten Frühjahr erlebte ich die gleichzeitige tiefe Begeisterung der Pariser für zwei solche Kontraste wie *Kokoschka* und *Beckmann*. Wie traurig steht es um unsere arme Zeit, in der die Kunst nicht mehr populär genug ist, um die Völker einigen zu können . . . !

„Leiden“ war für mich niemals ein Problem. Wenn der Gott der Liebe es zulassen kann, daß ein Kind Zahnschmerzen hat, kann er auch zulassen, daß die Menschen Krieg führen. Sonst wäre das von Zeit und ewigem Wandel bedingte Leben, in dem jede Handlung eine entsprechende Reaktion hervorruft, unsinnig. Das Furchtbarste am Krieg ist nicht Tod und Leiden — sondern der Haß *G. K. Chesterton*

**Jungen und Mädels unter vierzehn Jahren**, kommt und lernt auswendig, was *Gott* zu euch spricht, denn er spricht durch sein Wort: Ihr werdet bei einer jeden Rezitation bezahlt werden nach dem folgenden Tarif: Johannes I, 1—5 . . . 5 Cent (usw. usw. aufwärts bis) Psalm 119 1—176 und Westminster-Katechismus . . . 2 Dollar.

(Handzettel zweier Geistlicher in Los Angeles für den Sonntag-Nachmittag-Dienst.)

## **MONTE VERITA BEI ASCONA SCHWEIZ**

PROSPEKTE AUF ANFRAGE  
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET



# Männer an der Macht

## II.

### Heinz Tietjen, Duce der Preußischen Staatstheater

Ein großer Abend in der Charlottenburger Oper. Der Kapellmeister Fritz Zweig dirigiert den Tristan. Am



Ende des zweiten Aktes kann Zweig nicht mehr weiter; ein plötzliches Unwohlsein — unmöglich, die Oper zu Ende zu dirigieren. Es ist die große Pause. Heltai, der Pressechef, rennt zum Intendanten. Um Himmels willen, was tun? Tietjen, der Leise, Unsichtbare, Undurchdringliche, gibt seelenruhig Anweisung: „Lassen Sie den Zuschauerraum abdunkeln, wenn ich ans Pult gehe.“ Und er hat die Oper zu Ende dirigiert, ohne daß irgend jemand im vollen Haus die zweite Besetzung bemerkt hätte.

Das ist das einzige Mal gewesen, daß der Intendant Heinz Tietjen in Berlin eine Oper dirigiert hat. Dabei sagt man ihm nach, daß er eine unglückliche Liebe zur Musik hat und sich eigentlich sehnt, den arbeitsdurchtränkten direktorialen Administrationsraum mit den Partituren zu vertauschen. Ob er allerdings, vor die entscheidende Wahl zwischen seiner heutigen Machtposition und einem kleinen Kapell-

meisterposten gestellt, wirklich nach dem Taktstock greifen würde, erscheint doch fraglich, angesichts der Zähigkeit, mit der er erreicht hat, daß man ihm, einen nach dem andern, die Schlüssel der Preußischen Staatstheater übergab.

Der Generalintendant der Preußischen Staatstheater ist nicht in die Bezirke der Kunst hineingeboren worden. Heinz Tietjens Vater stammt aus dem bremensischen Kaufmannspatriziat, was sich auch schon in der etwas trockenen Distinguiertheit und dem soberen Soignement seiner Erscheinung verrät, wie in seiner meisterhaften Fähigkeit, sich zu distanzieren. Seine englische Mutter hat ihn 1881 in Marokko geboren, wo sein Vater deutscher Geschäftsträger war. Die diplomatische Luft hat wohl Tietjens hanseatischen Lebensstil noch formvollendeter herausgebildet. Der fette Kolonialbissen Marokko, um den sich auch nach der Marokko-Konferenz von 1880 alle europäischen Großmächte die Lippen leckten, war der Schauplatz vieler und komplizierter Diplomatie; dort aufzuwachsen, das war eine geradezu ideale Berufsvorbereitung für einen Aspiranten des auswärtigen Dienstes; und das war der junge Tietjen ja auch wohl. An mangelnder Kenntnis fremder Sprachen ist diese Berufswahl sicher nicht gescheitert. Der Knabe lernte Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Arabisch, so wie andere eben nur eine Muttersprache lernen.

Aus seiner diplomatischen Karriere ist aber nichts geworden. Die Entscheidung fiel, als der junge Mann während einer Seereise einen Herrn kennenlernte, mit dem er in ein intensives Gespräch über Musik geriet. Dieser Herr lud den angehenden Diplomaten zu einem Besuch nach Leipzig ein. Und da es *Arthur Nikisch* war,





Alfred Kerr oder „Die Allgier trieb nach Algier“

New York Times





Adolf Menzel zu Besuch bei Paul Heyse (rechts)



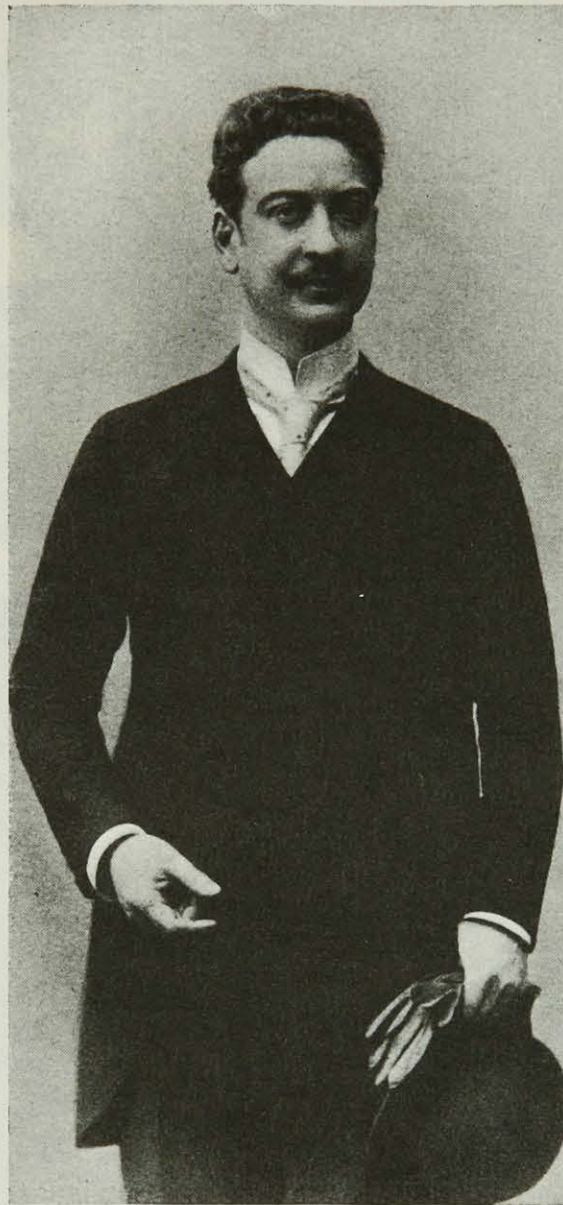
Brassai (Mauritius)  
Kokoschka vor seiner Pariser Villa



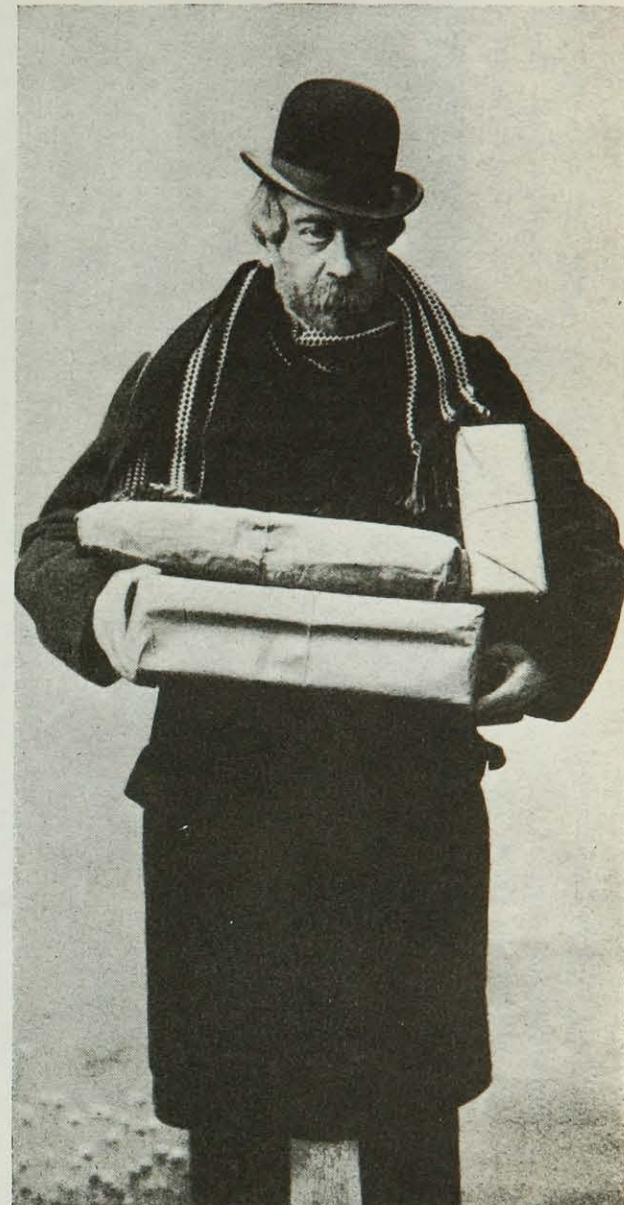
*Josef Jarnos † junge Rollen*



„Abschied vom Regiment“ (Hartleben)



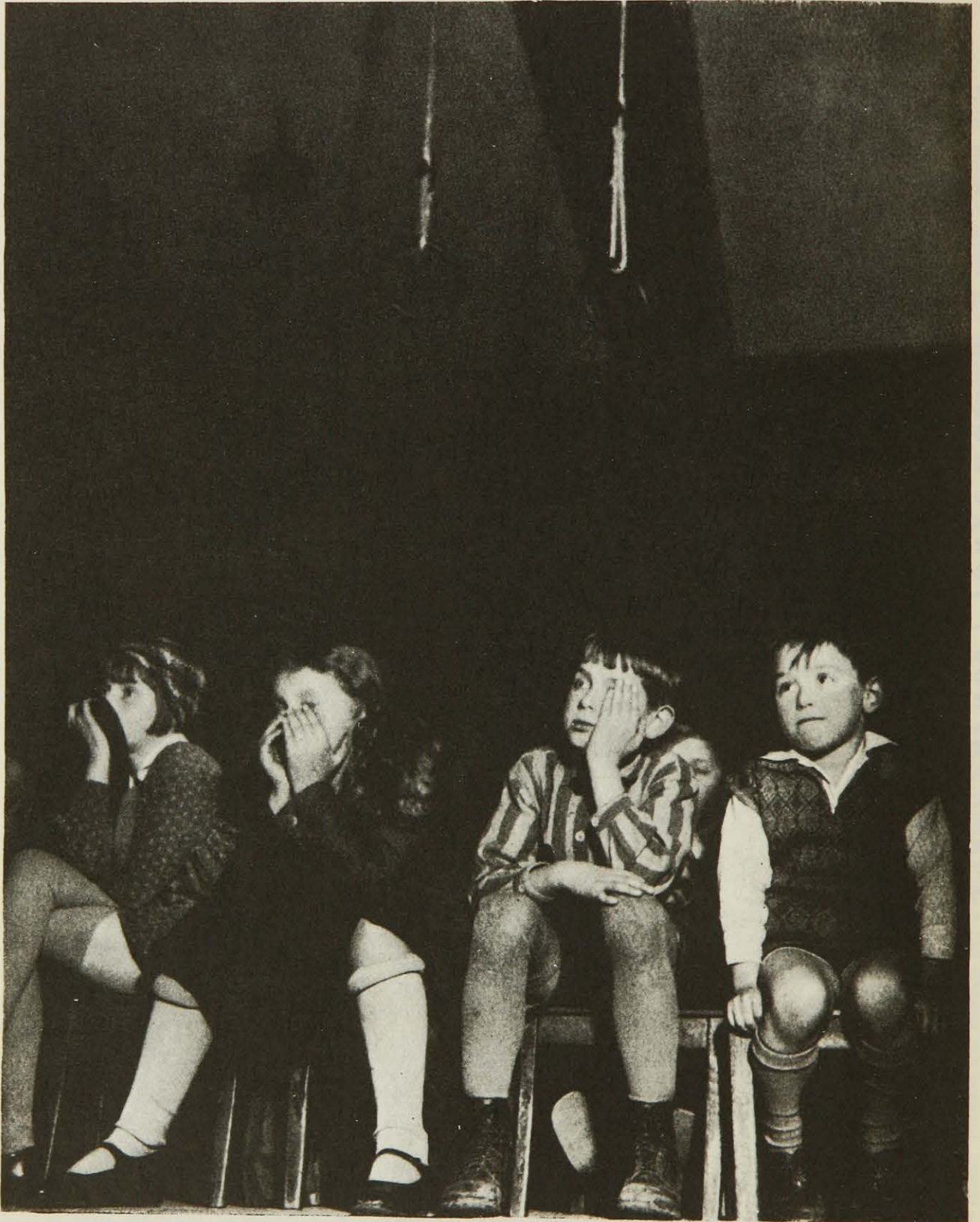
Anatol (Schnitzler)



Scolik, Wien

„Zuhause“ (Georg Hirschfeld)





Im Kindertheater

Z. Kluger



wurde aus dem Besucher ein Schüler. — Nach jahrelanger Tätigkeit als Opernkapellmeister an kleineren und größeren Provinzbühnen wird Tietjen Intendant in Trier. Es ist kurz nach dem Krieg, das Rheinland ist von den Franzosen besetzt. In solcher Situation ist ein Theater so nahe an der Grenze eine wichtige Kulturposition. Tietjen hat sein Theater so geführt, daß man höheren Orts auf ihn aufmerksam wurde.

Von Trier wird er nach Breslau berufen. Die Inflation beginnt, und mit ihr erlebt das provinzielle, bürgerliche Kultur-Theater eine Glanzzeit, die seine letzte zu nennen man heute leicht versucht ist. Auch in Breslau hat Tietjens administrative Begabung große Erfolge. Von hier wird er nach Berlin berufen, daß er den Betrieb der Städtischen Oper in Charlottenburg finanziell und künstlerisch ausbalanciere.

Damit, daß ihn der Preußische Kultusminister Professor Becker als Referent für das Theater-Ressort ins Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung holt, wird jener originelle Dualismus angebahnt, der Aufsichtsbehörde und zu beaufsichtigende Institutionen in einer Persönlichkeit vereint, nachdem Tietjen General-Intendant sämtlicher preußischen Staatstheater, der Oper Unter den Linden und der Kroll-Oper, der Schauspielhäuser am Gendarmenmarkt und in der Schillerstraße, der staatlichen Bühnen in Kassel und Wiesbaden geworden ist.

Tietjens größter persönlicher Theatererfolg, der fabelhaft gelungene Gala-Opernabend zu Ehren Amanullahs, der exotischen Majestät a. D., bei dem die sprachliche Verständigung zwischen den Orientalen und dem Herrn General-Intendanten klappte wie geschmiert, entschädigt eigentlich kaum für die Preisgabe der Kroll-Oper und die Auflösung der staatlichen Schauspielschule. Die zünftige Kritik will jenem Tietjen-

schen Dualismus viel Schuld an dem stillen Verzicht auf diese Kunststätten zuschieben. Ob ein nicht beamteter General-Intendant mehr Subventions-Wasser aus dem Felsen der Not-Etats schlagen könnte?

Tietjens persönlicher Expansionstrieb ist noch nicht im Schrumpfen. Als Nachfolger Siegfried Wagners wird er künftig über Bayreuth herrschen. Man hat die Berufung Tietjens nach Bayreuth als Abkehr vom Siegfried-Wagnerschen Nazikult begrüßt. Der undurchdringlichen, mit kultiviertester Sorgfalt auf Mattglanz polierten Liebenswürdigkeit Tietjens liegt es gar nicht, sich politisch festzulegen. So kommts, daß der Marktbericht vom politischen Kuhhandel ihn mal dem Zentrum, mal der Sozialdemokratie zuzählt. Leute, die das politische Gras wachsen hören, meinen, er habe Mitgliedsbücher beider Parteien in der Tasche, und für alle Eventualitäten als letzte Reserve auch noch eins der Deutschnationalen. Auch diese politische Behauptung über Tietjen vermag keiner mit irgendwelchen konkreten Angaben zu stützen.

Das ist überhaupt das Charakteristische dieses zarten, zierlichen, schmalen Mannes: selbst die erprobtesten Klatschträger, die von jedem kleinen Regisseur große Romane erzählen können, beim Namen Tietjen zucken sie nur geheimnisvoll mit der Achsel. Und sogar dieses Achselzucken ist noch Aufschneiderei. Von diesem Mann gibt es wirklich weder Skandale noch Skandalchen zu erzählen, so sehr auch seine stupende Karriere derlei Flüster-Berichterstatter anspornen mag. Tietjen soll sich mehrere drahthaarige Terriers und kleine Singvögel halten — *voilà tout!*

*Rochus Aper*

„**Muß die Kuh Milch geben?**“ — so hieß ein Theaterstück, von Dr. Robert Klein umgetauft, dem Spezialisten für Titeländerungen. Als er nun Lessings „Minna“ gab, schlug man ihm als Titel vor: *Muß die Kuh heiraten?*



# Theater-Bilanz

Von Dr. Robert Klein

In der vergangenen Spielzeit, also vom September 1930 bis August 1931, gelangten unter meiner Direktion im Deutschen Künstlertheater und im Renaissance-Theater zu Berlin insgesamt zehn Stücke zur Aufführung, und zwar:

- „Jim und Jill“
- „Zum goldenen Anker“
- „Ritter Blaubarts achte Frau“
- „Minna von Barnhelm“
- „Die Wunder-Bar“
- „Voruntersuchung“
- „Muß die Kuh Milch geben?“
- „Durchaus unerlaubt“
- „Hellseherei“
- „Intimitäten“

Hierunter waren zwei Versager: „Hellseherei“ und „Durchaus unerlaubt“, ein mittlerer Erfolg: „Muß die Kuh Milch geben?“. Alles andere ausgesprochene Erfolge. Bei zehn Stücken also sieben Erfolge bei Presse und Publikum: ein günstiges Verhältnis.

Nachstehend gebe ich ein Bild der Einnahmen und Ausgaben in dieser Zeit; bei den Ausgaben habe ich nur die wesentlichen Posten aufgeführt. Spesen, die Telefon, Reisen usw. verursachten, sind weggelassen.

## Ausgaben:

Gagen . . . . .	1.140.272,70
Vorproben-Gagen . . . . .	12.438,35
Löhne (techn. Personal) . . . . .	130.736,49
Hausmiete . . . . .	359.747,49
Inserate und Reklame . . . . .	115.804,91
Tantiemen . . . . .	110.897,72
Lustbarkeitssteuer . . . . .	82.899,05
Diverse Steuern . . . . .	25.728,66
Ausstattung:	
Fundus . . . . .	37.642,45
Dekoration . . . . .	11.751,68
Löhne . . . . .	21.106,95
Requisiten . . . . .	22.193,76
Licht, Wasser, Heizung . . . . .	55.263,97
Sozialversicherung . . . . .	24.060,20
Versicherungen . . . . .	3.917,45
	<hr/>
	2.154.461,83

## Einnahmen:

Kasse . . . . .	1.652.091,92
Programme . . . . .	58.349,80
Garderobe . . . . .	138.520,05
Diverse . . . . .	42.364,72
	<hr/>
	1.891.326,49

Verteilt man die Einnahmen auf zehn Monate — die eigentliche Spielzeit —, so ergibt sich eine Durchschnittseinnahme von 6.300 Mark pro Abend, also sagen wir für das Deutsche Künstlertheater 4.000 Mark und für das Renaissance-Theater 2.300 Mark pro Abend — gemessen an den Einnahmen der Vorkriegszeit, glänzende Resultate.

Man muß also feststellen, daß das Defizit im Grunde nicht auf mangelnde Einnahmen zurückzuführen ist. Die Einnahmefähigkeit der beiden Häuser zusammen betrug ungefähr 12.500 Mark pro Tag; im Durchschnitt hat also der Besuch ca. ein halbes Haus erreicht. Auf dieser Grundlage wurden früher Theaterkalkulationen aufgestellt. Ein Blick auf die linke Seite zeigt, welcher Posten von vornherein in der Vorkriegszeit in Wegfall gekommen wäre: 82.000 Mark Lustbarkeitssteuer. — Wären nun Gagen, Löhne, Mieten, Inserate nur um 10 Prozent billiger gewesen, so wäre eine weitere Ersparnis von ca. 175.000 Mark eingetreten und das Jahr hätte mit Gewinn abgeschlossen.

Am eklatantesten ist offenbar das Mißverhältnis zwischen 1.890.000 Mark Einnahmen und dem Posten für Gagen und Löhne, die zusammen ca. 1.300.000 Mark betragen, also mehr als zwei Drittel der gesamten Einnahmen ausmachen. Allerdings unterhielt ich ein Ensemble von ca. 50 fest engagierten Mitgliedern mit Zehn- und zum Teil Zwölf-Monatsverträgen. Die Vorteile und Nachteile des Ensembles sind oft genug erörtert worden:

Auf der einen Seite bedeutet das Ensemble leicht eine unproduktive Aus-



gabe, auf der anderen Seite gewährt es allein eine stetige Produktion. Der Leerlauf in der Produktion jedoch, der durch mangelnde Aktionsfähigkeit infolge eines nicht vollzähligen Ensembles entsteht, kann sich aber materiell ebenso nachteilig auswirken wie der Leerlauf durch fest engagierte Schauspieler.

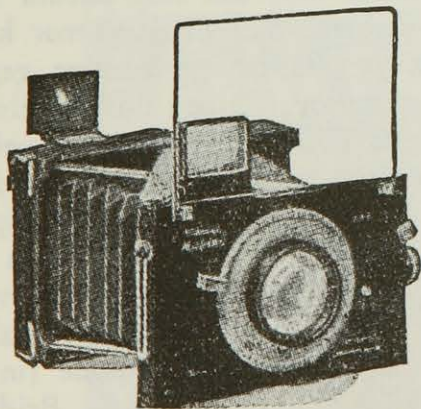
Das ganze Berliner Theaterleben krankt überhaupt daran, daß es sich zu keinem reinlichen System durchgerungen hat. Das Ensemble hatte seine Möglichkeiten, solange der wechselnde Spielplan bestand; hier konnte der Erfolg ausgenutzt werden, der Mißerfolg nach zwei bis drei Aufführungen verschwinden. Als man notgedrungen zum Ensuite-Spielen übergehen mußte, versuchte man den Schauspieler-Leerlauf dadurch zu balancieren, daß ein Direktor mehrere Häuser führte. Man erfand ferner vor ungefähr sechs Jahren das große Abonnement, die Reibaro, um eine gewisse Gleichmäßigkeit des Besuchs, auch bei Stücken, die bei der Presse weniger erfolgreich waren, garantiert zu haben. Nachdem die Abonnements-Idee abgenutzt ist, zeigt sich nun der eigentliche Irrtum des Systems.

Sobald man nämlich zum Ensuite-Theater übergegangen war, hätte mit dem System des festen Theaters gebrochen werden müssen; dies war aber nicht möglich, weil entweder die Direk-

toren selbst Hausbesitzer waren oder aber langfristige Pachtverträge abgeschlossen hatten; so mußte wiederum zum festen Ensemble gegriffen werden, um aktionsfähig zu bleiben, und der *circulus vitiosus* war geschlossen.

In der Zukunft aber wird es sich nach meiner Ansicht zwangsläufig nicht vermeiden lassen, daß sich das Theaterleben in Berlin im wesentlichen so abwickelt, wie es sich in London und New York schon seit langem eingebürgert hat, nämlich daß zur Produktion jeden Stückes ein Ensemble engagiert und ein Theater zu diesem speziellen Produktionszweck gepachtet wird. Schließlich und endlich hat dies sogar künstlerische Vorteile: Auch ein Theaterdirektor wird, wie jeder Künstler, Perioden haben, in denen er produktionsunlustig oder produktionschwach ist. Der feste Hausbesitz oder der feste Pachtvertrag zwingt ihn nun, zu produzieren, ob er will oder nicht... Die freie Produktion hingegen wird dem Direktor die Möglichkeit eröffnen, in der Tat nur das zu produzieren, was ihm Spaß macht oder was er für künstlerisch wertvoll oder was er für ein Geschäft hält; vielleicht findet es sich sogar, daß alle drei Voraussetzungen zusammenreffen, daß außerdem die Presse und das Publikum entzückt sind: und das ist dann für den Theaterdirektor der schönste Tag.

Das ist sie — die wundervolle



## Plaubel-Makina für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Film packs 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 280.— 10% Notv.-Rabatt. Neues, verbessertes Modell 1932 RM 270.— ohne Notv.-Rabatt

Gratis-Broschüre durch:

**Waukosin & Co, Frankfurt a. M. 43**

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen.



## Vom Bridge in England

Von Nikolaus Benckiser

Wenn ein junger Mann sich allein in eines der altmodischen Hotels an einem englischen Sommerkurort verirrt, so wird sich am Abend eine der zahlreichen, an Einzeltischen ihre Mahlzeiten einnehmenden Damen (woher hat England nur diesen unerschöpflichen Vorrat an alten Damen?) auf ihn stürzen und ihn fragen, ob er nicht Bridge spiele. Die alte Dame hat wirklich keine anderen Absichten als die Bridgepartie; wenn ihr, mit einer Unzahl merkwürdiger Fältchen gezeichnetes Gesicht wirklich irgendeine Leidenschaft verraten sollte, so ist es nur die Leidenschaft für das Bridgespiel und die ihm vorausgehenden, es begleitenden und die ihm folgenden Unterhaltungen über die anderen Hotelgäste oder noch lieber über prominente Personen. „Ich finde, daß Lord Birkenhead nicht genügend Rücksicht auf seine Mutter nahm“, sagt sie, und sendet dem jungen Mann einen vernichtenden Blick über den Tisch, als dieser seine Karten aufdeckt und es sich herausstellt, daß er, im Besitz von nur zwei kleinen Herzen, ihr Herzgebot unterstützt hat. Die Gegnerin liefert eine genaue Beschreibung ihres Morgenspaziergangs unter Einflechtung von Bemerkungen über den alten Herrn mit der gut aussehenden jungen Frau am Nebentisch, und gewinnt dabei Stich um Stich. Die andere Dame nimmt die durch falsches Reizen ihres Partners unvermeidlich gewordene Niederlage gelassen hin.

\*

So wird Abend für Abend in den Hotels Bridge gespielt, und mehr noch in den Privathäusern, in London und in der Provinz. Die wahren Enthusiasten aber spielen in den *Klubs*. Es gibt nicht nur die berühmten Klubs, in denen das Bridgespiel mehr oder weniger Hauptsache ist, wie den *Portland* und den *St. James*; ungezählte

größere und kleinere Klubs haben ihre Bridgeräume. In der untersten Klasse rangieren die „gemischten Klubs“, in denen auch die Damen spielen.

\*

Wer spielt? Alle spielen; man kann nicht sagen, daß irgendein Beruf unter den Bridgespielern besonders zahlreich vertreten sei im Gegensatz zu einem anderen. Auch die guten Spieler verteilen sich auf alle möglichen Berufsschichten. Man kann auch kaum sagen, daß es dem Spiel, wie manchen anderen ernstesten Aufgaben, an jugendlichem Zustrom fehle. Die Bedeutung der Frau ist im Bridgespiel wie auf anderen Gebieten gewachsen. Nicht nur die alleinstehenden älteren Damen spielen, nein, auch wunderschöne junge Frauen, mit kaltem Herzen oft, setzen sich Tag für Tag an den Bridgetisch. Aber natürlich gibt es auch in England Menschen, die nie eine Karte in die Hand nehmen und nicht begreifen, daß andere das tun können. Sie zerfallen in diejenigen, die nicht spielen, weil sie zu dumm, und die, weil sie zu klug dazu sind.

\*

Der Standard des Spiels in England ist hoch. Es gibt eine große Zahl erstklassiger Spieler, wenn auch die Alten sich darüber beklagen, daß die Gegenwart niemand hat, den man den Größen der Vergangenheit gegenüberstellen könnte, und die sich darum gar nicht wundern, daß England vor kurzem das große Bridge-Turnier gegen Amerika verlor (Reizen und Spielverlauf dieses Turniers ist in einem soeben veröffentlichten Buch genau niedergelegt worden). Wie in anderen Spielen und im Sport, so herrscht auch im englischen Bridge der Amateur vor. Die in Amerika so beliebte exakte wissenschaftliche Bridgemethode findet in England keinen Anklang. Bridgeunterricht ist nicht üblich; die Novizen



# KULINARIA

## Peltzer

Telefon: A2 Flora 1017, 1705

## Essen und Trinken...

und doch preiswert bei  
guter Musik... in einem der  
schönsten Räume der Welt

WEINRESTAURANT

**TRAUBE**

Hardenbergstraße 29 a-e am Zoo

## CASCADE

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“  
Die Küche für den Gourmet

Zum Tanz spielt  
Kapelle Arpád Czéglédy

Telefon: Bavaria B4 0145 u 1945

## Max Schlichter

LUTHERSTRASSE 33

Hier  
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der  
Gemütlichkeit, der

## Maenz

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und  
der Feinschmecker Berlins

## RIO-RITA

TAUENTZIENSTR. 12

DIE TANZ-BAR

4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr Tanztee  
Abd Beg. 9 Uhr

## FEMINA

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester  
Berlins

Originellste Unterhaltung  
430 Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone: Saalrohrpost

## \* Suhr \* Tee \*

**DACHGARTEN  
BERLIN AM  
ZOO**

FRITZ UNGER

Hardenbergstr. 29 a-e

Gedeck M 1.45



lernen allmählich durch die Praxis; in Amerika dagegen ist der Bridge-Lehrstand ein blühender Gewerbszweig. Der Ernst der Amerikaner in dieser Sache geht auch schon daraus hervor, daß in Amerika im Jahre 1927 beinahe 300 000 Bücher über Bridge verkauft wurden — eine Zahl, deren Bedeutung man erst voll ermißt, wenn man sie dem sonst so geringen Buchkonsum der Amerikaner gegenüberstellt. Freilich wird auch in England eine hübsche Anzahl von Bridgebüchern Jahr um Jahr verkauft, und die ausgezeichneten Bridgespalten der Zeitschriften und besonders der Sonntagsblätter erfreuen sich eines weiten Leserkreises.

\*

In den Häusern des Mittelstandes wird überwiegend noch *Auction* gespielt, aber *Contract* hat in den letzten Jahren beträchtlich an Boden gewonnen und nimmt noch weiter zu. In der Society und bei den wirklich Bridgebesessenen hat *Contract* entschieden den Sieg davon getragen.

\*

Um was wird gespielt? In manchen Klubs sind verschiedene Räume für verschiedene Höhen vorgesehen; da gibt es den *Sixpennyroom*, den *Shilling-room*; in einem anderen Raum wird um zweieinhalb Schilling gespielt. Das sind die üblichen *Stakes*. In den führenden Häusern freilich spielt man um höhere Einsätze. Mit einem, zwei, fünf, ja selbst zehn Pfund werden dort 100 Punkte bewertet (bei *Auction*). Freilich bedeutet der Schilling, der in bescheideneren Häusern gewonnen und verloren wird, oft mehr als die Pfunde in den reichen Klubs.

\*

In den großen Klubs ist ein an das *Clearing* der Banken gemahnendes Abrechnungssystem eingeführt für die Bezahlung der Bridgeschulden. Auf eine vorgedruckte Karte schreibt jeder Spieler den Namen seines jeweiligen Gegners und fügt den Betrag hinzu, den

er in jedem Rubber gewonnen oder verloren hat. Diese Karten werden in einen dazu bestimmten Kasten geworfen. Der Sekretär leert ihn jeden Morgen, führt während der Woche über die auf den Karten verzeichneten Gewinne und Verluste Buch und erteilt am Ende der Woche jedem Mitglied Abrechnung. Wer per Saldo verloren hat, zahlt einen Scheck an den Sekretär, dieser zahlt seinerseits die Gewinner aus.

\*

Ein beträchtlicher Snobbismus blüht auch beim Bridgespiel. Wer hoch spielt, blickt auf den herab, der niedrig spielt, wer um wenig Geld spielt, verachtet den, der hoch spielt, weil er ein Glücksspieler sei und am Gewinn und Verlust, nicht am Spiel selbst Interesse habe. „Kennen Sie Mr. Brown?“ — „Nie von ihm gehört; wie hoch spielt er?“ — „Einen Schilling.“ — „O, dann kann ich ihn allerdings kaum kennen.“

\*

Es gibt Leute, die in guten Klubs leidenschaftlich, aber schlecht spielen. Wenn sie dazu kein Glück haben, gehören sie zu den regelmäßigen Verlierern. Sie wissen das, aber sie können es sich leisten, und sie leisten es sich, weil sie auf diese Weise mehr Spaß für ihr Geld bekommen, als wenn sie es auf andere Art ausgeben würden. Ein reicher Londoner budgetiert alle Jahre einen Bridgeverlust von 5000 Pfund.

**Marine-Englisch.** Gibt sich z. B. ein fremder Seemann zu intensiv mit der Braut eines deutschen Matrosen ab, so würde eine Klärung der Lage etwa folgendermaßen vor sich gehen: Der deutsche Matrose würde dem andern behutsam die Steuerbordflosse auf die Schulter legen, seinen Priem 2 Strich nach Backbord verholen und durch die Zähne quetschen: „Minsch Sailorman, thtat can J jou verstellen: hands off from my Braut or J han jou in the Snut and kick jou vor'n Wanst and set jou down upon Rinnstien, that jou never look the Dogeslicht again!“





Bollschweiler

## Bollschweiler

Von *Hans Flesch (Rom)*

Ist kein Marktflecken im Badischen oder in der Schweiz, sondern ein Mann aus der Gegend. Ein beinahe unbekannter Graphiker und Maler, den ich mir erlaube hiermit dem Publikum vorzustellen. Er lebt in Berlin, ist gegen vierzig Jahre alt und hat Tierbilder gemacht, die ihresgleichen nicht haben an dämonischer Wahrhaftigkeit und fotografischer Objektliebe. Alles gesagt, unter der angenehmen Voraussetzung, daß ich kein Kunsthistoriker bin.

Ich lernte ihn in der pittoresken Umgebung Capris kennen, im Abglanz

kristallener Felsen und des smaragdnen Meeres. Auch er war pittoresk; er kam daher, in einen übertriebenen Wollswearer gehüllt, im Gürtel trug er eine rote Rose und machte dazu ein Gesicht wie ein böser Papagei. Ich mochte ihn nicht, ich hatte keine Vorliebe für pittoreske Menschen. Er sprach in lautem Ton über Gott und über die Welt, besonders über den Tempel Salomonis, und hatte jeden zweiten Abend in einer anderen Schenke des gebenedeiten Eilands seinen Krach. Schließlich merkte ich ihn mir, weil er ein unverständliches und zugleich



treffendes Schimpfwort gebrauchte, das auch in meinen durch den Expressionismus geschulten Ohren wohlklingend war. Bald darauf sah ich seine ersten Bilder.

Da krochen durch das Abendrot der sinkenden Mittelmeersonne zwei unwahrscheinliche Bestien, schritten, bewegten sich haargenau, im Profil unerbittlich, mit allen elektrischen Spitzen ihres Fells und mit den Augen der Hölle — zwei siamesische Katzen, die kostbarsten Traumtiere, die sich je die Laune des Orients aufgezogen hat. Und wie waren sie gemalt! Da herrschte keine menschlich-gemütliche Wiener Animalität wie zum Beispiel bei Jungnickel, den ich bisher als Tiermaler so geliebt hatte, keine Verniedlichung in Humor oder in Vertrauensseligkeit. Das war dürrerische Liebe, Japans steiler Geist und sehr viel urweltliches Grauen. „Malen Sie nur Tiere?“, fragte ich. „Nur Tiere“, sagte er. „Ich habe auch einmal Menschen gemalt, aber das ist lange her. Das waren die Kriegsgefangenen im Kölner Lager.“ Ich sah ihn nochmals an. Ich sah in seine spitzen und kleinen Pupillen, sah den Hahnenschopf seiner Haare, sah, wie er halb schreitend, halb hüpfend das Zimmer durchmaß — selbst ein Tier, homo sapiens, der zu seinen Brüdern und Schwägern kommt, als ihresgleichen. Ich hatte das Phänomen eines besessenen Künstlers vor mir, der sich in den Vorwurf seiner Kunst zurückverwandelt, dem Schauspieler vergleichbar, den das vollkommene Aufgehen in seine Rollen an jene Grenzen führt, die der Menschheit zwischen Traum, Wirklichkeit und Wahnsinn gezogen sind.

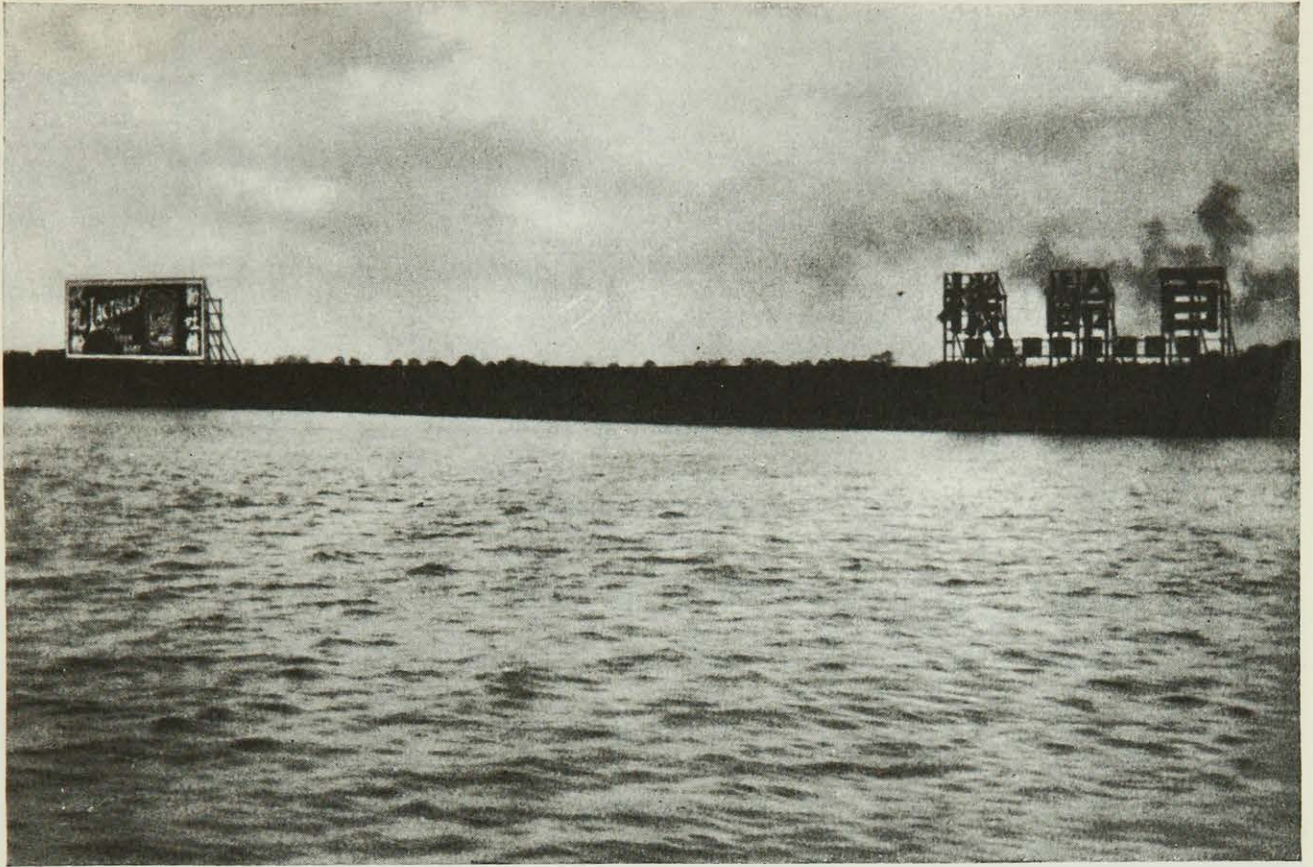
Ich lernte Bollschweiler kennen und lieben. Ich habe ihn viele Geschichten aus seinem Leben erzählen gehört, so überzeugend erzählen, daß es ganz gleichgültig erscheint, ob sie Fabel oder Wahrheit sind. Ich glaube sie, weil sie so schön sind. Zum Beispiel, wie er dazu gekommen ist, Tiere zu malen. Das war oben in Anacapri, er habe

kein Geld und keine Freunde gehabt; gesundheitlich matt, unfruchtbar und ausgeronnen lag er unter der frommen Volte seines Capri-Hauses und wartete. Vielleicht wartete er auf den Tod. Da kroch eine der zwanzigtausend Capri-Katzen, die bekanntlich in direkter Linie von den Schoßtieren der Sirenen abstammen, zu ihm ins Zimmer. Kroch über die Schwelle, stahl sich an sein Bett, sprang hinauf, schnurrte und legte sich ihm auf die Brust. Wärmte ihn und sah ihn unmenschlich-unergründlich an. Undurchdringlich. So sei er dazugekommen, Tiere zu malen.

Er hält gute Freundschaft mit den Tieren. Im hiesigen Zoo gibt er den Affen Zeichenunterricht mit gelben Rüben, ungeleitet betritt er den Raubtierkäfig, in Rom wurde er mit einem weißen Kamel fertig, das absolut nicht stille halten wollte. Er fütterte es mit der Linken, mit der Rechten hatte er inzwischen gezeichnet. Dabei vergaß er so einfach seine linke Hand im Maul des Kamels. Hat ihm gar nichts getan, hat stille gehalten, das Kamel, nicht zugebissen — und ein Bild kam zustande, von einer Sanftmut und Zartheit, von einer Zärtlichkeit und traurigen Verliebtheit, daß ich dabei immer an die „Geburt der Venus“ von Botticelli denken muß.

Hier in Berlin wohnt er dem Zoo gegenüber. Berlin gefällt ihm, wenn er es auch noch nicht über sich gebracht hat, seinen Tierpark, alle die Löwen, die Tiger im Wachen, die Tiger im Schlaf, Zebus und Geier, Panther und Kamele, Flußpferde und Affen den Salons der gewerbsmäßigen Entdecker zu überantworten. Sie alle haben seine Arbeiten gesehen, waren erschüttert, waren begeistert von diesem halben Hundert von Ueberfotos; Bollschweiler hält zurück, Bollschweiler ist mit sich selbst noch nicht zufrieden, er ist noch gar nicht fertig. Er marschiert. Er ist eben bei den Affen angelangt. Er ist ein Wun-





Reklame am Flusse Wusung (China)

Merleker



Begräbnis im Spreewald

Transocean





Sammlung Handke, Berlin

Erste Dampf-Straßenbahn in New York (1856)



Marktplatz in Schwäbisch-Gmünd

Richard Schieron





Der Taubenarzt

Barnabys





Giraffen in Paris

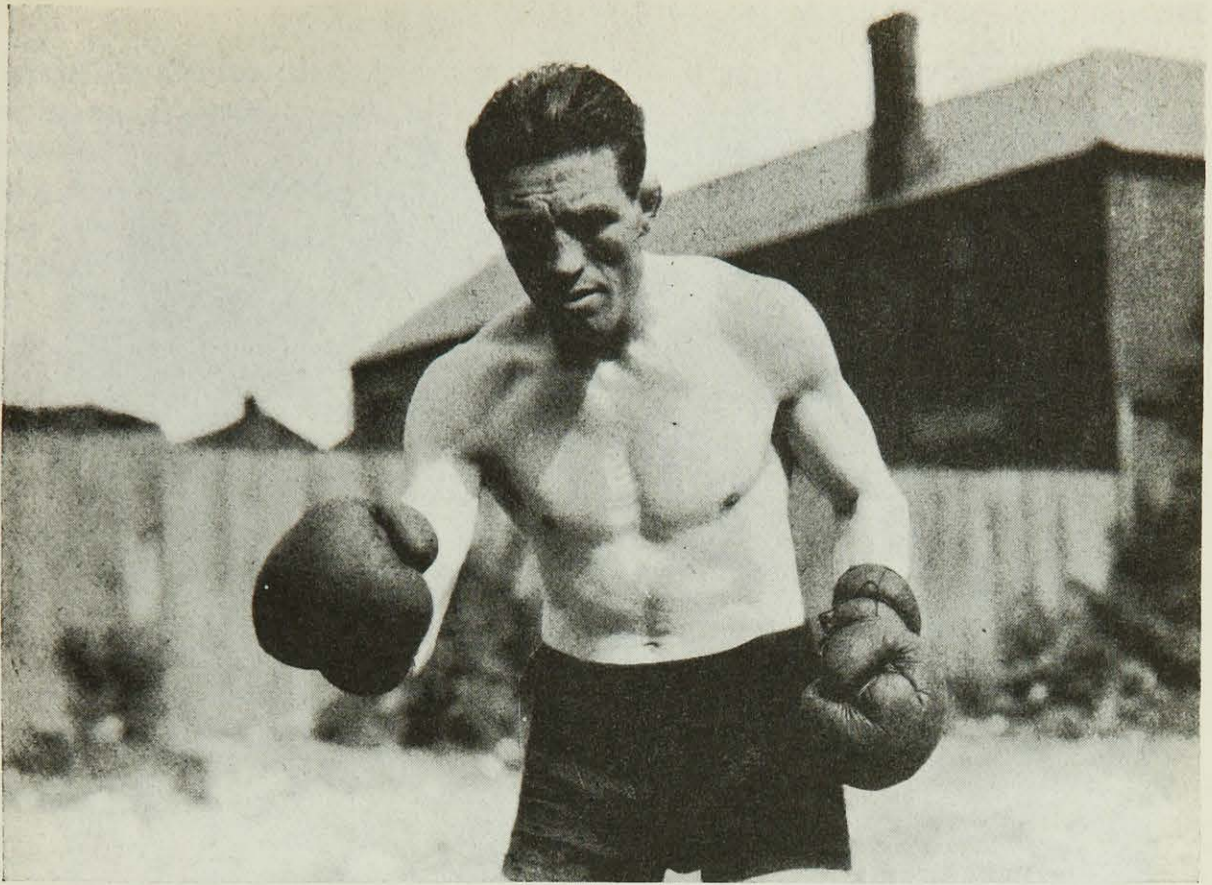
Edda Reinhardt



Paarläufer in Davos (Fräulein Lang und Herr Keller)

Riebicke





Der Londoner Boxer Kid Lewis, Leibwächter Sir Arthur Mosleys

Keystone



Film und Sport

Dr. H. Franz (Mauritius)





Zeichnungen von Jakob Friedrich Bollschweiler



der unter den Geschäftstüchtigen dieses Marktes, ein Heiliger unter den Betriebsamen.

Wir haben ihn in seinem Berliner Atelier besucht: ein beinahe leerer, asketischer Raum, dahinter groß und offen der Berliner Himmel, Decken auf dem Boden — plötzlich beleben sich die fahlen Wände, plötzlich wird es tropisch, wimmelt es, schreit es und knurrt und bellt. Wir stehen selbst in einer Menagerie, die Tiere haben ihre Käfige verlassen und wandeln, von Bollschweilers Gnaden, von Leinwand und Papier fort in den Raum. Man hat seit Zeuxis und Apelles noch nie eine derartige Illusion erlebt.

Das Herrliche an dieser Illusion, das, was sie über alle neusachlichen Wirklichkeitsspielereien hinaushebt, scheint mir der vollkommene Verzicht auf den landläufigen Naturalismus zu sein. Die Farbenstärke, verbunden mit der geometrischen Genauigkeit. Daß alle einzelnen Haare, gezogen mit holbeinscher Liebe, das ganze Fell ergeben. Daß hinter gewissenhaften Pastellen und überspitzten Zeichnungen ein ungeheures, pittoresk geladenes Temperament lauert, das sich zu unserer Freude und zu seinem Nutzen zitternd duckt und glanzvoll-unmerklich beherrscht. Hier gebraucht einer, der von dem lebensfrommen und kunstgläubigen Stamme der alten Meister ist, die Kunstmittel der unbarmherzigen Gegenwart. Darum wird von solchen Bollschweilern einmal die Versöhnung zwischen dem mißverstandenen Naturalismus und der versponnenen Romantik kommen, darum ist Bollschweiler ein wunderbarer — mehr: ein richtunggebender Künstler, der ohne alles Beiwerk, unter Verzicht auf vorlauten Persönlichkeitsdünkel die Natur an der überaus schwankenden Grenze, zwischen den Reichen zeigt, die Tiere entzaubert, indem er „keinen Zauber macht“. Ganz einfach, ganz unpathetisch: er sieht die Tiere an. Und das genügt.

## Die Romanze von der gelegentlichen Zuschrift

Von Anton Schnack

Manchmal setzt sich ein Mensch hin  
und schreibt,  
Betroffen von einem Gedicht:  
„Verzeihen Sie, daß es mich zu Ihnen  
treibt,  
Aber Ihr Gedicht war mir gütiges Licht.

Sie haben Zartheit und Traum.  
Sie atmen lächelnde Traurigkeit.  
Sie sind gezeichnet von einsamem Leid.  
Sie haben bestimmt weder Haus noch  
Raum.

Die Zeiten sind sehr schlecht.  
Kann ich für Sie etwas tun?  
Das Geschenk von gebrauchten Schuhn,  
Mein Dichter, wäre das recht?“

\*

Da werde ich eiskalt und schreibe:  
„Mäzen, ich bin ein junger Bulle aus  
einer Hafenkneipe,  
Ich schieße am liebsten Revolver nach  
einer Frau als Scheibe,  
Auch bin ich tätowiert an meinem  
kräftigen Leibe,  
Ich begnüge mich niemals mit einem  
einzigem Weibe,  
Ich habe eine Villa in Hamburg als  
Lust- und Freudenbleibe,  
Ich lade Sie ein dorthin, indem ich er-  
gebenst verbleibe,  
Sie Trauerkloß, Sie Scheibe!“

**Sonntagvormittag.** Im Kino läuft ein wissenschaftlicher Film. Ausgezeichnete Unterwasser-Aufnahmen. Seltsame Biester auf dem Meeresgrunde, Taucher, Haie, Polypen, Tintenfische, Quallen und Teufelszeug. Die Frau hinter mir: „Männer, das is doch Trick, niwwah?“

**Die Rangordnung.** „In der Nr. 2, zweiter Jahrgang, des Journal des Poètes, Brüssel, 11 Rue des Olives, erschien von Kurt Liebmann: „Perspective de la jeune poésie allemande“, ferner in ausgezeichneten Nachdichtungen Verse von Hölderlin, Herbert Fritsche...“



## Der Mann, der den Stehumlegkragen erfand

Ein Reporter streifte durch Mayfair und fand einen Wohltäter der Menschheit. Das ist *G. D. Brown*. Er hat uns den Stehumlegkragen geschenkt. Wir lassen ihn noch immer hinter dem Ladenpult eines Herrenmodegeschäfts stehen, dort, wo er vor 39 Jahren in seiner schöpferischen Sekunde gestanden hatte.

Also erzählt er das Ereignis von 1891: „Ich stand hier hinter dem Ladenpult, so wie ich jetzt stehe, da kam ein Herr herein und zeigte mir ein amerikanisches Hemd mit einem festen Umlegkragen. Er bestellte einige ähnliche Hemden. Ich lieferte sie ihm, so wie er sie haben wollte, doch machte ich um eines mehr, trennte den Hemdkragen ab, stärkte ihn und stellte ihn ins Schaufenster. Die neue Kragenform war geboren. Sie glich keiner, die da war. Der Erfolg setzte nicht unmittelbar ein, aber das Modell verkaufte sich bald gut, wir haben eine vornehme Kundschaft, sie machte den Stehumlegkragen populär.“

Der Stehumlegkragen ist deshalb ein entscheidendes Kleidungsstück, weil er, im Gegensatz zum Stehkragen, vollkommen unmilitärisch ist. Er erschlägt die Voraugust-Uniform, mit der er getragen wird, sicherer als Pantoffeln. Der feldgrauen Bluse hat man ihn anzupassen versucht, mit eklatantem Mißerfolg. Die Engländer, das Volk seines Erfinders, packten das Ding mal beim andern Ende an und entwarfen eine bequeme, heillos zivilistische, freilich auch sportsmäßig wirkende Uniform, die aber den Vorzug hatte, den Stehumlegkragen, allerdings keinen weißen, zu zeigen. Den Weltkrieg als Krieg des Stehumlegkragens gegen den Stehkragen zu definieren (wie es geschehen ist), geht zu weit. *Wilhelm II.* hat wohl nie einen Stehumlegkragen getragen, aber auch *Clemenceau* nicht. *Poincaré* trägt einen, *Briand* nicht (ein Theoretiker würde es vielleicht um-

gekehrt erwartet haben). Drei englische Ministerpräsidenten des hinter uns liegenden Jahrzehnts, *Lloyd George*, *Baldwin* und *MacDonald*, tragen Stehkragen mit umgebogenen Ecken. *Austen Chamberlain* hinwiederum trägt einen hohen Stehumlegkragen, der ihm, sehr englisch, um zwei Nummern zu weit ist.

Von dem Herrenmodegeschäft von Mayfair ausgehend, hat sich der Stehumlegkragen zwar noch nicht alle Staatsmänner, wohl aber das Ziel ihrer Wünsche, die Welt, erobert. Als Stehumlegkragen erst hat der steife Hemdkragen seinen universalen Triumph erlebt. Früher trugen nur weiße Menschen weiße Kragen, doch heute leben wir in einer Zeit, da mit jedem Tage mehr schwarze, braune, rote und gelbe Menschen den weißen Kragen umbinden. Sie legen sich die idealisierte Farbe unserer Rasse um den Hals nicht als Joch, sondern als Ordenskollare der Ebenbürtigkeit. Vor vierzig Jahren gab es noch keinen Stehumlegkragen, heute gibt es mehr Stehumlegkragen als Menschen.

Wenn *G. D. Brown* nach jedem nur einen Pfennig bekommen hätte, wäre er heute mindestens hundertfünfzigfacher Millionär. Aber er hat sich seinerzeit seine Idee nicht patentieren lassen, und heute ist es selbstverständlich zu spät für ihn. Mit welchen Gefühlen mag er wohl nach unseren Hälsen blicken? — Aber der Mann ist überhaupt nicht so. Wer glaubte, daß *G. D. Brown* ein Menschenfeind geworden sei, würde die Macht irdischer Güter überschätzen.

Nach dreißig Jahren machte er seine zweite Erfindung. Sie galt wieder der Bedeckung unserer Halspartie. Sie war wieder ein Vorstoß in der Richtung der Bequemlichkeit. Jawohl, *G. D. Brown* ist auch der Erfinder, oder wenigstens Miterfinder, des weichen Hemdkragens, den die Menschheit jetzt in die Ecke



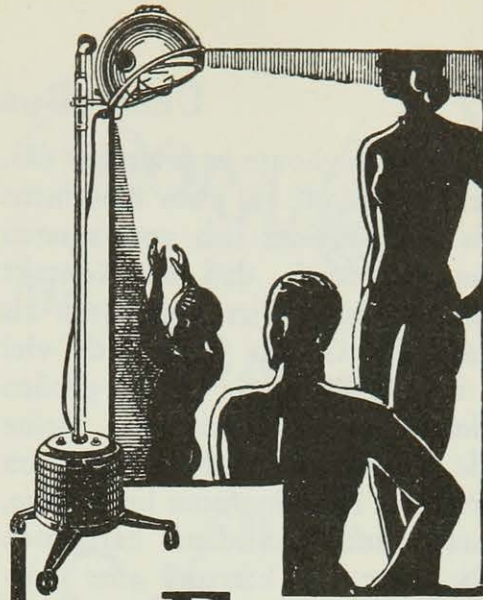
zu werfen sich anschickt, weil er ihr zu bequem geworden ist. Einst trat ein großer Yachtbesitzer in den Laden von Mayfair und wollte an seinem Flanellhemd den allzu poetischen Schillerkragen (auf Englisch: Shakespeare-Kragen) durch einen bürgerlicheren ersetzen lassen. Da erfand G. D. Brown jenen weichen Kragen, der nach drei Monaten in Australien die große Mode werden und den später *Lenin* lieben sollte. Aber patentieren ließ er ihn wieder nicht.

Was wird wohl des genialen Schlemihls drittes Geschenk an die Menschheit sein? *Ernst Lorsy*

Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 10. März unter dem Motto „Junge Mädchen heute“.

Die Mitarbeiter dieses Heftes: Dr. jur. Hubertus Prinz zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, politischer Schriftsteller, Berlin. — Richard Wiener, Essayist, Wien. — Alexander Lernet-Holenia, Dichter und Dramatiker, Autor der „Oesterreichischen Komödie“, Wien und St. Wolfgang. — M. Aldanov, historischer Publizist, Autor der „Zeitgenossen“, Paris. — André Gide, Dichter, Paris. — Hilaire Belloc, Essayist, London. — Cyril Scott, Schriftsteller, Autor von „The real tolerance“, London. — Hans Rothe, Dramaturg und Shakespeare-Uebersetzer, Berlin. — Hans Fallada, Romandichter, Autor von „Bauern, Bonzen und Bomben“, Neuenhagen bei Berlin. — Helene Eliat, Autorin von „Saba besucht Salomo“, Paris. — Alfred Polgar, Essayist und Kritiker, Berlin und Wien. — Marieluise Fleißer, Erzählerin und Dramatikerin, Autorin der „Pioniere in Ingolstadt“, Berlin. — Frau Annot, Malerin, Berlin. — Dr. Hans Flesch, Romanschriftsteller, Autor der „Amazone“, Rom und Berlin. — Anton Schnack, Lyriker, München.

*Hindenburg in der Wochenschau.* Den Filmstreifen auf Seite 81 verdanken wir der Tobias-Melofilm-Gesellschaft.



## Ein Sonnenbad im Winter?

Das klingt zunächst unwahrscheinlich. Und doch gibt es für Menschen, die den hohen Wert der im Sonnenlicht enthaltenen ultravioletten Strahlen für ihre Gesundheit erkannt haben, tatsächlich eine Möglichkeit, jederzeit ein Sonnenbad zu nehmen: Die „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau —!

Für geistige Arbeiter, für Überanstrengte, für Erholungsbedürftige und Schwächliche sollte es ein Gebot der Vernunft sein, diese Lichthygiene anzuwenden (die **nur wenige Minuten** dauert), um schnellstens wieder auf die Beine zu kommen und die Leistungsfähigkeit zu steigern.

Vorbegende Bestrahlung schützt vor Erkrankung. Wer krank ist, begeben sich in ärztliche Behandlung. Leicht transportable Höhensonne (Tischmodell — Stromverbrauch nur 0,4 KW) schon für RM 136.60 für Gleichstrom und RM 262.50 für Wechselstrom erhältlich. Teilzahlung gestattet. — **10% Preisabbau ab 12.12.1931**

Es ist ein Gebot der Vernunft, gerade in der jetzigen so ungemein schwierigen Zeit zuerst an die Gesundheit zu denken. Gesundheit für sich und die ganze Familie sollte allen anderen Ausgaben vorangestellt werden.

**Künstliche Höhensonne**  
— ORIGINAL HANAU —

Bitte verlangen Sie ausführlichen Prospekt von der **Quarzlampen-Gesellschaft m.b.H.** Hanau a.M., Postfach Nr. 187

Zweigstelle Berlin NW 6, Luisenplatz 8, Tel. D 1 Norden 4997. Zweigfabrik Linz a.D., Zweigniederlassung Wien III, Kundmangasse 12. Unverbindliche Vorführung in allen medizinischen Fachgeschäften und durch die AEG in allen ihren Niederlassungen.

Abschneiden und einsenden!

Bitte senden Sie mir kostenfrei Prospekte und Preise über die „Künstliche Höhensonne“.

Name: .....

Ort: .....

Straße: .....



## Ueber Boarding-Häuser

Ein Boardinghouse ist ungefähr das, was eine Pension auf dem Kontinent ist. Es unterscheidet sich von unseren Pensionen dadurch, daß der Kontakt sowohl zwischen Wirt und Gast als zwischen den Gästen unter sich viel enger ist. Man ißt an einem großen Familientisch, man verbringt seine Abende, sofern man nicht ausgeht, im gemeinsamen Drawingroom bei Bridge, Patienzen und ähnlichen harmlosen Spielen; kurz, es herrscht eine ausgesprochene Promiskuität, und es hängt somit ganz von der Seele der Gäste ab, ob das Boardinghouse bleibt, was es ist, nämlich das Schreckgespenst des sweet-homefeindlichen Junggesellen, oder aber erträglich, sogar ganz nett wird (statt „nice“).

Es gibt verschiedene Klassen von Boardinghouses. Das Boardinghouse besserer Qualität zeichnet sich einmal dadurch aus, daß es eine „address“ hat, d. h. an einer Straße, ja selbst auf der Straßenseite liegt, die nach der Ansicht der maßgebenden Kreise, aus weiter nicht feststellbaren Gründen, als fashionable gilt. Man erkennt es auch sofort daran, daß seine Preise, wie die Kostenvoranschläge der großen Schneider in der City, in Guinees statt in Pfund ausgedrückt zu werden pflegen. Wenn nun das Boardinghouse wirklich eine „address“ hat und die Preise fünf Guinees a week überschreiten, so ist es meist so vornehm, daß es gar kein Boardinghouse mehr ist. Es ist dann die „Lady — (gelegentlich auch der Gentleman) — who takes paying guests.“ Der Anspruch auf diese elegantere Wendung wird dadurch erworben, daß man keine Reklame macht und nur „empfohlene Gäste“ aufnimmt. Als Empfehlung genügt Zugehörigkeit zur weißen Rasse und pünktliche Bezahlung der Wochenrechnung (in Guinees).

Hingegen hat das feine Boardinghouse mit dem bescheidenen gemein, daß man dort ebenso schlecht wie

reichlich ißt. Dem leichtsinnigen Einwanderer empfehle ich unter anderem, sich an der dreimal täglich auf dem Tisch erscheinenden Butter nicht allzu ausgiebig zu vergreifen, da der Prozentsatz an Margarinebeimischung im selben Verhältnis steigt wie der Verbrauch. Englische Butter ist wie eine echte Jungfrau: ganz rein ist sie nur, wenn sie unberührt bleibt.

Der Inhaber eines First-class boardinghouse ist meist eine Dame aus besseren Kreisen, sehr oft selbst eine Dame der Gesellschaft a. D. — a. D., weil sie trotz address und der schonenden Wendung „Lady who takes paying guests“ aus dem eigentlichen society life ausscheidet durch den Umstand, daß sie auf diese Weise ihr Geld verdient. Nichtsdestoweniger — oder umsomehr — wünscht sie von den Gästen als Dame, als Gastgeberin, behandelt zu werden, und sie bringt dem „continental people“ unzweideutig bei, daß es nicht nur einen Verstoß gegen die Regeln des Hauses, sondern eine persönliche Unmöglichkeit ihr gegenüber bedeutet, zu spät oder unrasiert bei Tisch zu erscheinen. Der Ausländer kann sich ihre Sympathie erwerben, wenn er bemüht ist, sich die Tugenden des englischen Gentleman anzueignen. Dann aber spart sie keine Mühe und schont keine Verwandten, um ihm in zahlreichen Ausflügen und Besuchen die Freude am englischen country-life zu offenbaren.

Im Boardinghouse wohnen nicht nur Fremde, es ist ganz allgemein das Heim des alleinstehenden Engländers (soweit er kein „flat“, eine noch junge Errungenschaft Londons, besitzt). Eine Neuerscheinung im Boardinghouse ist seit dem Krieg das „berufstätige junge Mädchen aus gutem Haus“. Sie pflegt einen „Cavalier galant“ zu haben, auch „lunch-lezard“ genannt, der sie zwei- bis dreimal in der Woche ausführen darf, und den sie aus prak-



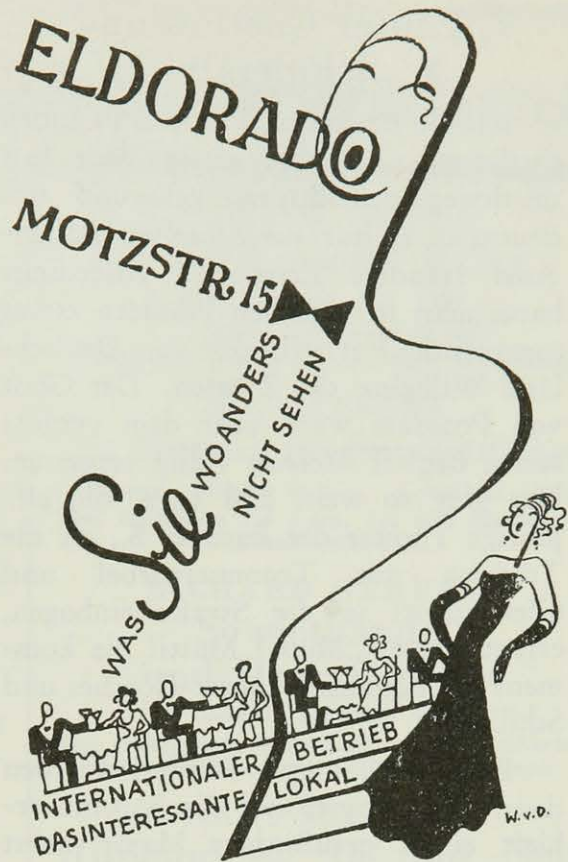
tischen Gründen mit Vorliebe unter den Gästen des Hauses aussucht. So erspart der Kavalier die doppelte Taxifahrt und kann das Sweetheart bis zur Türe ihres Zimmers begleiten, womit seine Pflichten und Rechte ihren Abschluß gefunden haben.

Der Vergnügungssucht weiterzufrohnen, verbietet (außer den ethischen Bedenken) die Enge und Härte der Betten sowie die Temperatur der (ausnahmslos unheizbaren) Schlafzimmer. Dafür dürfen die Pärchen, vom Gramophon und vom Segen der wohlwollenden Allgemeinheit begleitet, zum Weekend an den River ziehen, um den von business beschwerten Kopf am Busen der Natur auszuruhen.

Der englische „comfort“ besteht darin, daß man ungestraft in Gesellschaft die Beine weit von sich strecken und die Hände in die Hosentaschen vergraben darf; im übrigen wird er durch Hygiene ersetzt. Denn, wenn die Betten schon von einer tugend- und gesundheitsfördernden Enge und Härte sind, so sorgt anderseits eine dünne Bettdecke in ihrer Singularität dafür, daß der Körper sich niemals bis zu einer voluptuösen Temperatur erwärmt. Und wenn die Fenster auch so raffiniert konstruiert sind, daß man sie nie völlig schließen kann, so haben sie wiederum den Vorteil, daß sie auch mit Gewaltanwendung nicht zu öffnen sind.

*Jean-Robert von Wattenwyl*

**Berlin 1932.** Letzter Notruf eines Verzweifelten. Wer hilft einem seit drei Jahren Arbeitslosen? Ich scheue keine Arbeit! Hunger! Postlagernd unter ... (Die Adresse ist aber unleserlich gemacht, statt ihrer hat ein zweiter Mann seine eigene Adresse dazugeschrieben; dazu äußert sich ein dritter:) Verfehlte Intrige, mein Lieber! Wie plump! Meinen Sie, daß man nicht merkt, daß Sie sich unrechtmäßig in den Besitz des Plakats gebracht haben? Schmarotzer! Ihnen soll man den Willen zur Arbeit glauben? (Plakatwand)



**4 Mark 50**  
**"1000 Worte"**  
 ganz egal von  
 welcher Sorte!



## „Lauter Goethes und Schillers!“

Als die deutschen Truppen in Libau einrückten, herrschte unter dem fast durchweg deutschsprachigen und mit deutscher Kultur verwurzelten *Balten-Adel* freudige Erregung. Allerdings hatte man in manchen Häusern etwas romantische Vorstellungen vom Deutschland Wilhelms des Zwoten. Der Geist von Potsdam ward über dem vergötterten Begriff *Weimar* völlig vergessen. Das ging so weit, daß Inge, die elfjährige Tochter der Baronin S., als die Truppen mit Trommelwirbel und Gleichschritt in die Straße einbogen, erregt schrie: „Mutti! Mutti! Sie kommen! Sie kommen! Lauter Goethes und Schillers!“

Die Goethes und Schillers wurden dann einquartiert, und die Baronin erhielt einen preußischen Major nebst Burschen, Putzer und Ordonnanzenanhang zugeteilt. Nach etwas schnarrender Begrüßung war das erste, daß der Herr Major seinem Burschen befahl, „die ganze Pollackenbude mit Wanzenpulver auszuräuchern“.

So war die Begeisterung schon reichlich abgekühlt, als man sich an dem gutgedeckten Abendbrottisch zusammenfand. Immerhin, der vor den russischen Stäben so gut versteckt gewesene Wein hatte den Weg auf die Tafel gefunden, und Herr Major wurden milder gestimmt. Entschlossen sich sogar zu einem Kompliment. „Herr Baron“, wandte er sich an den Hausherrn, „Ihre Frau Gemahlin spricht ja schon ganz nett deutsch. Macht zwar noch 'ne Menge Böcke und Schnitzer, aber wenn der siegreiche Preußenaar erst 'n paar Jahre über diesem Nest jeschwebt hat, jeht's sicher glänzend.“

Der Herr Major waren sehr erstaunt, auf eisiges Schweigen zu stoßen. Die Baronin hatte ihr Lebtage kein anderes Wort gesprochen als: deutsch.

Roland Marwitz

## „The Loleley of Shanghai“ The Song of Pitschin English!

(Der Buchstabe *r* fällt aus wegen schlecht Wetter.)

*Oh me belong too muchee sorry  
And then me no sabe what kind  
Have got an old piecy story  
No want shi got outside my mind  
The nighttime belong dark and coldy  
The Rhine make flow allright  
Topside plenty stars very oldy  
Looksee down in the evening light!*

*One piecy girly is sitting  
Too muchy curiv topside,  
Her hair all the same gold she is fitting  
Her jewells belong very bright  
Ohne gold comb she is using  
She making pretty catchy sing song  
That sounds so sweet and amusing  
And very noisy all the same gong!*

*Fishpitschin man, small piecy sampan  
Belong very curiv inside.  
He only looksie tho the sing-song —  
He no looksee waterside!  
Maskee! That small piecy sampan  
Go down in the water chop-chop  
Because Lloleley too muchy sing-song  
And all time no can stop!*

---

Um ein „t“. Vom Preußischen Polizei-Präsidium in Berlin wird uns mitgeteilt, daß unser Auszug aus dem *Polunbi-Katalog* („Geheim! Nur für amtlichen Gebrauch“), im letzten Heft veröffentlicht, eine irrtümliche Voraussetzung hat insofern, als *nicht alle* darin verzeichneten Bücher als „unzüchtig verdächtig“ gelten, vielmehr „als unzüchtig verdächtig“. Der *Polunbi-Katalog* stellt somit eine Kartothek aller jener Bücher dar, die irgend einmal von irgend einer Person der Behörde angezeigt wurden; was aber noch nicht bedeutet, daß die Verfolgung oder Einziehung *aller* dieser Bücher angeordnet wurde; vielmehr ist durch eigene Zeichen im Katalog das Ergebnis der angestellten Untersuchung festgehalten. — Wie man sieht, hat ein Druckfehler, der in der Fortlassung eines einzigen *t* bestand, dieses Mißverständnis heraufbeschworen.



# Der Mensch wird umgebaut

HANS FALLADA

## Bauern, Bonzen und Bomben

Roman · 6. Tsd. · Kartonierte M 5.— · Leinenband M 7.50  
„Die beste Schilderung der deutschen Kleinstadt.“  
Die Weltbühne, Berlin

ERIK REGER

Kleistpreisträger 1931

## Union der festen Hand

Roman · 10. Tsd. · Kartonierte M 5.— · Leinenband M 7.50  
Dieses mit dem Kl. istpreis ausgezeichnete Buch ist die erregende Geschichte des Ruhrbezirks in den letzten zehn Jahren. Das wahre Buch von Stahl und Kohle.

OTTO CORBACH

## Offene Welt

3. Tausend · Kartonierte M 6.50 · Leinenband M 8.50  
Befürwortung einer Siedlungs-Politik großen Stils.  
Menschen-Ökonomie und Planwirtschaft.

VICTOR MARGUERITTE

## Vaterland!

Deutsch von Joseph Chapiro · 20. Tsd. · Kartonierte M 2.85  
Das klassische Werk zum Thema der deutsch-französischen Verständigung.

HERMANN HELLER

## Sozialismus und Nation

9. Tausend · Kartonierte M 3.—

Der Nachweis, daß Sozialismus mit Liebe zum Staat vereinbar ist.

WALTER OEHME UND KURT CARO

## Kommt das dritte Reich?

6. Tausend · Kartonierte M 2.85 · Mit 8 Abbildungen,  
Tafeln und vielen faksimilierten Dokumenten

Dies Buch gewährt fesselnde Einblicke in Hitlers Partei.

WEIGAND VON MILTENBERG  
Adolf Hitler — Wilhelm III.

12. Tausend · Mit 4 Abbildungstafeln · Kart. M 2.50  
Glänzende Charakterisierung und Entlarvung des großen Volksredners.

I. STEINBERG

## Gewalt und Terror in der Revolution

Oktoberrevolution oder Bolschewismus

Deutsch von I. Donsky

3. Tausend · Geheftet M 4.50 · Leinenband M 7.—

Der frühere sowjetrussische Volkskommissar untersucht hier die Frage, ob Gewaltanwendung im Dienste der Revolution wünschenswert und nützlich sei.

LUDWIG BAUER

## Morgen wieder Krieg

Botschaft gegen Alle

5. Tausend · Kartonierte M 4.50

Untersuchung der Gegenwart — Blick in die Zukunft

M. J. LARSONS

## Als Expert im Sowjetdienst

4. Tausend · Geheftet M 4.— · Leinenband M 5.50

Eine Fundgrube für jeden, der sich für Sowjetrußland interessiert.

RICHARD OEHRING

## Sowjethandel und Dumpingfrage

3. Tausend · Kartonierte M 2.50

Eine grundlegende Abhandlung mit ausgezeichnetem und meist unbekanntem Tatsachen-Material.

HANS SIEMSEN

## Rußland — Ja und Nein

5. Tausend · Kartonierte M 5.— · Leinenband M 6.80

Eine loyale, schwungvolle, auf jeder Seite fesselnde Darstellung des gegenwärtigen Rußland.

H. R. KNICKERBOCKER

## Der rote Handel droht!

Der Fortschritt

des Fünfjahresplans der Sowjets

23. Tausend · Deutsch von Curt Thesing · Mit einer  
Bildtafel · Kartonierte M 4.20

Ein aufwühlendes Bild von den Gefahren, die Europa und Amerika von der Entwicklung der russischen Wirtschaft drohen.

H. R. KNICKERBOCKER

## Der rote Handel lockt

Was und wieviel Europa  
bereits von den Sowjets kauft

18. Tsd. · Deutsch von Curt Thesing · Kartonierte M 5.20

Ein gültiger Beweis dafür, daß trotz aller politischer Hemmungen alle nicht sowjetistischen Staaten den Lockungen des Handels mit Sowjetrußland nicht widerstehen.

ARTHUR RUNDT

## Der Mensch wird umgebaut

Ein Buch von der neuen Lebensform in  
Rußland

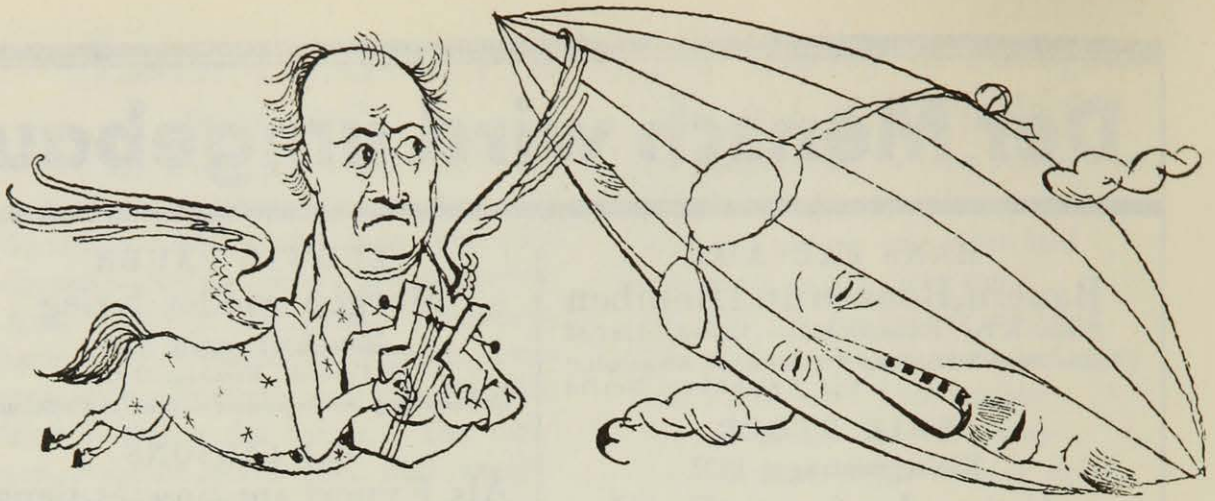
4. Tausend · Kartonierte M 4.20 · Leinenband M 6.—

Sowjet-Rußland von heute und morgen. Der Fünfjahresplan und seine Folge für die Individuen.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG • BERLIN W 50





Eugen Croissant

Goethes Gespräche mit Eckener

## Goethe und . . .

In einer Goethe-Bibliographie oder dem Katalog der Staatsbibliothek *Goethe* finden sich — abgesehen von Hunderten von Büchern, wie „Goethe und seine Frauen“, „Goethe und Weimar“, „Goethes Briefe“, „Goethe und Schiller“, „Goethe in Italien“ usw. — die folgenden, deren Zahl grade in den letzten Jahren zur Lawine angewachsen ist:

### Goethe in amtlichen Verhältnissen

Aus den Acten . . . . .	1834
Ueber die Verhältnisse der Buchhandlung in Leipzig zu Herrn Hofrath Dr. I. P. Eckermann in Weimar	1836
Ueber Goethes Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke . . . . .	1840
Goethe in Berlin . . . . .	1849
Die Goethefeier des Auricher Gymnasiums . . . . .	1849
Goethes Aristokratismus . . . . .	1851
Wie man bei Goethe aß und trank	1857
G. Parthey: Ein verfehltter und ein gelungener Besuch bei Goethe . . . . .	1863
Goethes Beziehungen zum sächsischen Erzgebirge und zu Erzbergigern	1862
Goethe als Arbeiter . . . . .	1865
Urtheile Goethes über Dichter und Dichtkunst . . . . .	1873
Goethes achttägiger Aufenthalt zu Luxemburg im Oktober 1792 . . . . .	1874
G. L. Kriegk: Goethe als Rechtsanwalt . . . . .	1874
Goethe als Freimaurer . . . . .	1875
War Goethe ein Gegner der Deszendenztheorie? . . . . .	1877
Goethe als Prophet . . . . .	1877

### Orthographie und Liebeswahn. Aus

Goethes Jugendzeit . . . . .	1879
Goethe und das Alte Testament . . . . .	1883
Düntzer: Goethes Verehrung der Kaiserin von Oesterreich Maria Ludovica . . . . .	1885
I. Meisner: Goethe als Jurist . . . . .	1885
Fr. Bertheau: Goethe und seine Beziehungen zur Schweizerischen Baumwollindustrie . . . . .	1888
Seb. Brunner: Die Hofschranzen des Dichturfürsten, der Goethekult und dessen Tempeldiener (!) . . . . .	1889
Goethes drei letzte Lebenstage . . . . .	1889
G. Karpeles: Goethe in Polen . . . . .	1890
Elias Karpeles: Goethe als Bibelforscher . . . . .	1891
Goethe als Hemmschuh. Von einem Berliner . . . . .	1892
A. Muehlhausen: Goethe als Sozialist? . . . . .	1893
Düntzer: Goethes Stammbäume . . . . .	1894
Goethes Beziehungen zu Eisenach . . . . .	1896
A. V. Kraus: Goethe a Cechy . . . . .	1896
P. P. Hamlet: Das Geheimnis Goethe	1897
Goethe in Asch und Umgebung . . . . .	1898
Goethes Beziehungen zu Steiermärkern	1898
P. J. Möbius: Das Pathologische bei Goethe . . . . .	1898
Goethe und Bismarck. Parallele oder Kontrast? Von Waldemar von Boch, Vizepräsidenten des Livländischen Hofgerichts a. D. . . . .	1899
Goethes Beziehungen zu Artern, Allstedt, Tilleda und dem Kyffhäuser	1900
Allerlei Zierliches von der alten Exzellenz . . . . .	1900



- Goethes Beziehungen zur Medizin . 1900  
 Goethe und der Okkultismus . . . 1901  
 F. Baldensperger: Goethe en France 1902  
 Goethe ein Kinderfreund . . . . 1903  
 Goethe und der Orient . . . . . 1903  
 F. A. Schäfer: Goethe in Krankheitslagen . . . . . 1904  
 Die Entwicklung des Naturgefühls bei Goethe bis zur italienischen Reise einschließlich. Von Luise Meyer . 1906  
 H. Krüger: Der Volks-Goethe . . . 1907  
 Goethe und Jerusalem . . . . . 1908  
 Prof. B. Fränkel: Des jungen Goethe schwere Krankheit — Tuberkulose, keine Syphilis . . . . . 1910  
 Der fünffüßige Jambus in den Dramen Goethes . . . . . 1913  
 P. Schumann: Goethes Besuch in der Taubstummenanstalt zu Leipzig . 1915  
 Goethe und Amerika . . . . . 1915  
 Dr. W. Jacobi: Das Zwangsmäßige im dichterischen Schaffen Goethes (psych. krit. Studie) . . . . . 1915  
 Mor. Stübel: Goethe, Schuster Hauke und der ewige Jude . . . . . 1920
- W. Worm: Stomatologisches bei Goethe . . . . . 1922  
 A. Kippenberg: Wie Goethe seine Honorare vertrank . . . . . 1924  
 H. Teweles: Goethe und die Juden 1925  
 I. M. Lutz: Der Götzendienst Goethe 1925  
 E. Wachtel: Der Kreuzbrunnen Goethes Heiltrank, balneologisch - literarische Studie . . . . . 1925  
 Der Gott Goethes . . . . . 1926  
 G. Meissel: Goethe als Advokat . . 1927  
 Jozsef Turoczi: Goethes Herz ein Kieselstein (Budapest, im Selbstverlag des Verfassers) . . . . . 1928  
 K. R. Petter: Was ist Goethe uns Ariern? . . . . . 1928  
 Prof. Paul Fischer: Goethes Wortschatz. Sprachgeschichtliches Wörterbuch zu Goethes sämtl. Werken 1929  
 F. Theilhaber: Goethes Sexus und Eros 1929

\*

Und etwa im September 1931 erschien eine Doktordissertation des Inhalts: *Goethes Zahnschmerzen.* P. E.

## Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

### TAUCHNITZ EDITION COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

*Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.*  
 Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition“ ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

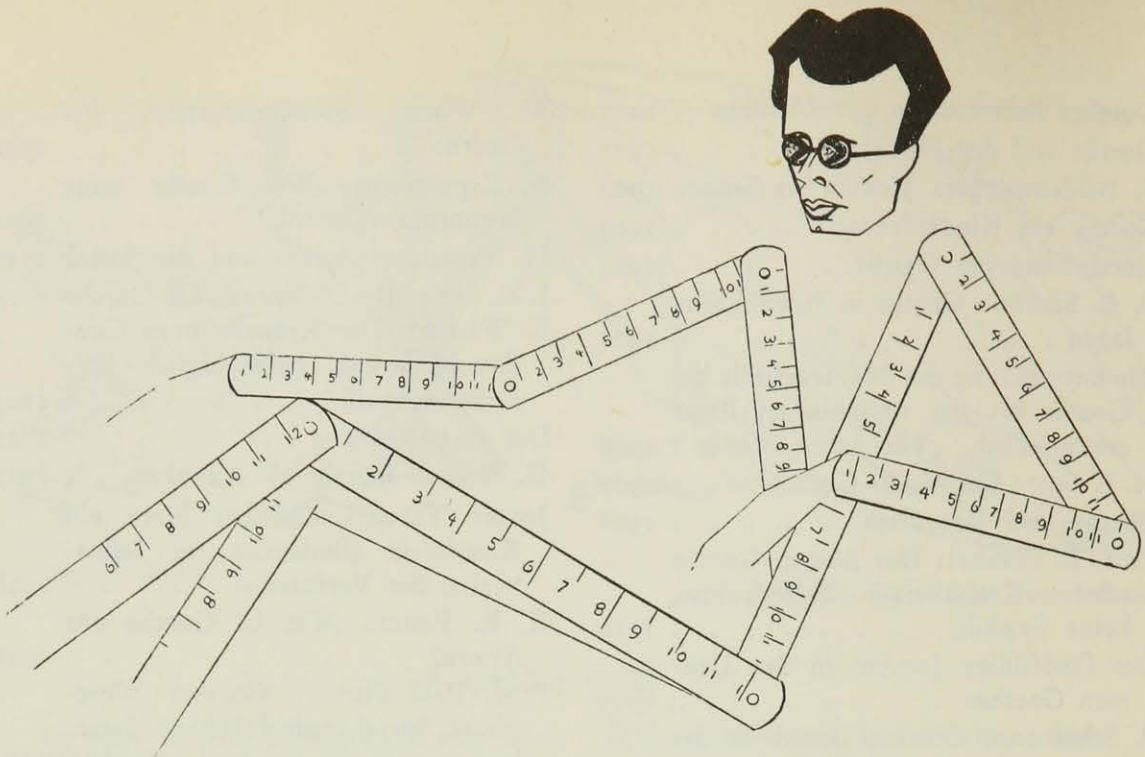
#### Neuerscheinungen:

- Vol. 5030: **K. R. G. Browne:** *Stuff and Nonsense!*  
 Vol. 5031: **Mazo de la Roche:** *Finch's Fortune*  
 Vol. 5032: **W. Somerset Maugham:** *First Person Singular*  
 Vol. 5033: **Margery Allingham:** *Police at the Funeral*

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes“ vom Verlag

## BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG





Eva Herrmann

Aldous Huxley

## „Society“ im Roman

Die amerikanischen und englischen Schriftsteller haben es gut. In ihren Ländern gibt es noch den fast unerschütterten Begriff *Gesellschaft* als soziologische Realität und Macht. Die angelsächsischen Schriftsteller nehmen diesen Vorteil in subtiler Weise wahr: die „klassischen“ Gesellschaftsromane werden heute in Amerika und in England geschrieben. Dabei ist das Wort klassisch nicht nur als eine metaphorische Liebeshwürdigkeit zu nehmen. Es bezeichnet in seinem überkommenen Sinn exakt den Rang und die Methode einiger jüngerer amerikanischer Autoren wie Thornton Wilder und Louis Bromfield: die Strenge ihrer Form, die Schicksalhaftigkeit der von ihnen dargestellten Figuren und Ereignisse.

Eine Zeitlang glaubten wir, daß ein Klassiker wie Thornton Wilder in Amerika ein Outsider, ein Einzelfall sei. Aber Louis Bromfield (dessen Roman *Olivia Pentland* jetzt in der Uebersetzung von I. Sternemann im Erich Reiß-Verlag erschienen ist) beweist uns, daß es in Amerika eine Schriftstellergeneration gibt, die der „alten Welt“ zur Ueberraschung, an die großen Traditionen des französischen Gesellschaftsromans im neunzehnten Jahrhundert unmittelbar anknüpft. Sie haben ihre Legitimität zur geistigen Erbfolge der Flaubert und Stendhal durch ihre Werke

erwiesen. Es soll nur angemerkt werden, daß diese Schriftsteller in Amerika Massenaufgaben haben. Das erscheint uns erstaunlich. Bei uns werden gewiß nur die Gourmands der Literatur auf ihren Geschmack kommen; ihr Ruhm in Deutschland wird esoterischer Natur sein.

Sinclair Lewis hat bei der Zuerteilung des Nobelpreises darauf hingewiesen, daß Louis Bromfield zu den bedeutendsten und vielgelesenen amerikanischen Epikern zu zählen ist. Wir kannten ihn bisher nur vom Hörensagen. Es ist verdienstlich, seine Romane in Deutschland zu publizieren. Die erste dieser Publikationen, der Roman „Olivia Pentland“, der seinen Ruhm in Amerika begründet hat, ist die Darstellung einer exklusiven Gesellschaftsschicht bürgerlicher Aristokratie.

Die Gesellschaft zum Gegenstande der Darstellung haben, das heißt für einen Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts: sie zum *Gegenstande der Kritik* machen; sie ist kritisiert, indem sie dargestellt wird. Es sagt viel über die Stabilität der Gesellschaft aus, in welchem Maße sie noch fähig ist, Kritik an sich zu ertragen. Die hohen Auflagen der amerikanischen Gesellschaftskritiker sprechen für die (vergleichsweise) Unerschüttertheit der amerikanischen Gesellschaft.

Hier wird von jenem Teile der



„society“ berichtet, den es kennzeichnet, daß innerhalb einer Sphäre niemand es sich erlauben kann zu sagen: *ich* tue dies und *ich* unterlasse jenes; vielmehr muß er sich bequemen anzuerkennen, daß *man* jenes unterläßt und dieses tut. Das Leben all dieser Menschen ist genormt. Urteil und Vorurteil bestimmen sich nach „Spielregeln“, die „man“ sich selbst geschaffen hat, um sich zu distanzieren. Der Entwicklungsprozeß dieser Spielregeln heißt Tradition. Es ist bekannt, daß die Unterwerfung unter solche Regeln für die kräftigeren Individualitäten oft mit echten Opfern verbunden ist. Die Wollust der Exklusivität ist hoch zu honorieren: zuweilen mit dem Verzicht auf Glück.

Ein solcher Konflikt liegt hier vor. Olivia Pentland, eine schöne und kluge Frau, kommt nach fast zwanzigjähriger Ehe mit einem Dekadenten, dessen „Haltung“ Schwäche ist, zu der Besinnung, daß sie bisher ihr eigenes Leben noch nicht gelebt habe. Sie hat dahingedämmert im Zwange des Pentlandschen Sittenkodex. Kein großer Schmerz, keine große Leidenschaft hat sie bewegt; sie ist müde geworden an einem Leben, in dem jede tiefe Emotion sich von selbst verbot. „Das Leben schien ihr immer verwickelter und verschwommener, manchmal fast wie ein Sumpf aus lauter kleinen, unwichtigen Fragen, in dem sie zu versinken drohte, ohne sich wehren zu können. Niemand sprach etwas aus; sie lebten in einer Schattenwelt.“ Olivia kämpft mit dem Schemen „Society“. Sie glaubt ein Recht auf privates Glück zu haben. Aber sie unterliegt in diesem Kampf. Ein Abstraktum, die Fiktion der Familienehre, besiegt sie. Sie resigniert. „Sie war schon zu lange ein Teil von Pentland. Nicht aus Pflichtgefühl, Edelmütigkeit und Stolz hatte sie so gehandelt. Sie wußte, daß sie so gehandelt hatte, weil, wie John Pentland gesagt hatte, ‚es Dinge gibt, die Menschen wie wir nicht tun können‘.“

Louis Bromfield nimmt in diesem Kampf keine Partei; er berichtet nur mit einer fast aufreizenden Teilnahmslosigkeit. Er hat die reale Macht des Schemens „Gesellschaft“ dargetan. Der Ausgang des Kampfes erschüttert nicht ihn, sondern seine Leser. Solchermaßen hat er sein Bestes getan: er überläßt es uns, die Folgerung und Forderung der Kritik daraus zu

Soeben erschienen:

**PETER ALTENBERG**  
**AUSWAHL**  
**AUS SEINEN BÜCHERN**  
**VON KARL KRAUS**

Oktav. 538 Seiten. Mit einem Bild des Dichters.  
 Preis geh. RM 3.60, in Leinen geb. RM 4.80

*Aus diesem Buche ertönt die Stimme eines großen Dichters, dessen Lebensgang von dem Spott des Philisters und dem Staunen des Gewöhnlichen über soviel Ungewöhnlichkeit begleitet war, nun dreizehn Jahre nach seinem Tode in aller Reinheit. Das unsterbliche Werk dieser reichsten dichterischen Natur, dieses leidenschaftlichsten und stärksten Temperaments des neuen Deutschland, ist heute lebendig wie 1896, als sein erstes Buch „Wie ich es sehe“ erschien und die Welt mit Liebe, mit Humor, mit Zorn faßte und in die eigentümlichste kleine Form bannte. Karl Kraus, der dazu als Künstler wie als Freund Berufene, hat die Auswahl aus den vorliegenden zwölf Büchern vorgenommen.*

VERLAG ANTON SCHROLL & CO.  
 IN WIEN I

HELENE ELIAT

**Saba**  
**besucht Salomo**

„Helene Eliat vermehrt die nicht sehr große Zahl Dichterinnen Deutschlands um eine“ (Frankfurter Zeitung). Das Buch gibt die reizvolle moderne Gestaltung einer alten Legende. Ermäßigter Preis 4 M 05 und 5 M 40.

**Panflavin** Zum Schutz gegen  
**Grippe**  
 PASTILLEN Erkältungskrank-  
 (Acridiniumderivat) heiten, Mandel- u.  
 Halsentzündungen



ziehen. Seine dichterischen Mittel sind außerordentlich. Seine Darstellung ist erfüllt mit der Melancholie des Unausgesprochenen. Aber diese Melancholie ist ohne Sentimentalität. Etwas von der Impassabilité Flauberts ist darin: die Resignation vor dem Leben.

In mancher Hinsicht ist der Roman des Engländers *Maurice Baring: Daphne Adeane* (in der Verdeutschung von Lotte Sternbach-Gärtner im Ernst Rowohlt-Verlag erschienen) ein Gegenstück von „Olivia Pentland“; zumindest im Äußeren: denn auch hier zentrieren sich alle Geschehnisse einer *exklusiven* Gesellschaft um und auf das Schicksal einer schönen, klugen, resignierenden Frau. Auch Baring hat diese wunderbare Einfachheit des Stils, auch in seinem Roman ist die Melancholie des verpaßten Augenblickes. Indessen: die Hemmung seiner Heldin Fanny ist mehr innerer als äußerer Natur. Diese englische Gesellschaft von Diplomaten und Schriftstellern ist schon aufgelockerter; es ist mehr Internationalität darin, weniger Hinterwäldlertum.

Es ist Maurice Baring anzumerken, daß er nicht mehr zu den jüngsten englischen Schriftstellern gehört. Er lebt vollkommen in der gesellschaftlichen Atmosphäre der Vorkriegszeit, obwohl die Handlung seines Buches Krieg und unmittelbare Nachkriegszeit mit einbegreift. Aber selbst der *Krieg* bleibt hier eine Angelegenheit der „Society“, degradiert zur Funktion der *privaten* Sphäre, zu einer Folie der Liebesaffären, zu einem Hilfsmittel für die Lösung individueller Konflikte. Der Akzent liegt bei Baring noch nicht auf der Kritik der Gesellschaft. Er gehört als Schriftsteller noch dem neunzehnten Jahrhundert an. Fanny Choyce, die zentrale Figur des Buches, ist nicht zu einem Widerpart der Gesellschaft gesetzt; vielmehr dient die Gesellschaft ihr als Folie ihrer Individualität. In ihrer Entwicklung ist das Motiv vom häßlichen jungen Entlein eingeschlossen. Allmählich wird sie erkannt; zuletzt von ihrem Mann. Darüber ist das Glück ihrer Ehe verlorengegangen, denn sie ist sehr stolz. Es ist eine echte Tragödie des Unausgesprochenen. Sie schweigen beide bis zuletzt. Erst der Krieg bringt eine formale äußere Lösung, die kein neuer Beginn, sondern ebenfalls eine Resignation ist.

Die Handlung hat epische Schwere und Breite; sie verläuft nicht in Sprüngen, sie entwickelt sich bedächtig aus sich selbst. Manches wiederholt sich; streckenweise läuft die Handlung leer. Barings Roman hat nicht die Dichte von Bromfields Werk, nicht die intellektuelle Schärfe der Analysen Huxleys oder Aldingtons. Aber ein *Abglanz des neunzehnten Jahrhunderts* ist in seinem Buch noch spürbar: die Resignation einer Kulturrepoche, die Dekadenz der Empfindung, der Verzicht auf eigene Entscheidung, der den Krieg als eine Lösung, als die zwangsweise übergeordnete Entscheidung, als die Beendigung eines vollkommenen *Leerlaufes* willkommen hieß. Die Darstellung dieser inneren Leere ist Maurice Baring gelungen. Das qualifiziert trotz aller Unschärfe seine Arbeit.

Auch die Kritiker der Gesellschaft gehören ihr an — als ihr anderer Pol. Viele Schriftsteller, die in ihren Büchern zu Gericht sitzen, haben im Privatleben die zärtliche und leidenschaftliche Beziehung des verschmähten Liebhabers zu ihr. *Liebten* sie nicht, so könnten sie nicht hassen, wären sie nicht ein *Teil* der Gesellschaft gewesen, wie könnten sie über sie richten. Diese *ambivalente Beziehung* des Gesellschaftskritikers zur Gesellschaft wird besonders deutlich in einem Roman von V. Sackville-West: *Schloß Chevron* (in der Verdeutschung von Käthe Rosenberg und Hans B. Wagenseil im S. - Fischer - Verlag erschienen). Es wird über die Autorin Sackville-West verlautbart, daß sie selbst dem englischen Hochadel angehöre und die Gattin eines englischen Diplomaten sei. Es ist ihr zuzugestehen, daß sie über das Leben der englischen Aristokratie wohlinformiert ist. „Schloß Chevron“ handelt von und in einem Kreise des Feudalismus, der an adeligem Rang dem englischen Königshause ebenbürtig ist. Zwei Generationen der nachviktorianischen Epoche demonstrieren den *Anachronismus* einer Feudalherrschaft im zwanzigsten Jahrhundert: die ältere schon moralisch aufgelockert, aber soziologisch noch in sich gefestigt, die jüngere auch soziologisch schon zersetzt, belastet mit Zweifeln an der eigenen Sendung. Sackville-West hat diesen Anachronismus durchschaut, aber in ihrer kritischen Analyse ist inbegriffen die Trauer um eine *verlorene Welt*, die Liebe zum Legitimus, zu der, wenn auch immer im Formalismus erstarr-



ten, aristokratischen Haltung. Im übrigen ist die Handlung dieses Romans abwechslungsreich und unterhaltsam genug. Die lastende Monotonie der Hoffnungslosigkeit besteht hier nicht; es fallen Entscheidungen von innerem Anspruch. Das Leben auf dem Herzogsitz Chevron und in der Londoner Umgebung des Königs ist reich an Affären, und insbesondere das Liebesleben entbehrt nicht der Abwechslung. Der Glanz über allem ist sehr verführerisch — auch für die von Zweifeln zersetzte junge Generation. Die Entscheidung bleibt offen. Sie fällt erst im Kriege, der hier nicht mehr einbezogen ist.

Ein Outsider unter den Romanciers ist *Aldous Huxley*. Die zentralen Figuren seiner Bücher gehören in die Hierarchie der Gesellschaft hinein wie in die Hierarchie der Kirche der Bettler vor der Kirchentür. Es sind Intellektuelle. Huxley ist der Autor des Ideenromans. Er hat die Analyse seiner Produktionsart beiläufig in seinem außerordentlichen Roman *Kontrapunkt des Lebens* gegeben: „Der Charakter einer jeden Figur muß soweit als möglich durch die Idee angedeutet sein, deren Sprachrohr sie ist. Insofern Theorien verstandesmäßig verarbeitete Gefühle, Triebe und Anlagen der Seele sind, ist dies durchführbar. Der Hauptnachteil des Ideenromans ist der, daß man in ihm über Leute schreiben muß, die überhaupt Ideen auszudrücken haben — was das ganze Menschengeschlecht mit Ausnahme von etwa 0,0 Prozent ausschließt. Daher schreiben die wirklichen, die geborenen Romanciers keine solchen Bücher. Aber ich habe auch niemals vorgegeben, ein geborener Romancier zu sein.“

Wer die Bücher von Huxley mit Anteilnahme liest, befindet sich demnach in der exklusiven Gesellschaft der 0,01 Prozent der sublimen, skeptischen Geistigen. Das jüngste seiner — von Herbert E. Herlitschka ins Deutsche übertragenen — Bücher ist der Novellenband: *Nach dem Feuerwerk* (im Insel-Verlag). In der ersten und umfangreichsten dieser Erzählungen handelt ein sehr repräsentabler Vertreter der Intelligenz, ein berühmter Schriftsteller, der gleichsam immerfort hinter sich selbst steht, der genau analysiert, wie närrisch seine Liebe zu einem ganz jungen, primitiven Mädchen ist, und der, obwohl er um alle Schwächen dieser Beziehung weiß und auch weiß, wie diese Liebe enden muß,

---

---

# Winston S. CHURCHILL

## Weltabenteurer im Dienst

Deutsch von D. v. Mikusch  
Mit 3 Karten. Geh. M 6, Leinen M 8.50

Ich wüßte kaum ein interessanteres Buch der letzten Jahre als diese Lebensrückschau, die sich nicht zuletzt auch dadurch empfiehlt, daß der Autor resumierend seinem Leben ein helles „Ja“ zuzuft.

*Max Brod im Prager Tagblatt*

Erstaunlich ungekünsteltes, Jack-London-gleiches Erzählertalent. *Neue Zeit, Berlin*

Eines der amüsantesten Bücher, die je geschrieben worden sind.

*Dresdener Neueste Nachrichten*

Lange habe ich an einem Buch keine so helle klingende Freude gehabt.

*Berliner Tageblatt*

Ein prachtvolles Buch, fast ein Abenteuerroman à la Karl May. *Bücherwelt, Bonn*

Eine Meisterskizze des englischen Lebens, ein spannendes Buch der Abenteuer.

*Hamburger Fremdenblatt*

Eine fesselnde Promenade durch die Welt des viktorianischen Zeitalters.

*Literarische Welt*



PAUL LIST VERLAG  
LEIPZIG

---

---



dennoch liebt. Ihm nützt es nichts, die Herkunft aller Gefühle ableiten zu können; er verhält sich nicht anders, als wäre er ahnungslos. Das Leben triumphiert über den Geist — wiewohl der Geist recht behält. Die andern drei kleineren Erzählungen weichen ein wenig von der Huxley'schen Norm ab: hier analysieren sich die Menschen in ihren Schwächen nicht selbst. Sie werden analysiert durch den Mund eines Dritten oder durch die Darstellung, die von ihnen gegeben wird. Dieser Band bestätigt aufs Neue die eminente, zugleich intellektuelle und dichtende Potenz dieses Schriftstellers, dessen Gesamtwerk sich nachgerade zu einem Kompendium der Charaktereologie geistig qualifizierter Individualitäten auswächst.

In all diesen Romanen versteht sich die *äußere Existenz* der Menschen immer von selbst. Um so mehr Gelegenheit haben sie, sich mit ihrer *inneren Existenz* zu beschäftigen. Aber ein junger englischer Schriftsteller, *I. B. Priestley*, zeigt eindringlich, daß die Norm der bürgerlichen Menschen nicht ausschließlich von individuellen Seelenkonflikten leben kann. Seine Menschen sind vor allem bei der *Arbeit* zu finden. Seine „Gesellschaft“ ist nicht so fein; sie ist eine Gesellschaft von Kleinbürgern verschiedenen Grades. Es eint sie, daß sie alle arbeiten müssen, um leben zu können. Sein Roman *Enge'gasse* (übertragen von Paul Baudisch; S. Fischer Verlag) ist das Epos vom Alltagsleben der Büromenschen. Diese Menschen haben nichts anderes miteinander zu tun, als daß sie täglich in denselben Räumen miteinander arbeiten. Im übrigen grenzen sie sich gesellschaftlich streng voneinander ab. Mit Argwohn nehmen sie Distanz voneinander; sie haben einen Bedacht von komischer Würde. Sie legen Wert darauf, längst fiktiv gewordene Begriffe von *soziologischen Rangstufen* zu wahren. Sie bestehen auf einem in seinem realen Gehalt schon vollkommen zersetzten *Prestige*. Sie schleppen den individualistischen Ballast des neunzehnten Jahrhunderts in die Nachkriegszeit hinein, obwohl keiner von ihnen die Solidität seiner inneren und äußeren Verhältnisse wahren kann. Sie dünken sich als „Charaktere“ und sind doch alle: *Menschen der Masse*.

Priestley ist ein großer *Humorist*. Er sieht und gestaltet die Komik und Tragik zugleich, die dieser Lebenswiderspruch zwi-

schen Anspruch und Bedeutung in sich birgt. Priestley witzelt nicht auf Kosten seiner Figuren. Aber grade, weil er sie ernst zu nehmen scheint, sind sie komisch, das heißt, komisch ist nur ihr Anspruch; im Grunde beweist grade dieser Anspruch nichts anderes als die absurde Trostlosigkeit des Lebensleerlaufes, der darin besteht, unablässig auf das Leben zu warten. Dies Kleinbürgertum hat gar keinen Grund mehr unter den Füßen. All seine Ideologien bleiben im luftleeren Raum hängen. So ist denn ihr Lebensanspruch vor allem gekennzeichnet als Lebensangst.

Unter den jüngeren englischen Schriftstellern ist *Priestley* neben *Huxley* und *Aldington* unstreitig eines der bedeutendsten Talente. Man hat ihn mit Dickens verglichen. Dieser Vergleich ist keineswegs zu gewagt. Er hat alle Chancen, ein Dickens des zwanzigsten Jahrhunderts zu werden.

*Alfred Kantorowicz*

**Geist und Abenteuer** — klingt es nicht fast wie eine Identität? Der Geist selber ist ja das ewige Abenteuer! Wer richtig denkt, antipodisch sieht, auf sich selber neugierig ist, wer imstande ist, die scheinbaren Verschwommenheiten des Daseins in seinem Gehirn durchzukeltern und ein traumsicheres Fingerspitzengefühl für das Wahre zu gewinnen, der kommt zu einem Erlebnis der Wirklichkeit, das keine Jacinto-Prärie, kein Karl Mayscher Urwald ersetzen kann. Umgekehrt aber wird er auch abenteuer-geeigneter. Denn es ist eine Wahnvorstellung des Bürgers, daß einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen und man das Exotische erleben kann, ohne selber exotisch zu sein. Erleben-können folgt aus einem überschärften Zustand der Bereitschaft, es geschieht nie unwillkürlich, sondern ist herbeizitiert. *Lytton Strachey*, ein Nachdichter und Nachgenießer der Genies, hat die Männer, in deren Leben sich Geist und Abenteuer auf solche Art berührte, gut gewählt: Voltaire, Stendhal, Shakespeare und der sonderbare General Gordon. (Nebst minder Wichtigen.) Er hat eine wunderbare hirn-romantische Methode: Psychologie durch Beschreibung. So glaubt man kleine Romane zu verschlingen, während man in Wirklichkeit große Essays gelesen hat. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Dafür allein hätte Strachey der Stendhal-Orden gebührt. *Anton Kuh*



**Fallada und Fleisser.** Hans Fallada und Marieluise Fleisser repräsentieren eine jüngere deutsche Generation, er den Norden, sie den Süden, beide als Erzähler erlebter Wirklichkeiten. Der geographische Gegensatz bringt es mit sich, daß Fallada politischer, die Fleisser erotischer impressioniert und interessiert ist. Aber beide sind das, was man früher „Schollendichter“ nannte, und was man jetzt besser Scheunendichter nennen könnte: beide leben vom Alldruck ihrer Kleinstädte, Fallada von Neumünster, die Fleisser von Ingolstadt. Die Erlösung von diesen Alldrücken verschafft uns das Vergnügen zweier prächtiger Bücher: *Bauern, Bomben, Bonzen* (Rowohlt-Verlag) ist der norddeutsche Roman der politisierten Kleinstadt, des Landvolks und der Landgerichtsbarkeit; *Mehltreisende Frieda Geyer* (Verlag Kiepenheuer), ein „Roman vom Rauchen, Sporteln, Lieben und Verkaufen“, die Geschichte der sportivierten süddeutschen Kleinstadt. Die Parallele geht weiter und begreift auch den Stil dieser beiden Bücher in ihrer Gegensätzlichkeit, die sich aber gemeinsam vom herrschenden Romanstil ausnimmt: denn weder der F. noch die F. erzählen nach epischer Art; vielmehr kommt *er* in seinem dicken Roman fast ohne indirekte Darstellung aus, er schreibt nichts als Dialog — während *sie* kaum ein Gespräch direkt wiedergibt, sondern alles in indirekter Erzählung. Das wäre nicht weiter neu, aber diese ihre indirekte Erzählung hat die teuflische Art einer doppelten Subjektivität in sich: der selbstverständliche Konjunktiv der Wiedergabe verwandelt sich da in einen vulgären Indikativ, von dem man nicht mehr weiß, ob er Satire, Ironie oder tiefere Bedeutung ist. So treten beide F. unschuldig hinter ihre Werke: er läßt seine Leute sprechen und ergreift keine Partei, sie aber ist jeden Augenblick parteiisch und hält es mit allen, so daß ihre wahre Meinung nicht zu fassen ist. Kerle beide. V. W.

**Lernet Holenia, ohne zu klagen!** — sagte einst ein leichtfertiger Witzbold, als der Name Alexander Lernet-Holenia zum erstenmal auftauchte, auf dem Titel des rapiden Schwanks „Ollapotrida“. Wir haben inzwischen diesen teils französischen, teils kärntnerischen Namen als Autor höchst kunstvoller Gedichte, turbulenter Lustspiele, tieferer Komödien gelernt und wahrhaftig nicht zu klagen gebraucht. Die vielgewandte, dabei brillante und elegante Begabung Lernets erweist sich auch in seinem ersten Roman *Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen*, der im Format eines Taschenbreviers im Verlag Gustav Kiepenheuer erschien. Im Bette liegend und dieses Büchlein lesend, mit der linken Hand es haltend, greift man mit der rechten zu Papierstreifen, um sie in jene Blätter zu legen, wo man gern verweilte. Als ich in selbiger Nacht am Ende der spannenden Erzählung war, starrte mein Exemplar von weißen Lanzen, die überall aus dem kleinen Band herausschauten. Man kann sich demnach denken, wie viele markante Punkte im Verlauf dieser Geschichte zum Aufenthalt reizen: teils überraschende, dennoch herbeigeahnte Kurven der Handlung, teils auch die Form, mit der sie mitgeteilt werden, Lernet-Holenias Erzähl-Stil. Der junge Herr in Polen ist ein frischer deutscher Leutnant, der als einheimisches Bauernmädchen auftritt, um nicht hinter der Kriegsfront gefangengenommen oder gar als Spion erschossen zu werden; und es ist klar, daß ein so hübsches und intelligentes Mädchen in erotische Verwicklungen gerät. Die taktvolle Nonchalance, mit der diese Verwicklungen und Abenteuer vorgetragen werden, sind vorbildliche Novellistik, und manche neudeutsche Naturalisten, die sich in der Schilderung peinlicher Details nicht genug tun können, könnten davon lernen. Ein berühmtes Wort von Liebermann bewährt sich hier wiederum: „Zeichnen ist Weglassen.“ Hinter dem saloppen Vortrag stecken aber auch tiefere Bedeutungen. Wie witzig ist z. B. (ich ziehe ein beliebiges Lesezeichen) der Einfall, eine Renaissance der polnischen Bäuerinnen-Tracht dem Justament unseres verkleideten deutschen Offiziers entspringen zu lassen, der auch als Zofe feiner Komtessen das Nationalkostüm nicht ablegen will, einfach aus dem Grunde, weil es ihm eher ermöglicht, unterm Kopftuch das Haar, unterm Kleid die Pistole zu verbergen! V. W.



## Neue Schallplatten

- „Hörst du es tönen...“, Duett aus „Hoffmanns Erzählungen“ (Offenbach). Sopran: Bettendorf. Tenor: Groh m. Orch. Dir. Dr. Weißmann. Parlophon B 48090. — Reine, herzenswarme Antonia, jugendstrotzender Held, eine der besten Hoffmannplatten.
- „Die Lore am Tore“, alte Volksweise. Tenor: Tauber m. Orch. Dir. Dr. Weißmann. Odeon 4827. — Einfach und sehr schön gesungen. Wo bleibt die lang erwartete deutsche Volksliedersammlung Taubers?
- Zwei Arien aus „Die schalkhafte Witwe“ (E. Wolf-Ferrari). Sopran: Vera Schwarz m. Orch. Odeon 11539. — Für Liebhaber feinsinniger Musik und überlegener Interpretation eine angenehme Programm-Bereicherung.
- „Wie schön ist die Liebe“ aus „Cosi fan tutte“ (Mozart). Tenor: Julius Patzak. Staatsorch. Dir. Pfitzner. Grammophon-Polyfar, 95 437. — Deutlicher Text, deutsche Frische, Biegsamkeit. Schlichte Auffassung.
- „Daß nur dein Herz für mich erbebt“ aus „Troubadour“ (Verdi) und „Ach, ihres Auges Zauberblick“ aus „Traviata“ (Verdi). Tenor: Schmidt. Staatsorch. Dir. Meyrowitz. Ultraphon A 998. — Weniger deutlich, aber berückend gesungen, italienisches Timbre. Spieluhr (Sauer). Klavier: Sauer. Odeon O. 6793. — Kompositorische Spielerei, zierliche Feinmechanik des erfolgsicheren Virtuosen.
- Cis-moll-Walzer (Chopin) und „La Capricieuse“ (Elgar). Violine: B. Hubermann. Klav. Schultze. Odeon 8748. — Wundervolle Platte! Zum Vergessen des Alltags. Ton, Technik, Ausdruck: untrennbare Einheit.
- Eine kleine Nachtmusik (Mozart) 1—4. Bruno Walter m. Sinfonie-Orch. Columbia DW X 1548/49. — Da ist Walter in seinem Element: Delikater, durchsichtiger und liebevoller kann die bezaubernde Serenade nicht wiedergegeben werden.
- „Palestrina“-Vorspiel zum 1. Akt. Staatsorch. m. Pfitzner. Grammophon-Polyfar 95459. — Quintessenz Pfitznerschen Wesens in klarer, authentischer Wiedergabe.
- Nabucco-Ouvertüre, Nebukadnezar (Verdi). Orch. Scala. Dir. Guarniero. Homocord H 9101. — Mit 29 Jahren geschrieben, und schon echter Verdi. Aeußerst hörensweite Platte.
- Ouvertüre zu „Die diebische Elster“ (Rossini). Berl. Philh. Dir. S. Meyrowitz. Ultraphon E 991. — Immer wieder gern gehörte, auch heute noch spontane, wirksame Melodik.
- Rosamunde-Ballettmusik (Schubert). Berl. Philh. m. Furtwängler. Grammophon-Polyfar 95 458. — Seriösen Musikfreunden als erstklassige Dirigier- und Orchesterleistung warm empfohlen.
- „Die fünf lustigen Inntaler“. Original-Tiroler Bauernkapelle. Homocord 4241. — Erstrangige Bläser. Tollkühne Klarinette, in die Beine fahrende Trompete, wirbelnde Harmonika.
- „J'ai ma Combine“, Foxtrot, C'est pour mon Papa, One-step du Film „Le roi des Resquilleurs“. Orchestre avec Accordéon et Chant: M. Milton. Columbia DF 360. — Wichtig für deutsche Mikrophonisten: vorbildliche phonetische Behandlung des Textes!
- „Oh, how I miss you!“ Foxtrot with Vocal-Chorus. Abe Lyman Orch. Brunswick A 9058. — Unbefangene europäische Anleihen werden mit smartness und wohlorganisiertem Ensemble verschleiert.
- „Alle Tage ist kein Sonntag“ (Carl Clewing). Bariton: Domgraf-Faßbender m. Chor und Kammerorch. Electrola E. G. 2437. — Vorzüglich in bezug auf folkloristische Erfindung und Gestaltung.
- Thurneiser

---

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co. G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



**EMPFEHLENSWERTE  
HOTELS UND RESTAURANTS  
IN FRANKREICH**



**CAFÉ—BRASSERIE**

Dîners — Soupers  
son Bar Américain

**PARIS**

Zentrum des  
**MONTPARNASSE**

**Le Dôme**

Rendez-vous international des artistes.

Ouvert toute la nuit

**RESTAURANT BOSCH**

Paris, 135, Avenue Malakoff  
(Porte Maillot), am Eingang  
des Bois de Boulogne.

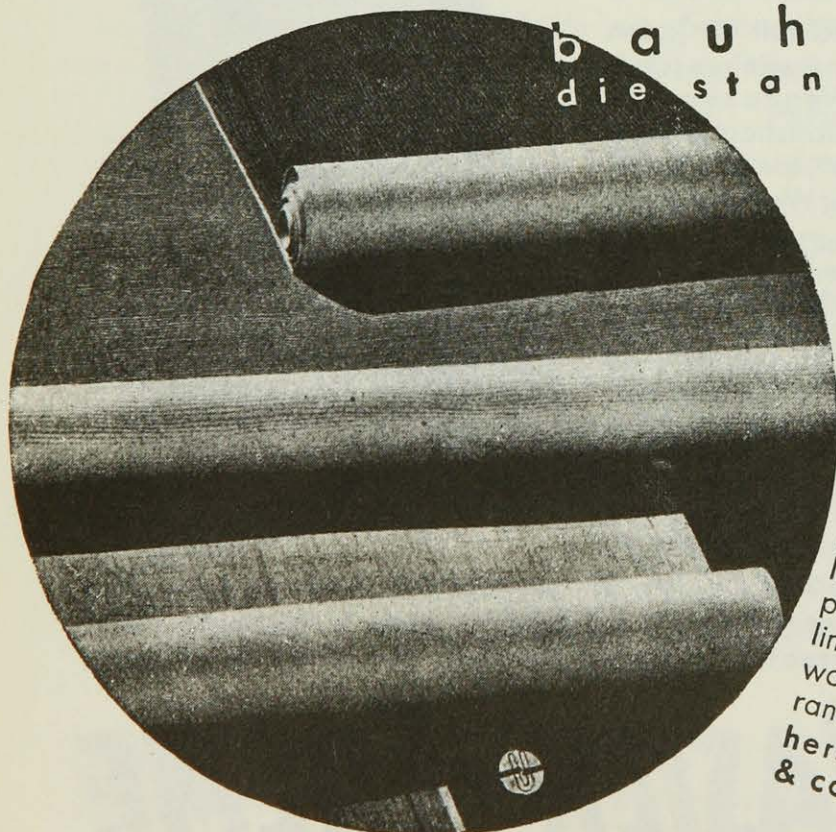
Vorzügliche Küche, gepflegte  
Weine, mäßige Preise.

Spezialitäten: Poularde,  
Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

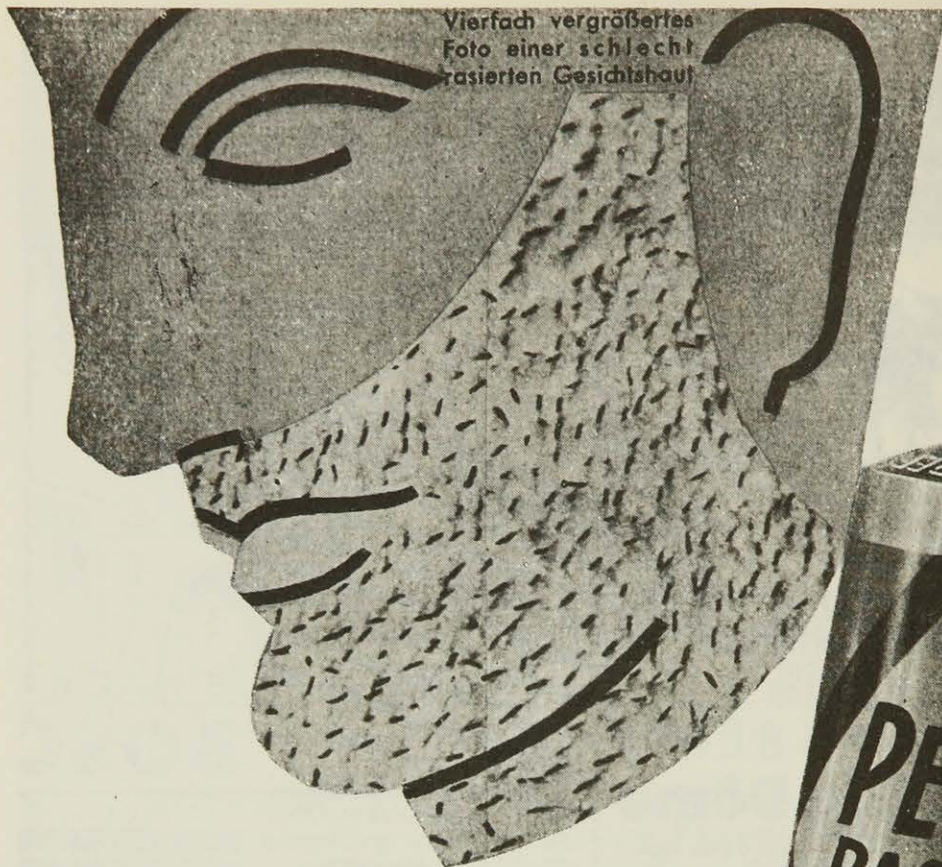


**b a u h a u s 3 2**  
die standardtapete



lassen sie sich von  
ihrer tapetenhand-  
lung das blaue und  
gelbe bauhausbuch  
32vorlegen. 250 farb-  
töne. moderneruhige  
musterung, i.g. farben  
90 g. p. qm schweres  
papier, preise von  
rm 0.63 bis 1.38 p.  
rolle. ausgezeichnet  
auf der deutschen  
bauausstellung ber-  
lin mit dem ehren-  
preis der stadt ber-  
lin. nur echt mit dem  
wort „bauhaus“ am  
rande jeder rolle.  
hersteller: rasch  
& co., bramsche





Vierfach vergrößertes  
Foto einer schlecht  
rasierten Gesichtshaut

## Ihr Gesicht ist kein Stoppelfeld!

Das ist eine Selbstverständlichkeit für jeden Mann, der weiß, was er seinem Aussehen schuldet. Der beste und billigste Weg zu einer seidenweichen und glatten Gesichtshaut ist eine Rasur mit „Peri Rasier-Crème“, die das Rasieren in jeder Jahreszeit zu einer Wohltat macht.

Peri Rasier-Crème ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar bis in seine Wurzeln besonders weich. Der Bart ist rasch schnittreif, die Klingen werden geschont. Eine Minute Einschäumen genügt. Einreiben mit den Fingern unnötig. Nach der Rasur mit Peri Rasier-Crème ist die Haut sammetweich. Und jetzt zur letzten Vervollkommnung der PERI-Rasur die neue, extra dünne **PERI-Klinge** DRGM zu 20 Pf. Der Bart wird geradezu weggewischt.

**PERI RASIER-CRÈME** jetzt Tube zu 50 Pf. Große Tube — herabgesetzter Preis — M 1.25. Inhalt jetzt über 11 % größer, also insgesamt 20 % billiger. Die alte Rasierseife können Sie zum Waschen benutzen.



# PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A.M., PARIS, LONDON



# DER QUERSCHNITT

---

---

XII. Jahrgang

Berlin, Ende März 1932

Heft 3

## INHALT

<i>Aldo Dami</i> : Damit wir uns verstehen! . . . . .	157
<i>M. Aldanov</i> : Poincaré in der Pariser Wochenschau .	165
<i>Emmanuel Berl</i> : Der Bourgeois und die Liebe . .	166
<i>N. N.</i> : Der Herzensroman im Liebesbriefsteller . .	173
<i>Máximo José Kahn</i> : Spanien übt für die Ehescheidung	177
<i>Jean Assas</i> : Métro . . . . .	180
<i>Léon-Paul Fargue</i> : Aus der Droschken-Zeit . . .	181
<i>Paul Frischauer</i> : Der Lausubub Beaumarchais . .	185
<i>F. v. Spaun</i> : Herr v. Göthe ist ein schlechter Versifex	192
<i>Albert Ehrenstein</i> : Chinesische Lieder . . . . .	195
<i>Rochus Aper</i> : Ernst Thälmann, genannt Teddy . .	196
<i>Toddy</i> : Fingerzeige für Untersuchungsgefangene .	199

## Marginalien:

*Franz Pühringer*: Abbitte ans Schneeglöckchen / *Emerich Seidner*: Warum haßt Josephine Baker ihre Heimat? / *Unter Aristokraten* / *Anton Kuh*: Pariser Aphorismen aus Budapest / *Erik Schaal*: Besuch bei James Ensor / *Durch die Tapete* / *Liebesbrief an ein Berliner Dienstmädchen* / *Manfred Georg*: Der gedoppelte Othello / *Gertrud Isolani*: *Jean-Jacques Bernard* oder *Das Theater des Schweigens* / *Oberprimanerinnen über Goethe* / *Ottomar Starke*: *Wie sah Goethe eigentlich aus?* / *Roda Roda*: *Mein Lebenslauf* / *Walter Tappe*: *Kollektiv und Geldgeber* / *Bücher- und Schallplatten-Querschnitt*

Auf dem Umschlag die Schauspielerin Annabella,  
Foto von Horst-Paris

---

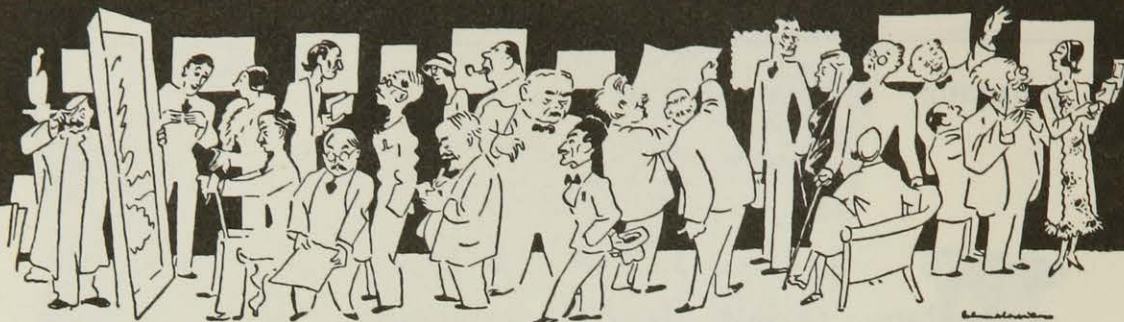
---

Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner



# KUNST *und* AUKTIONEN



Versteigerung April 1932: Aus Sammlungen  
Mittelrheinischer Standesherrn  
der Schlösser zu B., H. und L.

**HUGO HELBING**

Frankfurt am Main

Gemälde alter Meister

**GALERIE  
FRITZ ROTHMANN**

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst  
Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

**GALERIE  
FERDINAND MÖLLER**

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde  
moderner Meister

**GALERIE WEBER**

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

**KUNST-  
UND  
GEWERBESCHULE**

**MAINZ**

**VERLANGEN SIE  
DRUCKSACHEN**

*Kurorte  
Hotels  
Pensionen*

in reicher Auswahl  
Reise und Wanderung  
Mittwoch-Beilage der

*Vossischen  
Zeitung*

Berlin SW68 Ullsteinhaus





Ernst Graef

Bierstreik in Berlin.

— *Kaffee ist ja ein ganz seriöses Getränk, aber es macht mich niederträchtig nüchtern . . .*

## Damit wir uns verstehen!

Parlament und Politik in Frankreich

Von

*Aldo Dami*

In seinem Buch „Gott in Frankreich?“ (leider nicht, wie die Franzosen übersetzten, „Dieu est-il Français?“ betitelt) vertritt Friedrich Sieburg die, freilich schon alte, Theorie von der dynamischen Unruhe, der reformatorischen Artung Deutschlands, das stets auf die Stimme seiner Jugend höre, immer wieder alles in Frage stellen, alle Werte umwerten will — Frankreich aber ist dann das Land des Gleichmaßes und Gleichgewichtes, unverändert seit langem, gewitzigt, gehorsam der Stimme seiner Alten und nur leicht erzitternd, sooft sich seine Finanzen schlecht befinden. Frankreich ist so eine Art Kugel, in sich selbst geschlossen und



autarkisch, dem Ausland mit Bewußtsein verschlossen und mit ihm unbekannt. Das Volk Frankreichs lebt in glücklicher Wohlhabenheit von seinen Renten, es ist darum konservativ wie jedes Rentnervolk. Es stehen dort immer einige Interessen zusammen gegen alle keimende Reform — das Interesse irgendeiner Landschaft z. B. — Darum geschehen hier Änderungen immer per saltum, auf revolutionärem Weg.

Einiges an dieser Theorie ist richtig, und die gegenwärtigen Ereignisse in Frankreich und Deutschland wie der Zustand der französischen Politik scheinen sie zu bestätigen. In Frankreich schichten sich die Parteien, von den Kommunisten abgesehen, noch nicht nach den Klassen; der doktrinäre Idealismus beharrt hier auf seinen unverrückten festen Grundlagen, welche ihm die große Revolution gegeben, und er steht den Interessen nicht selten entgegen. Der Franzose kämpft für — eigentlich gegen — Ideen, genau gesagt, gegen die Gespenster vergangener Ideen, die sich in den Lebenden verkörpern. Der Deutsche hingegen kämpft in einer Interessengruppe unter der Fahne einer Idee. Schon an der deutschen Proporzwahl zeigt sich, wie wenig doch der Politiker als Individuum, als Mensch, in der deutschen Politik zählt. In Frankreich ist Painlevé von Leuten gewählt worden, denen er sich niemals gezeigt hat, auf das bloße Ansehen seines Namens hin ist er „ihr Abgeordneter“ geworden. Kein deutscher Bauer aber wählt jemals anders als aus dem Gesichtspunkt der Verheißungen seiner gebundenen Liste.

Das soll nicht heißen, daß wirtschaftliche und sonstige Interessen nicht ihre bedeutende Rolle in der französischen Politik spielten. Aber die Wirtschaft wirkt hier mehr negativ, sie verhindert, sie schafft die Reformen nicht. In Frankreich haben die Ideen ihre Verwirklichung überlebt oder doch wenigstens die Tatbestände, durch welche sie entstanden und zu ihrer Zeit notwendig gewesen sind. Im XIX. Jahrhundert kämpfte man noch überall für und gegen das Königtum und die Kirche, zu einer Zeit, wo die soziale Fragestellung „Kapital oder Arbeitskraft“ schon weit über die Frage: Monarchie oder Republik, Klerus usw. hinausgewachsen war. Und noch heute, im XX. Jahrhundert, ist das hier so, obgleich es eigentlich keine Royalisten und auch keinen Pfarrer mehr gibt, der etwas im Staat zu sagen hätte. Es geht immer noch um die „Republik“ und um ihre „Rettung“, um den „Zusammenschluß“ der Republikaner, und dabei ist die Republik seit Jahrzehnten nicht mehr in Frage gestellt. Nur die Parteien benennen sich gern noch nach ihrer heroischen Zeit der Kämpfe gegen einen damals mächtigen Gegner, sie alle sind „Linke“. Die einzigen unter ihnen, welche die Bezeichnung „Republikanisch“ abgeschafft haben, sind die schlicht „Radikalen“, die Sozialisten und natürlich die Kommunisten. Die linke Fahne „tarnt“ also die heutige Rechte der Kammer.

Begreiflicherweise verstehen die Ausländer nichts von dieser paradoxen Innenpolitik. Auch sind die Worte selber veraltet — das Adjektivum „radikal“ ist zu einem Substantiv ohne einen Anhalt geworden, es hat auch noch die Entwicklung — in diesem Falle leider nicht Beharrlichkeit — seines Gegenstandes mitgemacht. *Radikal* heißt heute geradezu: zugehörig zu einer *Mittelpartei*, weil die Bedingungen des doktrinären Wahlkampfes auch weiterhin die fortgesetzte Anlehnung an die linken Nachbarn erfordern. Man muß also zum Beispiel einen Deutschen jedesmal darüber aufklären, daß ein „Radikalsozialist“ in Frankreich nur ein



sogenannter Radikaler mit einigem sozialen Einschlag ist, keineswegs ein extremer Sozialist. Und nun gar die Schwierigkeit, daß die radikale „Linke“ rechts von den „Radikalen“ stimmt, und welche Unterschiede — gibt es solche wirklich? — die „Linksrepublikaner“ von der Republikanischen Linken trennen, oder die Sozialisten von den „Sozialistischen Republikanern“ schlechthin und von den sogenannten „Sozialistischen Frankreich-Republikanern“.

Man muß darum dem Ausländer vor allem die vier Leit- und Grundsätze einer *jeden* französischen Politik einprägen (*Fournot* gebührt das Verdienst dieser Erkenntnis):

Daß, erstens, in Frankreich die Politik *Selbstzweck* ist, ein Spiel ohne Beziehung auf die Sache selbst; das souveräne Volk legt hier einfach seinen Herrscherwillen in die Hände einiger Leute, die dann sogleich nach den Wahlen zu reinen Politikern, zu Fachleuten werden, die z. B. Minister stürzen, ohne daß darum die politische Gesinnung des Landes sich im mindesten änderte.

Daß, zweitens, die Franzosen sich immer *gegen* — und niemals für — eine Sache erhitzen.

Daß, drittens, die „*Rechte*“ — wie immer benannt und zusammengesetzt — *niemals regierungsfähig* ist, d. h. die jeweils die Rechte bildende Gruppe.

Und endlich, daß die Parteien sich nicht durch positive *Programme* voneinander unterscheiden, sondern nur durch die *Emphase* ihrer *Ablehnungen*. Die Sozialisten, die gerade einen Gedanken aufgebracht haben, werden ihn sofort bekämpfen, sobald sie merken, daß die Rechtsparteien ihn sich zu eigen machen. Wichtig ist hier nicht der politische Gedanke, wichtig ist nur, daß man sein alleiniger Träger sei und daß man gute politische Freundschaft halte. *Es herrscht die Orthodoxie.*



Laszlo Meitner

— *Wie können Sie nur das Kino mit dem Theater vergleichen? Haben Sie dort auch diesen lebendigen Kontakt mit uns Künstlerinnen?*

★



Natürlich ist die Zeit auch für Frankreich nicht stehengeblieben, doch von einer Entwicklung kann man nicht so sehr sprechen als eben von einer Entfernung im Optischen. Die Parteien lösen einander einfach ab vor den stehengebliebenen Ideen. Der Kommunismus z. B. hält heute die alte revolutionäre Doktrin aufrecht, die der „bourgeois-gewordene“ Sozialismus immer mehr verläßt, je mehr er sich in der Kammer bewegt und dort das schrittweise erreicht, was die Umwälzung immer weniger notwendig macht. Und die Zeit arbeitet eben für die Linke. Dadurch, daß die ältesten Ideen jeweils verschwinden und die jedesmalige „Rechte“ mit ihnen, scheinen jene anderen nach rechts abzugleiten, die tatsächlich nur stehengeblieben sind. So sind die linken Republikaner heute zu einer Rechtspartei geworden, einfach darum, weil zu ihrer Rechten niemand mehr da ist. Die Marseillaise, das Umsturzlied noch von 1870, ist heute der Protest-Hymnus gegen die Internationale der Spätergekommenen. Der Jakobiner Clémenceau ist noch linksradikal im Jahre 1870 — fünfzig Jahre nachher ist er ein reiner Reaktionär gegenüber den Sozialisten. — Übrigens, sind nicht auch in Deutschland die studentischen Verbindungen, 1817 im Kampfe gegen den Absolutismus gegründet, heute bei recht unverändertem Charakter Rechtsorganisationen? Alles ist also Perspektive.

Dagegen leben die Namen fort, man ist eben ein konservatives Land. Man konserviert die Revolutionsmystik als Mittel zur Erhaltung und Bezeichnung des Bestehenden und dessen, was fortbestehen soll. Die „Große Revolution“, die „Menschenrechte“, der „Liberalismus“, alles das sind seit langem ebenso viele Anachronismen innerhalb einer von der neuen industriellen Revolution neu-revolutionierten Lage. Die Liberalen sind reine Reaktionäre, aber stolz bleiben sie weiterhin auf ihren revolutionären Ursprung aus dem Umsturz; sie wissen, daß dieser noch heute auf das Volk wirkt. Die Franzosen (d. h. die Politiker in Frankreich) retten die Republik einmal wöchentlich, die andern sechs Tage leben sie von ihr. Das Schlagwort *Republik* reicht für alles hin, nur nicht für sich selber. Darin hat Sieburg wohl recht: Frankreich hat die Revolution gemacht — um sie dann nachher in seinem Öl zu konservieren.

Natürlich bedeutet „Republik“ für die Linke heute nicht den bloßen Nichtbestand einer Monarchie; der Begriff wäre auch gar zu leer. Die Radikalen sind damit beschäftigt, die andern Republikaner, Leute vom reinsten Wasser der Republik-Gründer, zu Reaktionären zu stempeln. Den Radikalen ist die Idee der Republik eben eine solche des Fortschritts, die *res publica* immer an der Spitze der Situation. Aber sie klammern sich dabei an den Grundirrtum der sogenannten Menschenrechte, einer Erklärung, die ganz in der damaligen agrarischen, „physiokratischen“, Lage wurzelte. Sie glauben an den notwendigen Fortbestand von „Senat“ und „Präsidenschaft der Republik“, welches letztere Vorsitz-Organ Clémenceau bekanntlich für „ein Ding, so überflüssig wie die gewisse Vorsteherdüse“ ansprach. (Clémenceau wollte freilich die Vergleichene erwerben, vielleicht als Ersatz für den Vergleichsgegenstand . . .)

In Frankreich ist bekanntlich nichts von Dauer als das Provisorium. Die Verfassung besteht noch heute aus zwei — einst durch eine Zufallsmehrheit einer einzigen Stimme und mit Hilfe der Monarchisten beschlossenen — Grundgesetzen. Die 1793 vom Wohlfahrtsausschuß als Augenblicksmaßnahme gedachte





Alban

Die Frauen und die Abrüstung



Barnabys, London

Vor einem politischen Plakat in Paris





Fanta

Max Gülstorff und Werner Krauß in Gerhart Hauptmanns Drama  
„Vor Sonnenuntergang“ (Berlin, Deutsches Theater)



Associated Press

Unter französischen Generälen (Weygand und Walch)



*Die Familie Napoleons in der Photographie*



Elise Baccocchi, Schwester Napoleons I. (1806—1869)



Jérôme Bonaparte, Bruder des Kaisers





Gemälde eines Künstlers aus der italienischen Kolonie Erythraea



Ernst Thälmann (rechts) an der Spitze der Roten Frontkämpfer



allgemeine Zentralisierung besteht immer noch, nach 150 Jahren. Verwaltung und Behörden sind die Napoléons mit einigen Änderungen der Charte Ludwigs XVIII. Die Kammer wirkt, wie etwa das Geschworenengericht, in einem ganz anderen Sinne als dem ihres Ursprungs. Auf der Grundlage einer abwechselnden Macht-ergreifung zweier Gruppen ist sie heute zu einem Dogma, einem Selbstzweck geworden. Sie steht breit in der Mitte der Politik, und ihre Wirkung ist gleich Null. Die Staatsvertretung steht für den Staat. Wozu noch die Trennung der Gewalten bekämpfen, wenn es diese Trennung nicht gibt! Die Vertrauensfrage wird nur noch mißbräuchlich gestellt. Da sind lauter Splitter von Grüppchen, nicht einmal Parteien mehr, sie haben keine Front und kein Programm nach irgendwelcher Seite; sie bestehen aus bloßen Anhängerschaften.

Das ist noch nicht alles. Es gibt noch ganz andere Dinge. Trotzdem ist dies alles nicht gegen Frankreich gesagt. *Deutschland* weist nicht die offensichtlichen Gebrechen der französischen Politik auf. Die deutsche Politik wird ernsthafter und sachlicher getrieben, sie ist Zweck und Mittel zugleich: das Ziel ist die öffentliche Wohlfahrt. Man läßt den Ministern die Zeit zu Regierungsmaßnahmen, sie sind nicht das ständig gehetzte Wild, immer die Meute der Deputierten mit ihrer Vertrauensfrage hinter sich her. In Deutschland macht man neue Gesetze, in Frankreich redet man von solchen. Doch wie schön redet man immerhin! Die Franzosen, immer etwas begeistert und immer etwas rückständig dabei, sie lassen sich Zeit, das einmal klar Erfasste auch auszuführen, sie wissen, was sie von allem zu halten haben. Sie amüsieren sich selber über ihren Nationalfehler und sie erlauben, übrigens wohl als das einzige Volk in der Welt, dem Ausländer, hier mit einzustimmen, sogar in Frankreich selbst. In keinem andern Land kann man sich in so weiten Grenzen über das Bestehende lustig machen. In Frankreich ist alles zu sagen erlaubt. *Man weiß, daß hier Worte ohne Wirkung bleiben.*

★

Frankreich also hat sich nach seinem geschichtlichen Riesensprung zur Ruhe gesetzt — es verdaut in seinen fetten Wiesengründen. Indessen hat sich die Fragestellung in das Soziale verändert, die andern Völker sind Frankreich lange nachgefolgt, haben aber dann den toten Punkt für sich überwunden. *Rußland* und auch *Italien* — das aus andern Gründen als Frankreich zur Reform nicht fähig ist — haben jedes einen neuen Sprung getan, beide freilich auf ihrer eigenen Plattform, zugänglich beide nur unter bescheidenen Bedingungen. Aber auch *England* wie *Deutschland* kommen mit Vorsicht heran. Deutschland änderte — besserte sogar — seine Gesetzgebung ständig. England tat ein Gleiches — unter Wahrung der alten Formen; hier läßt man die Konservativen selber reformieren.

*Deutschland* ist heute ganz unstreitig Frankreich voraus. Schon 1860 etwa hat es dieses eingeholt. In manchen Dingen hat heute sozusagen das *Elsaß* Frankreich annektiert. Man nimmt, nach elsässischem Vorbild, Gesetze über Sozialversicherung an, wie sie das Reich Bismarcks schon vor dreißig Jahren besaß. Die Weimarer Verfassung wurde allerdings unter günstigeren, nämlich revolutionären, Umständen geschaffen als die französische, die ein Werk der Umstände ist; sie sieht darum auch den Volksentscheid, die Initiative und die Fortdauer der Volkssouveränität



wie der Kontrolle durch das Volk vor, außerdem das Frauenstimmrecht, die Verhältniswahl und eine Art von Wirtschaftsrat — lauter Einrichtungen, die Frankreich nicht besitzt. — Ob Frankreich überhaupt weiß, daß sein östlicher Nachbar ihm an Demokratie über ist? Es ahnt wohl auch nicht, daß eine Monarchie, die dänische, als erstes Land gänzlich abgerüstet hat.

Aber Deutschland ist noch in wichtigeren, weil allgemeineren Beziehungen voraus und bildet damit die Zukunft ab. In Deutschlands heutiger Lage werden über kurz oder lang die meisten Länder sein, denn die Welt bewegt sich eben in dieser Richtung. Nur, was wieder die politischen Realitäten betrifft, ist Frankreich ihm ebensoviel voraus wie zurück. Sehen wir uns diese ein wenig an. Zunächst sei festgestellt, daß Deutschlands Rückständigkeit hierin die Folge des verlorenen Krieges ist.

Die deutsche Demokratie ist ganz jung, und die deutsche Republik noch jünger, die Erinnerungen an die Monarchie hier also viel frischer, lebendiger als in Frankreich. Man darf darum dem Land seine Monarchisten (übrigens nur einen auf zehn Republikaner!) nicht vorwerfen, vor allem nicht, in grober Unkenntnis der Tatsachen, das republikanische Frankreich als Beispiel vorhalten; denn Frankreich hat seine Republik seit sechzig Jahren. Vergleichen dürfte man nur das Frankreich der Niederlage von 1871 und das Deutschland der Niederlage von 1918. Außerdem ist zu bedenken, daß die republikanische Idee, von dem kurzen Zwischenspiel des Jahres 1848 abgesehen, in Deutschland ebenso neu war, wie ihre Verwirklichung ganz unerwartet kam; Frankreich aber nahm 1871 schon die dritte Republik an, und die erste war altes Vorbild auch für das Ausland. Diese Nachkriegszeit zeigt trotzdem in beiden Ländern *überraschende Analogien*: Nach dem ersten Umsturz — damals politisch, heute sozial — behandeln die Sozialdemokraten *Ebert* und *Noske* Spartakus nicht anders als der Republikaner *Thiers* seinerzeit die *Communards*! Darauf folgt, in Frankreich wie in Deutschland, die nationale Reaktion: die Republik gesellt sich in der Vorstellung der Massen zu den Erfahrungen der Niederlage und der Wirtschaftsnot, und nun wird als zweiter Präsident ein *Feldmarschall* gewählt, *Mac-Mahon* hier, *Hindenburg* dort. Doch „macht“ *Mac-Mahon* immerhin seinen Staatsstreich, und *Hindenburg* hilft ihn verhindern. Es ist die Zeit des Flaggenstreites. Ihr folgt eine dritte Epoche der Scharung um die Mitte und Zertrümmerung der radikalen Flügel: die Tage des Franzosen *Jules Grévy*, des Deutschen *Stresemann* (dem ersteren übrigens weit überlegen, der Wiederhersteller des Besiegtenansehens, eine Art deutschen *Talleyrands*, aber eines loyalen Charakters dazu). Es folgen die beiden Krisen mit dem Wiederanstieg der Radikalen, *Boulangers* wie *Hitlers*; so sehr unterschieden die beiden an Art und Dogma sind. Bei allem verschwinden die Monarchisten in der jungen deutschen Republik schneller als die französischen in dem Lande der damals schon so bedeutenden republikanischen Tradition!

Hingegen muß man allerdings noch ein Element in die Betrachtung ziehen, das 1871 nicht vorhanden war und das den Vergleich fast unmöglich macht: den Faschismus mit dem italienischen Vorbild und der zumindest europäisch-allgemeinen Geringschätzung der rein politischen Demokratie, sonderlich des Parlamentarismus. Es herrscht also heute in ganz Europa eine Welle der Diktatur,



# Poincaré in der Pariser Wochenschau

Von

*M. Aldanov*

Poincaré bei sich zu Hause in Lothringen. Es wird eifrig geklatscht. Man fühlt die allgemeine, so verständliche Stimmung im Kinosaal: Wie schade, daß er nicht mehr arbeitsfähig ist!

Das ist wirklich eine große Tragödie. Poincaré war der arbeitsfähigste Mensch der Welt. In einem seiner Jugendgedichte spricht er von dem „verhaßten Nichtstun“, — ziemlich ungewöhnliche Worte im Munde eines fünfzehnjährigen Gymnasiasten. Ruhe war ihm das ganze Leben lang verhaßt. Noch im Alter von achtundsechzig Jahren schrieb er sieben Reden an einem Tag, und er hielt sie ganz wortgetreu, ohne in das Manuskript zu blicken. Seine Antwortnote an die britische Regierung im August 1923 schrieb Poincaré eigenhändig von der ersten bis zur letzten Zeile an *einem* Tage — sie hatte einen Umfang von zwei Druckbogen. Die Note Lord Curzons, die er Punkt für Punkt beantwortete, wurde im Verlauf mehrerer Wochen zusammengestellt, und der britische Minister konnte sich vor Verwunderung nicht fassen, als er die Antwort schon nach vierundzwanzig Stunden erhielt. Sonntags reiste Poincaré — um seine Erinnerungsreden zu halten — stets mit der Eisenbahn, weil man, wie er sagte, „im Auto nur schwer schreiben könne“. Wenn seine Frau mit ihm reiste, so zahlte er das Billett für sie, obwohl ihm ein Salonwagen zur Verfügung stand: im Gesetz ist nichts von einem Freibillett für die Frau eines Ministerpräsidenten gesagt. Aus dem gleichen Grund schickte er sämtliche Geschenke, die er als Präsident der Republik erhielt, zum Verkauf — den Armen zum Nutzen: im Gesetz ist nichts davon gesagt, daß der Präsident der Republik Geschenke zu erhalten hat.

Vielleicht zeigt sich schon darin der hauptsächlichste politische Mangel dieses bemerkenswerten, musterhaft ordentlichen, in vielerlei Hinsicht unersetzbaren Menschen. Er erfüllte alle seine Pflichten — forderte aber dasselbe auch von den andern. Deutschland erfülle nicht seine Pflicht — und so sprach er jeden Sonntag von der „mauvaise foi de l'Allemagne“ und schickte zuletzt den Gerichtsvollzieher in die Ruhr. Europa konnte zugrunde gehn, aber „la mauvaise foi de l'Allemagne“ mußte klar erwiesen werden . . .

Seine Reden sind an Klarheit des Aufbaus, an logischer Kraft, an juristischer Begründung — Muster an Vollkommenheit. Der politische Wert ist geringer: Poincaré ist von Natur streitsüchtig — ein großer Fehler für einen Staatsmann. Aber der Mißerfolg der Politik Poincarés wäre deutlicher, wenn die ihr entgegengesetzte Politik bessere Resultate gezeitigt hätte.

Die seltsamsten Worte von Poincaré sollen auf einem Frühstück der Academie Goncourt gesprochen worden sein: „Während meines ganzen Lebens habe ich nichts getan; ich habe niemals gewagt. Auch jetzt tue ich nichts, denn ich weiß nicht, im Namen welcher Idee ich handeln sollte.“

Ich glaube, wenn man sich bemühen würde festzustellen, wer diese Worte *nicht* gesagt haben könnte — so würde man in erster Linie den Namen Poincaré nennen.

*(Deutsch von Woldemar Klein)*



# Der Bourgeois und die Liebe

Von

*Emmanuel Berl*

**D**er Bourgeois ist ein Mann, der Geld hat und Achtung genießt und nach immer mehr Geld und immer mehr Achtung verlangt.

So ist sein ganzes Leben auf Hoffnung eingestellt, wobei die Liebe keine Rolle spielt. Solange er ein Kind ist, wird er unaufhörlich gefragt: „Was wirst du einmal werden?“ Nun folgt eine lange Lehrzeit, und der schönste Teil der Jugend vergeht damit, Titel und Kenntnisse zu erwerben, die der Jüngling in Werte umsetzt, sobald er erwachsen ist. Im Alter erntet er und heimst die Früchte ein: Orden, fette Stellen, Renten, Pensionen. Das ist der glücklichste Abschnitt seines Lebens.

In diesem Universum, das sich der Bourgeois schafft, muß ihm die Liebe als drohendes Unheil erscheinen. Die Liebe ist es, die ihn mit seiner Klasse in Konflikt bringt, ihn manchmal aus seinem Milieu befreit. Die Liebe ist's, die dem Jüngling den trügerischen Glanz eines Glückes vorgaukelt, das weder der Priester noch der Lehrer, noch der Offizier, noch der Generaldirektor zu spenden vermögen. Die die Mauern des Verurteilten in die Luft sprengt. Den Kassier veruntreuen läßt. Und das illegitime Kind! Und das Dienstmädchen, das seine Pflicht vernachlässigt! Im Besitze einer Macht, die der Bourgeois weder zu überwinden noch zu schwächen vermag, ist die Liebe zugleich anarchistisch und ordinär. Sie verletzt den Bourgeois, weil sie die Hierarchien, die der Bourgeois aufstellt, zerschmettert und weil sie die Menschen miteinander verbindet, ohne Ansehen der Kaste und des Standes. So ist der Konflikt zwischen dem Bourgeois und der Liebe unausweichlich und tiefgehend. Die Liebe bringt in die individuellen Beziehungen des Bourgeois Widersprüche, jenen gleich, die der nationale Kampf und die Wirtschaftskrise in seine sozialen Beziehungen bringen. Er vermag nicht, diese Widersprüche aufzuheben, er vermag nur seine Haltung ihnen gegenüber zu verändern.

Die Arglist, die Grausamkeit, mit der der Bourgeois sich gegen die Liebe wehrt, die Brutalität und Schläue seiner Verteidigung, beweisen genügend, wie sehr ihm die Liebe Angst einflößt. Er ist von der Liebe um so mehr besessen, als er sie fürchtet. Auch von der Frau ist er besessen, sie ist für ihn die Welt des Geheimnisvollen. Sobald er zu denken beginnt, denkt er an sie. Aber was denkt er von ihr? Unmöglich darauf zu antworten. Denn sofort unterscheidet der Bourgeois zwischen den Damen und *den anderen*. Schon von frühester Kindheit an gilt es für ihn als ausgemacht, daß nicht derselbe Maßstab für seine Mutter und sein Dienstmädchen angelegt werden darf.

Der Bourgeois kann sich beim Denken nicht davon freimachen, alles zu klassifizieren. Jede Gemeinschaft, jedes Individuum scheint einem besonderen Frauentypus nachzujagen. Antigone herrscht in der Dichtkunst Athens. Der Begriff „Frau“ ist eindeutig für den Venezianer des XVI., für den Wiener des XVII. Jahrhunderts. Aber für den französischen Bourgeois? Ist es die Grisette oder das junge Mädchen der guten Gesellschaft, die verheiratete Frau oder die Kurtisane, die ihm Glück zu geben vermag? Wird er, was er sucht, in der Ehe finden, im Ehebruch oder in der Ausschweifung?





George Grosz

— Schnick, darf sich Herrchen jetzt einkleinwenig umdrehen, mhm?

Die ersten Geister treten auf:

### Die braven Gattinnen

Die brave Gattin des Bourgeois ist eine Mischung von römischer Matrone und christlicher Hausfrau. Und trotzdem ist sie nicht die Tochter des Vaterlandes, noch die Tochter der Kirche. Die Mächte, denen sie in Wahrheit gehorcht, sind Geld und Ehre. Als treue Gattin hilft sie dem Manne, ihr gemeinsames Kapital an Reichtum und Ansehen zu vergrößern. Diese Werte können sublimiert werden. Wie alt sind sie doch schon! Sogar die Sparsamkeit ist von vielen Dichtern besungen worden.



Der Bourgeois erinnert sich seiner Großmutter und ist überzeugt, daß die Sparsamkeit etwas Gottgewolltes sei. Die brave Gattin „macht ihrem Manne Ehre“. Kleidet sich „comme il faut“, spricht „korrekt“, liest gute Autoren, kennt gute Adressen und weiß, daß die klassischen Schriftsteller besser sind als die modernen. Sie ist vornehm.

Die brave Gattin liebt das „Alte“. Sie selbst muß auch einen altertümlichen Eindruck machen. Sie verkörpert die vergangene Zeit, die Tradition. Sie ist geizig; sonst ruhig und voll Würde, wird sie im Laden, wo „Ausverkäufe“ sind, ganz irrsinnig. Sie stößt ihre Rivalinnen beiseite, schreit, stampft mit den Füßen, ja würde im Notfalle sogar einen Mord begehen, nur um keiner anderen die heißumstrittene „Okkasion“ zu lassen.

Sie zeigt ein so eingehendes Verständnis für gesellschaftliche Stellung, daß die verwickeltste Genealogie ihr einfach erscheint und die geringsten Rangunterschiede ihr gleich in die Augen fallen. Sie verrichtet mit peinlichster Genauigkeit die Riten, die für die „Stellung ihres Mannes“ notwendig sind. Wie ein treuer Hund seinem Herrn die Wildtaube apportiert, bringt die Gattin dem großen Bankier den Romanschriftsteller des Tages in den Salon.

Alle diese lächerlichen Züge sind für den Bourgeois Anlaß zur Rührung: glaubt er doch, sie seien der Ausdruck ihrer überschwenglichen Güte. Der brave Bourgeois träumt von einer braven Gattin, die genau so sein Haus führt wie seine Mutter oder, besser noch, wie es seine Großmutter geführt hat, als er noch ein Kind war . . . Ergriffen atmet er den Duft ihrer Tugenden ein, die ihn an eingemachte Früchte denken lassen. Mutter ihres Gatten, Mutter seiner Kinder, stapelt sie mit verblüffender Geschicklichkeit Reichtum und Ehrbarkeit auf. „Die Mutter meiner zukünftigen Kinder.“ Das ist der Herzensschrei des guten Bourgeois, wenn er an die Frau denkt, die er als seine Braut erträumt. Also keusch. Und treu. Der in ihre vier Wände Gebannten ist die Außenwelt gleichgültig; nur die Interessen ihres Mannes und ihrer Kinder zählen. Es gibt Leute, „die Paul nützlich sein können“ — und die anderen. Die ersteren werden durch Schläue und weltläufiges Benehmen gekapert, die anderen als nicht interessant bezeichnet. Ebensowenig wie die gute Mutter kennt die gute Ehefrau den Schrei des Geschlechts: Sie ist die Ehrbarkeit, die auf zwei Beinen steht.

Ich weiß, daß man jetzt einwendet: „Sie sprechen ja, als ob wir noch unter Louis Philippe lebten. Sehen Sie denn nicht, wie am Strande der Blauen Küste die eleganten Damen ihre nackten Körper zur Schau stellen, ihre Körper, die mit Sonne geschminkt sind. Es hat einen Krieg gegeben. Und der Sport? Und das Auto?“

Jawohl, es gibt skandalöse Ehen. Aber zu allen Zeiten hat sich ein Teil der Bourgeoisie über den andern skandalisiert. Im Jahre 1924, als ich eben mein erstes Buch publiziert hatte, schrieb mir ein Arzt in einem offenen Briefe: „Was die Fortpflanzung betrifft, so ist es nicht notwendig, daß sie bei der Frau Lustempfindungen auslöst. Im Gegenteil, es wäre nur ein Hindernis.“

Die Bourgeoisie hat sich weniger gewandelt, als es von den Schriftstellern behauptet wird. Sie hat wohl ihre Haartracht verändert, aber sie verkörpert noch immer denselben Mythos: das „wackere Weib“, von der die Bibel spricht, „die christliche Gattin“.

Für den römischen Patrizier und seine Gattin gab es nur eines: Rom. Das



*Alter Film: „Die Mädchenhändler von Algier“*



Die deutsche Fassung



Die südamerikanische Fassung



*Alte Vorlagen*



Paris

Sex appeal



Wien

Die Naive



Paris

Die Liebeskünstlerin



Berlin

Die Dämonische

Sammlung Handke



*Alt-Pariser Kokotten*



Augustine



Charlou



Men Ben Adala, die Freundin Dumas'



Sammlung Handke  
Marguerite Badel, genannt Migalboche





Eine Tänzerin Nadja (London)



Mata Hari (Margarethe Zelle) in ihrer Blütezeit



christliche Haus stand im Bann der Kirche und des ewigen Heils. Für den Bourgeois zählt nur der gute geschäftliche „Tip“. Die Seele der aus den Fugen gegangenen Welt des Bourgeois hat sich nun in den öligen Bauch der Maschinen geflüchtet. Jetzt spielt nur noch das Geld eine Rolle. Mann und Frau fühlen sich nicht mehr füreinander verantwortlich, sie trachten nur, gemeinsam durchzukommen. Der Bourgeois verehrt weiter die braven Gattinnen, die guten Mütter, aber er träumt nicht von ihnen, wenn er von Liebe träumt.

### Dämonische Frauen

Der Gegensatz zu den Frauen, die man erobern muß, sind die, die den Mann erobern. Die gute Gattin, die gute Partie, vielleicht auch die Weltdame verbürgen dem Bourgeois Erfolg. Andere Frauen hingegen bringen ihn vom rechten Wege ab und sind Zeichen seiner Niederlage: der Vamp, die Kurtisane, die Prostituierte.

A. *Der Vamp*. Der Vamp ist die Hexe des Mittelalters, die Frau, die Liebestränke kennt oder sie sich vom Teufel zu verschaffen weiß. Brigitte Helm hat die Alraune dargestellt, deren seltsame Macht von der Zauberpflanze ausgeht, mit der sie in Beziehung steht. Eigentlich wird dem Christen jede Frau, der er unterliegt, verdächtig. Die Frau läßt ihn unterliegen. Die Frau unterliegt dem Teufel. Diese Dialektik ist unanfechtbar.

Die Frau triumphiert über den Mann nur durch ihren Bund mit dem Satan. Diese etwas widerwärtige Ideologie ist die Ideologie Adams, der Eva die Verantwortung für den Sündenfall aufhalsen will. Diese Vorstellung hat dazu beigetragen, die Frau zu unterjochen, aber schließlich wendet sie sich gegen den Mann, denn sie verdoppelt den Reiz der Frau durch die Macht des Geheimnisvollen. Ein guter Vamp muß also geheimnisvoll sein. Bis vor kurzem verlangte die Tradition, daß er braun sei. Hollywood gibt ihm helle Augen, deren magnetische Wirkung anscheinend stärker ist.

Der Vamp zeigt dem Manne einen Abgrund, den dieser nicht zu erforschen vermag. Eine „Frau, die dem weiten Meere gleicht“ und ähnliche Phrasen.

Der Vamp liebt den Mann nicht. Er haßt ihn, ist doch die Aufgabe dieses Wesens, den Mann zu zerstören. Für die Hexe, ihre Urmutter, war die Aufgabe recht einfach und scharf umgrenzt: der Ritter muß seinen Glauben abschwören, die Hostie entweihen, ein paar Flüche ausstoßen — und Satan ist zufriedengestellt.

Die Aufgabe des Vamp ist bedeutend schwieriger. Er muß den Bourgeois von seiner gesicherten Höhe in den Abgrund stürzen, ihn um Glauben und Ehre bringen. Das ist leicht getan. Der Vamp muß aber den Bourgeois auch um sein Geld bringen, um seine Verbindungen, ja sogar um seinen Beruf. Und das ist in einer Zeit, wo der Mann so fest mit seinem Beruf verknüpft ist, nicht so einfach. Der Vamp ist immer käuflich, doch niemand vermag ihn zu kaufen. Die Habgier des Vamp beeinträchtigt nicht dessen Unabhängigkeit, denn er verlangt nicht nach dem Geld der Männer, um es anzuhäufen, sondern aus der perversen Lust, es ihnen fortzunehmen.

Diese Frauen lieben nicht das Geld um des Geldes willen, sie lieben das Geld, weil es die Seele des Bourgeois ist. Sie wollen sich in den Besitz des Geldes setzen, wie sich die Hexe in den Besitz der Seele gesetzt hat. Sie verachten es ebenso höhnisch, wie die Hexe die Seele verachtet hat. Sie wollen das Geld, um es für sich zu verwenden und dadurch ihre Anziehungskraft zu verdoppeln. Das Geheimnis-



vollste des Vamp in den Augen des Bourgeois ist, daß dieses unheimliche Wesen keine Lust hat, das Geld anzulegen, das man ihm gibt.

Der Luxus, den der Vamp entfaltet, ist zugleich der Maßstab für seine Siege und für die souveräne Gleichgültigkeit diesen Siegen gegenüber. Diese Frau trägt ihren Schmuck zur Schau wie ein wilder Häuptling seine erbeuteten Skalpe, und der Gedanke, daß diese funkelnden Edelsteine den Ruin der Männer bedeuten, die sie bezahlt haben, läßt den Bourgeois ehrfürchtig erschauern. Nicht dem Reichtum, aber dem Kapital gleichgültig gegenüberstehend, kümmert sich der Vamp ebenso wenig um die öffentliche Meinung und verhöhnt die bürgerliche Ehrbarkeit.

Die dämonische Frau hat es nicht nötig, liebenswürdig zu sein. Noch heiter. Nicht einmal sinnlich. Verführerin und niemals verführt. Sex-appeal, ohne darauf zu reagieren, ist sie zur Keuschheit der christlichen Gattinnen verdammt. Liebt sie die Liebe, würde sie aufhören, ein Vamp zu sein; ein Kompromiß könnte dann zwischen ihr und ihren Liebhabern geschlossen werden. Aber sie liebt die Liebe nicht.

B. *Die Kurtisane.* Der Bourgeois vergöttert in der käuflichen Frau das Geld, das sie kostet, und ihr erotischer Wert wird nach dem Preis gemessen, mit dem man sie bezahlt. „Ein Luxusweib.“ Nichts, weder Jugend noch Schönheit vermag es mit dem Glanz ihrer Diamanten, der seidigen Geschmeidigkeit ihres Zobels aufzunehmen.

Man hätte unrecht, würde man glauben, daß die Kurtisane dem Bourgeois nur zur Befriedigung seiner Eitelkeit dient. Natürlich ist es herrlich, mit einer bekannten Lebedame gesehen zu werden. „Du scheinst dich nicht gerade zu langweilen, lieber Freund.“ Diese Worte sind so ehrenvoll, als wenn Chaplin oder Schmeling einen besuchten. Aber das Geld dient dem Bourgeois nicht so sehr dazu, die andern zu blenden als sich selbst Sicherheit zu verleihen. Es gibt Genüsse, die die Kurtisane gewährleistet: die Gewißheit, ein Mann von Geschmack zu sein. Diesen Ruf kann man auch durch den Ankauf eines Roll-Royce erwerben, eines kostbaren alten Bildes, den Besitz einer Marmor- oder Kristallbadewanne. All dies übt dieselbe Macht aus wie der Satz: „Ich lasse mir alle Anzüge in London machen.“

Der Zauber des Luxus hat eine ungeheure Macht. Der Bourgeois gerät in ein verzücktes Staunen, wenn er entdeckt, wieviel der Unterhalt einer Frau kostet. Der reiche Brüsseler Kaufmann, der nach Paris kommt, um sich zu „amüsieren“, ist geblendet: er ist auf eine Frau gestoßen, die durchtrieben genug ist, ihren Bettvorleger mit Rosen zu bestreuen. Inmitten von Rosen zu lieben! Wie Nero, wie im Kino! Er weiß nicht mehr aus noch ein, erkennt sich selbst nicht mehr. Er kann sich also auch in ein solches Milieu hineinfinden, er, der sich so viele Jahre mit seiner mürrischen Gattin, ein paar derben Mägden begnügt hat, die durch die Prostitution kaum ein wenig Schliff erworben haben! Ja, er wagt jetzt nicht einmal die 500 Frank anzubieten, mit denen er alles aufs beste zu „ordnen“ gehofft hat. Er eilt zum größten Juwelier und bringt der angebeteten Frau einen Ring, den sie herablassend in Empfang nimmt, ohne aufzuhören, ihr Perlenkolloier zu liebkosen. Und das ist die eigentliche Schule der Kokotten: sie muß den Mann sehr viel kosten. Eine Frau, die jährlich 500 000 Frank ausgibt, ist fünfmal soviel wert wie eine Frau, die 100 000 Frank jährlich ausgibt. Denn es gibt ja doch eine Wahrheit! Und würde der Bourgeois diese Wahrheit nicht anerkennen, wovor sollte er sich denn beugen?





Charlotte Knappmann

— Was? Wieder teurer? Das muß ich aber rasch meinem Mann sagen, daß er auch seine Preise erhöht!

Der Wert steht fest, da der Preis feststeht. Geriete der Bourgeois doch nur aus seinem Gleichgewicht, wenn er diese Wahrheit nicht anerkennt. Er sucht die Wahrheit und findet sie.

Wenn es einmal feststeht, daß eine Frau sehr viel kostet und der Bourgeois sie doch nicht hübsch zu finden vermag, so ist er schließlich überzeugt, daß sie eine Meisterin in der Liebe ist.

Und hier erlangt die Kurtisane dieselbe Autorität wie ein berühmter Spezialist. Der Mann zweifelt nicht, daß die Sinnlichkeit eine Technik ist wie Klavierspielen, wie Kochen. Daß es einer großen Übung bedürfe und es dafür Rezepte gäbe. Es müsse wohl Frauen geben, deren Erfolge sich durch eine genau erkennbare Überlegenheit erklären läßt.

C. *Die Frau ohne Gesicht.* Dem Bourgeois kommt niemals der Gedanke, daß eine Dirne eine billigere Kurtisane sei, er sieht nur das Gegenstück der Kurtisane in ihr. Ist sie doch für ihn die Liebe ohne Raffinements. Zwischen dieser Frau und der Liebe ist nicht die geringste Aussicht auf Verständigung, ja sogar nur auf vorübergehende Verständigung. Die Dirne ist das Urbild alles dessen, was er haßt: der Mangel an Heuchelei, an Kultur; der Zynismus; die ungeschickten Worte, mit denen sie ihn anspricht, erwecken die Erinnerung an etwas schon Gesehenes, an etwas Scheußliches. Und da richtet sich drohend vor ihm das Wort auf: „Im Schmutz versinken.“

Der Nimbus der Kurtisane ist gleich Null. Sicher gibt es irregeleitete Bourgeois, die im Morast versinken. Aber diese Menschen versinken, weil dies ihre Bestimmung ist, eine Bestimmung, die die Dirne weder zu beeinflussen noch rascher herbeizuführen vermag. Sie bemächtigt sich des Bourgeois erst in dem Augenblick, da



er schon aufhört, ein Bourgeois zu sein. Immer stellt er sich die Dirne in der Nähe der Gosse vor, von dem sich nährend, was hineingeworfen wird.

Der Bourgeois betrachtet die Dirne nicht als Frau, auch nicht als Magd. Einzig und allein ein Geschlechtswesen, tritt sie für ihn nur wirklich in Erscheinung, wenn er Gebrauch von ihr macht. „Zwischen dieser Frau und mir gibt es nichts Gemeinsames“, denkt er. Ihre Erotik bringt ihn nicht in Abhängigkeit. Der Bourgeois weint bei den Schilderungen eines Tolstoi, eines Dostojewskij über die gefallenen Frauen, aber ein Prostituiertenspital bleibt für ihn stets ein Prostituiertenspital. Die Romanheldinnen sind eben Frauen, und eine Dirne ist nur ein Stück Vieh. Ja, es scheint sogar, daß die Schriftsteller, weit entfernt davon, die Lage dieser Frauen zu verbessern, sie nur verschlimmern. Sie stellen die Prostituierten in einen romantischen Rahmen, der gewissermaßen ehrwürdig genannt werden kann wie das lokale Kostüm, „die alten Sitten der guten alten Zeit“.

Die Music Halls tragen diesem Wunsch Rechnung: das rote Kopftuch, das Zuhältermilieu, der Gaunerjargon. Jedesmal, wenn auf das Interesse des Bourgeois für diese unbekanntere Menschenrasse, die doch mitten unter uns wohnt, spekuliert wird, steigen die Einnahmen der betreffenden Vergnügungsstätten. Aber da die Wirklichkeit immer mehr und mehr von den Klischees abweicht, die die Regisseure dem Publikum bieten, so ist dieses immer mehr und mehr von den Prostituierten enttäuscht. Ja das Publikum findet, daß diese Frauen nicht einmal der Vorstellung entsprechen, die man sich von ihnen gemacht hat.

Der Großkaufmann, der sich eine Mätresse hält, kann sich gar nicht vorstellen, daß sie eine Straßendirne gewesen ist, eine ganz gewöhnliche Straßendirne, die bei einer Streifung aufgegriffen wird. Doch wird er, wenn er einmal zu dieser Erkenntnis kommt, für seine träge Phantasielosigkeit gestraft werden, die unfähig ist, menschliche Wesen als menschlich anzusehen, wenn sie nicht in den vorgezeichneten Rahmen hineinpassen.

Dieser weiblichen Mythologie entspricht natürlich eine männliche, worin die Bourgeoise den Bourgeois sucht oder — und das ist viel bedenklicher — der Bourgeois sich selbst sucht.

In der Literatur mühte man sich vergebens, den Pater familias mit einer Gloriette zu umgeben, es zählt nur der dämonische Mann: der Don Juan. Die dämonische Frau liebt den Mann nicht, dagegen glaubt der dämonische Mann seine Opfer zu lieben. Und sein Zauber besteht gerade in der Aufrichtigkeit seiner Begierde, die wohl rasch verfliegt, aber die er für ewig hält. Ein Bourgeois vermag eben eine Frau zu lieben, von der er weiß, daß sie ihm gleichgültig gegenübersteht, und eine Bourgeoise vermag einen ungetreuen, aber niemals einen gleichgültigen Mann zu lieben.

Ich wage es nicht, diese Schematisierung noch viel weiter zu verfolgen. Der erotische Typus der Frau ist zweifellos vom Manne geschaffen worden. Es steht jedoch nicht fest, ob der erotische Typus des Mannes tatsächlich von der Frau geschaffen wird, oder nur die Projektion dessen ist, was sich der Mann als Ziel der weiblichen Begierden vorstellt. So ist auch meiner Ansicht nach, was „die Legende um den Mann“ aussagt, von geringerer Bedeutung. Wir müssen warten, bis neue Amazonen in einer neuen Literatur das ausdrücken, was die Frauen suchen und nicht finden.

*(Deutsch von Rosa Breuer-Lucka)*





Chrissy Rheinbay

- *Herta, dreh dich nicht um, da laufen Prostituierte herum.*  
 — *Ach? Und ich hab sie für Dirnen gehalten.*

## Der Herzensroman im Liebesbriefsteller

### *Bitte um nähere Bekanntschaft*

Holdes, liebes Mädchen!

Auch im stillen Wandel häuslicher Eingezogenheit bleibt der Vorzug achtungswürdiger Eigenschaften unverborgten, und selbst der Neid muß verstummen, wo ungeteiltes Lob sich erhebt . . .

Sollte es Ihren werten Eltern nicht unlieb sein, einem ehrlichen jungen Mann, der zu keinem Mädchen in einem nähern Verhältnisse steht, den Eintritt in Ihr Haus zu gestatten, so würde ich mich beeilen . . . Ich hoffe auch dann auf Ihre gütige Nachsicht, wenn Umstände, die ich nicht kenne, Ihnen meinen Antrag nicht annehmbar machen sollten. Auch dann noch werde ich nicht aufhören, mit der größten Hochachtung und Verehrung zu sein

Kottbus, 10. April 1902.

Ihr



### *Bedingt zusagende Antwort*

Gechrtefter Herr!

Sie haben mich durch Ihr Schreiben — ich gestehe es offen — so sehr überrascht, daß ich ungewiß war, ob es mir gestattet sein dürfte, einem Mann, den ich kaum entfernt kenne . . . Die Sprache edler Offenheit jedoch . . . daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden . . . und . . . erkläre ich Ihnen offen, daß eine gegenseitige Annäherung unmöglich ist, ehe Sie mir Gelegenheit gegeben haben, Sie und Ihre Verhältnisse näher kennen zu lernen. Diese letzteren insbesondere sind mir so unbekannt, daß ich die Pflichten gegen meine teuren Eltern verletzen würde, wenn ich Ihnen die Möglichkeit einer näheren Bekanntschaft in Aussicht stellen wollte . . . Wenn Ihnen also daran gelegen ist . . . so bitte ich Sie mir vor allem die nötigen Mitteilungen zu machen, ohne welche an eine Fortsetzung dieses Briefwechsels nicht gedacht werden kann . . .

Einstweilen zeichne ich mit aller Hochachtung

Ihre ergebene  
Rosa Grüneisen

### *Einladung*

Wertester Herr!

Mit Genehmigung meiner Eltern versichere ich Sie, daß es uns ein großes Vergnügen sein wird, den kleinen Kreis unserer häuslichen Eingezogenheit durch einen guten Menschen vergrößert zu sehen. Ich meinesteils danke Ihnen für die so schmeichelhafte Darlegung . . . und werde es mir angelegen sein lassen, Ihnen für Ihr freundliches Wohlwollen erkenntlich zu sein.

Kottbus, 20. April 1902.

Mit aller Hochachtung Ihre  
Rosa Grüneisen

### *Liebeserklärung*

Meine Teuerste!

Obgleich es noch nicht lange her ist, daß ich mich Ihres Umganges zu erfreuen habe, so . . . mich von Ihren vortrefflichen Eigenschaften vollkommen zu überzeugen und Gefühle in mir zu erwecken, die ich bisher nicht kannte und die in mir rege geworden sind. Ihr anmutiges Wesen machte sogleich einen unauslöschlichen . . . Ja meine Teuerste, offen und aufrichtig gestehe ich es Ihnen, daß ich nur in Ihnen lebe und webe . . .

Ziehen Sie nun meinen Antrag in freundliche Erwägung . . . Fällt er nicht zu meinen Gunsten aus, so wird dies nie meine Empfindungen, wohl aber mein Betragen gegen Sie verändern, weil ich dann in Demut zurücktreten müßte, um einem Würdigeren einen Platz einzuräumen, den ich mit meinen Hoffnungen so gern einnehme und ausfülle.

Möge denn Gott, der die reinste Liebe ist, Ihr Herz mit Liebe gegen mich erfüllen; so möge mir Ihre Zuneigung recht bald in vollem Maße zuteil werden! Wie hochbeglückt wird sich dann fühlen

Kottbus, 20. Mai 1902.

Ihr

### *Zusagende Antwort*

Mein lieber Freund!

Die aufrichtige Sprache . . . hat mich für Sie eingenommen und ich zolle ihr meinen vollen Beifall . . . Ich will Ihnen daher mit gleicher Aufrichtigkeit die Empfindungen meines Herzens mitteilen. Schon bei Ihrem ersten Anblick fühlte ich . . . Ja mein Teuerer, ich liebe Sie so zärtlich und innig, als nur ein Mädchen lieben kann.

Möge das Band unserer Herzen sich immer enger und fester schlingen. Möge . . . wirklich den Himmel geben . . . dann wird reich belohnt und glücklich

Kottbus, 23. Mai 1902.

Ihre Sie aufrichtig liebende  
Rosa Grüneisen



### *Endgültige Zusage*

Hochgeehrter Herr!

Mit Freuden lasse ich nun meinen jüngsten Zeilen die Nachricht folgen, daß meine lieben Eltern nicht nur nichts gegen die Verbindung ihrer Tochter mit Ihnen einzuwenden haben, sondern daß sie selbst sogar . . . Ihrem baldigen Besuche sehen meine Eltern mit Vergnügen, mit Sehnsucht aber entgegen

Kottbus, 26. Mai 1902.

Ihre Ihnen treu ergebene  
Rosa Grüneisen

### *Nach der Verlobung*

Mein teureres liebes Bräutchen!

Welche Wonne, Dich so nennen zu können, welches Glück liegt für mich in diesem Wort, denn es sagt mir, daß Du mein, ganz mein bist. Ja, man muß sich wirklich erst an das Glück gewöhnen, so berauschend . . . Sobald als möglich komme ich und werde Dir sagen, daß sich unendlich glücklich fühlt

Kottbus, 2. Juni 1902.

Dein Dich ewig liebender

### *Antwort der Braut*

Lieber guter Leopold!

O wie hat Dein Brief mich erfreut! Ein Zeichen Deiner Liebe, ein Talisman gegen jeden Zweifel . . . Wachend denke ich an Dich. Im Schlafe träume ich von Dir! . . . Ich muß oft weinen . . . Doch ich mag es niemandem sagen, denn:

Treu geliebt und stillgeschwiegen

Treue Liebe spricht nicht viel.

Meine lieben Eltern lassen Dich herzlichst grüßen. Nochmals: eile recht bald an das Herz Deiner

Kottbus, 3. Juni 1902.

Dich ewig liebenden Braut

### *Liebesbrief des Abreisenden*

Geliebte meines Herzens!

Alles ist zur Abreise bereit, soeben schlägt es vier! Statt noch länger zu den flimmernden Sternen aufzublicken, die so freundlich ins Antlitz mir schauen, weil der Segen Deiner Liebe mir leuchtet, greife ich lieber zur Feder . . . Noch bin ich hier, und doch labe ich mich schon an dem Gedanken, welcher eine Wonne uns umfassen wird, wenn . . . Leb wohl! Leb wohl! Geliebte meines Herzens! Auf ewig Dein

Kottbus, 5. Juli 1902.

in treuester Liebe

### *Antwort der Braut*

Mein Leopold!

In der letzten bangen Nacht schloß kein Schlaf mein Auge. Mein Lager umschwärmten die Bilder unserer innigen Liebe. Eben stellte sich mir ein lachendes Bild der Zukunft dar, da tönt, wie ein Schreckensruf, die Stunde Deiner Abfahrt. „Glück zu, Glück zu, geliebter Leopold!“ Eine nie gekannte Wehmut . . . daß niemand Dich inniger und treuer liebt, als

Kottbus, 6. Juli 1902.

Deine Rosa

### *Brief des abwesenden Eifersüchtigen*

Liebe Freundin!

Die Zeit, die sonst Flügel hatte, wenn ich bei Dir war . . . Ach wenn die Liebe mir wenigstens die Qualen der Unruhe ersparen wollte . . . Würst Du mir auch die Treue bewahren . . . auf der meine süßesten Hoffnungen ruhen? Tröste Deinen Freund . . . und wiederhole die Versicherung, daß Du nie vergessen wirst

Liegnitz, 14. Juli 1902.

Deinen treuen



### *Vorwürfe wegen Vernachlässigung*

Lieber, böser Leopold!

. . . Schon seit einiger Zeit habe ich Deinen Kalt Sinn . . . Und besonders auf dem gestrigen Ball — o die Sinne wollen mir vergehen, wenn ich daran denke! — da hattest Du ja kaum einige kalte Worte für Dein unglückliches Mädchen, da hattest Du nur Augen für die Julie N. . . . Weißt Du nicht, wie scharf die gekränkte Liebe sieht! . . . Ich will alles wissen, und zwar heute noch . . . Dann werde ich wohl nicht lange mehr leben — Deine Untreue wird mir das Herz brechen, und Du magst dann mit einer anderen . . .

Kottbus, 26. August 1902.

Deine Rosa

### *Antwort*

Liebe teuere eifersüchtige Rosa!

Mit Deinem Schreiben hast Du mich recht erschreckt . . . Wo ich mir keiner anderen Schuld bewußt bin, als daß ich zufällig eher da war als Du, und Du mich bei Deinem Eintreten mit jener Julie N., vor der Du ganz ruhig sein kannst, im Gespräch . . . Überzeuge Dich, daß Dich niemand wahrer und inniger lieben kann

Kottbus, 27. August 1902.

als Dein

### *Absage mit Rückgabe der Geschenke*

Mein Fräulein!

Meinen Entschluß, ein Band zu lösen, welches unter so schönen Hoffnungen geknüpft worden ist, hat der Auftritt vom vorigen Abend nicht erst erzeugt, sondern bloß zur Reife gebracht. Nur der bitterste Schmerz über eine vollendete Täuschung ist vermögend, mir diese Zeilen abzurufen. Mit vollem Recht könnte ich Sie fragen: war es edel, mit meiner reinen, glühenden Liebe ein heuchlerisches Spiel zu treiben? Doch eine solche Sprache könnte die Empörung in meinem Herzen nur steigern. . . . Ich will jedoch nicht länger reden, wo mit Entschiedenheit gehandelt werden muß; jede Rücksicht schwindet, wenn sie meine Ehre zum Opfer fordern wollte. Unser Verhältnis ist daher für immer aufgelöst. Ihre Briefe und die übrigen Erinnerungszeichen an glückliche, schönere Tage folgen anbei zurück. Mögen Sie an der Hand eines anderen glücklich werden. Dies ist mein letzter Wunsch für Sie.

Joseph Ofterdinger

### *Antwort mit Rückgabe der Geschenke*

Mein Herr!

Daß Sie selbst noch zur rechten Zeit mir vollen Aufschluß über die wahre Gesinnung Ihres Herzens gegeben haben, ist kein geringes Glück. Sie haben mich dadurch aus einem Strudel gerettet, der mich schon zu verschlingen drohte. Sehr bald werden Ihnen die Augen darüber geöffnet werden, mit welchem Recht Sie den mich so tief verletzenden Vorwurf aussprechen durften. Jedenfalls wird dann Ihre Reue zu spät sein. Sie sprechen . . . von Verletzung Ihrer Ehre in demselben Augenblick, wo Sie auf das empfindlichste die Ehre derjenigen, die Ihre Braut hieß, antasteten? Ich habe mich in Ihnen getäuscht. Wenn es Ihnen unmöglich ist, mich glücklich machen zu können, so wird mich dies nicht hindern, durch eine würdigere Hand glücklich zu werden. Empfangen Sie beigeflossen Ihre Briefe und Geschenke zurück mit meinem Lebewohl auf ewig.

Rosa Grüneisen

(Aus einem „Neuesten Liebesbriefsteller“, Berlin 1929)





Teppichhändler bei Gibraltar

Hans Casparius





Julius Arnfeld

Italienischer Fischer





Königsgeier

Julius Arnfeld





Auf der Kai-Promenade im alten Budapest



Bestrafte Ehebrecher in China

Weltbilderdienst



# Spanien übt für die Ehescheidung

Von

*Máximo José Kahn*

## *Der Fischladen*

In der Calle Mayor von Madrid — das ist ungefähr die Königstraße von Berlin — gibt es ein großes Fischgeschäft, das hat zwei Eingänge und zwei Verkaufsräume, die voneinander, wie die Hälften eines Schwimmbassins, durch eine Barriere getrennt sind. Diese Separation ist nicht für Herrschaften und Dienstpersonal gemacht, sondern für Herren und Damen. Eine Fischhandlung, sollte man meinen, ist genau das Gegenteil eines Tempels der Venus, aber in Spanien hat gerade dieses Geschäft seine süßen Geheimnisse. Von Madrid nach Norden ist, zum Beispiel, ein Fisch beliebt, der *japuta* heißt; die Bedeutung des Wortes *puta* ist um einige Grade schärfer als die von Nutte, und vornehme Herrschaftsköchinnen fühlen sich, sanft errötend, veranlaßt, indem sie den Eingang für Frauen im Fischladen der Calle Mayor benutzen, zu verlangen: „Bitte ein halbes Pfund von dem Fisch mit dem häßlichen Namen!“ — Weiterhin werden in den spanischen Fischläden jene unzähligen Arten von *mariscos* feilgeboten, zu denen man alle Krabben-, Muschel-, Seeschnecken-, eßbaren Tang-, Langusten- und Meerwürmersorten rechnet und die hervorragend beliebte Afrodisiaca sind. Der Volksmund versinnbildlicht eine Reihe von *mariscos*, die von der Natur kaum anzüglicher gestaltet werden konnten, mit nicht näher zu bezeichnenden Partien des weiblichen Körpers.

## *Der Hühnerhof und die Druckknöpfe*

In vielen Teilen Spaniens ist es Sitte, vor dem Rosenkranzgebet den Hahn aus dem Hühnerhof zu entfernen, damit zu dieser geweihten Stunde nicht etwas Männliches und Weibliches zusammen sei. Von sich aus hat das unvernünftige Vieh keine Moral. Aus dem gleichen Grund sorgt die Hausfrau dafür, daß die Mädchen bei dieser Gelegenheit nicht Kleider anhaben, die mit Druckknöpfen verschlossen werden. Druckknöpfe bestehen bekanntlich aus zwei Teilen. Der eine hat eine Ausbuchtung und wird im Spanischen *macho* genannt, das ist: Männchen; der andere trägt eine Vertiefung und heißt infolgedessen *hembra*, das will sagen: Weibchen.

Diese beiden sinnfälligen Beispiele wurden aufgeführt, um zu zeigen, daß in Spanien, lange bevor die Verfassung der Republik die Scheidung von Ehen ermöglichte, die Separation des Gepaarten gewissermaßen mythologisch bereits vorzeichnet war.

## *Die Scheidung der Herzogin de A.*

Übrigens war im Prinzip die Ehescheidung auch im alten Spanien schon möglich, wie das der Fall der Herzogin von A. zeigt, deren Gatte in der Hochzeitsnacht trotz gütigen Zuspruchs nicht aus seinem Gemach zu locken war und die, als sie, resigniert, mit dessen Kammerdiener vorlieb nehmen wollte, die Erfahrung machen mußte, daß gerade dieser, den sie zur Unehrllichkeit gegen seinen Gebieter aufzustacheln im Begriff gewesen war, hinter verschlossener Schlafzimmertür treu zu seinem Herrn hielt. Vermittels des Betrages von einer Million Peseten erreichte sie die Scheidung ihres kurzen Eheglücks, und zwar beim Heiligen Stuhl. Eine persönliche Reise nach Rom gab ihr die Freiheit zurück und das Recht, sich wieder



zu verheiraten. Von diesem Recht machte sie rasch Gebrauch, wie es heißt, zu rasch. Als eine neue Million für den Heiligen Stuhl freigemacht werden sollte, sickerte durch, daß das, was Gott zusammengefügt, der Mensch jetzt, nachdem die Pesete so stark gefallen war, nicht wieder zu dem gleichen Preise trennen würde. Aber in diesem kritischen Augenblick kam der Märtyrerin die Vorsehung zu Hilfe, die die Monarchie stürzte und, zusammen mit einer freireligiösen Republik, die Ehescheidung als Wohlfahrtseinrichtung für jedermann in Spanien einführte.

### *Kinder lassen sich scheiden*

Die Neuerung besteht im Grunde nur darin, daß man sich hier künftig, wenn nicht billig, so doch preiswert scheiden lassen können wird. Von dem Augenblick ab, da der betreffende Verfassungsartikel in den Cortes angenommen wurde, ist das Wort „Scheidung“, das Jahrhunderte lang verpönt war, in allen Ehen aufgewacht. Von den Eltern springt es auf die Kinder über, die seither, statt Stierkampf, Scheidung spielen, und zwar so, wie sie sich die Sache, die sie in der Praxis der Erwachsenen noch nicht gesehen haben, in ihren Köpfen vorstellen. Eine Hauptrolle spielt bei diesem Prozeß folgerichtig Messer und Schere, die glauben machen, es handele sich um ein Durchsäbeln der Nabelschnur.

### *Das Gesetz*

Artikel 43 der politischen Verfassung der Spanischen Republik lautet: „Die Familie steht unter dem besonderen Schutz des Staates. Die Ehe gründet sich auf die Gleichheit der Rechte für das eine und das andere Geschlecht und kann gelöst werden bei wechselseitiger Meinungsverschiedenheit oder auf Verlangen des einen der beiden Gatten, für diesen Fall unter Anführung eines gerechten Grundes.“

Die spanische Frau, die in der Überzahl vorerst weder lesen noch schreiben kann, noch irgendwelchen Ansprüchen der Elementarbildung genügt, bekommt dadurch mit einem Schlag das Wahlrecht, das Recht, Verträge abzuschließen, über den Beruf des Sohnes zu bestimmen.

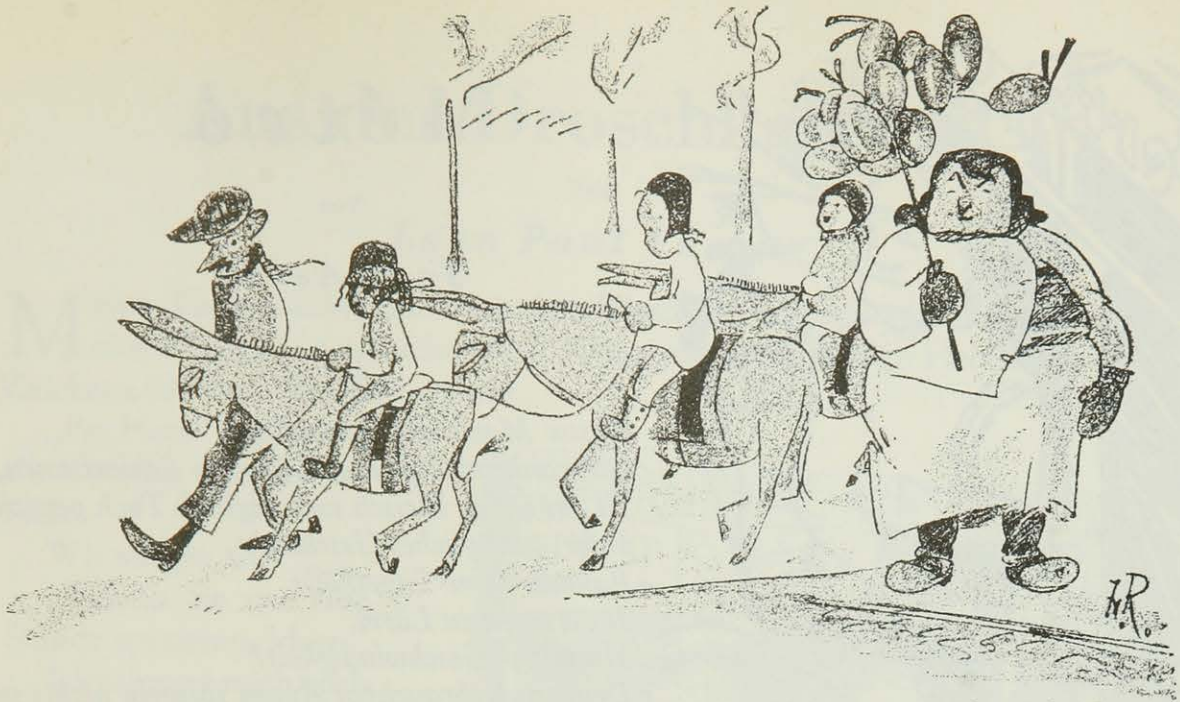
### *Die Anstandswauwau*

Das junge Mädchen aus gutem Haus ging bis vor wenigen Monaten nur in Begleitung der *carabina* spazieren. Carabina ist Karabiner, also eigentlich ein kleines Gewehr zum Nahkampf; hier: Anstandswauwau. Die Aussicht, in der Ehe nicht mehr die Sklavin des Mannes sein zu müssen, gibt der jungen Dame aus gutem Haus aufrührerische Ideen ein. Tausende von ehemaligen Anstandswauwaus suchen heute nach einer neuen Position, die ihren Fähigkeiten angemessen ist. Die *carabina* trägt hohe Stehbündchen, die durch Fischbeinstäbchen stramm gehalten werden, wollene Strümpfe und Knopfstiefel. Ihre Lage ist nicht verzweifelt, weil es im alten Spanien Sitte war, ihr für jeden Kuß oder verbotenen Griff, den sie nicht gesehen haben sollte, einen Duro in die Hand zu drücken. Von diesem — sagen wir: — Tastegeld hält sich die Anstandswauwau heute über Wasser.

### *Die freie Liebe*

Heftigen Widerhall hat die preiswerte Scheidbarkeit der Ehe unter dem Volk hervorgerufen. In der *Puebla de Don Fadrique* haben die Frauen das erklärt, was sie unter „freier Liebe“ verstehen. Diese Neueinführung trug zu Beginn nur das harmlose Gesicht von „Damenwahl“ bei einem Tanzstundenkränzchen. Indessen





Irmgard v. Reppert

— *Diese Kinder! Machen es nicht ohne richtige Esel! Meine waren mit Vaters Rücken sehr zufrieden!*

wurde die Lage für die Männer bald bedrohlicher. Die Leidenschaft der Frauen richtete sich nicht etwa auf die große Schar gutgebauter Jünglinge, sondern konzentrierte sich auf eine kleine Gruppe älterer und erfahrener Männer, deren Aktivität immer den Gegenstand nächtlicher Träume und Flüstereien gebildet hatten. Ein Sauhirte hatte vor allen anderen das Geriß, weil der Volksmund ihm so wundersame Gaben beilegte, wie sie nur in mittelalterlichen Dorfschwänken verherrlicht werden. Dieser begnadete Mann mußte den Schutz der Gendarmerie anrufen und später bei Nacht und Nebel aus dem Ort fliehen.

### *Der Steக்கontakt*

Jeder gebildete junge Spanier studiert Jura, weil man Jura studiert haben muß, um eine Staatsstellung zu bekommen, und weil man eine Staatsstellung haben muß, um ein monatliches Fixum einstreichen zu können, ohne — außer eben dieser, an jedem Ultimo auszuübenden Tätigkeit — sonst einen Finger krümmen zu müssen. Von dieser Staatsstellung aus findet man dann leicht drei oder vier andere offizielle oder halboffizielle Posten, die das Anfangsfixum aufrunden, ohne weitere Ansprüche an die Arbeitskraft des Kandidaten zu stellen. Diese Nebenpositionen nennt man: „enchufes“, das ist: Steக்கontakte. Da es im neuen Spanien verboten ist, mehr als eine öffentliche Stellung innezuhaben (im alten Spanien bezogen Ministersöhne auch die Löhne von nicht existierenden staatlichen Säug-Ammen), sind auch „Steக்கontakte“ nicht erlaubt. Dieses ist ein Grund, weswegen man bei ihnen nicht arbeitet, was auffallen würde, sondern nur das entsprechende Gehalt einzieht, was wenige Minuten in Anspruch nimmt.

Der monumentale Steக்கontakt, der nun dem Heer junger Spanier winkt, die Advokaten sind, ist die Ehescheidung. Ein paar Staatsstellungen und außerdem Rechtsbeistand scheidungslustiger Frauen, die nicht schreiben und lesen können, ergibt ein hübsches Monatseinkommen. Spanien übt für die Ehescheidung. Spanien erwacht.





Kurt Werth

# Mé tro

Von

*Jean Assas*

## I.

*Blasse Masse der Götterlinge,  
Schwankend auf zwei krummen Schienbeinen,  
In ein wenig Fleisch und englisch Tuch gewickelt:  
Fahr, alltägliches Geschlecht,  
Fahr in deine Tageshölle  
Im orangenen Lärm  
Unnützer Geschwindigkeit!  
Deine aufgebrauchten Augen spiegeln nichts mehr,  
Deine Hüte welken schnell —  
Doch vielleicht  
Blüht noch eine rosa Hoffnung  
Unter einem wollenen Mantel,  
Vielleicht  
Zittert eine junge Hand,  
Möcht die Morgenschläfe streicheln — —  
Kleines Mädchen da, wie heißt du?  
Aber das Schicksal bremst schon  
Lächelndem Flug:  
Alles muß empor  
An die Wirklichkeit der Erde,  
An die schwarze, die sanft tötende  
Sonne!*

## II.

*Eine Greisin macht ihre letzte Reise —  
Sie trägt ihre wertvollen Sorgen  
In ihrer Handtasche.  
Ihre Augen sind aus Blech,  
Sie ist zu arm für ein froheres Metall,  
Und die graue Angst  
Erfror an ihrer Oberfläche.  
Sang sie einmal im Frühling  
Unter Glyzinen?  
Jetzt kaut der Kautschuk ihres Mundes  
Hastige Gebete  
Gegen die Menschen,  
Gegen den Zugwind,  
Gegen das Schicksal:  
Morgen aber reist sie beruhigt  
In ihrem Sarg.*

(Deutsch von Iwan Goll)



# Aus der Droschken-Zeit

Von

*Léon Paul Fargue*

Meine Tante machte mich mit dem Wesen der Droschken bekannt. Sie trug einen Kapotthut aus schwarzem Krepp mit einem weißen Herzen drin, zum Zeichen, daß sie Offizierswitwe war.

„Pst, Herr!“ Sie nannte alle Kutscher und Kellner Herr.

Wir stiegen ein.

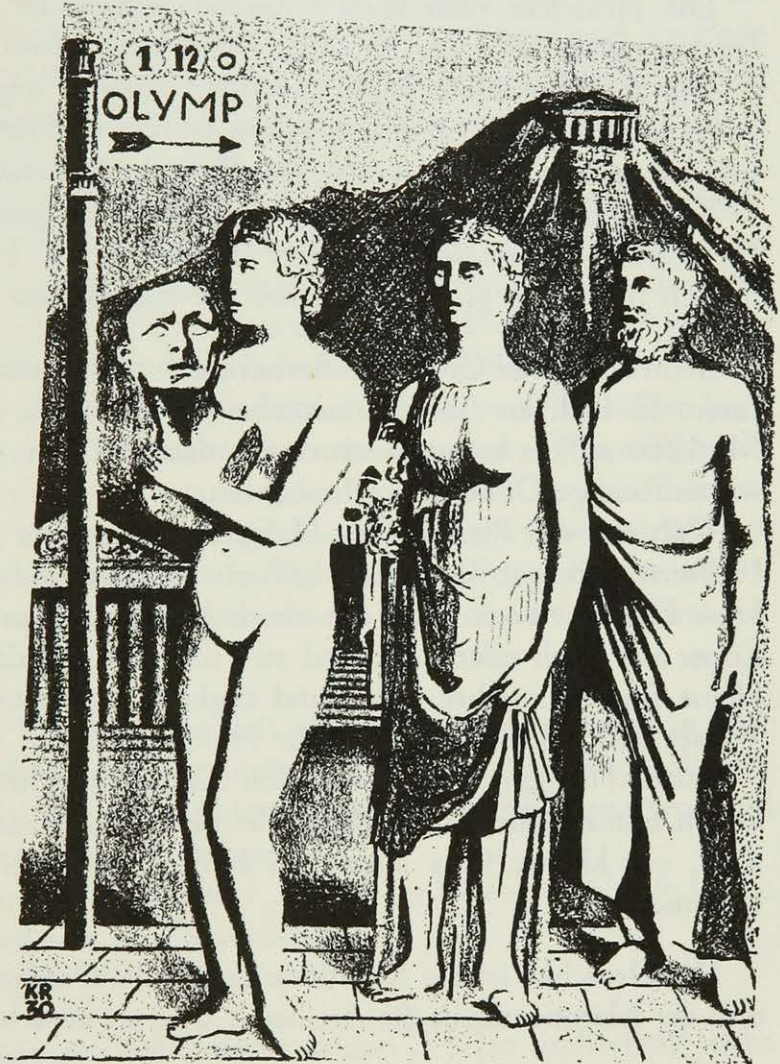
„Fahren Sie uns eine Stunde spazieren, Herr.“

Ich erinnere mich noch gut meines ersten Kutschers mit seinem gutmütigen Gesicht unter seinem gummierten Lederzylinder. Wir waren noch keine hundert Meter weit gekommen, als meine Tante meinen Daumen packte und kniff. Eine andere Droschke kam uns entgegen, wie eine zornige Wespe auf eine Fliege zustürzt. „O Gott“, ächzte sie, und ihr Mund verzog sich wie beim guten Matrat in Scapins Schelmenstreichen. „Herr des Himmels, wir werden angerannt.“

Gegen Ende des Jahrhunderts fürchtete man Droschken-Unfälle sehr. Sie galten als ernst. Wir sprachen oft davon.

Wirkliche Katastrophen waren in unbestimmter Ferne, in Amerika. Seit dem Unglück von Dundee an der Nordsee, wo in einer Sturmnacht eine Brücke über dem Meerbusen mit zwei sich begegnenden Zügen darauf zusammenstürzte, ohne daß jemand es gesehen oder gehört hätte, war nichts von Bedeutung passiert. Der Fall von Peking war vergessen. Die großen Tage von St. Mandé, Melun, les Couronnes,

... mit zermalmtten Zügen,  
die in Bahnhöfen brennen ...



Karl Rössing

*Haltestelle Olymp*



. . . wie Jean Lorrain schrieb, sollten erst noch kommen. Vereinzelte Brände ausgenommen, einige tollwütige Hunde und ein paar Verbrechen, die man in den Zeitungen zahm mit „Eine rote Reihe“ bezeichnete, waren Droschkenunfälle fast das Einzige, worüber man sich aufhalten konnte. Sie waren wie die Nachwehen, die letzten Funken des Krieges von 70 . . . Und die gab es . . . ich glaube sogar, daß manche fürchterlich waren . . .

Die großen runden Bleikugeln richteten wohl ebensoviel Unheil an wie heute die Dum-Dum-Geschosse.

Die Droschke roch nach schimmeligem Leder, nach altem Teppich, dem feuchten Radschuh, der Putzbürste und dem schwitzenden Pferderücken.

Die Stadtdroschken waren besonders beliebt, wegen ihrer Eleganz, sie hatten gelbe geflochtene Strohpolster, waren sauber, und ihre Kutscher feiner. Der Rock steif mit flachen Metallknöpfen. Der Zylinder hoch und weiß, aus glänzendem Stoff.

Selbst wohlhabende Leute und besonders Junggesellen mieteten sich eine solche Luxusdroschke monatsweise. Der Kutscher mit Handschuhen. Die Laternen hübsch blau. Die große Heizröhre für den Winter schwer wie ein Goldbarren.

Beim Klang der Orgel von Barbarie fuhr der Kutscher mit seinen Kollegen zum Essen. Er hielt an einem künstlichen Baumstamm, auf dem ein Insekt wie ein Mistkäfer saß, es konnte auch eine andere Art sein, dessen Bauch zwei glänzende warzenförmige Öffnungen schmückten.

Während das Pferd seinen Hafer beschnupperte und den Kopf zwischen den Halftern rieb, gab der Käfer auf seinem Baum eine aus dem Stamm dringende klare Flüssigkeit von sich, die als dicker Strahl durch das Kupferrohr in einen Eimer aus Blech oder Leinwand zu Füßen des Pferdes sprang; worauf dieses zwei kleine Schritte machte, trank und zugleich aus einer enormen Gewürznelke sein Wasser ließ, wobei es traurig seine Hufe besah.

Seiner Pflichten ledig, schob sich der Kutscher in die Wirtschaft, wo er Rindfleisch mit Zwiebeln oder Burgunderbeef bekam, dazu eine dicke Scheibe Brot, Käse, ein kleines Glas schwarzen Kaffees mit zwei Ecken Zucker, und einen Kümmel.

\*

Die Droschke ist die Kavallerie der Stadt. Der Straßenhändler ihre Infanterie, und der Maronenmann die Artillerie. Und sie verachten einander, leicht . . .

Dir Klosettfrau, arme Verwandte des Trompeters der Regimentskapelle, von allen Kiosken verjagt, dir beichtet der Freidenker.

Wenn die Droschke den Pariser Straßenschmutz verließ und auf festes Pflaster kam, füllte ein trauriger und heller Ton die Straßen, wie wenn die Flut kommt, eine Neuigkeit oder ein Ereignis bekannt wird.

Nachts, wenn sich der Kutscher mit den Lichtern irrte und in die Seile einer abgesperrten Straße fuhr, sahen die Droschkenlaterne und die Warnungsfunzel einander an: wie eine Bürgerin eine einfache Frau.

Vor den öligen Scheiben eines Bahnhofs erwartete die Droschke in der Reihe den letzten Zug, der Kutscher in seinem gotischen Überrock mit Eiskörnern im



Bart, das Pferd eingeschlafen, wobei es ab und zu das Standbein wechselte wie ein alter Klappzollstock.

Sonntag abends spät beschimpften sich die betrunkenen Kutscher während der Fahrt, die Glocken läuteten dazwischen, alles zum größten Schrecken der vom Land heimkehrenden Familien, die den Schoß voller Blumen hatten . . .

\*

Energisch winkte die Baronin Nathan-Jamay einem Kutscher. Ich hatte keinen Pfennig bei mir. Ich ließ die Vorhänge herunter und umarmte sie, wobei ich ihr abgeschmackt fiebrige Dinge sagte. Das Leben ist schwer, ich war bald am Ende meiner Nerven, als schon die ersten Küsse immer wieder durch das harte Schnappen des Zählertieres begleitet wurden, daß seine zehn Centimes zuschlug.

So ging es quer durch Paris.

Ich schützte dringende Geschäfte vor, klapperte Cafés ab, Bureaus, Zeitungen, hielt überall an, verfolgte die Fährte eines Freundes, von dem ich am Ende einen dänischen Reichstaler bekam, verbarg dies alles vor der Baronin, die auch nichts merkte. Immer wieder hatte ich Pech. „Er ist noch nicht zu Hause“, hieß es, oder „gerade fortgegangen“. Die Besitzerin eines Puffs lieh mir endlich das Geld.

Das war zusammen mehr als ich ertragen konnte. Mit schweißbedeckter Stirn kehrte ich zu der Baronin zurück, brachte sie fort und stieg aus. „Was macht es?“ röchelte ich. Den Kutscher werde ich nie vergessen mit seinem runden Rücken, seinem flaschengrünen Rock, seinem gutmütigen Gesicht das wie eine vertrocknete Birne aussah, und seinen Backenbärtchen à la Mohrenheim. Er antwortete, indem er mit den Achseln zuckte und mir einen wissenden Blick zuwarf: „So was hat keinen Preis.“

Ich kannte damals einen Kutscher, der mit einem beinlosen Krüppel in aller Form eine Abmachung getroffen hatte, derzufolge er ihn jeden Abend auf folgende Weise heimfuhr: der Mann hängte sich mit den Armen, die sehr kräftig waren und zu allem dienten, an die Hinterachse des Wagens.

Oft habe ich gesehen, wie diese seltsame Fäure in der Nacht durch die leeren Straßen rollte, mit Donneregepolter an mir vorbei.

Man tat gut, aus dem Weg zu gehen.

Manchmal, wenn ich müde und bekümmert in den Straßen umherirrte, habe ich meinen Brüdern, den Droschken, zugesehen, wie sie umhertrotteten, sich an den Halteplätzen stauten, schwach und trübsinnig vor Alter.

Die Droschke ist das abgenutzte Schuhzeug der Erinnerung.

\*

Können wir uns weit genug zurückversetzen, um die Droschken zu begreifen? Wenn wir es versuchen, sehen wir sofort, daß sie sich nicht klassifizieren lassen nach Cuvier, Linné, Milne Edwards oder Quatrefages. Nur die Dichter bleiben, um ihnen ihr Recht zu verschaffen.

Das Geschlecht der Droschken wird verschwinden, wie der Pferdeomnibus durch den Benzinsaurier getötet wurde. Ein paar kränkliche Exemplare fristen ein armseliges Leben, wie die wenigen Giraffen, die es noch auf der Erde gibt.



Diese Droschken, denen man hie und da noch begegnet, sehen wie verirrte Insekten aus, versprengt von ihrem Stamm, ohne Hoffnung auf Rückkehr, sie suchen Abenteuer und tragen, ohne Ruhe zu finden, eine Last, um sich selbst zu täuschen. Es sind Heuschrecken, die sich überlebt haben.

Die Droschke muß zuerst eine Amöbe gewesen sein, dann die Krankheit eines Zentauren, ein Krebs, ein häutiger Sproß, eine Rosa Josepha besonderer Art.

Dann ein selbständiges Tier, wie eine Fledermaus auf Rädern, ein verwandeltes Beuteltier.

Sie war vielleicht ein Seepferd, als der Mensch ein Affe war.

Später häuften sich Menschen und Tiere. Große Spinnen schmarotzten, klammerten sich aneinander, vereinigten und begatteten sich. Die Fledermaus, die erst riesig war, wurde kleiner und kleiner, blind und taub, zog sich in sich selbst zurück und erwachte erst in der Regenzeit, um vorsichtig die feuchte Last abzuschütteln, die auf ihr ruhte.

Die Zwangsarbeiten am Sabbat, an dem die von den Hexen Verurteilten Kugeln schleifen mußten, erneuerten die Rassen durch Vermischung.

Die Art bildete sich aus, festigte und vollendete sich. Eine Elite sonderte sich ab, die trug Uhr und Galoschen. Der Mensch gab ihr seine Seele und seine Faulheit. Die faulen Droschken ließen sich von Auvergnern führen und von Geistern ziehen, an deren Stelle bald abgewirtschaftete Junker traten, fadenscheinig und ausgemergelt, daß das Geschirr im Galopp klirrte; ein trauriger Anblick.

\*

Eines Abends döste ich bei erstickender Hitze auf einem Stuhl in den Champs Elysées, sah auf die vorbeisclendernden Leute, auf den Platz der Concorde, und begann zu träumen.

Das Ende der Welt war da, ein mildes und ungeheuerliches Ende. Das Wasser stieg mit unerbittlicher Gleichgültigkeit.

Eine riesige schon schwimmende Droschke kam auf mich zu, das Pferd schnaubte, stieß an meinen Stuhl, wobei grüne Rauchspiralen aus seiner Nase kamen, mich benebelten und erregten; da sah ich, daß es ein Zentaur war mit dem Gesicht von Barbey von d'Aurevilly.

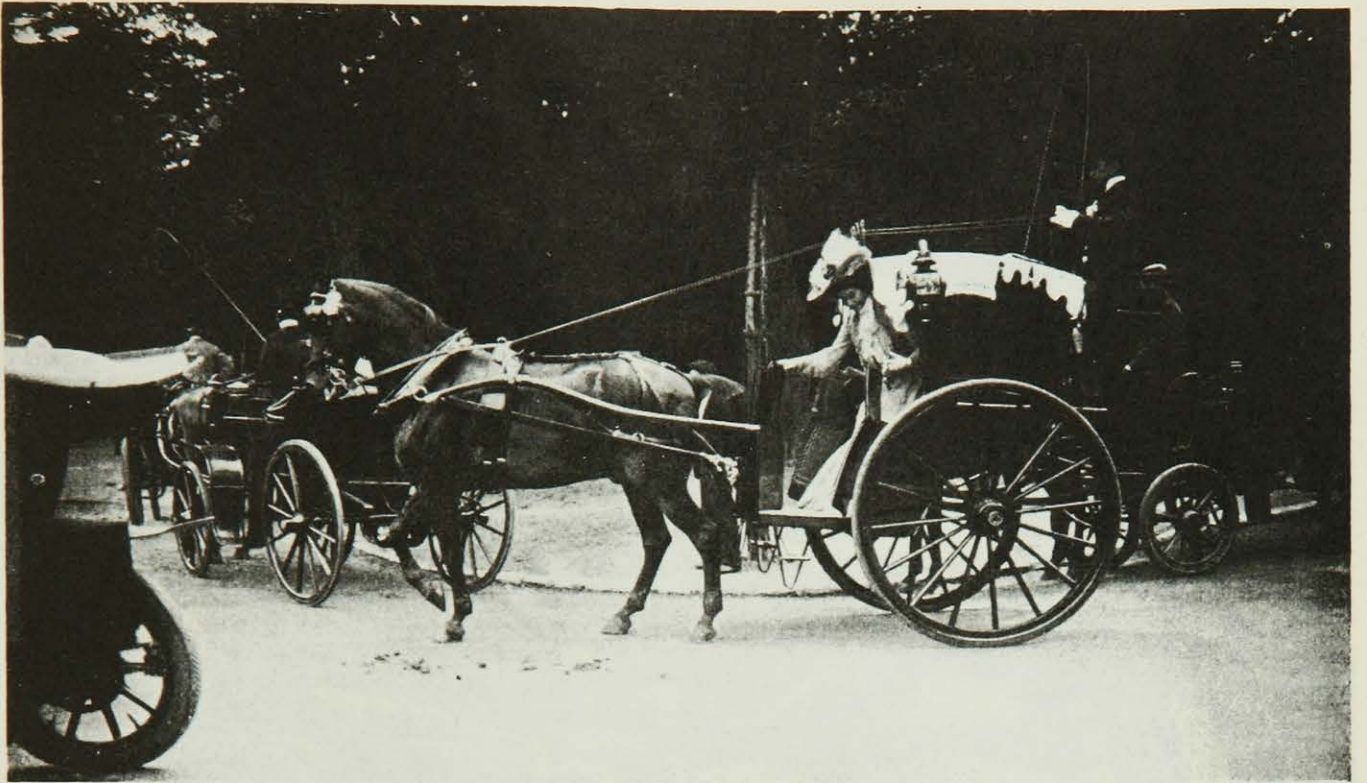
Ich glaubte ihn mit seiner gewöhnlichen Hochnäsigkeit zu mir sagen zu hören: „Das Wetter ist wahrhaftig zu schlecht. Ich habe meine Möbel aufs Land geschickt und nur das Nötigste bei mir.“ Seine Augenbrauen waren aus Salpeter. Nun schrie er wild: „Steigen Sie ein, steigen Sie ein!“ Ich hätte ihn gern aufgespießt. Er fuhr mich lang durch die nächtliche Stadt. Das Wasser stieg bis zu uns herauf. Die Lampen weinten rote Tränen. Die Mauern bildeten schwere Hindernisse wie in Valogne zur Zeit des Chevalier des Touches.

Ich näherte mich seinem Ohr, um ihn zu fragen, wo er uns hinfahren wolle, als er plötzlich vor einer riesigen flammensprühenden Tür anhielt und mich hart schüttelte: „Wir sind da“, sagte er.

Ich las auf der Tür: ZUR HÖLLE.

(Deutsch von Peter Eysoldt)





In alten Bois de Boulogne



Droschke in Moskau

Leibovici-Unionbild





Der Straßen-Zirkus „Pascha“ in Friedrichshagen bei Berlin



# Der Lausbub Beaumarchais

Von

*Paul Frischauer*

Auf der Handschrift des „Fragment de mon voyage en Espagne“ von Beaumarchais findet sich eine Randbemerkung seines Vaters: „Sehr schlechter literarischer Versuch eines Schlingels, der mit dreizehn Jahren die Schule verlassen hat.“

Goethe, der das Fragment in seinem „Clavigo“ dramatisierte, war anderer Meinung. Er sagte zu Eckermann: „Dieser Beaumarchais war ein toller Christ und Sie müssen seine Memoiren lesen, die zu den talentvollsten, merkwürdigsten und verwegensten gehören.“

Beaumarchais allerdings war vom Urteil seines Vaters stärker berührt. Er hätte sich aus der Kritik Goethes nichts gemacht, um so weniger, als ihn selbst die Bearbeitung des „Clavigo“ zu folgendem denkwürdigen Ausspruch veranlaßte: „Der Deutsche hat meine Geschichte mit einem Begräbnis und einem Zweikampf überladen, Zutaten, die weniger Talent als Hohlköpfigkeit verraten.“

Der alte Caron, Vater des Pierre Augustin, der sich erst später „von Beaumarchais“ nannte, hat überhaupt nicht viel vom Dichter des „Figaro“ und des „Barbier von Sevilla“ gehalten. Der „horloger Rue St. Denis près Sainte Cathérine“ war dafür, daß sich der Junge, wie er, ausschließlich auf das Uhrmacherhandwerk beschränke, auf die Handfertigkeit, auf das Mechanische. Die Charaktereigenschaften, die ein richtiger Uhrmacher und ein anständiger Hausvater braucht, scheint er seinem Sohn nicht schlankweg und im vorhinein zugestanden zu haben. Ein Brief des alten Caron, der sich erhalten hat, spricht die deutlichste Sprache:

1. Du wirst nichts machen oder verkaufen, noch irgend etwas selbst oder durch andere machen oder verkaufen lassen, das nicht für meine Rechnung bestimmt ist. Du darfst fernerhin auch nicht der Versuchung unterliegen, Dir bei mir irgend etwas (und wäre es das Geringste) außer dem anzueignen, was ich Dir gebe. Du wirst keine Uhr zum Ausbessern oder irgendeine Arbeit unter irgend welchem Vorwand oder für irgendeinen Freund übernehmen, ohne mir davon zu sagen. Du wirst nichts, nicht einmal einen alten Uherschlüssel, ohne meine ausdrückliche Zustimmung verkaufen.

2. Du wirst im Sommer um 6, im Winter um 7 Uhr aufstehen und bis zum Abendessen ohne Widerstreben gegen irgendeine Arbeit fertig bringen, was ich Dir auftrage.

3. Du wirst nicht mehr außer Haus zu Nacht essen und ebensowenig abends ausgehen. Beides ist zu gefährlich für Dich.

4. Du wirst Deine unselige Musik und insbesondere den Verkehr mit jungen Leuten aufgeben, ich werde das eine ebensowenig wie das andere dulden. Sie haben Dich vereint in das Verderben gestürzt. Indessen gestatte ich Dir, aus Rücksicht für Deine Schwäche, Bratsche und Flöte zu spielen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Du von dieser Erlaubnis nur am Feierabend, nie während des Werktages Gebrauch machst und weder die Nachbarn noch mich in meiner Ruhe stören wirst.

5. Ich gebe Dir volle Kost, monatlich 18 Livres, die Deinen Unterhaltungen sowie der allmählichen Abzahlung Deiner Schulden dienen sollen.

Wenn Dir diese Bedingungen zusagen und wenn Du Dir die Kraft zutraust, sie redlich zu erfüllen, dann nimm sie an und unterfertige Dich auf diesem Brief, den Du mir zurücksenden sollst.“

Auf dem Manuskript unterzeichnete neben dem Vater: *A. Caron fils.*



Beaumarchais hatte sich also dem Hausregiment gefügt — er verbrachte die Zeit im wahren Sinne des Wortes mit der Uhr in der Hand —, glaubte der Vater.

„Il n'est bon bec que de Paris“, behauptet Villon. Beaumarchais aber hat ein Übriges dazu getan und die Urpariser Eigenschaft, den Schnabel zu wetzen, mit den Nachbarinnen seines väterlichen Hauses, den dames de la Halle, den Fisch- und Marktweibern, die später in der Revolution berühmt geworden sind, geübt. Er hat sich in Jahrmarktsbuden als Gaukler und Akrobat, als Taschenspieler herumgetrieben, und sich bei diesen Eskapaden einen so guten Appetit geholt, daß sein Vater besorgt war, wie er den guten Esser, von dessen Streifzügen er nichts wußte, zu einem Verdienner ausbilden könne. Er hielt ihn zu Erfindungen an.

Tatsächlich gelang es Beaumarchais, die sogenannten Hemmungen im Uhrwerk zu erfinden. Ein Zeitgenosse allerdings sagte von ihm, daß sie die einzigen Hemmungen gewesen seien, die man je im Leben Beaumarchais' habe wahrnehmen können. Schon bei der Durchsetzung seiner Erfindung ist ihm kein Weg zu schlecht, als daß er ihn nicht doch versuchte, um von der Zunft und vom König anerkannt zu werden. Ein Herr Lepaute bestreitet die Originalität der Erfindung. Und schon ist der erste offene Brief Beaumarchais' da, ein Aufruf an die Öffentlichkeit im *Mercure de France*, in dem der künftige Verfasser frecher Memoiren, die kein noch so gut gekröntes Haupt ungeschoren lassen werden, das Publikum zum Schiedsrichter aufruft: „Herr Lepaute behauptet, ich habe seine Hemmung nicht gesehen, stellt aber fest, sie gleiche in keiner Weise der meinigen. Kann er mich also Nachahmer einer Erfindung nennen, die ich nie zu Gesicht bekommen habe?“ Die Pariser Akademie fällt den Spruch zugunsten Caron fils. Die Folge davon war, daß es ihm gelang, beim König in Audienz empfangen zu werden. Er hatte die kleinste Uhr verfertigt, die er der Majestät überreicht, nicht etwa, um Uhrmacher des königlichen Hauses zu werden (was ihm nicht erspart blieb), Hoflieferant, der in Ehren ergrauen kann. Er will nur den ersten Gang über die höfischen Parkette üben, auf denen er sich so lange wohlfühlen wird, bis er auf die Bretter zu stehen kommt, die die Welt bedeuten.

Damals, als Uhrmacher, nannte er sich Künstler, später, da er als Dichter Erfolg hatte, nahm er die Kunst nicht so ernst und meinte, es sei kein Wagnis, zu dichten, wenn man als Dichter etwas wage. „Il faut être oiseur et poseur.“ Das letztere gelang ihm zeit seines Lebens.

Man muß nur sehen, wie bescheiden er sich bei Hof einführt: als gelegentlichen Harfenlehrer der Prinzessinnen. Wie bescheiden er den Mechanismus der Harfe verbessert und gleichzeitig einem Freund erklärt, daß die elastischen Saiten des Instruments das Sprungbrett seiner Karriere sein werden. Er weiß noch nicht, wo er hinaus will, hoch hinaus jedenfalls. Man sieht ihn, geckenhaft angezogen, vollendeten Stutzer seiner Zeit, bei allen Vergnügungen und festlichen Veranstaltungen, und niemand weiß, woher er die Mittel dazu nimmt. Plötzlich hat er sogar das Geld, um die Stelle des Oberaufsehers der Hofküchenschreiber zu erstehen. Das Amt gehörte nebst dem des königlichen Tafeldeckers und Kriegskassenkontrollors einem Herrn von Franquet, der es ebenso freiwillig aufgab wie wenige Monate darauf sein Leben. Er ermöglichte es Beaumarchais, mit einemmal befugter Höfling und Gatte seiner Witwe zu werden. Herr von Franquet hatte auch weiter für den jungen Caron und sogar für seinen gutklingenden Dichter-





Werner Bürger

— *Sie haben recht, Herr Kollege, ein Stück muß so gebaut sein,  
daß jeder Schafskopf mitgehn kann . . .*

namen gesorgt. Er hinterließ eine Liegenschaft, die „Beaumarchais“ hieß. Nach der nannte sich der neugebackene Ehemann. Aber war ihm der erste Mann seiner Frau zur rechten Zeit gestorben, *sie* starb ihm zu früh. Er hatte es versäumt, die Ehepakten gerichtlich protokollieren zu lassen, und zehn Monate nach der Hochzeit mit der Witwe eines millionenreichen Kriegskassenkontrollors sieht sich Beaumarchais ohne Mittel. Ihre Mutter und ihre Verwandten beschlagnahmen das Vermögen, er selbst steht unter Mordverdacht und hat zum Schaden den Spott. Voltaire verteidigt ihn: „Ich glaube nicht, daß Beaumarchais jemals irgendwen vergiftet hat.“ Eine Dame der Gesellschaft allerdings behauptet: „Diesem Mann schwitzt das Verbrechen aus allen Poren!“



Ebenso wie die Geschichtschreiber des nachfolgenden Jahrhunderts haben die Zeitgenossen Beaumarchais' außer acht gelassen, daß er nicht nur Uhr- und Geschäftemacher, Höfling und Geheimagent, Politiker und Dichter war, daß er vor allem Hanswurst vor sich selbst und ein Lausbub erster Güte gewesen ist. „La gaminerie est une nuance de l'esprit gaulois“, erklärt Victor Hugo. Aber im Leben dieses restlos gallischen Beaumarchais war die Lausbüberei mehr als eine Nuance. Sie war ihm Mittel und Zweck zugleich. Er hat nie etwas ernst genommen. Er hatte den Grundsatz, über alles zu lachen, aus Furcht, sonst darüber weinen zu müssen. „J'etis si gai, si fou, si heureux“, schreibt er und bleibt immer, zumindest nach außen hin, guter Laune.

Er ist durch den Tod seiner Frau materiell zusammengebrochen. Jeder glaubt, daß er den Boden unter den Füßen endgültig verloren hat. Aber ehe man sich dessen versieht, ist Beaumarchais obenauf, aus dem erborgten Namen ist ein vollgültiges Adelsprädikat geworden, aus dem unscheinbaren Aufseher der Hofküchenschreiber der Generalleutnant der königlichen Jagden, aus dem Habenicht, der mehr vom Mund lebt, als von der Hand in den Mund, der Liebling des ersten Finanzgenies seiner Zeit, des Mehlgenerals Duverney. Der reiche Mann vergilt seinem jungen Freund jede seiner Schmeicheleien mit barer Münze. Er bekommt eine Leibrente und die Stelle eines königlichen Sekretärs, eine der viertausend völlig überflüssigen Posten, mit welchen ipso facto der Adel verbunden war. Nun hat er das Recht, sich „von Beaumarchais“ zu nennen. Er reist nach Spanien. Nachdem die Geschäfte, die er dort durchführen wollte, mißlungen sind, schreibt er sein berühmtes Fragment. Er hatte vorgehabt, das Monopol für den Negerhandel nach den Kolonien zu erwerben. Am Schluß der langen Ausführungen, in denen er das Geschäft dem Staate vorschlägt, steht der für Beaumarchais typische Satz: „Verzeihung für die Längen. Ich habe nicht die Zeit gehabt, kurz zu sein.“

Für alle Geschäfte hat er ein Losungswort: „Mein Interesse bürgt für mich.“ Er ist unaufhörlich auf der Hetzjagd nach Geld und Macht. Und als er nach Paris zurückkehrt, bekommt er das Recht, die unermeßlichen Forste von Chinon auszubeuten. Er führt den siebenjährigen Freundschaftskrieg mit Duverney, der seinen Gönner runde viermalhunderttausend Franken kostet. Er wäre vielleicht überdies noch mit einem Erbteil bedacht worden, wenn er sich nicht mit dem Neffen des Finanzmannes, dem Grafen de la Blache, so gründlich verfeindet hätte, daß der von ihm sagte: „Ich hasse Beaumarchais so glühend, wie man sonst nur ein Mädchen lieben kann.“ Gleich nach dem Tode Duverneys gibt der Graf diesem Haß dadurch Ausdruck, daß er Beaumarchais in einen Prozeß verwickelt, der den materiellen Zweck zwar erreicht, es aber dazu bringt, daß Beaumarchais wie immer auf die Butterseite fällt und über Nacht berühmt wird.

Das Gerichtsverfahren der damaligen Zeit hatte, wie der Richter im Prozeß Beaumarchais—La Blache, Herr Gözman, freimütig äußerte, erst den Menschen und dann die Sache im Auge. Herr Gözman und seine Frau sind auf seiten La Blaches; zwar sind sie auch von Bamauerchais bestochen, doch nicht so ausgiebig wie von La Blache, und so kommt es, daß Beaumarchais aus Angst vor dem Urteil an die Öffentlichkeit appelliert. Seine Aufrufe sind die ersten Raketen am Horizont der herannahenden Revolution. Niemand glaubt, daß der berüchtigte



Hintertreppengeher, der Geck und Stellenjäger Beaumarchais selbst der Autor dieser Streitschriften gewesen sein könne. Jean-Jacques Rousseau, um sein Urteil befragt, meint ernst: „So kann man nur seine eigene Sache vertreten!“ Beaumarchais heiter: „Wenn meine Gegner nicht glauben, daß die Memoiren von mir sind, warum bestellen sie nicht ähnliche bei demselben Schreiber für sich?“

Er hat die Lacher auf seiner Seite, der Graf den Erfolg. Beaumarchais verliert den Prozeß und wird blâmé. Er rechtfertigt als öffentlich Infamer den Ausspruch seines Königs: „Kein anständiger Mensch kann es an meinem Hof aushalten“ und etabliert sich als tätiger Höfling. Er läßt sich den Auftrag erteilen, in London das Erscheinen von Pamphleten gegen die Dubarry zu verhindern. Nur er mit seiner „eloquence du moment“ könne den Erpresser Morand beeinflussen, der sich an der Themse angesiedelt hat und

von dort Titelblätter, die künftig zu schreibenden Pamphleten vorangestellt werden sollen, nach Paris schickt, um sich das Nichterscheinen abkaufen zu lassen; nur er ihn bestimmen, die Memoiren gegen die Dubarry unter dem Preis nicht zu schreiben. Als Beaumarchais dem Staatsminister, der ihn nicht persönlich kennt, unter einem Decknamen darüber Bericht erstattet, erklärt d'Aiguillon, bestochen von seiner Art zu sprechen: „Entweder Sie sind der Teufel oder Beaumarchais in eigener Person!“

Indessen stirbt Ludwig XV., und Beaumarchais ist wieder auf dem trockenen. Da sieht man ihn schon auf der Reise nach Wien, in seinem Portefeuille ein Titelblatt aus der Fabrik Morands: „Das Liebesleben der Marie Antoinette“, das er sich abkaufen lassen will. Freilich verfährt er nicht nach der plumpen Erpresserart Morands, mit dem er zweifellos unter einer Decke steckt. Er kommt als königlicher Abgesandter, mit einer Vollmacht des Polizeiministers von Sartines an den Hof der Kaiserin, unter dem Vorwand, daß man dieses abscheuliche Pamphlet der sittlichen jungen Marie Antoinette nicht einmal zeigen dürfe, und daß daher ihre Mutter Maria Theresia das Geld dazu beisteuern möge, es zu unterdrücken. Der Coup, den Beaumarchais in Szene setzt, gelingt nicht ganz. Er kommt zwar an den Hof der Kaiserin, nicht ohne daß er, unter fremdem



Serge

— *Rastelli ist nicht mehr . . .  
ach, ich arbeite ohne Ehrgeiz!*



Namen reisend, einen Überfall vortäuscht, den die angeblichen Herausgeber des Pamphlets angeblich gegen ihn unternommen haben; aber alles, was er erreicht, ist, daß er, mit armseligen tausend Dukaten beschenkt, abziehen muß und daß der Kanzler, Fürst Kaunitz, der Kaiserin berichtet: „Wenn man alle Umstände genau kombiniert, kann man sich des Argwohns nicht entschlagen, daß Beaumarchais selbst der Fabrikant des Libells sein dürfte.“

Beaumarchais kehrt nach Paris zurück, und als berüchtigter Berühmter schreibt er seine Stücke. Aber man hat es nicht leicht, wenn man ein Stück geschaffen hat, das nach hundertundfünfzig Jahren noch modern sein wird, es an einer Bühne anzubringen. Die Comédiens italiens lehnen den „Barbier von Sevilla“ ab. Das hervorragendste Mitglied der Truppe, Mr. Clairval, dem Beaumarchais seinen Barbier zgedacht hatte, ist selbst Barbiergehilfe gewesen, bevor er Schauspieler wurde, und will nicht an seine Vergangenheit erinnert werden. Es bedarf aller möglichen Intrigen, eines vielfältigen Weges über die Parketten, bis der „Barbier von Sevilla“ auf die Bretter kommt — und von einem mehr als wohlwollend gesinnten Publikum abgelehnt wird. Man hat Beaumarchais zwar gewarnt, man hat ihm gesagt, daß das Stück durchfallen werde, er hatte erwidert: „Möglich, aber fünfzigmal nacheinander.“ Diesmal hatte der zahlensichere Beaumarchais die Zahl unterschätzt.

Aber auch beim „Figaro“ gibt es Schwierigkeiten, die erste Vorstellung durchzusetzen. „Der König will nicht, daß ‚Figaro‘ gespielt wird“, erklärt Beaumarchais, „ich aber gelobe: er soll gespielt werden!, und müßte das im Chor der Notre-Dame-Kirche sein.“ Tatsächlich muß Ludwig XVI., der die Auf-führung auf Veranlassung eines Feindes Beaumarchais' untersagt hatte, diesem erklären: „Sie haben in Ihrer Sache nur mich auf Ihrer Seite. Ihr Anliegen ist aussichtslos!“ Außer dem König ist noch die Kritik gegen Beaumarchais. Die Berufs-Schriftsteller wollten von dem dramatischen Freischärler nichts wissen. Als Beaumarchais Diderot ein Exemplar seines Stückes überreichte, empfing ihn Diderot mit dem ironischen Ausruf: „In welches Wespennest haben Sie da gestochen!“ und Herr Grimm, der vertrauteste Freund des Dichters des „fils naturel“, schreibt, daß „dieser Beaumarchais“ niemals etwas Gutes, bestenfalls nur etwas Mittelmäßiges zustande bringen werde.

Beaumarchais wurde dieser Kritik durch die Verhaftung entrückt. Wann immer er selbst sich einer Unannehmlichkeit nicht entziehen konnte, tat es ein deus ex machina für ihn. „Le patron de la gaminerie“ nannte er selbst seinen Schutzgeist.

Sein Geltungsbedürfnis war nicht restlos befriedigt. Nun bekam er das restlose Bedürfnis nach Geld. Und da er sich nicht mit Kleinkram abgab, unternahm er es, die Befreiung der englischen Kolonien auf dem Territorium Nordamerikas von der Oberhoheit des britischen Imperiums zu unterstützen. Er gründete das Kaufhaus Hortalez und Cie., kaufte aus der Sachdemobilisation Friedrichs des Großen nach dem Siebenjährigen Krieg Waffen, Munition, Uniformen und lieferte sie nach Übersee. Der Kongreß der einigen Staaten von Amerika, die sich später die Vereinigten nannten, quittierte Schiffsladung um Schiffsladung und schließlich auch die Person des Herrn von Steuben, den Beaumarchais gleichzeitig mit dem preußischen Kriegsgut erworben hatte. „Diese Überfuhr wird Zinsen





George Grosz

- *Jetzt ist Goethe schon hundert Jahre tot . . .*
- *Was wollen Sie? Der Mann hat ja schließlich auch über 80 Jahre gelebt!*

tragen“, schrieb Beaumarchais seinem Neffen, den er Steuben als Begleiter mitgegeben hatte: „Ruhm für den General und Geld für mich.“

Aber die Unternehmung brachte erst seinen Erben Gewinn, das heißt, soweit es auf die Zahlungen der U. S. A. ankam. Er selbst hatte durch die Subventionen der französischen Regierung sein Schäfchen ins trockene gebracht.

Als Kriegslieferant, Politiker, Dramatiker, Holzindustrieller, Uhrmacher, Harfenist und weiß Gott was noch hatte er sich schon betätigt. Jetzt wurde er Verleger, kaufte die Manuskripte Voltaires um einen ungeheuren Preis an, errichtete Papiermühlen, Druckereien und gab das gesammelte Werk heraus. Man rechnete nach, daß er bei diesem Unternehmen ungeheure Summen verloren habe. Er selbst sagte: „Mein Schaden beträgt eine Million, aber Millionen haben davon Nutzen.“

Die Revolution bricht aus. Beaumarchais wird verhaftet. Schon sitzt er unter den der Guillotine Geweihten. Um die anderen bemühten sich Freunde vergebens, ihn holt ein Feind heraus und rettet ihn vor dem Scharfrichter. Während die Köpfe fielen, ergab er sich in England der Muße. Das war für ihn die Möglichkeit, unabgelenkt vom Vielerlei des äußeren Lebens zu schreiben. Man läßt ihn nach Paris zurück. Man sollte glauben, daß der bald Siebzigjährige nun müde ist. Aber er hatte schon früher gesagt: „Ma vie est un combat.“ Schlag auf Schlag! Und er kämpft tatsächlich so lange, bis ihn der letzte Schlag in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799 dahintraffe.



# Herr von Göthe ist ein schlechter Versifex

Protestation gegen den „Faust“

Von

*Franz von Spaun*

Ich war vorbereitet eine romantische Schöpfung nach dem neuesten Geschmacke zu finden. Allein was ich fand, übertraf meine Erwartung, und ich hatte nicht sobald den Prolog im Himmel gelesen, als ich dieses Meisterwerk unter den Tisch warf.

Diese Scene ist aus dem Buche Hiob entlehnt, oder vielmehr parodirt. Die drei Erzengel treten vor und relationiren, daß in der Planeten-Welt alles gut gehe; aber in so gemeinen nonsensikalischen Ausdrücken, daß man über die Unbeholfenheit dieser himmlischen Hofkavaliere vor Ärger lachen muß. Raphael sagt: „daß der Anblick der Sonne den Engeln Stärke gebe, wenn keiner sie ergründen mag.“ Dieses ist ein ganz erbärmliches Gallimathias, in das kein Exeget ein Atom gesunden Menschen-Verstandes exegesiren kann. Auch kann er nicht Deutsch, und sagt im Ablativ am ersten Tag statt am ersten Tage. Ebenso kauderwelsch und platt ist die Dicerie des Gabriels, die der des Raphaels geradezu widerspricht, denn der erste sagt, die *Sonne reise im Donnergange*. Gabriel aber versichert, der Erde Pracht drehe sich unbegreiflich schnelle, (wegen des Reims mit Helle). Also ist entweder Raphael oder Gabriel ein Erzstümper im Welt-systeme. Er sagt, das Meer schäume auf in breiten Flüssen im Grund(e) der Felsen; dieses ist geradezu nicht wahr. Die Quellen, wenn sie auch durch Infiltration der Meere entstehen, schäumen nicht in breiten Flüssen, sondern in kleinen und schmalen Bächen auf. Auch Gabriel begeheth jämmerliche Schnitzer gegen die Grammatik, um des lieben Reimes willen.

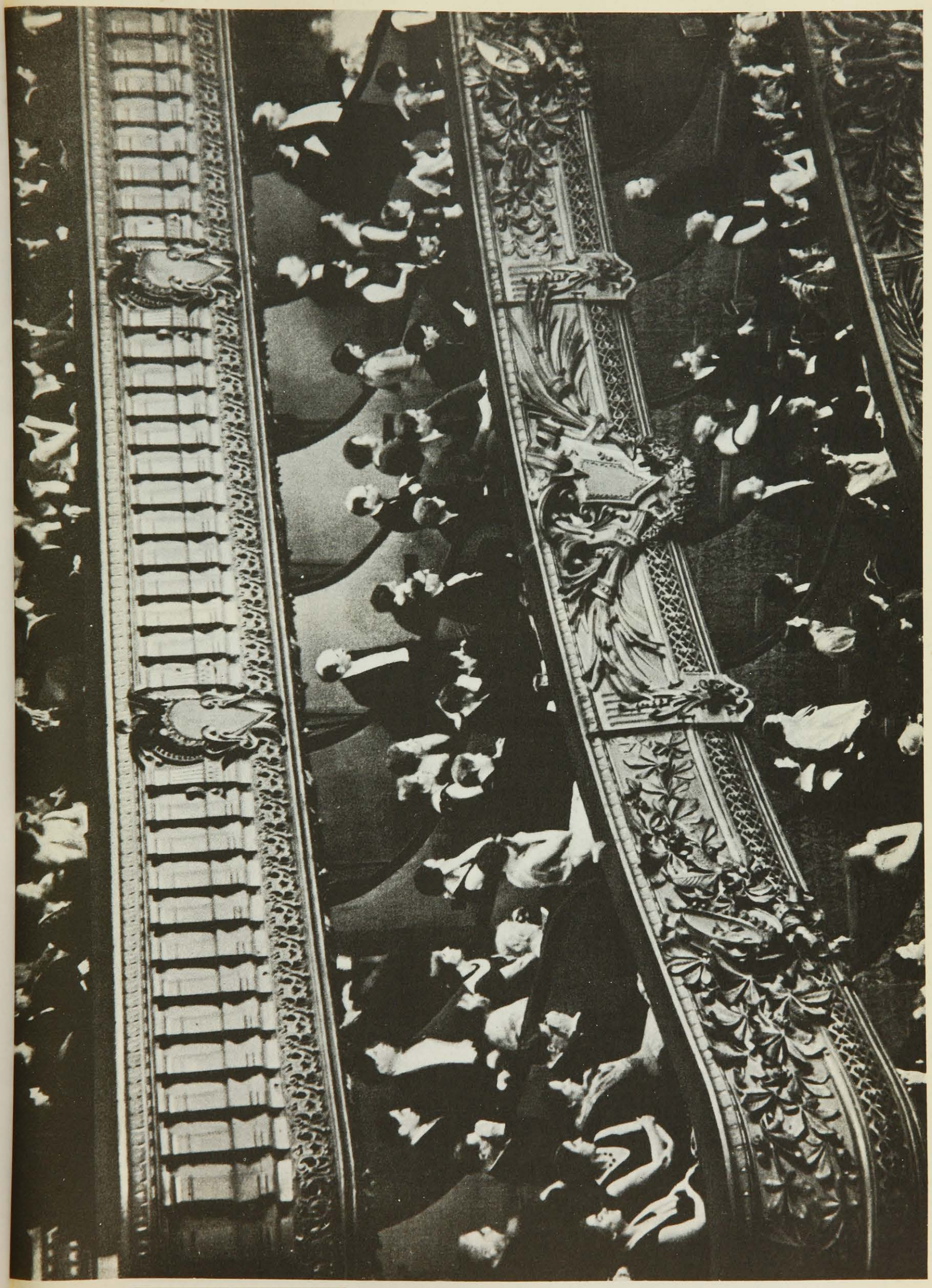
Michael liefert auch Beiträge zu den Elegantiis des Martinus Scriblerus. *Die Stürme*, spricht er, *bilden wüthend eine Kette*.

„Da schlägt ein blitzendes Verheeren  
Dem Pfade vor des Donnerschlags.“

Es sollte heißen: (vor) dem Pfade des Donnerschlags, das Verheeren *schlägt* vor dem *Donnerschlage*? und das blitzende Verheeren geht vor dem Donnerschlage? Was ist ein *Pfad* des Donnerschlags? Seit wann denkt man sich den Tag Gottes wandelbar? Die lieben Bothen reden so albern, daß der liebe Herr-Gott nichts klügers thun konnte, als sie in die Schule schicken, um etwas Grammatik und physische Astronomie zu studiren. Keiner von unsern Hofschranzen ist ein so jämmerlicher Ignorant, als die lieben göthischen Erzengel.

Der liebe Herr-Gott ist auch in Gleichnissen unglücklich . . . Diese allerhöchste Conversation muß wohl nach Tische statt gehabt und der liebe Herr-Gott sich am Nektar ein Prälaten-Räuschchen angetrunken haben, denn nun fängt er an so albernes Zeug zu schwätzen, daß Gott-Vater im Tollhause es nicht ärger machen könnte . . . Hierauf folgt ein mystisches Gallimathias, mit dem sich das Gallimathias im *Medecinmalgrélui* gar nicht messen kann:









Musikalischer Clown

Weltrundschau



Der älteste englische Kutscher

International Graphic Press





Ecce-Photo

Der Komponist Darius Milhaud, an seinem „Maximilian“ arbeitend



Elisabeth Hertz

Ein Berliner Kontrabassist





Werfels „Maximilian“ als Oper von Milhaud (Paris, Große Oper)

Unionbild



„Wir gönnen euch, ihr ächten Götter Söhne,  
Euch zu erfreuen der lebendig reichen Schöne.“

Wir schwache Erdensöhne verstehen nicht, wie das Werdende die Göttersöhne umfassen könne mit dem holden Schwanken der Liebe, und wie man die *schwankende* Erscheinung mit *daurenden* Gedanken befestigen könne. Unserer beschränkten Fassungskraft erscheint diese elende Reimerey als ein sinn- und hirnloses Wortgedudel . . . Uebrigens wird jeder, in der Mechanik der Versifikation auch nur halb Eingeeübte, erkennen, daß Herr von Göthe ein sehr schlechter Versifex sey. Bei jeder Zeile thut der Vers entweder der Konstruktion, oder dem Gedanken, den er hineinzuzwängen sich mühet, Abbruch. Dieser Prolog ist ein wahres Muster, wie man nicht in Versen schreiben soll. Die verflossenen Zeitalter haben nichts aufzuweisen, das in Rücksicht auf anmaßende Erbärmlichkeit mit diesem Prolog zu vergleichen wäre . . . Ich muß mich aber kurz fassen, weil ich ein lang und leider auch langweiliges Stück Arbeit übernommen habe. Dem Leser soll ich beweisen, daß der berühmte Faust eine usurpirte und unverdiente Celebrität genießet und sie nur dem verderblichen Gemeingeiste einer Associatio obscurorum virorum verdanke.

Der arme Faust spricht ein ganz unverständliches Kauderwelsch, in dem schlechtesten Gereimsel, das je in 5ta von irgend einem Studenten versifizirt worden ist. Mein Präzeptor hätte mir dem Steiß vollgehauen, wenn ich so schlechte Verse, wie die folgenden gemacht hätte:

O sähst Du, voller *Mondenschein*  
Zum *letztenmal(e)* auf meine Pein  
Den ich so manche Mitternacht  
An diesem Pult(e) herangewacht.

Ein Kranker, der in der Fieberhitze phantasirt, schwätzt lange nicht so albern als unser oder vielmehr der Göthische Faust.

Die Feder fällt mir aus der Hand . . . Diesen Augias-Stall zu reinigen ist mehr als Herkulische Arbeit.

Von dem unedlen der Diktion, von der Erbärmlichkeit der Versifikation, werde ich in der Folge schweigen; an dem, was der Leser sah, hat er Beweise genug, daß der Herr Verfasser in Beziehung auf den Versebau sich auch nicht mit den mittelmäßigen Dichtern der alten Schule messen könne.

Je mehr ich über diese lange Litaney von Unsinn nachdenke, je mehr wird mir wahrscheinlich, es gelte eine Wette, daß wenn ein berühmter Mann sich einfallen lasse, den flachesten, langweiligsten Unsinn zusammen zu stoppeln, so werde sich doch eine Legion alberner Litteratoren, und schwindelnder Leser finden, die in diesem plattfüßigen Unsinne tiefe Weisheit und große Schönheiten zu finden, und heraus zu exegisiren wissen werden. Die berühmten Männer haben dieses mit dem Prinzen Piribinker, und dem unsterblichen Dalai Lama gemein, daß man ihren Kaka als Confekt aufischt, und als Reliquien verehret. War dieses des Herrn v. Göthe's Absicht, so hat er die Wette gewonnen . . . Auch wenn's eine Wette gilt, so hat es der Herr von Göthe doch übertrieben; wären seine Knittelverse auch nur halb so schlecht, so wären sie doch schlecht genug; wäre sein Herr-Gott auch nur halb so albern, so wäre er dumm genug. Sein Faust ist ein gar erbarmlicher unbedeutender Schafskopf. Der Teufel hat





Vera Joho

—Wenn ich so denke, daß auch  
ich mal ein Gretchen war . . .

gar keine Ehre von seinem Siege; der Göthische Teufel ist auch nur stark *im Gesichte schneiden*. Er thut nichts, das eines solchen Geistes würdig wäre. Er ist ein ganz gemeiner Teufel, der nicht einmal so viel im Vermögen hat, daß er sich einen Bock anschaffen könnte, um auf den Blocksberg-Ball zu reiten; ein frostiger Teufel, *dem ganz winterlich im Leibe ist*; die Kühlheiten, die er spricht, hätte Herr von Göthe doch hie und da mit Witz und Laune würzen können; er hätte doch seine Wette gegen den gesunden Menschenverstand gewonnen. Wenn ein Mann von Witz und Verstand den Narren spielt, so verräth er sich doch immer, so wie der Teufel sich am Pferdefuß verräth, wenn er auch den Heiligen spielt. Der Herr von Göthe spielt seine Rolle gar zu natürlich, und läßt uns

auch nicht von Weitem errathen, daß sein Unsinn die Maske feiner Satyre sey . . .

Es mögen wohl einige Intentionen im Faust seyn; allein ein guter Dichter muß sie nicht hinkleksen; er muß die Kunst verstehen, sie richtig zu zeichnen und zu illumniren. Ein reicherer Stoff für die Poesie ist nicht leicht zu finden, und man wird dem Dichter gram, daß er ihn so jämmerlich verhunzt hat . . .

Diese Diarrhö von unverdauten Ideen rührt nicht von einem übermäßigen Andrang von gesunden Flüssigkeiten, sondern von einer Relaxation des Sphinkers des Verstandes her, und ist ein Beweis einer schwachen Constitution. Es gibt Leute, von denen schlechte Verse wie Wasser fließen, aber diese Incontinentia urinae poeticae, diese Diabetes mellitus fader Reimlereyen befällt nie einen guten Poeten . . . Wenn sich Göthes Genie von allen Fesseln frey gemacht hat, so kann ja die Fluth seiner Ideen die Dämme der Kunst nicht durchbrechen; sie sind schon durchbrochen. Doch wenn wir auch nicht mißbilligen, daß sich ein Author über conventionelle Regeln der Composition hinaussetze, so müssen ihm die Gesetze des gesunden Menschen-Verstandes, der Grammatik und des Rythmus heilig seyn; auch bey Dramen, wo der Zauberstab im Spiele ist, erlaubt man ihm nur eine Hypothese als Maschinerie und dieser muß er treu bleiben. Es muß ein dignus vindice nodus geschürzt werden, die Hexereyen müssen zu großen Resultaten führen. Bey dem Faust ist das Resultat, den Patienten zu ganz gemeinen Verbrechen zu verleiten und seinem Verführer sind seine Zauberkünste nicht nothwendig; alles, was er thut, hätte ein kupplerischer Schuft ohne Hexerey ebenso gut leisten können. Er ist filzig, wie ein Wucherer, ungeachtet ihm die vergrabenen Schätze zu Gebothe stehen.

Kurz ein miserabler Teufel, der bei Lessings Marinelli in die Schule gehen könnte. Diesem nach cassire ich im Namen des gesunden Menschen-Verstandes das Urtheil der Frau von Stael zu Gunsten des gedachten Fausts und verurtheile ihn nicht in die Hölle, die dieses frostige Produkt abkühlen könnte, da sogar dem Teufel dabey *winterlich im Leibe* ist, sondern um in die Cloacam parnassi prezeptiret zu werden. Von *rechtswegen*.



# Chinesische Lieder

In Nachdichtungen von

**Albert Ehrenstein**

## Du Fu — Reise in die Nacht

*A*m Ufer bewegt leichter Wind die kurzen Gesträuche.  
Einsam über den Fluß treiben die Segelmasten unseres Schiffes.  
Die Sterne strahlen auf eine weite Ode herab.  
Der aufgehende Mond bescheint die strömende Fläche.  
Dichten allein gibt dem Namen nicht Ruhm.  
Wenn man alt und krank ist, läßt man das Beamtentum.  
Leben, streben, schweben wozu?  
Einsam wie der Wasservogel, der zwischen Himmel und Erde treibt.

## Li Tai Po — An meine Frau

Ich bin ein alter, voller Weinschwamm,  
Der niemals auftaucht aus dem Weinschlamm;  
Weinrausch! Ich trink am Tag und sauf bei Nacht,  
Drum hab ich, Weib, schon ein saftiges Jahr  
Keine Nacht mit dir verbracht,  
Keusch wie Kaisers Ritual-Asket.

## Du Fu — Wein

Die sinkende Sonne scheint nieder aufs Tor.  
Dämmerung über dem Fluß.  
Die Gerüche der Gärten hüllen das Ufer.  
Auch Rauch, wo die Scharen der Schiffer  
Ihre Boote verankern.  
Schon zwitschern sich in der Laube  
Die Vögel zur Ruh.  
Und fliegende Käfer erfüllen die Luft ringsum mit Gesumm.  
Rausch-Wein, wer gab dir die Kraft,  
Tausend Sorgen zu ertränken in  
Einem kleinen Becher!

## Li Tai Po — Auf der Phönixterrasse in Nanking

Phönixe stolzierten einst auf der Phönixterrasse einher  
Und flogen fort, die Terrasse ist leer —  
Doch der Strom fließt weiter: wie immer.  
Im Wu-Schloß wuchern Blumen, wo einsam verwachsene Wege laufen,  
Die Minister der Tschin modern unter uralten Grabhaufen —  
Die Zeit fließt weiter: wie immer.  
Drei Berge verdämmern am Abendhimmel,  
Der Strom umarmt die Weiße Reiher-Insel —  
Dann fließt er weiter: wie immer.  
Ziehende Wolken verdunkeln die Sonne, man wimmert  
Verbannt aus Kaiserstadt und Phönixschimmer —  
Dann lebt man weiter: wie immer.



# Männer an der Macht

Ernst Thälmann, genannt Teddy

Von

*Rochus Aper*

Es war im Jahre 1925. Der große Saal der Stadthalle in Gelsenkirchen war zu klein für die Menschenmassen, die gekommen waren, um der Wahlrede des kommunistischen Präsidentschaftskandidaten Ernst Thälmann zu lauschen. Auf seiner Wahlreise quer durch Deutschland im Blitztempo — er trat an manchen Abenden in zwei und auch drei verschiedenen Orten in großen Massenversammlungen auf, redete ein paar Worte und sauste mit dem Auto weiter — war er auch nach Gelsenkirchen gekommen. Kein Kandidat ging so betriebsam auf den Stimmenfang aus wie er.

Jetzt packt der Präsidentschaftskandidat eilig sein Manuskript zusammen und wendet sich zum Gehen. Vor dem Vortragspodium hat sich eine Gruppe von Hamburger Zimmerleuten in Samtjackets und weitglockigen Hosen zusammengedrängt. Einer aus der Gruppe ruft dem Präsidentschaftskandidaten den alten landsmännischen Gruß entgegen: „Hummel, Hummel!“ Und der Anwärter auf die höchste repräsentative Machtstellung des Deutschen Reiches steht nicht an, diesen Gruß kurz, über die Schulter gewandt, mit dem einzig richtigen kommentmäßigen Wort zu beantworten, das ihn unbezweifelbar als Hamburger Eingeborenen legitimiert, und das, salonfähig abgeschliffen, ungefähr lautet: „Mors, Mors“.

Hamburger Hafenarbeiter führen eine rauhe Sprache, und Thälmann ist Hafenarbeiter. Die Kommunistische Partei, die sich damals in ihrer Agitation als die einzige Arbeiterpartei Deutschlands bezeichnete, betonte den Beruf ihres Kandidaten: Transportarbeiter! Einerlei, daß Thälmann schon eine ganze Zeitlang nur noch Diäten transportiert hatte. Seiner vierschrötigen Gestalt und dem Umfang seiner Hände glaubt man aber auch heute noch ohne weiteres die ursprüngliche Berufswahl. Auch wenn „Teddy“ erzählt, fehlt es nicht an eingestreuten plattdeutschen Wendungen wie nur een echten Hamborger Jung sie im Hafen lernen kann. Teddy ist nämlich der Spitzname Thälmanns. Wie er zu diesem Spitznamen gekommen ist, das ist nicht mehr ganz klar zurückzikonstruieren. Böartige behaupten, er solle damit auf die Plumpheit und Tolpatschigkeit eines Teddybären hingewiesen werden; andere sagen, es sei sein Deckname aus der illegalen Zeit der KPD im Jahre 1923. Jedenfalls, der Name Teddy steht Thälmann besser zu Gesicht und Figur als Ernst.

Wo immer er in einer Versammlung auftaucht, begrüßen ihn die Arbeiter freudig und herzlich mit „Hallo, Teddy!“ Das zeugt für seine und die Popularität seines Spitznamens. Der Vorsitzende der Kommunistischen Partei erfreut sich unter den gemeinen Soldaten seiner Armee sogar einer großen Popularität. Er ist nicht so sichtbar und fühlbar verbonz, noch nicht intellektualisiert und zurechtgebügelt. Er hat seine eigene Biographie noch nicht vergessen.

Um 1921 herum fiel der Transportarbeiter Thälmann, der damals noch regelrecht jeden Tag seine acht Stunden im Hafen herunterschuftete, einem bolschewistischen Emmissär auf, der die Partei für Moskau überwachte. Teddys drastische



Art, mit der er die Parteibonzen attackierte, schien vielversprechend. Die Komintern war zu jener Zeit auf der Suche nach deutschen Arbeitern, die dazu taugten, nach einem Schnellkurs auf der kommunistischen Universität, mit dem ABC des Marxismus ausgestattet, der deutschen Arbeiterklasse als die erleuchteten Führer präsentiert zu werden, um der reformistisch erweichten SPD-Clique zu zeigen, was eine richtige proletarische Harke ist. Teddy, der damals einen grünlich schimmernden, altfränkischen Hochzeitsbratenrock trug, und einen roten Schnurrbart unter seiner Kartoffelnase, verstand es ausgezeichnet, waschechtes, intransigentes Klassenbewußtsein zu posieren. Er posierte in aller Naivität und darum überzeugend. Wie wirkte das, wenn er bei einer Rede in Hitze kam und sich Kragen und Schlips abband, um diese kleinbürgerlichen Attribute der Männlichkeit in die Hosentasche zu versenken! Da mußte doch jeder sagen: Das ist noch ein Kerl!

Wie begann Thälmanns Aufstieg? Damals führte Ruth Fischer mit ihren jungen Studenten die linksoppositionelle Fraktion der Kommunistischen Partei. Die alte Führergarnitur um Brandler und Thalheimer sollte verdrängt werden; sie erschien sozialdemokratisch belastet. Ruth Fischer, Maslow, Scholem, der heutige Universitätsprofessor Arthur Rosenberg und andere Intellektuelle hatten jedoch nicht genügend Brisanz, um die altbewährten Bollwerke der Parteiführung umzulegen. Dazu brauchte man proletarische Rammbären wie Thälmann. So wurde Thälmann als das proletarische Aushängeschild in die Parteizentrale nach Berlin geholt. Und die angeblaßten Zauderer, die sich das eigene Denken nicht abgewöhnen konnten, mußten vor soviel proletarischer Blutechtheit weichen.

Die Präsidentenwahlkampagne des Jahres 1925 machte seinen Namen weit über die Partei hinaus bekannt. Jetzt war Thälmann ein politischer Faktor, mit dem man auch in Moskau rechnen mußte. Da alle um ihn herum an seine Wichtigkeit glaubten, begann auch er daran zu glauben. Nun schliff er sich äußerlich ab. Der Bratenrock verschwand, der Schnurrbart fiel. Ein Bild nach der Präsidentschaftskandidatur zeigt den damals Vierzigjährigen im gutschitzenden Sakko, ein Mützchen auf dem Kopf, eine Hand in der Tasche, in der charakteristischen Fotografier-Pose Lenins. Das frische, derbe, gutmütige Jungensgesicht Thälmanns gewann durch den Fall des Schnurrbarts und das innere Leuchten des Machtbewußtseins. Er wurde aufgeschlossener und begann Selbstbewußtsein und Tatkraft zu zeigen. Als nach einer internationalen Konferenz in Moskau die Teilnehmer in den großen Alexandersaal



Adolf Mutter

— *Fixer, du Bengel! Hast dir wohl einen Fünfjahresplan für ein paar Stiefel gemacht!*



des Kremls zum Essen gingen, trat Thälmann mit so herrischer Miene unter sie, daß ein deutscher Parteitheoretiker auf Zustimmung stieß, als er seinem Nachbarn zuflüsterte: „Ist er nicht ein Typ wie Noske?“

Die Gegner Thälmanns werfen ihm in ihrer Presse vor, daß er aus der vierten Volksschulklasse konfirmiert worden sei; er war also viermal sitzengeblieben. Nun, die großen Männer der Weltgeschichte sind in den seltensten Fällen Musterschüler gewesen. Es läßt sich dennoch nicht bestreiten, daß Thälmann in politicis ein guter und artiger Schüler sein kann. Im kleinen Kreis beweist er zwar immer wieder den politisch praktischen Verstand des proletarischen Instinktes, eine Art Hellsicht für die Situation seiner Klasse. Darin ähnelt er übrigens dem Parteivorsitzenden der Sozialdemokratie Otto Wels. In den großen Fragen der Innen- und Außenpolitik aber bedarf er sehr der programmatischen Führung. Wenn Thälmann einen großen prinzipiellen Artikel schreibt oder wenn er im Reichstag von der Tribüne als Hauptredner seiner Fraktion auftritt und „den einzig möglichen Ausweg“ zeigt, dann ist das, was er in aller Öffentlichkeit verkündet, allemal nicht auf seinem Mist gewachsen. Wenn schon hinter einem guten Leitartikler ein guter Archivar stehen muß, so braucht der Parteivorsitzende Thälmann einen ganzen Stab, um stehen zu bleiben. Jahrelang war der heutige Vertreter der Kommunistischen Partei Deutschlands in Moskau, der frühere Reichstagsabgeordnete *Paul Dietrich*, „Teddys Füllfederhalter“. Als neulich mal in der Kommunistischen Partei von Thälmanns Schriften die Rede war, kommentierte die deutsche Zeitschrift *Trotzkis*<sup>\*)</sup>: „Der Kenner lächelt, wenn er von ‚Thälmanns Schriften‘ hört. Besser und richtiger würde man von Publikationen eines ‚Schriftstellerkollektivs, das unter dem Pseudonym Thälmann arbeitet‘, sprechen.“

Teddy fühlt sich als Volkstribun wie ein Fisch im Wasser. Er weiß auch, wie sich ein General von „Rot Front“ in die Brust zu werfen hat. Wenn er vor den Massen steht und reden kann, ist ihm wohl. Dann kann es ihm in seiner Euphorie passieren, daß er vom Manuskript abrutscht, auf dem nicht nur die Linie, sondern jedes Wort vorgezeichnet ist. Dann unterlaufen ihm die wundervollsten Stilblüten. Er will dem Faß die Krone aufsetzen oder die trockenen Gehirne der Proletarier mit dem Gedanken des Klassenkampfes befeuchten, oder er verlangt gar, daß die Männer sich mehr auf die breiten Massen der Frauen legen, damit auch die für die Revolution gewonnen würden.

Die Kundigen und Schriftgewaltigen der Partei raufen sich bei solchen Impromptus die Haare. Adolf Ende, der beste Redakteur der KPD, stellte einmal tröstlich fest: „Was wollt Ihr, Teddy ist eben ein expressionistischer Redner.“ Aber allen Vorwürfen, die sich direkt an ihn heranwagen, begegnet Thälmann kurz und sachlich mit einem hingeknurrten „Ach, Schiet!“

Die KPD, der die große Moskauer Gartenschere eine Führergarnitur nach der anderen kappt, hat Thälmann immerhin schon acht Jahre an ihrer Spitze behalten. Das will in dieser schnellebigen Zeit etwas heißen. Dutzende von Mitgliedern des Zentralkomitees hat Teddy an seiner Seite und dann in die Versenkung verschwinden gesehen. Und wenn man sich auch in Moskau bei Tagungen über den guten Teddy ein klein wenig lustig macht, so ist er doch ein deutscher Akteur, den Stalin immer noch für unersetzlich hält.

---

\*) „Permanente Revolution,“ Verlag A. Grylewicz, Berlin-Neukölln.



# Praktischer Ratgeber für Untersuchungsgefangene

Von

*Toddy*

Wenn Sie einmal verhaftet werden sollten, denken Sie am besten zunächst gar nicht an Ihre Familie oder an Ihr Prestige, sondern nur an die neuen Spannungswerte, die Sie aus einem so radikalen Situationswechsel heraus schlagen können. An einer Zelle beispielsweise, darf Sie nie interessieren, daß Sie darin eingesperrt sind, sondern nur jenes außerordentlich belebende Versteckspiel mit den Verboten, An- und Absichten, die der Staat Ihnen zumutet. Entwickeln Sie in sich alle Fuchsinstinkte, die Sie aufreiben können, und Sie werden sehen, daß sich mit der Zeit ein fast ironieloses, reines Vergnügen einstellt.



Willy Wolf Rudinoff †

Wenn das große Schlüsselbund klirrend Ihre Einsamkeit besiegelt hat, werden Sie nicht, wie Sie das vielleicht aus schlechten Romanen gelernt haben, den Kopf in die Hände vergraben und gebrochen auf Ihrem Schemel hocken, sondern Sie werden Ihre Spürnase durch alle Winkel streifen lassen und feststellen, welche Gegenstände künftighin an Ihrem Leben teilhaben sollen. — Sie untersuchen den Putzkasten, sehen mal unter dem Schrankpapier nach, drehen das Tischchen um, vielleicht hat Ihr Vorgänger zellenwichtige Sachen hinterlassen. Etwa einen Bleistiftstummel, ein Fetzen Schreibpapier, eine kleine Taschenmesser Klinge (meist unter den Tisch gespießt) oder Kippenreste (Sie haben frühestens in acht Tagen erlaubte Tabakwaren zu erwarten). Die Matratze ist irgendwo an der Seite vielleicht aufgeschlitzt. Darin verborgen finden Sie unter Umständen ein dickes Knäuel aus Wolldeckenfäden geflochtener Leine. Sie haben damit eine Postkarte in der Hand, die Ihnen schriftlichen Verkehr sowie Austausch kleiner Waren, Zeitungen usw. mit Ihren Flurnachbarn von Fenster zu Fenster ermöglicht.

Vorerst sichern Sie sich also *Feuer* für die nächste Zeit. Es darf angenommen werden, daß es Ihnen gelang, im Westenfutter einige Streichhölzchen mit herein zu schmuggeln. Sie reißen nun Fetzen von Ihrem Taschentuch, spießen sie auf die Gabel, entzünden sie und pressen sie zwischen zwei Papptafeln aus, ehe sie ganz verbrannt sind. Die schwarzen Flocken, die Sie gewonnen haben, heißen *Lunte*. Sie verwahren sie im Wichsdosendeckel, schlagen bei Bedarf mit Tischmesser und dem Steingutfettnapf Funken hinein und erwecken soviel Glut, wie Sie zur Entzündung einer Kippe benötigen.

Sollten Sie Begüterte oder Freunde draußen haben, was man hoffen darf, wobei Sie sich aber nicht verrechnen dürfen, so sei es Ihr nächstes, die Klappe



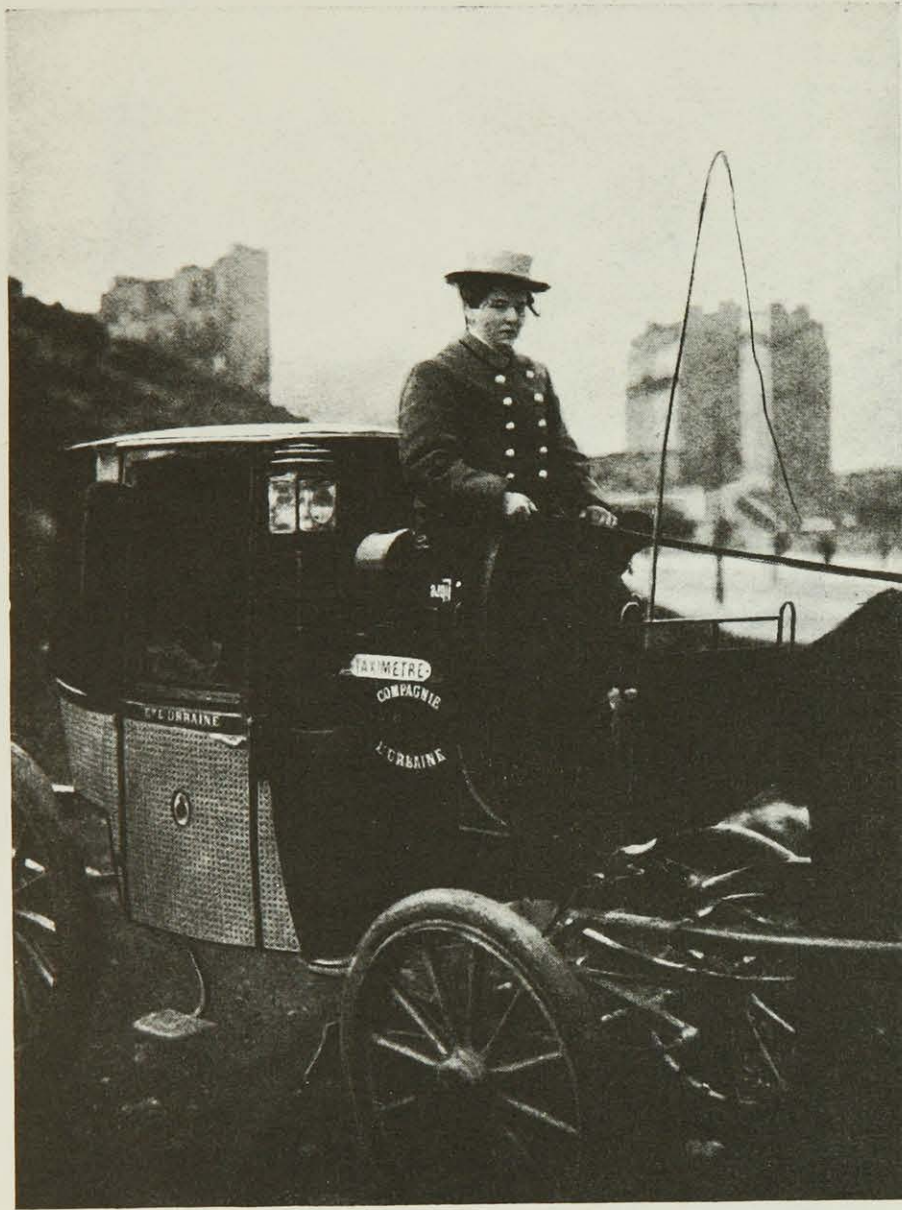
zu ziehen und zwei *Briefe* zu bestellen. Einen an das Gericht, worin Sie um Rauchgenehmigung, Paketempfangsgenehmigung, Besuchsempfangsgenehmigung, Lese- und Schreiberlaubnis nachsuchen; einen nach draußen, worin Sie diese Dinge bereits bestellen. Wenn Sie so verfahren, sparen Sie viel Lehrzeit, denn all diese Möglichkeiten werden Ihnen von Beamten nicht ohne weiteres mitgeteilt, sie sickern Ihnen nur langsam und tropfenweise auf dem täglichen Spaziergang von Ihren Mitgenossen zu. Wenn alles klappt, werden Sie vielleicht schon in zehn Tagen Besuch erhalten. Sie haben für diesen Fall einen *Kassiber* hergestellt, in welchem Sie Ihren vertrauenswürdigen Freund um diesen oder jenen Gefallen bitten, und ihm überdies mitteilen, auf welche Art er Ihnen Kassiber zukommen lassen kann. Wenn Sie beide geschickt sind, können Sie eine ständige unkontrollierte Verbindung herstellen. Ihr Freund muß nämlich seine Nachrichten auf die *Innenfläche einer Tabackpackung* stenographieren, nachdem er die Banderole und die Verleimung über heißen Wasserdampf gelöst hat. Dann muß er natürlich das Paket wie neu zusammenfügen. Ähnlich kann er verfahren mit Zigarettenpapierchen, die er bis auf die vordersten 20 vollstenographieren kann. Banderolierte Waren werden kaum auf ihren Inhalt geprüft und wenn auch, dann nur auf diesen. Es ist die sicherste Kassiberschiebung, die es gibt.

Ihren eigenen Kassiber aber falten Sie zu unwahrscheinlicher Kleinheit zusammen. Verschnüren ihn mit Woldeckenfädchen. Versehen ihn mit einem lose hängenden Streichholzknebel, damit Sie ihn, zwischen zwei Finger geklemmt, *Ihrem Besuch* bei der Begrüßung in die Hand drücken können. Die Augen des Überwachungsbeamten kontrollieren nur den Abschied sehr scharf. Und wenn Sie es verstehen, ein nicht zu harmloses Gesicht zu machen, werden Sie immer Schwein haben. — Sollten Sie *Komplizen* drinnen haben und sollte eine Verständigung mit diesen wichtig werden, besuchen Sie tapfer jede religiöse Veranstaltung. Der Zufall kann es fügen, daß Sie zusammen auf dieselbe Bank zu sitzen kommen. Er hat es schon oft gefügt. Nie aber vertrauen Sie den Kalfaktoren irgendwelche Nachrichten zur Verschiebung an, Sie können immer sicher sein, daß eine Abschrift bei Ihrem Untersuchungsrichter landet. Ist der Komplize eine Etage tiefer untergebracht, so kommt die Leine eventuell in Frage. Am besten aber ist es, wenn Sie seine *Spazierzeit* ausknobeln, dann vom Fenster aus Fingerzeichen geben und ihm Ihre Nachrichten als kleines, steinhartes, schmutzgefärbtes Knäuel vor die Füße werfen. Er wird es unter die Rasenkante stoßen können und beim nächsten Umgang unauffällig aufheben.

Im Gefängnis jemand zu fragen: „*Hast Du nicht ne Kippe für mich?*“ ist soviel wie ein Angebot auf Freiheit im persönlichen Verkehr, Gleichheit in der sozialen Stellung, Brüderlichkeit im Zusammenleben. Gleich bei Ihrem ersten Morgenspaziergang im Hof werden Sie also gut tun, Ihre Vorder- und Hintermänner um Kippen anzufechten. Bereitwilligst müssen Sie überdies all Ihren Genossen Gelegenheit geben, sich überlegen und erfahren zu fühlen. Man wird es Ihnen danken, und Sie geraten mühelos in den Besitz aller Flur- und Zellengeheimnisse Ihrer näheren Umgebung. Und das Rauchen werden Sie ohnehin brauchen.

Treten Sie schweren Jungens gegenüber immer als bescheidener lernbegieriger Laie auf; selbst wenn Sie einer sind. Erzählen Sie Ihren Fall ruhig so wie er ist, man wird Ihnen dann nicht glauben, und Sie sind gesichert. Wählen Sie für die





Die erste Droschkenkutscherin (Paris)



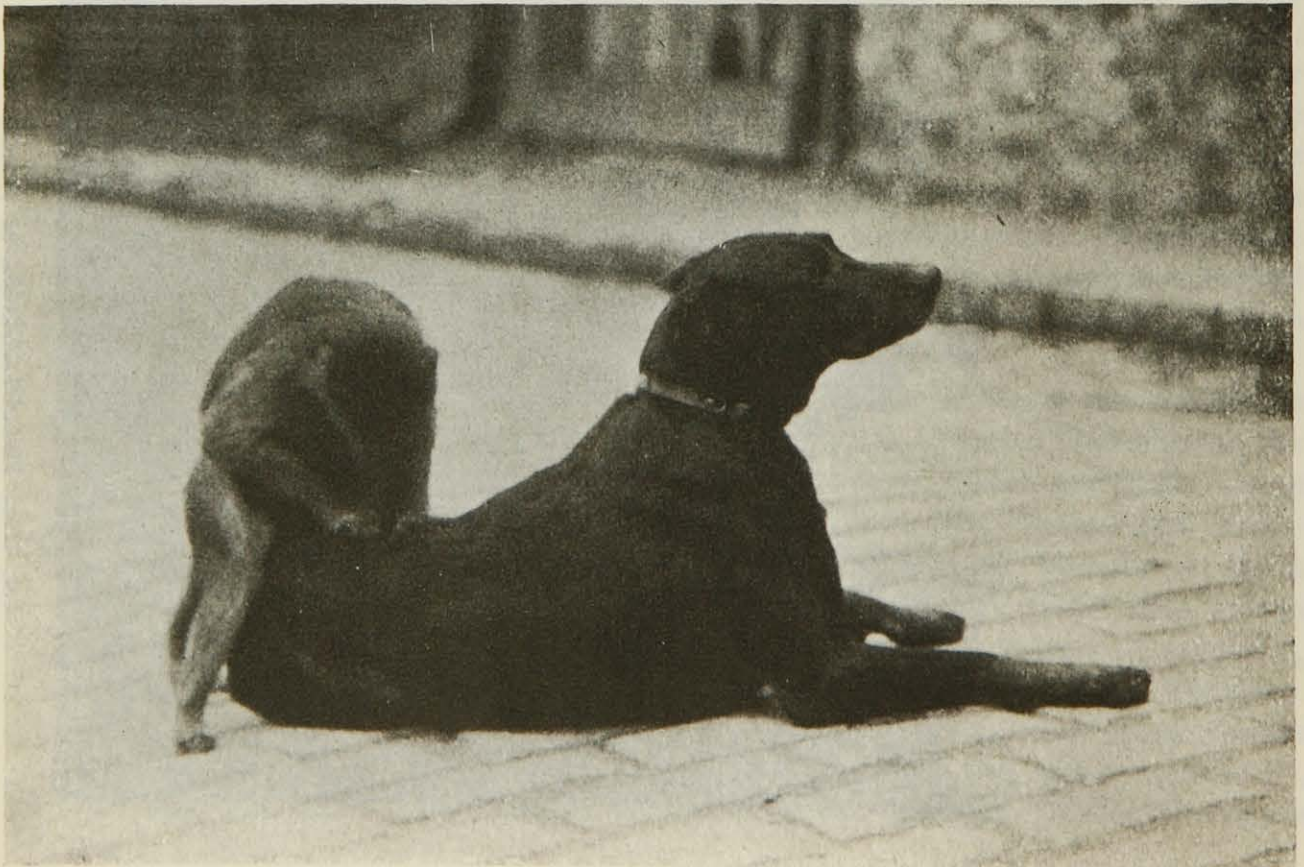
International Graphic Press  
Beim Pferdearzt (London)



*Der Frühling*



Armstrong Roberts



Delius





Galerie Flechtheim

Otto v. Wätjen, Die Budapester Straße in Berlin um vier Uhr morgens im März (Pastell)





Galerie Billet, Paris

Kamillo Ruzicka, Landschaft (Oel)



Zeit Ihrer Internierung das unstarre System. Sie werden nach kurzer Zeit bemerken, daß Sie um so weniger von sich preisgeben, je labiler Sie sich Ihrer Umgebung darbieten. Nichts ist hier so unklug wie die Bezeigung von Gesinnung. Auf allen Fronten würden sich Gewalten gegen Sie erheben. Machen Sie sich zum vermeintlichen Spielball aller, dann werden Sie Ihre Nerven retten und können später einmal Ihre Gesinnung da anlegen, wo Sie etwas mit ihr erreichen.

Kleinen netten Zeitvertreib in der Art nachmittäglicher Gesellschaftsspiele dürfte eine *Klopfunterhaltung* durch die Wand bieten. Oder ein Fensterferngespräch mit Ihren Nachbarn. Das eine setzt ein vorher vereinbartes Morsealphabet voraus, das andere lediglich Vorsicht. Sie dürfen sich weder am Fenster noch bei einer Unterhaltung erwischen lassen. Sie gehen also hinter Ihrer Spruchtafel in Deckung und sprechen schräge durch die geöffnete Klappe zur Nachbarzelle hinüber. Die Mauern tragen Ihre gar nicht einmal laut gesprochenen Worte unter Umständen zehn bis fünfzehn Meter weit. Sie werden bemerken, daß der Posten unten erfolglos die redenden Hausfronten abhorcht. Sieht er Sie nicht, kann er nichts feststellen. Wenn Sie und Ihr Nachbar außerdem ab und zu den Spiegel heraushalten, werden Sie Ihr beiderseitiges grinsendes Gesicht darin einfangen können. Das gibt viel Gelächter. Sie dürfen bei allem aber nicht die schlüsselklimpernden Schritte des Wachtmeisters überhören, der auf dem Flur von Guckloch zu Guckloch wandelt. Um ihm die Sicht zu erschweren, verschmieren Sie den Spion mit Seife. Er sieht dann lediglich Wolken, und Sie haben Zeit, eine harmlose Position einzunehmen.

Einmal erworbenes *Beamtenwohlwollen* dürfen Sie in keiner Weise verstimmen. Lange Titelanreden werden gerne gehört. Z. B.: „Herr Justizoberwachtmeister“ können Sie getrost jeden Hausknecht ansprechen und er wird Ihnen keinen in die Fresse schlagen, sondern Ihnen glauben. Der Gerichtschreiber heißt in der Republik: Herr Urkundsbeamter; und der Anwärter auf die Anwartschaft zum Beamten heißt: Herr Subnumerar, und darf dieses auf seine Wohnungstür schreiben. Sollten Sie kein an sich imposantes Äußeres haben, ist es ferner von Nutzen, häufig „Danke“ zu sagen.

Bei dem *täglichen Spaziergang* werden Sie bald lernen, in Ihren hochgeschlagenen Mantelkragen hineinzusprechen. Man kann sich so nach vorwärts und rückwärts unterhalten, ohne gesehen zu werden. Auf diese Art vermeidet man es, den Bewachungsposten zum Sprechen zu bringen.

Wenn Sie sehr melancholisch sind, machen Sie ein Gesuch, um in *Gemeinschaftszelle* zu kommen. Dort ist es aber bei weitem nicht so amüsant wie in Einzelzelle. Sie haben dort lange nicht so viel Genuß am ständigen unbemerkten Umgehen der Hausordnung, am Überwinden der staatlicherseits gewollten Schwierigkeiten. Die Chance, sich viele gute Muskeln, ein gesundes Raubtiergebiß zu verschaffen, fällt hin. Denn die Gemeinschaftszelle ist meistens bevölkert vom kleinen Mann. Während Sie in Einzelhaft unter Auserwählten *Einer* sind und es mit Stolz sein können. Sollten Sie dagegen das Glück haben, in Gemeinschaft wirkliche Spitzbuben anzutreffen, so werden Sie bald wahrnehmen, daß man eine Sprache spricht, die nicht für Ihre Ohren ist. Also lieber allein. Man hat dann durch die Distanz mehr Bedürfnis nacheinander, daher mehr Vertrauen zueinander und also mehr Vergnügen aneinander.



# MARGINALIEN



*Das erste Grün*

## Abbitte an das Schneeglöckchen

Von Franz Pühringer

Mein Schneeglöckchen,  
Ich liebe dein Weiß,  
Es ist so leis,  
Wie nichts auf der Welt.  
Ich wär so gerne zärtlich zu dir,  
Wie du zu mir,  
Aber das weißt du ja gar nicht, gelt?



Ja du bist  
So gut zu mir, wie ichweißnichtwas.  
Ach, wüßtest du doch, daß ich dir dafür ein Opfer bringe,  
Ach, könntest du mich nur verstehn,  
Ach, ahntest du nur, daß  
Ich mich für dich lächerlich mache, indem ich dich besinge,  
Denn . . .

Jetzt hätt' ich dich bald belogen,  
Um ein Haar,  
Denn das mit dem Sich-lächerlich-machen ist  
Ja gar nicht wahr.  
Vor zwanzig Jahren, ja, da wäre das noch was anderes gewesen,  
Da hätte man ein Gedicht für dich nur mit Achselzucken gelesen,  
Aber heute findet man so was bereits wieder apart.  
Und nur aus diesem Grund — ich hätt' dir die Enttäuschung gern  
Hab ich dir mein Gedicht geweiht. [erspart —  
Doch sei mir deshalb nicht bös,  
Schau, ich bereue es,

Es tut mir ohnehin (allerdings um meinetwillen) leid,  
Daß ich's nur tat um Geld und aus Eitelkeit,

Daß deine Schönheit für mich nicht so stark  
Und erschütternd war  
Wie der Dollar  
(Beziehungsweise die Mark).

---

### Inquit Maximilianus Pallenberg, Vir Clarissimus:

Cogito, ergo bibamus.  
Quamquam desunt vires, tamen est  
laudanda voluptas.  
Donec eris felix, multas numerabis  
amicas.  
Quidquid plagias, prudenter plagies  
et respice finale!

Post iucundam iuventutem —  
semper aliquid haeret.  
Hic Robert, hic Saltenburg!  
Aberratio delectat.  
Nolens olens . . .  
Ubi bene, ibi paprica.  
*Referrit Paulus Schiller*

---

---

**KURHOTEL**  
**MONTE VERITA BEI ASCONA**  
**SCHWEIZ**

REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,  
TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE

---

---



## Warum haßt Josephine Baker ihre Heimat ?

Von Emerich Seidner,

unserem ungarischen Mitarbeiter in Genf\*)

Es ist acht Uhr abends und ich rufe schon zum dritten Male das Zimmer No 7. — umsonst.

— Chambre No 7? Personne . . .

Der liebenswürdige Portier riet mir mit dem Sekretär der Künstlerin in Verbindung zu treten.

— Sehen Sie dort diesen kleinen Herrn, der ein kleines belgisches Hündchen unter den Rock hält? Der ist es . . .

— Pardon, Monsieur le Secrétaire . . . sprach ich den kleinen Herrn an.

— Pardon, Monsieur, sie sind im Irrtum. Ich bin nicht der Sekretär, den sie suchen. Ich bin der intime Freund Mademoiselle Josephines . . .

— Aber Verzeihung . . . mein Herr . . .

— Tut mir Leid. Ich muß augenblicklich ins Theater mit dem kleinen Hündchen, das auf dem heutigen Programm mitwirken tut . . . Wollen sie vielleicht mit diesem Herrn sprechen.

Der „*ami intime*“ der göttlichen Josephine stellte mich einem stattlichen, festgebauten Herrn vor, dem ich, nach dem ich ihm meine Karte überreichte, während etwa fünf Minuten das Ziel meines Besuches mit allen Einzelheiten erklärte. Daß ich der und der bin, das und das will, kurz, es handelt sich um ein ganz kleines Interview . . .

Der stattliche Herr schmeichelte liebenswürdig zu dem was ich ihm gesagt habe, spitzte die Ohren und zum Schluß sagte er mir — auf italienisch — er verstehe kein Wort französisch . . .

— Wie Schade, sagte ich, daß ich die schöne Sprache Dantes nicht verstehe . . .

In diesem Moment fiel mir die bekannte Figur Adolphe Menjous auf. Mit dem kleinen Schnurrbart, mit dem ständigen Lächeln auf die Lippen spazierte er in der großen Halle des

Hotels ein wenig ungeduldig herum. Dieser Menjou, sagte ich mir, gehört wahrscheinlich zu der Suite der Künstlerin. Mal fragen . . .

— Verzeihung, Herr Menjou, sprach ich ihn an, in einem Ton, der glauben ließ, ich sei ein alter Bekannter des Filmschauspielers.

— Pardon, ich bin nicht der Menjou, vielleicht sein Doppelgänger. Ich bin der Gatte, der Mademoiselle Josephine . . .

Ach so. Das ist also der italienische Graf, von dem sich herausstellte, er sei nur ein Operetten-Graf. Der Gatte der Baker . . . Auf seiner Visitenkarte heißt es „*Pepito Abattino, ausschließlicher Manager von Josephine Baker.*“ Tatsache ist, daß seine Aehnlichkeit mit Adolphe Menjou einfach irreführend ist.

— Sie wollen also mit der Josephine sprechen? Das einfachste, was es gibt . . . Bitte, kommen sie mit mir.

Signoro Abattino führte mich in einem auf den Kopf gestellten Speisesalon, in dem die schwarze Künstlerin in halbnacktem Zustand supierte. Das heißt, allen Anschein nach sollte sie mit dem Souper beschäftigt sein. Aber schon im Vorzimmer hörte ich ein scheußliches Aechzen, von dem man unmöglich feststellen konnte, wem es galt.

— Was ist los, Josephine?

— Die haben mir schon wieder *Crème* serviert. Ich mag den *Crème* nicht . . .

— Aber der Arzt . . .

— Ich pfeife auf dem Arzt, der hätte mir lieber Gulasch verordnen sollen. *Crème* ist für mich gleichbedeutend mit Gift . . .

Nach dem sie mich endlich erblickt hatte:

— Oh, c'est gentil, daß sie gekom-

\* Wir bringen diese Interviews (siehe auch „Liebe und Politik“ im Heft 11, 1931) in der Originalfassung des Autors.



men sind. Wollen sie ein Wiener Schnitzel?

— Vielen Dank. Ich esse nie Fleisch...

Die Künstlerin wandelte sich in ein großes Fragezeichen um.

— Ich bin nämlich Vegetarianer... ergänzte ich.

— Na, sie sind aber lustig... Aber das sage ich Ihnen im Voraus, daß über Politik wird nichts gesprochen... Es gibt Leute, die extra dafür bezahlt sind. Ich verstehe nichts zu solchen Dingen... Sagen sie mal, was gibt es denn eigentlich mit den Reparationen?

— Aber, Liebste, rege dich mit Politik nicht auf... flehte sie der Gatte an.

— Ich will endlich wissen, was mit den Reparationen geschieht! Warum will der Brüning nicht zahlen?

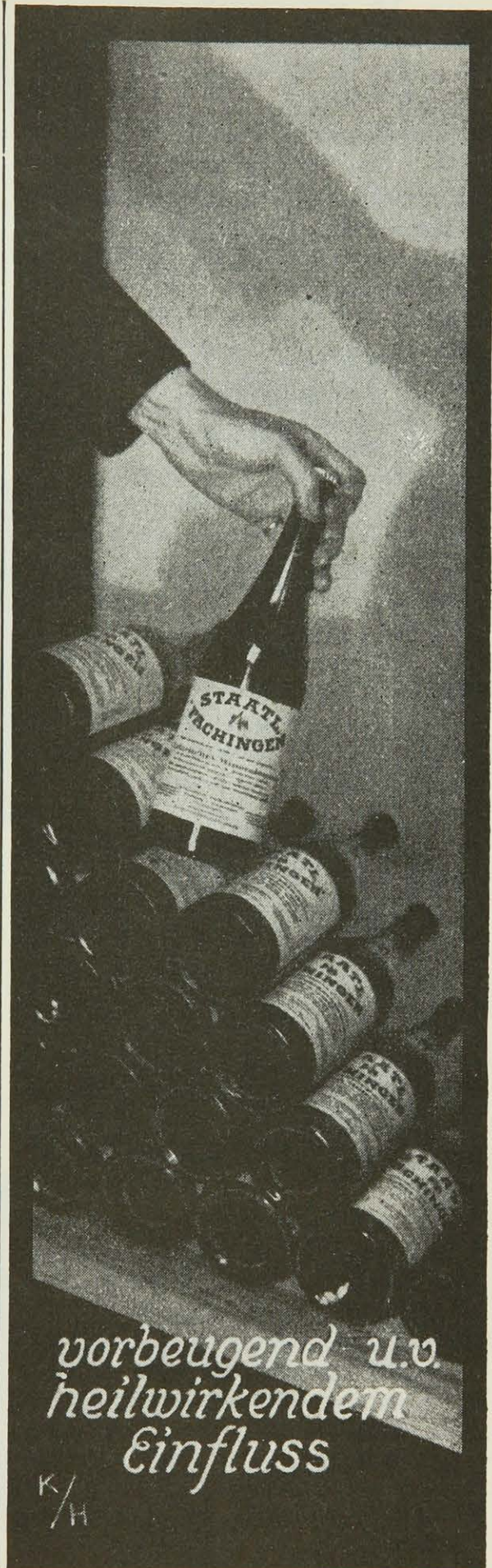
— Weil Mussolini gesagt hat, die Deutschen müssen nichts zahlen. Also zahlt der Brüning nix...

— Du hast nichts hereinzureden, du Faschist...

— Ich wußte ja, daß die Politik dich aufregen tut.

Nur mit schwerer Mühe konnte ich das Gespräch in einer weniger gefährlichen Richtung lenken. Vorerst wurde über ihre Karriere gesprochen, die in St. Louis ihren anfang nahm. Wie es ihr zu tanzen einfiel? *Sie hatte kalt, also sprang sie herum.* Später sind aus diesen Sprüngen Tänze entstanden. Zuerst wurde vor den Schulkameradinnen getanzt — *im Keller.* Später, auf einer Bühne, in einer Revue, als Tanzgörl — *um neun Dollars die Woche.* Bald darauf kam *Europa.*

— Ich liebe Europa, mit meiner ganzen Seele, gestand sie. Ach, ich liebe jederman, von meinem kleinen Hündchen bis zu dem großen Chaplin, die ganze Welt. Ja, den Chaplin liebe ich auch, trotzdem daß er über mich nicht das beste denkt.





— Ich sehe, daß Sie sind schon ganz angewöhnt in Europa. Wollen Sie in Ihre Heimat, nach Amerika nie zurück?

Die Künstlerin wurde fast wütend.

— Ach, darüber sprechen sie mir gar nicht. *Nach Amerika? Jamais de la vie!* Ich habe genug von Amerika. Genug habe ich in dieser verfluchten Negerheimat gelitten. Ich hasse die Amerikaner. Warum? Weil auch sie mich hassen. Mich und meine Rasse. Kann ich etwas dafür, daß ich in Amerika geboren bin? Ist es meine Schuld, daß mir eine schwarze Frau das Leben geschenkt hatte? Nie wieder nach Amerika, haben Sie mich verstanden? Nur meine Leiche werde ich hinüberführen lassen, damit sie neben deren meiner Eltern liegen soll... Ich fühle mich ganz gut in Europa.

— Aber, Liebste, du regst dich schon wiederum auf...

— Ich rege mich nicht auf, ich sage nur, daß ich von Amerika nichts hören will... Du weißt es ja ganz gut...

— Ist schon recht. Aber jetzt müssen wir ins Theater, es ist schon halb neun.

— Ach, ja... *J'ai deux amours...* Die halb wilde Künstlerin begann ein Lied zu singen, das in ihrem neuesten Repertoire, die Rolle des Pariser Schlager-Chansons einnimmt.

Draußen auf der Straße warten Hunderte von Neugierigen, die die Negresse in „zivil“ sehen wollen, oder um von ihr ein Autogramm zu bekommen. *Genf, ende Januar, 1932.*

---

Man könnte den sogenannten Schönheitssalon als das Versailles der Frau bezeichnen.

(*General-Anzeiger für Bonn u. Umgebung*)

Der Ortsfürsorgeausschuß Mittelfeld hat beschlossen und bekanntgeben lassen, daß Wohlfahrtsunterstützungsempfängern der Besuch von Wirtschaften sowie das Rauchen auf der Straße verboten ist. Zuwiderhandelnden wird die Unterstützung entzogen.

(*Fränkischer Kurier*)

## Unter Aristokraten

### Geschichten

#### von Tassilo und Aristide

Tassilo verlangt auf dem Postamt beim Schalter Briefmarken.

„Was für Marken?“

„Solche zu 25 Groschen.“

Der Beamte nimmt aus seiner Mappe den Bogen mit den fünfundzwanziger Marken. „Wieviel, bitte?“

Tassilo zeigt auf eine Marke: „Geben's mir die“, zeigt auf eine andere Marke, „und die“, und, nach längerem Gustieren auf eine dritte: „na, und vielleicht die da.“

\*

Tassilo und Aristide sitzen im Klub lange schweigend einander gegenüber.

Tassilo unterbricht endlich das Schweigen. „Sei nicht bö's, Aristide, dein Gesicht ist mir so langweilig, ich kann's nicht mehr anschauen.“

„Wenn du meinst, Tassilo. Tauschen wir halt die Plätze.“

\*

„Ein Unglücksjahr, das Zweiunddreißiger, Tassilo! Hat ausgerechnet mit einem Freitag angefangen.“

Pause.

„Noch ein Glück, Aristide, daß es nicht auch ein dreizehnter war.“

\*

Tassilos Frau hat Drillinge bekommen. Aristide besieht sich die drei Kinderchen, die nebeneinander in einer großen Wiege liegen.

„Reizend!“ sagt er zum ersten, „Entzückend!“ zum zweiten, „Charmant!“ zum dritten.

Dann, zu Tassilo gewandt: „Na, und welches willst' denn behalten?“

---

„Sie werden es kaum glauben, aber ich schreibe die besten Liebesgeschichten der Welt. Ich werde sie nach meinem Tod drucken lassen.“

*Edgar Wallace*

(zu einer Berliner Journalistin)



# KULINARIA

*Peltzer*

Telefon: A2 Flora 1017, 1705

**WAGNERCASINO**



Die intim-vornehme  
Gaststätte für den ex-  
klusiven Geschmack

Berlin-Friedenau, Wagnerplatz 1

**CASCADE**

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“  
Die Küche für den Gourmet

Zum Tanz spielt  
Kapelle Arpad Czeglédy

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

*Max Schlichter*

LUTHERSTRASSE 33

Hier  
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der  
Gemütlichkeit, der

*Maenz*

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und  
der Feinschmecker Berlins

**RIO-RITA**

TAUENTZIENSTR. 12

DIE TANZ-BAR

4 1/2 Uhr Tanztee  
Abd. Beg. 9 Uhr

**FEMINA**

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester  
Berlins

Originellste Unterhaltung  
430 Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone- Saalrohrpost

\* *Suhr\* Tee* \*



**DACHGARTEN  
BERLIN AM  
ZOO**

FRITZ UNGER

Hardenbergstr. 29a-e  
Gedeck M 1,45



## Pariser Aphorismen aus Budapest

Einmal anschauen: Bekanntschaft.  
Zweimal anschauen: Zuneigung.  
Dreimal anschauen: geht sie schon  
mit anderem.

\*

Ihr Chauffeur ist in sie verliebt.  
Ihr Masseur ist in sie verliebt.  
Ihr Friseur ist in sie verliebt.  
Ihr Pedikeur ist in sie verliebt.  
Ueberhaupt: jed-eur ist in sie ver-  
liebt.

\*

Die Lippen einer schönen Frau sind  
das Beichtsiegel zum Paradies der  
Sünde (oder umgekehrt).

\*

Sie schrieb ihrem Gatten: Ich sehne  
mich nach dir.

Sie schrieb ihrem Freund: Ich sehne  
mich nach dir.

Luder hat zweimal gelogen.

\*

Die Gattin des Vicomte Peurqueulde  
hatte einen Geliebten, den jungen Che-  
valier R. Als dieser sich, weil sie einem  
andern Galan den Vorzug gegeben  
hatte, vor ihren Augen entleibte, rief  
sie aus: „Mon dieu! — j'ai perdu un  
ami, mais j'ai gagné un autre.“ (Oh  
Gott, ich verlor einen Liebhaber, aber  
hab ich dafür Gott sei Dank schon  
anderen!)

\*

In der Früh zieht sie ein neues  
Kleid an. Am Vormittag zieht sie ein  
neues Kleid an. Und Mittag zieht sie  
ein neues Kleid an. Und nachmittags.  
Und abends. Und après souper. Und  
mitternachts. Wer zahlt ihr die vielen  
Roben? Ich? Nein. Etsch: der Baron  
Popper Zoltan.

\*

Spanisches Sprichwort: wenn eine  
schöne Frau und ein dummer Mann zu-  
sammensitzen, tanzt der Teufel Csárdas.

\*

Wenn eine Dame hat Schulden, sie  
immer sucht einen reichen Freund.

Wenn eine Frau schweigt, lügt sie.  
Wenn eine Frau redet, lügt sie.  
Wenn eine Frau stottert — lügt der  
Mann.

\*

Ihre Haare duften nach — Friction  
D'Orsay.

Ihre Lippen duften nach —  
L'Origan de Coty.

Ihre Wangen duften nach — Cha-  
nell, Numero cinque.

Ihre Ohrläppchen duften nach —  
quelques fleurs, Houbigant.

Woher hat sie? Von mir. Führ ich  
Generalvertretung für Budapest.

\*

Eine Frau, die, wenn sie sich, nach-  
dem sie einen Kuß gibt, wieder schnell  
schminkt ihre Lippen, soll man nehmen  
gleich der erster bester Holzhacke auf  
ihr. *Dem Ungarischen nachgedichtet*  
*von Anton Kuh*

### Napoleon oder Die Wiens Komedia

Von Norbert Schiller

Baron Hosnedel und Graf Schmeidl

*Baron H.:* Ich les jetzt ein Buch —

*Graf Sch.:* Was denn, lieber Hos-  
nedel?

*Baron H.:* Den Napoleon von Otto-  
ludwig.

*Graf Sch.:* Kenn ich, hab ich auch  
gelesen. Schön, nicht? Sinds schon bei  
der Stelle, wie er auf Elba ist?

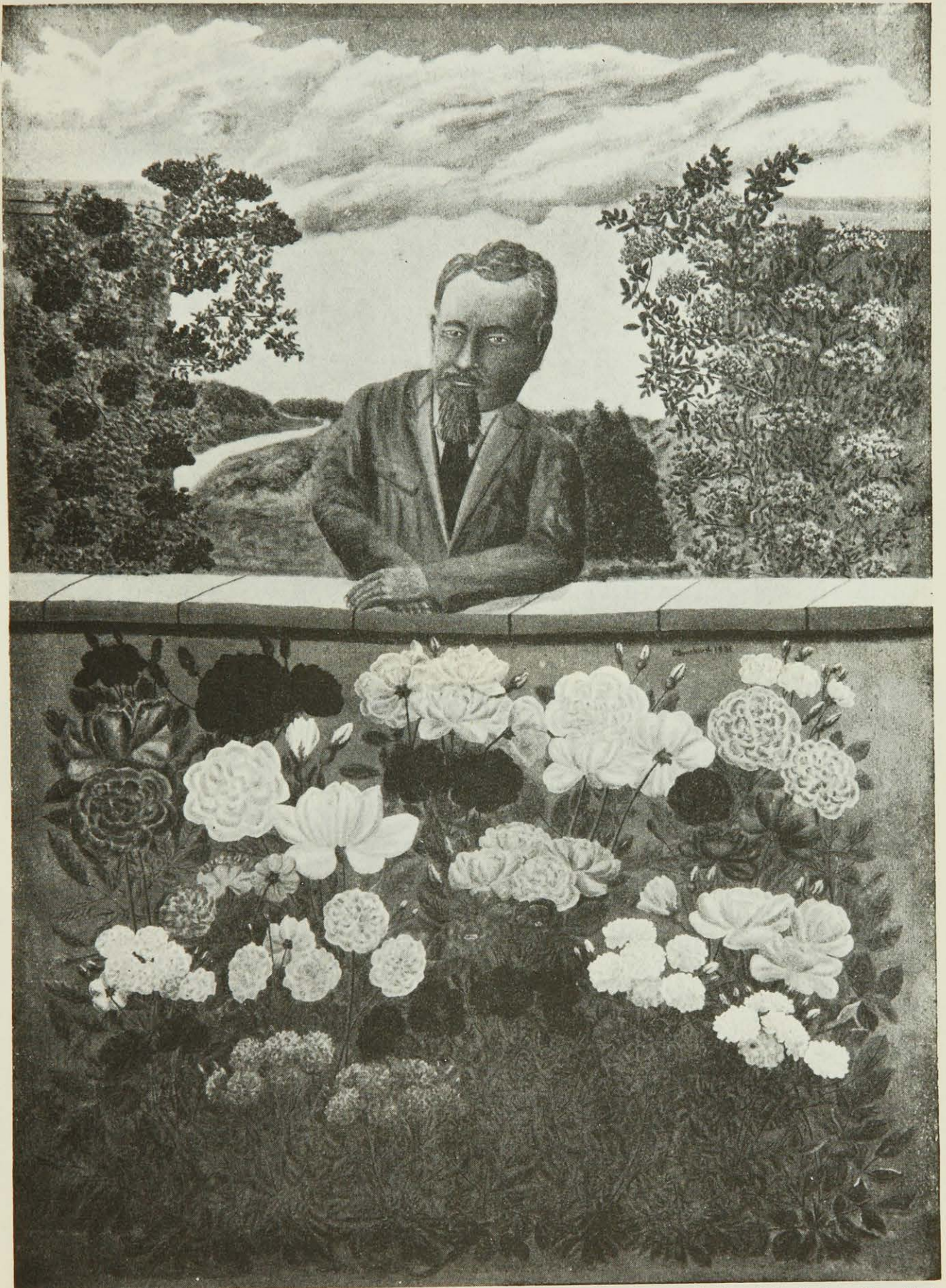
*Baron H.:* Nix verraten, nix ver-  
raten, bittschön!

**Ein neuer Tanzschritt.** „Fi donc“,  
sagte Franz Molnar mit verächtlich  
krausgezogener Nase, als der Minister-  
präsident von den französischen An-  
leiheverhandlungen wieder einmal mit  
leeren Händen zurückkam. „Anstatt  
Geld bringt uns der Geck einen neuen  
Tanzschritt aus Paris mit.“

— — ? — —

„Den pas de credit.“





Oelbild von Bauchant

Collection John Becker, New York

*Der Maler: „Mir ist, als hätt ich dieses Beet schon einmal ausgestellt . . .“*





Die Schauspielerin Kitty Berger

Hajek-Halke



Madame Peltier, die erste Fliegerin





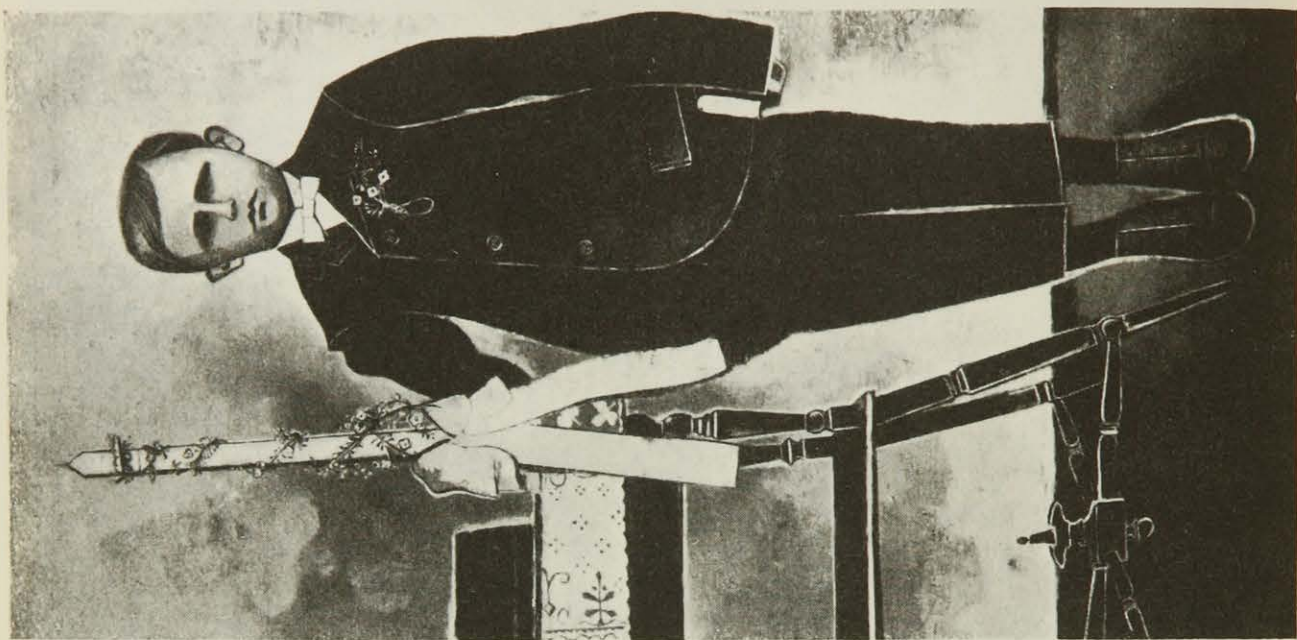
Adolf von Menzel in Potsdam



James Ensor in Ostende

Erik Schaal





Galerie Neumann und Nierendorf, Berlin  
Xaver Fuhr, Kommunikant (Oel)



Ferdinand Hodler, Knabe mit Blumen (Oel)



## Besuch bei James Ensor in Ostende

In der engen Straße, Bazar neben Bazar, ist das Gewühl der Fremden, alles laut und lärmend, die kreisenden Farben der bunten Fahnen, das Schreien der Ausrufer, die zu Auto-touren auf die nahen Schlachtfelder einladen, müßiges Flanieren und Flirten, Betrieb der Internationalen — bis mit plötzlicher Weite die offene Fläche des Meeres sich auftut mit ausgebreitetem Himmel, mit hinausgerückter Unendlichkeit, und Leuchten und Glanz des Lichtes verschwimmt mit dem atmenden Rauschen des bewegten Wassers.

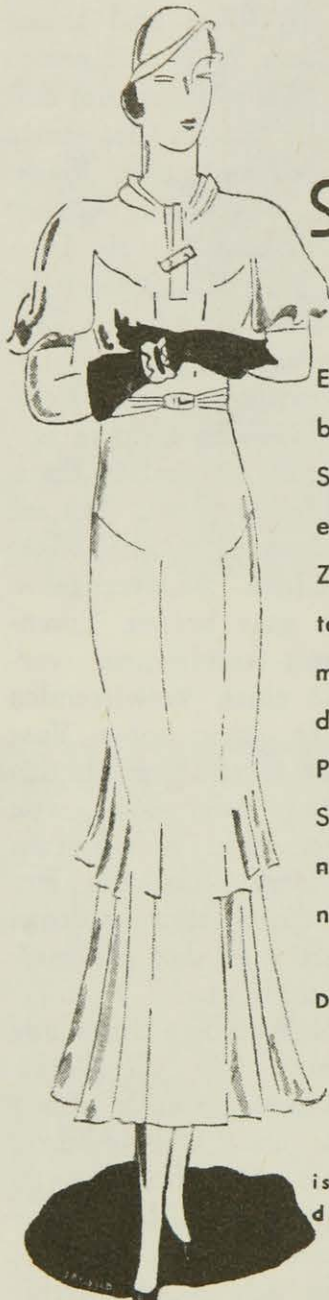
Zwei Schritte davor, eh' die Straße umbiegt zum Boulevard, der sich längs des Meeres hinzieht, steht das Haus, in dem Ensor lebt. Im Parterre ein Laden, der die scheußlichsten Reise-Andenken feilhält, die in ganz Ostende aufzutreiben sind, und der sich im Besitz seiner Familie befindet. Das Haus ist eines von denen, wie man sie öfters sieht: nach außen hin zugeknöpft, mit geschlossenen Vorhängen hinter dunklen Fenstern, steht es in der lustigen und lärmenden Straße, wie ein Unlebendiges, verstaubt und vergessen, und macht einen unbewohnten und verlassenem Eindruck. Innen, im Halbdunkel, führt eine Treppe in die beiden höheren Etagen, und an der Stelle ihrer Wende ist ein überaus großer Spiegel befestigt, der gestattet, vom oberen Stockwerk aus die unten Eintretenden zu beobachten. Im Hinaufsteigen erkenne ich darin die Gestalt Ensors, und da ich um die Ecke biege, trete ich ihm selbst entgegen.

Dieser Meister der schaurigen Visionen, den man den stärksten Vertreter einer negierenden und dekadenten Zeit genannt hat, ist ein sehr schöner siebzigjähriger Mann, der mich freundlich zu seinem Atelier im zweiten Stock hinaufbegleitet. Mit einem Schlüssel, den er stets bei sich trägt, schließt er auf und läßt mich in das Zimmer

treten, in dem er alle seine Werke geschaffen hat. Die Einrichtung dieses auf die Straße sehenden Raumes ist im Stil der neunziger Jahre und ähnelt sehr denjenigen, die man auf seinen Bildern, der *Russischen Musik* zum Beispiel, erkennen kann. An der einen Längswand, über deren ganzen Fläche sich das Original seines *Einzugs Christi in Brüssel* ausbreitet, steht ein Harmonium, das in einem Klavier auf der anderen Seite sein Vis-à-vis findet. Eine Kredenz beim Fenster trägt eine Sammlung von halbgeschliffenen Edelsteinbrocken, in denen sich das Licht in farbigen Reflexen bricht, es sind da mattglänzende Muscheln, deren zarten Schimmer er auf so glückliche Weise in seinen Gemälden wiederzugeben wußte, und ein paar braune Totenschädel bilden mit knöchernem, verdunkeltem Glanz einen verwirrenden Kontrast dazu. In einer hohen Vase thront ein dritter dieser Schädel, den breiten Schlapphut aufgestülpt, von dem ein paar verstaubte Papierblumen nicken, und mit dem Tuch, das ihm vom Kinn über die nichtvorhandenen Rippen fällt, macht er den Eindruck einer seltsamen Schäferin.

Es ist eine merkwürdige Stimmung um dieses Zimmer, und die Gerätschaften, die es umfängt, eine Mischung von Verspieltem und Unheimlichen, von unnatürlicher Entferntheit von allem Realen und ein nicht faßbar vibrierendes Fremdes. Und inmitten dieses Raumes, in dem jeder einzelne Gegenstand den Eindruck erweckt, ein anderes zu sein, für ein verdecktes, bedeutenderes zu erscheinen, mitten in dieser wunderlichen Versammlung grinsender Totenköpfe, denen die Fratzen und Masken des großen Wandbildes sich zugesellen, steht James Ensor, lebenswürdig, mit verdeckter Traurigkeit, dem man einige Tage vorher ein Denkmal setzte vor dem Kursaal, den man auf Banketten feierte, und der





## Warum IDEA SCHMUCK?

Ergänzung meines weltberühmten Fahrner-Schmucks. Schaffung eines billigen idealen Zeitschmucks für weiteste Kreise. Serienmäßige Herstellung, daher ungewöhnliche Preiswürdigkeit. Echte Steine, 935 Silber. Der neue große Wert zu neuen kleinen Preisen.

Der blau-schwarze Ring



ist das Kennzeichen  
des IDEA-Schmucks

# IDEA-SCHMUCK

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theod. Fahrner Nachf., Pforzheim

siebzig lange Jahre verfolgt wurde von Bosheit und Niedertracht. Er ist ein vornehmer alter Herr, der Theaterstücke schreibt für Marionetten, auf seinem Harmonium Musik dazu erfindet, der sich vergnügt am Klange der *vox humana, vox coelestis*, und mit unerbittlicher Hartnäckigkeit die grausamsten und schrecklichsten Träume einer kranken und übersteigerten Phantasie in Bildern von auserlesenem Schmelz zu Wirklichkeit werden läßt. Er lebt in dieser Stadt Ostende, diesem Zwitter weltbürgerlichen Geckentums und provinzieller Spießerei, und er ist mit seiner ganzen Person, seinem ganzen Wesen dem einen so fremd wie dem anderen. Es gibt keine Verständigung zwischen ihnen: daß er dem Besucher sein Atelier erst aufschließen muß, beim Abschiednehmen die Tür wieder verriegelt, ist mehr als nur die Geste sorglicher Ordnung. *Erik Schaal*

**Clemenceau ernennt einen Präfekten.** Während seiner Ministerpräsidentschaft wurde Clemenceau von einigen Kollegen wiederholt angegangen, einen ihnen nahestehenden Parteifunktionär zum Präfekten zu ernennen. Obwohl Clemenceau ihn für den betreffenden Posten wenig geeignet hielt, ließ er ihn trotzdem kommen und sagte zu ihm: „Ich werde Sie zum Präfekten ernennen... aus dem einzigen Grunde, um die Fratzen zu sehen, die die anderen machen werden.“

**Inflation vor 200 Jahren.** „In Frankreich hat nun niemand weder Heller noch Pfennig, aber mit Verlaub auf gut Pfälzisch zu sagen, Arschwische von Papier genug... Die Goldschmiede wollen nicht mehr arbeiten, denn sie schätzen ihre Waaren 3 mal höher als sie werth seyn, wegen der Billets de Banque. Ich habe oft gewünscht, daß die Billets de Banque im höllischen Feuer brennen möchten.“

Liselotte von der Pfalz (1720)



## Durch die Tapete

Eines Morgens knattert dich das Maschinengewehrfeuer einer Stimme aus dem Schlaf: „... hundertsiebenzigtausend .. Summe zu Händen . . . Betriebsleitung . . . Jeneraldirektion . . . hundertsiebenzigtausend . . . Dokterrödererda?“

Das Anrufen ist der Lerchenschall, mit dem deutsches Wirken den jungen Tag begrüßt.

„Weite Kreise der Bevölkerung . . . Gefeehrdung der einzig stabilen . . . durch das Hinzutreten der Momente . . . eben grade auch im Verfolg der Strömungen . . . die Einstellung nicht übersehen können . . .“

„... Ja . . . nein . . . ja . . .“ (und jetzt parlando): „. . . ja, lieber Doktooor, wenn die Einigung im Schoß der Gesellschaft . . .“ (schneller) „. . . nicht von *selber* erfolgt, dann könn' wir natürlich *die* Sicherheiten nicht gewähren, die von Seiten der Generaldirektion ja nur Geltung haben . . .“ (prestissimo) „. . . wenn die erforderlichen Summen schon *vor* Abschließung des Vertrags bei der Ima eingezahlt sind — wir müßten uns sonst bei den *anderen* — aba Sie wissn ja, wie hartnäckig die Herren sind, wenn sich's *darum* handelt — den Weg beschreiten, den ich schon im Aufsichtsrat als unerläßlich bezeichnet habe . . . die Aka müßte *zunächst* von der Ima *natürlich* pleng puwoah dazu erreichen — was nach meiner Ansicht bei der *gegebenen* Lage unmöglich ist . . .“

Die Zusammenhänge bleiben um 11 Uhr vormittags uneruiierbar. Die Geheimsprache selbsttätiger Redensarten verhindert ein Eindringen. Das Bildungsgrammophon ist im Gang, kein Sinn kann ihn aufhalten. (Man beachte die betonten Stellen! . . . Das Eigentümliche dieser Sprache ist, daß die Partikel darin eindringlicher vorgetragen werden als die Substantiva.)

Deutschland ist das Land der Arbeit, des Fleißes, der Ordnung. Es überschätzt aber die unkonkreten Worte. Es erquickt sich am Leerlauf des exakten Ausdrucks. Ich glaube: der Wortverbrauch ist zu groß im Verhältnis zu den Geschäften. Und ich glaube ferner, daß hier einmal eine Revolution gegen die Druckfertigkeit vonnöten wäre. Eine Welt, die so lettern- und satzfest dasteht, kann kaum von unten auf gesunden.

A. K.

## Warum FAHRNER SCHMUCK?

Vielseitigkeit der Entwürfe.

Werkstätten-Arbeit nach jahr-

zehntelanger Erfahrung. Her-

stellung jedes Stücks in be-

grenzter Anzahl, starke Preis-

senkung, meisterhaft geformte

Schmuckauslese in Original-

Ausführungen. Eine Forderung

unserer Zeit ist erfüllt. Eine Son-

derklasse zu mäßigen Preisen.

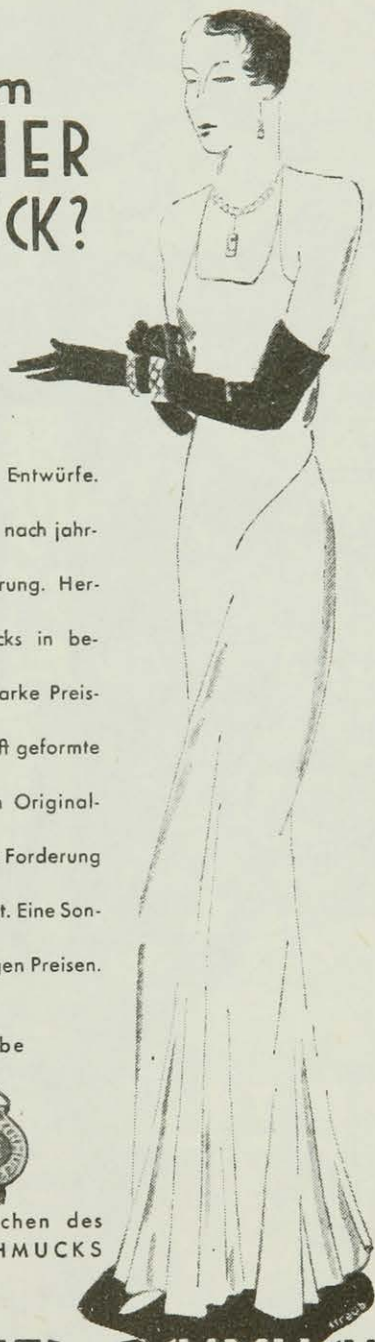
Die Plombe



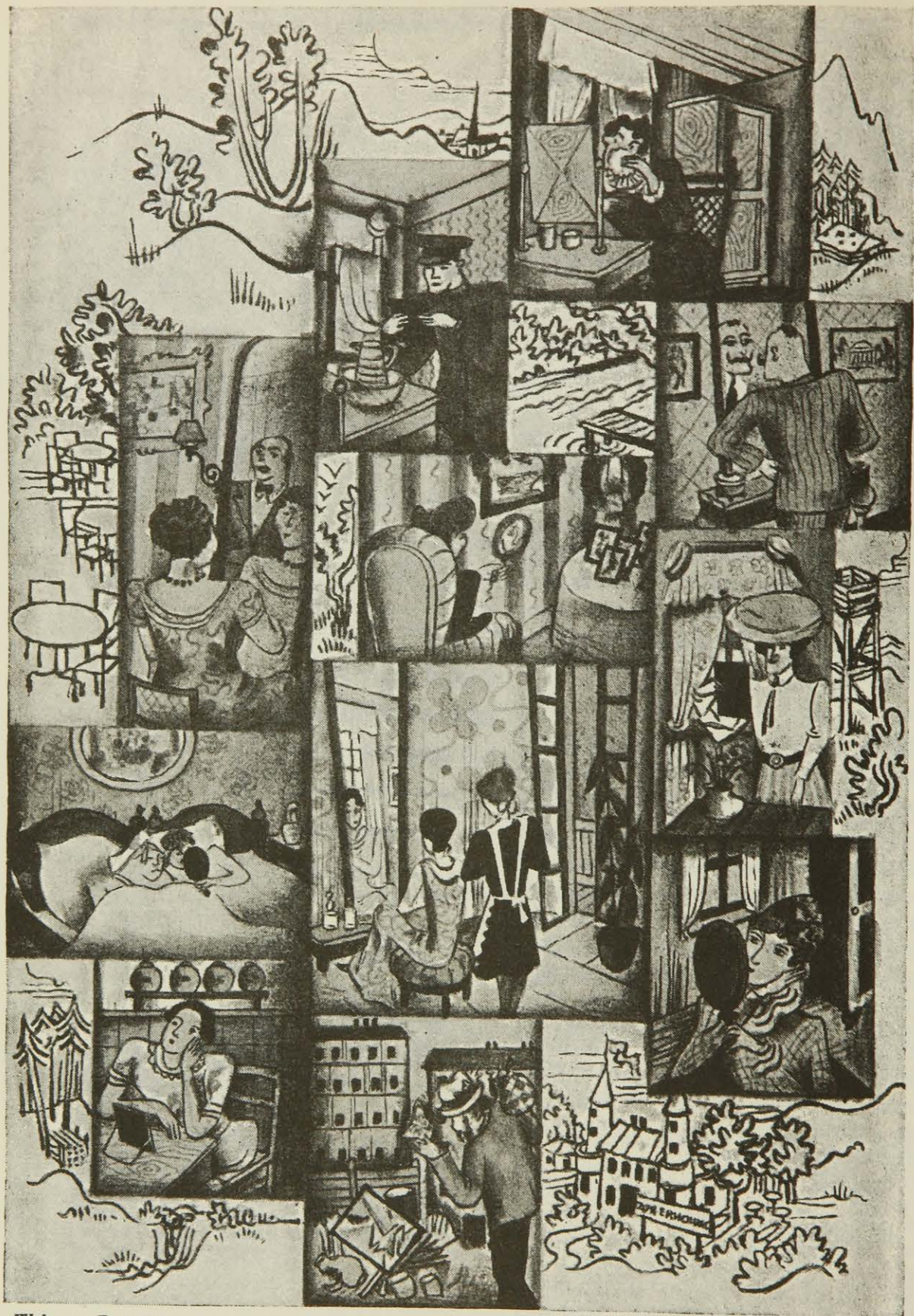
ist das Kennzeichen des  
FAHRNER-SCHMUCKS

# FAHRNER-SCHMUCK

Erhältlich in den einschlägigen Geschäften. Bezugsquellen-Nachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theod. Fahrner Nachf., Pforzheim







Walter v. Dreesen

*Sonntag vormittag*



## Liebesbrief an ein Berliner Dienstmädchen

Liebe Johanna!

Gewiß werden Sie sehr böse auf mich sein, aber ich konnte z. Bt. nicht anders als schweigen.

Als wir uns am vorigen Sonntag, den 3. ds. Mts. nachts  $\frac{1}{3}$  Uhr kennen lernten, da faßte ich sehr großes Interesse für Sie und wollte festen Verkehrs intimer Art mit Ihnen verkehren. Auf Grund unserer Vereinbarungen wollten wir uns am vorigen Donnerstag treffen. Ach wie so gerne wäre ich schon mit Ihnen, liebe Johanna, zusammen gegangen. Da ich aber ein Mädelsuche, die mir recht bald beim Treffen ganz für immer gehört und glaubte, daß Sie, liebste Johanna, sehr böse und auch entrüstet darüber sein würden, wenn ich mit diesem Antrage käme, so vermied ich ein Rendezvous.

Täglich habe ich an Sie gedacht, denn Sie sind ein hübsches, liebes Mädels und gerne würde ich fest mit Ihnen verkehren. Heute nun kann ich nicht mehr länger an mir halten, und wage es darum trotzdem, vielleicht finde ich in Sie doch ein gutes, liebes und vernünftiges Mädels, wo auch Sie sich nach einer großen, wahren Liebe sehnen, wie ich. Ich frage daher höflichst und diskret an, liebe Johanna, ob Sie mir aus Liebe das geben können, womit ein Mädels einem Manne sich hingibt, aus Liebe opfert. Sie mögen versichert sein, liebe Johanna, daß ich offenen Herzens an Sie herantrete und Ihre Liebe immer besitzen möchte. Wohl bin ich kein Millionär, besitze aber ein liebend, gutes Herz, der sein Mädels zu schätzen weiß. Aber am 1. Februar trete ich in leitender Stellung an. Würden Sie mir aus Liebe beim baldigen Treffen dieses Opfer bringen?

Wenn Sie sich abends zu Bett legen, haben Sie sicher schon große Sehnsucht nach Liebe gehabt und würden gern einem Manne liebend gehören mit Leib und Seele. Ist es nicht wieviel mal schöner, sich sagen zu können, ich gehe zu meinem Geliebten, zu meinem liebsten Menschen? aber sagen zu müssen ich habe keinen, alle sind falsch oder ich treffe mich mit dem und den, ist schrecklich.

Nun, liebe Johanna, überlegen Sie es sich und geben Sie mir bitte baldigst bis Donnerstag Antwort, ob Sie mir beim Treffen opfernd aus Liebe gehören oder nicht. Weiter hätte ich die Bitte, liebste Johanna, ob wir uns am Freitagabend nicht treffen könnten. Am Donnerstag habe ich Clubabend, da kann ich nicht und wenn Sie mich lieb haben, dann kommen Sie bitte Freitag  $\frac{1}{2}$  9— $\frac{3}{4}$  9 Uhr Treffpunkt vor Ihrer Haustür. Lassen Sie sich also bitte frei geben.

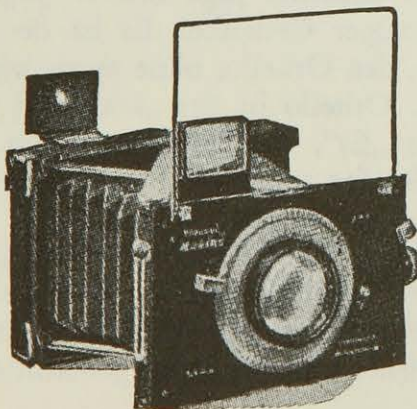
Sollten Sie glauben, daß ich nur so bin, wie die meisten Männer und wenn Sie nicht zum Treffen kommen, dann verzeihen Sie dieses bitte und wünsche ich Ihnen für Ihr ferneres Leben das denkbar Beste.

Grüßend Ihr Sie aufrichtig küßend und liebender  
Franz

Oder habe ich doch das Glück, daß Hannchen schon beim Treffen Freitag mir liebend ganz gehört? Welche Freude und Glück dann.  
Franz R. (Authentisch.)

Die Einbanddecken für den Querschnitt 1931 liegen bereit und sind, mit dem Inhaltsverzeichnis, zum Preise von 4.— Mark durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen.

Das ist sie — die wundervolle



## Plaubel-Makina

für Amateure über dem Durchschnitt

Taschen-Präzisions-Kamera besonderer Art und Leistungsfähigkeit mit der großen und extra lichtstarken Optik F:2,9 und dem normalen, altbewährten Bildformat 6,5 x 9 cm, so daß man nicht immer erst vergrößern muß. Für Platten und Filmpacks 6,5 x 9 cm, die es auf der ganzen Welt gibt, da Standard-Größe. Visieren in Augenhöhe (keine Bauch-Perspektive!). Nachtaufnahmen aus der Hand. Für Reise und Wanderung einzigartig. Preis RM 280.— 10% Notv.-Rabatt. Neues, verbessertes Modell 1932 RM 270.— ohne Notv.-Rabatt

Gratis-Broschüre durch:

**Wauckosin & Co, Frankfurt a. M. 43**

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen.



## Der gedoppelte Othello

### Ein Deutungsversuch

Anlässlich der letzten Neueinstudierung des Shakespeareschen „Othello“ im Berliner Staatlichen Schauspielhaus hat es großen Zwist über das Richtig oder Falsch der Besetzung der beiden Hauptrollen Jago und Othello mit Krauß und George gegeben. Wobei die Meinungsverschiedenheiten über Jago größer waren als über Othello. Nichts aber hat mich da in den vielen Kritiken so frappiert wie die Erinnerung Paul Wieglers in der „B. Z.“, der von einer Absicht des unerhört klugen, alten Brahm erzählt, die damals dahin ging, die Darsteller des Othello und Jago alternieren zu lassen.

Es scheint, als ob Brahm damit dem wundervollen Kunstwerk Shakespeares, vielleicht ganz unbewußt, die einzige richtige Deutung gegeben hat. Viele nennen heute den Othello ein unmögliches Stück, weil so ein Quatsch mit einem Taschentuch übertrieben sei. Manche raten, den Othello heute auf Politisch zu spielen, als eine Art Rassenstück: die weißen Venezianer und Aristokraten gegen die einsamen Fremden in ihrer Mitte. Andere wiederum weisen auf die monumentale Vers-Arbeit hin und wünschen, daß der edlen Sprache ein edles Posengemälde entsprechen möge.

Für alle diese muß Brahms Absicht wahnwitzig erscheinen. Doch man überlege einmal dies: Warum ist dieser Jago so unbegreifbar? Weil er ein vollkommen böser Mensch ist. Und etwas Vollkommenes läßt sich nur theoretisch darstellen. Real existiert es nicht.

Im Gegensatz zu Jago ist Othello ein liebes, gutes Stück Fleisch, das durch die Welt abenteuert und an dem ersten kleinen Eifersuchtsritz, der ihm mit eines einzigen Gedankens Messerschärfe gerissen wird, verblutet. Es gibt nicht ein einziges Gemeinsames, in dem sich diese beiden Menschen überschneiden.

Alle Menschen aber überschneiden sich in irgendeiner, wenn auch noch so kleinsten Zone ihres Seins. Also ist eine von beiden Gestalten keine menschliche.

Nun gut, ich zweifle, daß Jago, dies Wesen absolut böse und ohne jede Schwäche, ein Mensch ist. So ist es also ein Hirngespinnst? Man denke bitte daran, daß das dichtende Genie in jeder Schöpfung sich wie ein Liebender der Kraft entäußert, deren angestauten Strom er nicht mehr ertragen kann. Daher stammt der dem Zeugungsvorgang entspringende Begriff „Schöpfung“. Es ist daher ein nur allzu bekannter Vorgang, daß oft eine einzige erdichtete Figur nicht die Fülle des Bewußtseins und des Unbewußtseins faßt, die sich offenbaren will. Und es erfolgt jener psychologische Vorgang einer Bewußtseinsspaltung, die im Schaffenden noch sozusagen einheitlich ist, im Geschaffenen aber sich bisweilen zweiheitlich entwickelt. Shakespeare, der ewig mit der ihm von Mary Fittons dunklem, erotischem Bann auferlegten dämonischen Qual kämpfte, hat schließlich nicht ohne innerste Beteiligung dieses vollendete Drama der Eifersucht geschrieben. Jedes Wort Jagos ist ein Gefühl Othellos. Wer wollte heute noch bezweifeln, daß in allen Hauptpartien Othellos und des Dichters Gefühle sich decken?

So beladen und belastet Othello mit den Gefühlen der Leidenschaften ist, so sehr entbehrt Jago dieser. Jago ist ein einziger Gedanke. Es ist der Gedanke, den Othello, ohne es zu wissen, denkt. Othello ist das „Ich“ und Jago ist das „Es“, das ihn jagt. Jago und Othello, der amoralische und der moralische Mensch, sind eine Einheit, eine ungeheure, großartige, phantastisch gelungene Menscheneinheit, wie sie nur von einem geistbegnadeten Menschen wie Shakespeare sichtbar gemacht wer-

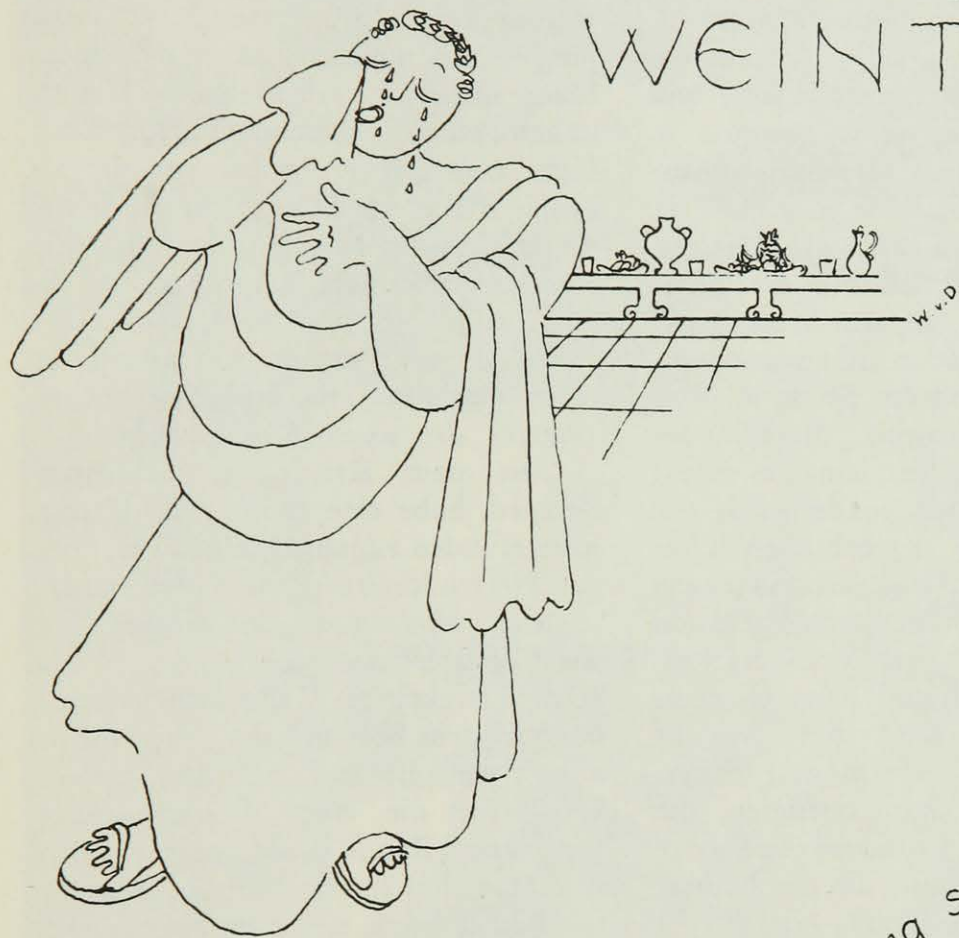


den konnte. Daß er sie spalten mußte, war sein Ausweg. In jedem Sinne.

Aus diesen kurzen Andeutungen heraus erklärt sich wohl Brahms 'in-

und der Othello den Jago geben kann. Dabei braucht er gar nicht „ideal“ besetzt zu sein. Die beiden Schauspieler müssen sich lediglich im Niveau der

## LUCULLUS WEINT?



ihm fehlte stets die Krönung seiner Gastmähler

### ABDULLA № 16

Beschluss und höchste  
Vollendung einer festlichen

Tafel

10.8.01/M. U. GOLD

tuitive Idee des Alternierens der Spieler der beiden Hauptrollen. Richtig besetzt wird das Stück Othello immer dann sein, wenn der Jago den Othello

Leistung die Wage halten, das heißt, sie müssen so zueinander passen, wie das Böse und Gute in ein und demselben Menschen. Manfred Georg



# Jean-Jacques Bernard oder Das Theater des Schweigens

Von Gertrud Isolani

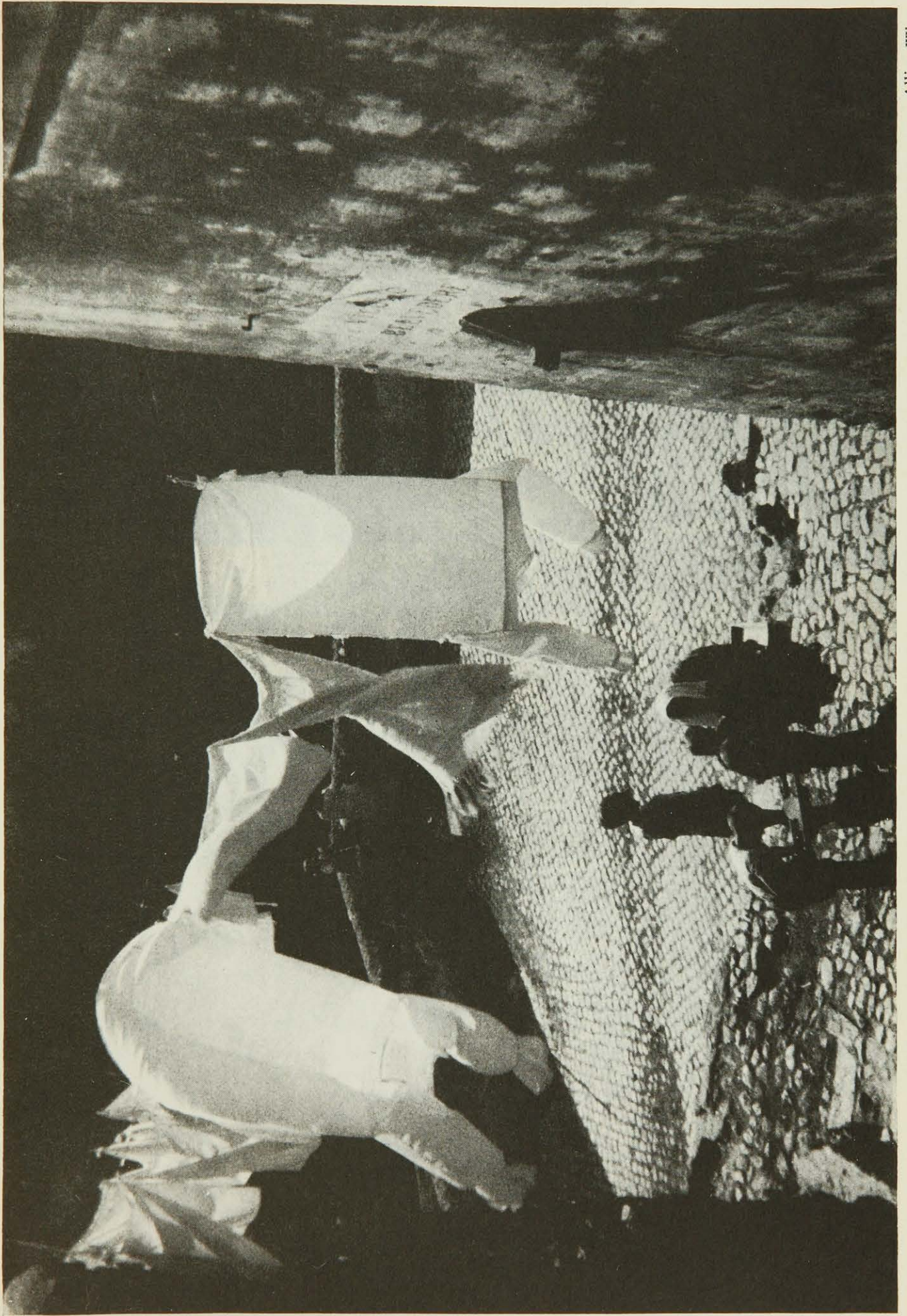
Jean-Jacques Bernard ist der Dichter des Schweigens, der Stille, die zart und kraftvoll, verhalten und explosiv ist, eine Stille, beredt wie die wortreichste Sprache. Dieser atemberaubenden Pause zwischen gehauchten Worten, zwischen verdeckten und scheuen Gesprächen gibt Bernard in zahlreichen Stücken lebendigsten Ausdruck. Wenn ich erwähne, daß in einem dieser Dramen, in *Martine*, dessen Problem schlechthin die Liebe ist, während des ganzen Stückes das Wort Liebe überhaupt nicht vorkommt, oder in einem anderen Stück, *L'âme en peine*, zwei Menschen, die einander Schicksal werden, kein einziges Wort miteinander sprechen, sondern sich nur in entscheidenden Augenblicken ihres Lebens meteorhaft begegnen, in einem Hotel, in einem öffentlichen Park von Paris, immer nur im Vorübergehen, immer nur fremd und ohne Gemeinsamkeiten, — so wird dies vielleicht die besondere Kunstform des schweigenden Theaters charakterisieren, die phrasenlose, fast wortarme und doch ausdrucksstarke Kunst, die der Dichter für das zukünftige Drama erstrebt.

Bernard bezeichnete selbst diese neue Art der indirekten dramatischen Gestaltung als „Unterdialog“, der unter dem hörbaren Bühnendialog lebe, und den es gelte, hörbar und klingend zu machen. Diese Intensivierung der halben Töne hinter gesprochenen und ungesprochenen Worten, diese Zwischen-den-Zeilen-Dramatik, die von Freuds Gedankengängen nicht unbeeinflusst blieb, gelang ihm vielleicht am stärksten in einem Stück: *Le printemps des Autres*, das der Regisseur Lugné Poe vor einigen Jahren mit großem Erfolg in Paris herausbrachte (und das ich ins Deutsche übertragen habe). Die nachhaltige Wirkung dieses Stückes war in Paris vor allem der Hauptdarstellerin

Suzanne Desprès zu verdanken, der es meisterhaft gelang, all die verhaltenen Empfindungen, die hinter verhinderten Worten lauern, fühlbar zu machen. Sie war in diesem Stück die Mutter einer jung verheirateten Tochter, in deren Mann sie selbst verliebt ist, — freilich unbewußt. Wie diese unausgesprochene Liebe zum Schwiegersohn, von der an keiner Stelle des Stückes die Rede ist, die aber in jedem Schweigen und An-einandervorbeireden spürbar wird, Schatten und Konflikte in eine glückliche Ehe bringt, das ist mit unendlicher Kunst gestaltet. Hier ist ein neuartiges *Theater der unaussprechbaren Dinge*.

Seit dem Kriege, so behauptet Bernard, habe eine große Umwälzung stattgefunden zugunsten eines Theaters, das zwar nüchterner und enhaltsamer, zugleich aber auch reicher sei, als das Theater von dazumal. Wortgeschwätzigkeit sei kaum mehr vereinbar mit dem Studium des Innenlebens, mit jener Erforschung des Unterbewußten, die einen immer größer werdenden Raum in der dramatischen Literatur einnehme. Bernard erstrebt im Bühnendrama eine Kunst der Tiefe, der Synthese und Suggestion. Er arbeitet an diesem Ziele, ohne bestimmte Formeln oder Prinzipien aufzustellen. Allein in der sprachlichen Konstruktion seiner Werke liegt ein gewisses System. Es besteht darin, die unterirdische Zwiesprache des gesprochenen Dialogs zu erlauschen und zu gestalten. Bernard hat eine schamhafte Verachtung vor Worten, vor allem Aussprechen und Verdünnen, dort, wo seiner Meinung nach nur suggeriert werden darf. Er haßt die üble Schwatzhafteigkeit der Romantik. Er behauptet mit Recht, daß ein umständlich erklärtes Gefühl im Drama an Kraft einbüße. Ein langer, nachdrücklicher Satz sage immer weniger,





Auf der Insel Ischia





Berglust-dös is do gwiss  
 dö macht an jeden frisch  
 und a Schluck Enzian  
 der richt' Di z'sam.

Dr. Bruck  
 Gasthauschild im Allgäu

HOTEL BÄR & POST  
 CHRIST. MONSCH  
 ZERNEZ

AUTOGARAGE

40 Min. vom Schweiz. Nationalpark  
 entfernt

Zernez, den .....

Herr Fracaro hat uns, mit sein Auto,  
 während 6 Tagen von Meran bis Palnarego und  
 auch nach Sella Pass, Karersee, Stelvio Offen Pass  
 geführt. Es war eine wunderschöne Tour. Sein  
 Auto war vorzüglich und er selbst is ein  
 Conducteur von ersten Range

Albert  
 König der Belgier  
 1 July 1937  
 Zernez.



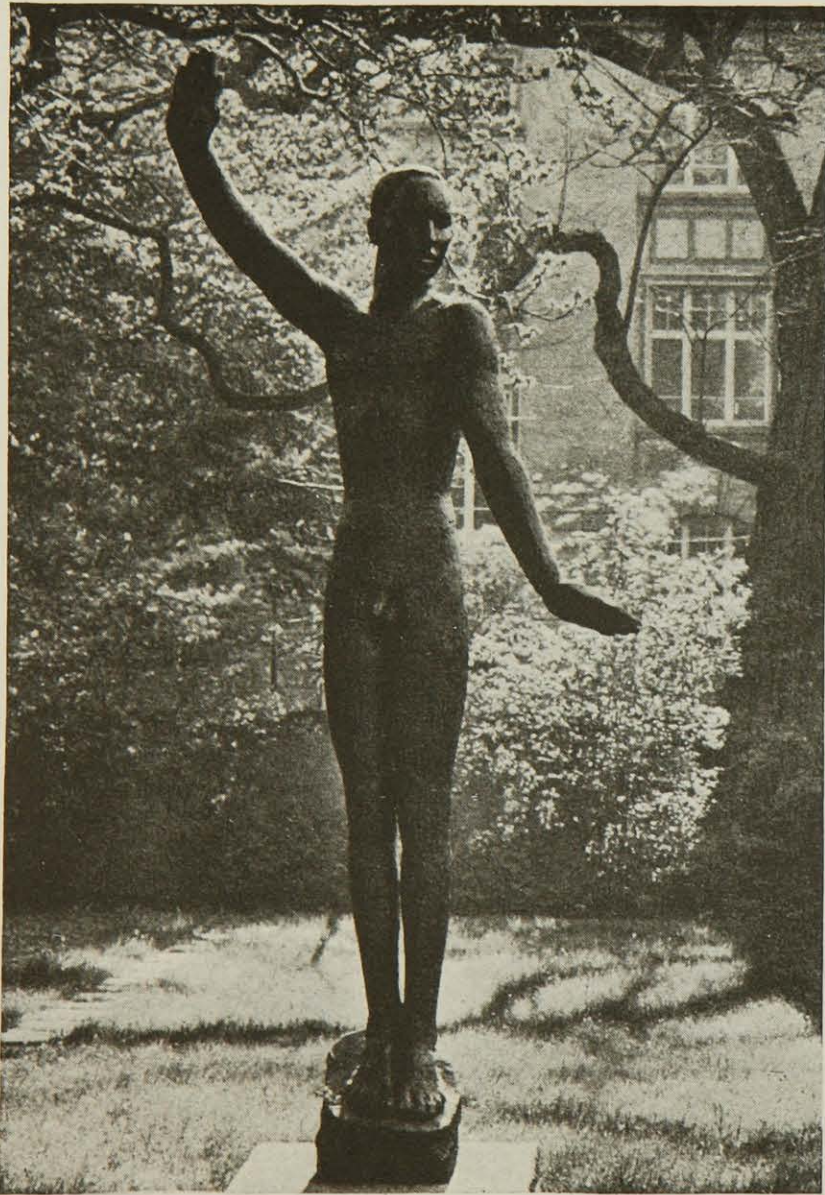
Der Dramatiker Jean-Jacques Bérnard



Der Dichter Paul Morand als Taucher







Georg Kolbe, Bronzefigur in Lübeck

Renger-Patzsch



Werner Krauß (links) in einem Herrenballett (Nürnberg 1913)





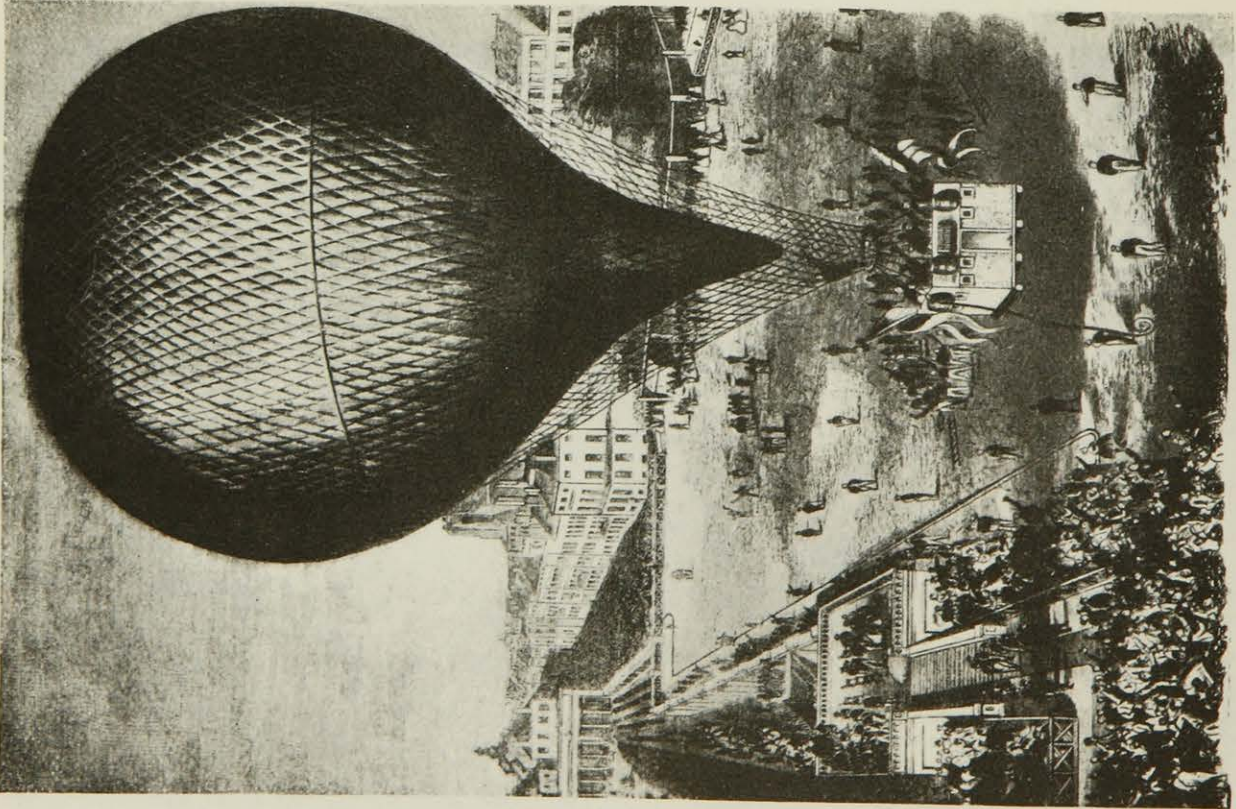
Eingeborener auf Tahiti



Zander & Labisch

Genia Nikolajewa in Sidney Jones „Geisha“ (Staatstheater, Berlin)





Sammlung Handke  
Ballon-Aufstieg des Photographen Nadar in Paris



Weltrundschau

Erdkugeln



als ein scheinbar gleichgültiger Einwurf. Bernard betrachtet das Wort nur als ein schwaches Instrument; für ihn hat es nicht mehr Wert, als eine ruhende Violinsaite, die freilich alle Möglichkeiten des Klingens in sich trägt. Er liebt die Armut seiner Sprache und behauptet, die französische Sprache habe die wundervolle Eigenschaft, sich noch da zu bereichern, wo sie sich ganz beraubt.

Dieser Dramatiker hat für die Bühne die Freudsche Entdeckung des Unterbewußtseins noch einmal entdeckt und für seine Zwecke nutzbar gemacht. Er hat das, was die Dramatiker bisher durch Pausen ausdrückten, bühnenfähig gemacht und die Möglichkeit geschaffen, eine ganze Empfindungsskala auf die Szene zu bringen. In dem Stück *Le feu qui reprend mal* versuchte der Dichter das scheue Zögern zweier Wesen, die einander lieben und eines durch das andere leiden, fühlbar zu machen. Und auch in *Martine* verschließt die Heldin beharrlich ihre Leidenschaft; nicht durch Worte, sondern durch das Echo der Worte verrät sich ihr Schmerz. Dabei sind die Gefühle dieses Bauernmädchens sehr primitiv, verfolgen von der Hoffnung bis zur Resignation eine grade Linie. In dem Drama *L'invitation au voyage* sind die dargestellten Leidenschaften viel weniger einfach. Hier konzentriert eine junge Frau all ihre geheimen Sehnsüchte auf das Bild eines ganz gleichgültigen Menschen, der nach Argentinien gefahren ist, so lange und intensiv, bis ihr Traum Form geworden ist. Im *Printemps des Autres* versucht Bernard seine indirekte Technik an dem psychologischen Problem einer *zurückgedrängten* Leidenschaft. Wenn sich die Heldin ihrer Liebe bewußt wäre, die sie zur Rivalin ihrer Tochter macht, wäre sie hassenswert; sie ist aber erbarmungswürdig. Der Autor wollte eben zeigen, wieviele Ungeheuerlichkeiten selbst die reinsten

Menschen unvermutet in ihren Herzen zu bergen vermögen.

Man wird zugeben, daß bei der dramatischen Behandlung derartiger Sujets, die der Erforschung subtilster Seelenregungen dient, die üblichen Bühnenmethoden mit ihren groben Darstellungsmitteln versagen. So kam der Dichter zu jener indirekten, mehr verschweigenden, als aussagenden Sprache, die wie ein geheimer Schlüssel zu den verborgensten Seelen ist. Er versuchte, immer tiefere und ganz verdeckte Gefühlsschichten zu erreichen. Man hat ihm entgegengehalten, daß dies mehr Sache des Romans oder der Musik sei. Aber er behauptet, daß es dort nur leichter sei, diese Dinge darzustellen. Grade die Schwierigkeit, sie dramatisch zu gestalten, hat ihn gereizt.

Die Hauptschwierigkeit lag bei dieser neuen Aufgabe in dem völligen Fehlen einer exakten Methode. Denn wie jeder dramatische Gegenstand, jede Szene, jedes Bühnengespräch ihre eigenen Gesetze haben, so hat natürlich auch dieser „Unterdialog“ Bernards seine besonderen gesetzmäßigen Ausdrucksformen, die es zu finden und zu fixieren galt. Der Dichter gibt selbst zu, daß er nicht immer das Glück hatte, gleich beim ersten Versuch auf den einzigen Satz oder das einzige Wort zu stoßen, das eine verborgene Wahrheit offenbart. Er hat sich ebenso unnötige Arbeit machen müssen, wie ein Filmopérateur, der tausend Meter verschwendet, um hundert gute Meter zu haben.

So wurde jene Dramatik Jean-Jacques Bernards nicht aus Mangel, sondern aus Fülle die Kunst des Auslassens, die Sprache der Pause, der Schrei des Schweigens. Was dieser ernsthaft bemühte französische Bühnendichter bezweckt, hat schon Shakespeare erkannt und erstrebt, als er aus eigener Werkstatt-Erfahrung feststellte: „To name is to destroy, To suggest is to create.“



# Oberprimanerinnen über Goethe

Mitgeteilt von W. S.

Das Genie ist einem Hohlspiegel vergleichbar, sagt Schopenhauer. Es sammelt die Strahlen seiner Zeiterscheinungen und konzentriert sie in seinem Brennpunkt zu unvergänglichen Werken. Der Vergleich hat noch einen zweiten Sinn. Auch spätere Zeiten spiegeln sich im Genie: in der Wertung, die es von seiner Nachwelt erfährt. Es gibt Perioden, Konstellationen, in denen dieser Spiegel kein Licht zurückwirft, und Zeiten, in denen er aufs neue erstrahlt. Hier haben sechs Schülerinnen eines Berliner Gymnasiums in ihren knapp gefaßten Meinungen über Goethe ein Bild ihrer Generation gegeben

*Tusnelda G.* (Klassen-Erste): Unsere Zeit ist wie keine vorher mit der eigenen Gegenwart beschäftigt. Brennende Tagesfragen lassen uns keine Zeit für Ewigkeitswerte. Wir zerbrechen uns darüber den Kopf, wie wir über die nächsten acht Tage hinwegkommen; was sollen uns da die zeitlosen Auseinandersetzungen über die Antike im Faust, die geistvollen Gedanken über Gefühlsspaltungen in den Wahlverwandtschaften, das Ewig-Weibliche, eine Männerangelegenheit der Romantik? Unsere Zeit kann mit der Dichtkunst etwas anfangen, soweit sie sich mit sozialen Problemen beschäftigt. Goethe, in diesem Sinne in die bürgerliche Literatur einzureihen, ist für uns nicht mehr aktuell.

*Grete S.* (schwächste Schülerin ihrer Klasse): Ich liebe ein Buch von Goethe. Es ist die Geschichte von der hoffnungslosen Liebe des jungen Werthers. Wie oft habe ich sein Unglück und seine Tränen miterlebt! Meine Lieblingsstelle in diesem Roman ist der Selbstmord Werthers. Sein Tod ist für mich vollkommen überzeugend.

*Lotte M.* (Interesse für Geschichte): In Goethe sehe ich nicht einen einzelnen großen Schriftsteller, sondern seine Werke sind eine Nationalliteratur für sich. Seine Universalität erstreckt sich noch heute auf alle Gebiete des Geistes und der Wissenschaft. Er verkörpert wie kein anderer sein Vaterland. Als der größte Lyriker offenbart er die Tiefe des deutschen Gemüts, als Wissen-

schaftler den Ordnungssinn und die deutsche Gründlichkeit, als Prosaist und Dramatiker die Liebe zu seinem Volk und die Achtung vor der Tradition. In einem so großen Werk wie Goethes wird man viele Widersprüche finden. Aber diese sind wohl zum Teil auf die umfangreiche Kenntnis des Lebens und Werkes, zum Teil auf ein zu geringes Verständnis dieser beiden zurückzuführen. Jedenfalls haben wir in Goethes Werk ein Nationalgut, dessen Erneuerung in der gegenwärtigen Notzeit sehr zu begrüßen ist. Durch billige Volksausgaben und eine größere Pflege in den Schulen sollten wir uns daran erinnern, wieviel geistige Werte das deutsche Volk besitzt.

*Marie S.* (Sportlerin): Ich weiß wirklich nicht, was ich von Goethe halten soll.

*Helene B.* (Vorliebe für Mathematik und Technik): Schöne Literatur — die Engländer nennen sie richtig *fiction* — kann man heute nicht mehr lesen. Sie ist höchstens noch Lehrstoff für die unreife Jugend, die es aber nicht mehr gibt, weil sie sogleich reif ist. Was man heute — außer Zeitungen — noch lesen kann, sind Biographien. Goethes Biographie kann man auch nicht lesen. Sie ist keine Lebensgeschichte, sondern das Schlachtfeld blutiger philologischer Meinungskämpfe. Außerdem ist die Persönlichkeit Goethes so kompliziert, daß die Konstruktion eines Flugzeugmotors dagegen ein Kinderspiel ist. Der ganze Komplex Goethe ist heute eine vielleicht interessante, aber jeden-



falls überflüssige Spezialwissenschaft geworden.

*Claire T.:* Ich verüble Goethe seinen schlechten Geschmack bei Frauen. Käthchen Schönkopf war eine schwatzhafte Kellnerin, Susanne von Klettenberg eine Tante mit schöner Seele, Friederike Brion eine dofe Ziege, Charlotte Buff eine sentimentale Gans, Lili Schönmann ein kleiner Vamp aus gutem Hause. Charlotte von Stein war eine kinderreiche, überspannte, unverstandene und betriebsame Frau im gefährlichen Alter, Christiane Vulpius ein gutmütiges, lebenslustiges, treues und fleißiges Küchenmädchen. Minna Herzlieb, wie der Name bereits sagt, ein schönes, einfältiges Haustöchterchen, Marianne von Willemer eine viel-erfahrene, reife Intellektuelle und Ulrike von Levetzow ein niedlicher, zurückgebliebener Trotzkopf.

**Der General Napoleon Bonaparte**, Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte, nahm auf dem italienischen Feldzuge im Jahre 1799 ein ungarisches Bataillon gefangen. Der Führer desselben, Oberst Nemethy, ein alter, ergrauter Krieger, beklagte sich dabei bitterlich über die Art und Weise, wie die Franzosen kämpften. Er habe noch in dem Heere der Kaiserin Maria Theresia gefochten und müsse gestehen, daß jenes System viel humaner gewesen und der persönlichen Tapferkeit einen größeren Spielraum gestattet habe.

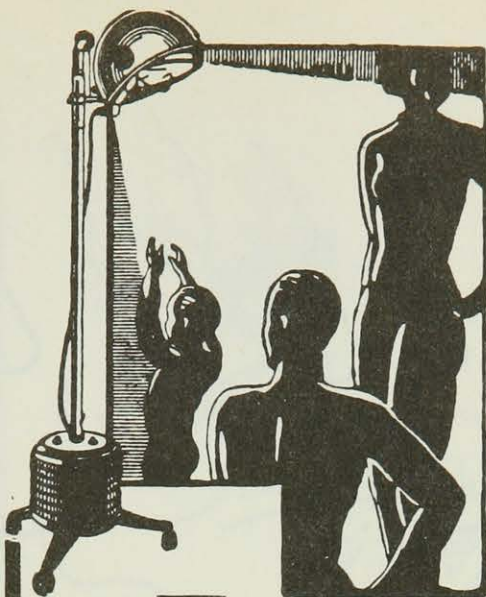
„Wie alt sind Sie eigentlich?“ fragte Napoleon barsch.

„So gegen die siebzig Jahre.“

„Das wissen Sie nicht genau? Ich dünkte, Sie lebten lange genug, um gelernt zu haben, daß man seine Jahre abzählt!“

„General“, versetzte der alte ungarische Haudegen, „ich zähle mein Geld, meine Hemden und meine Pferde, aber die Jahre? Wozu soll ich die zählen, von denen stiehlt mir kein Mensch auch nur ein einziges!“

**Das Sonderheft des Querschnitts „Junge Mädchen“ mußte verschoben werden (Erscheinungstag: 14. April).**



## Ein Sonnenbad im Winter?

Das klingt zunächst unwahrscheinlich. Und doch gibt es für Menschen, die den hohen Wert der im Sonnenlicht enthaltenen ultravioletten Strahlen für ihre Gesundheit erkannt haben, tatsächlich eine Möglichkeit, jederzeit ein Sonnenbad zu nehmen: Die „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau —!

Für geistige Arbeiter, für Überanstrengte, für Erholungsbedürftige und Schwächliche sollte es ein Gebot der Vernunft sein, diese Lichthygiene anzuwenden (die **nur wenige Minuten** dauert), um schnellstens wieder auf die Beine zu kommen und die Leistungsfähigkeit zu steigern.

Vorbeugende Bestrahlung schützt vor Erkrankung. Wer krank ist, begeben sich in ärztliche Behandlung. Leicht transportable Höhensonne (Tischmodell—Stromverbrauch nur 0,4 KW) schon für RM 136.60 für Gleichstrom und RM 262.50 für Wechselstrom erhältlich. Teilzahlung gestattet. — **10% Preisabbau ab 12. 12. 1931**

● Es ist ein Gebot der Vernunft, gerade in der jetzigen so ungemein schwierigen Zeit zuerst an die Gesundheit zu denken, Gesundheit für sich und die ganze Familie sollte allen anderen Ausgaben vorangestellt werden.

**Künstliche Höhensonne**  
— ORIGINAL HANAU —

Bitte verlangen Sie ausführlichen Prospekt von der **Quarzlampen-Gesellschaft m.b.H.** Hanau a. M., Postfach Nr. 187

Zweigstelle Berlin NW6, Luisenplatz 8, Tel. D 1 Norden 4997. Zweigfabrik Linz a. D., Zweigniederlassung Wien III, Kundmangasse 12. Unverbindliche Vorführung in allen medizinischen Fachgeschäften und durch die AEG in allen ihren Niederlassungen.

Abschneiden und einsenden!

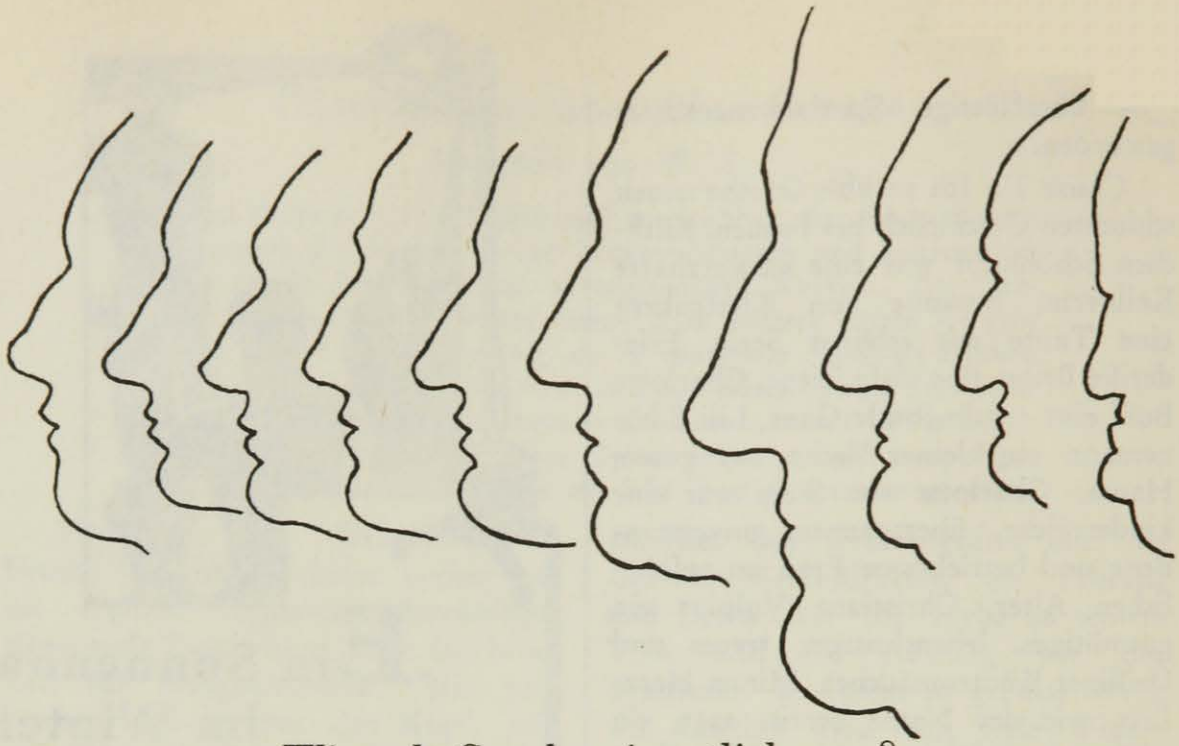
Bitte senden Sie mir kostenfrei Prospekte und Preise über die „Künstliche Höhensonne“.

Name: .....

Ort: .....

Straße: .....





## Wie sah Goethe eigentlich aus?

Von *Ottomar Starke*

„Da nun die Deutschen nichts Seelenloseres, Langweiligeres, Kälteres, Kanzleimäßigeres, Schlaf-röckigeres haben als — ihre Komparativen ausgenommen — ihre Jubiläen . . .“

*Jean Paul* (Giannozzo)

... so wollen wir denn auch bei dieser Gelegenheit gar nicht erst den Versuch wagen, uns herzhafter zu geben, als wir sind, und wollen den langweiligsten Amtsschimmel im Geistigen — den der Objektivität — reiten.

Dazu müssen wir uns allerdings erdreisten, so zu tun, als ob wir Goethen wirklich einmal betrachten dürften wie unsereinen, das heißt wie einen Mann, dem man da und dort begegnen kann, vor dem man seinen Kratzfuß macht, wenn man ihm gelegentlich einmal vorgestellt werden sollte und von welchem man außer Klatschgeschichten, die im übrigen um jeden Zeitgenossen kursieren, *gar nichts* weiß.

Wir müssen also annehmen, daß weder er selbst in Kleidung und Benehmen sich irgendwie auffällig macht, noch daß die Gazetten ihn wöchentlich im Bild mitteilen. Er ist ein Herr, der sich trägt wie jeder andere, liest die Zeitung, ißt, spielt vielleicht Schach, hat

ein Einkommen, und wir wissen bestenfalls vom Hörensagen, daß er allerhand geschrieben haben soll, das aber sagen wir, aus augenblicklichem verlegerischen Desinteressement nicht zum Druck gekommen ist.

Irgendein Bekannter aus dem Café knufft uns also gelegentlich in die Seite und sagt nebenbei: „Da ist ja auch der junge Goethe!“ — Ein mittelgroßer schlanker Jüngling, schätzungsweise 1.76 Meter groß, der sich aufrecht hält, vielleicht ein bißchen steif, mit hübschen braunen Augen und einer etwas vorwitzigen Nase. Er macht bei guter Figur einen lebhaften interessierten Eindruck und sieht unterhaltsam aus. Ein Draufgänger, sicher hat er bei den Mädels Ankratz, vorausgesetzt, er liest ihnen nicht nur Gedichte vor. Summa summarum: ein netter Kerl, auch ein hübscher Kerl, wenngleich es selbstverständlich hübschere gibt.

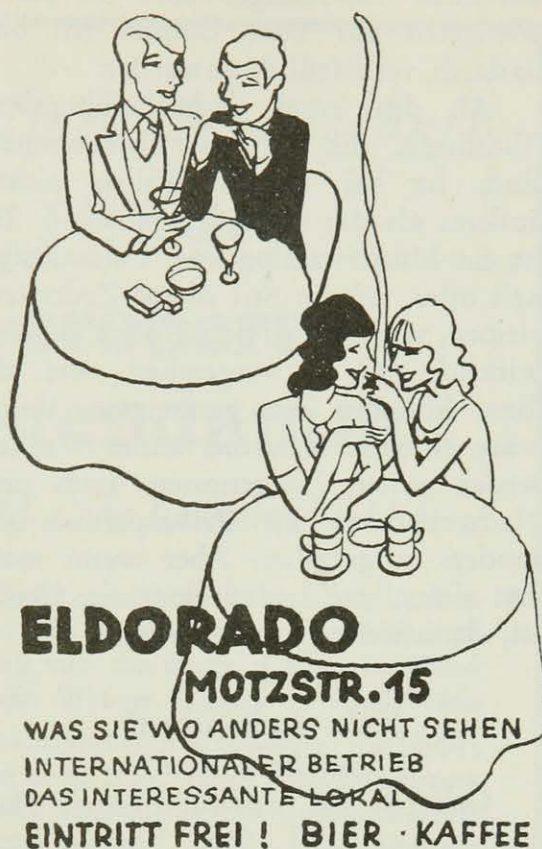
Zwischen Vierzig und Fünfundfünfzig ist es aus mit der schlanken Linie (wir haben ausgemacht, objektiv zu bleiben), Herr Goethe ist dick, mit einundfünfzig fast fett, was sich übrigens später wieder einigermaßen ausbalanciert. Die Beine scheinen etwas kurz



geraten. Er ist ein Sitzriese. Darüber braucht er sich nicht zu kränken, größere Leute als er hatten diese körperliche Eigentümlichkeit: Alexander der Große, Friedrich der Große, Napoleon, Mozart, Beethoven, Wagner. Aber er hat fast zierliche Füße, im Gegensatz zu recht kräftigen und großen Händen. Er macht im übrigen einen nervösen Eindruck. Man sieht ihm die Jahre an. Fünfundvierzig! Er hat hängende Backen und Tränensäcke unter den Augen. Seine Manieren und Sprache sind simpel wie die eines jeden Geschäftsmannes. Man hört ihm an, daß er ein Süddeutscher ist. Er hat etwas von einem biederherzigen Amtmann oder von einem Geheimrat. In Berlin würde ihn jeder für einen Einheimischen halten. Ein dänisches Fräulein Friederike Brun, die ihn genauer zu kennen vorgibt, meint, das Glück und die Weiber hätten ihn verzogen, er hätte geschwelgt, ohne zu genießen, genommen, ohne zu geben. Aber er hat unzweifelhaft sehr schöne Augen und eine sehr schöne Stirn.

Sicherlich ist er unbestreitbar ein netter alter Mann. Starke Skoliose des Gesichts mit Konkavität nach rechts ist festzustellen. Ein sehr sympathischer Herr im übrigen. Eine ewig klare Stirn und ewig klare Augen! Ein freundlicher Mund. Scheint kein Schwätzer zu sein! Runzeln, selbstverständlich, wie alte Leute sie eben zu haben pflegen. Die Arme schon ein wenig zitterig, sein aufrechter Gang etwas künstlich und steif. Bei aller Verbindlichkeit macht er doch den Eindruck großer Zurückhaltung. Wenn er sich unbeobachtet weiß, geht er sicherlich leicht gebückt, in seinem Garten etwa, im langen Hausrock, ein Schirmkäppchen auf den weißen Haaren, und das mag das rührende Bild eines alten gepflegten Mannes abgeben.

„Ich habe so oft Künstlern gesessen. Man hat mich gemartert und geplagt, und von den vielen in der Welt kur-



**ELDORADO**  
**MOTZSTR. 15**

WAS SIE WO ANDERS NICHT SEHEN  
INTERNATIONALER BETRIEB  
DAS INTERESSANTE LOKAL  
EINTRITT FREI! BIER · KAFFEE

Soeben  erscheint:

## S. TRETJAKOW

### Den Schi-Chua

Ein Chinese erzählt sein Leben  
Bio-Interview

Ca. 520 Seiten. 1.-12. Tsd. Kartoniert 2.85. In Leinen 4.80

Was geht in China vor? Wie leben und denken diese 500 Millionen Menschen? Das Buch „Den Schi-Chua“ von Tretjakow — dem Autor von „Brülle China“ und „Feld-Herren“ — gibt zum ersten Male eine umfassende Antwort auf diese Fragen. Wir folgen einem jungen Chinesen aus Szechuan durch 23 Jahre seines Lebens. In der Atmosphäre angespannter Kämpfe wächst der junge Schi-Chua im ersten Viertel unseres Jahrhunderts auf. Wir nehmen mit ihm an den geheimen Versammlungen, den Aufständen und Feldzügen teil, die der Vater leitet. Schi-Chua geht nach dem Weltkrieg nach Peking, um Literatur zu studieren, und schließt sich den revolutionären Studenten an. Tretjakow nennt das Buch ein „Bio-Interview“. Zwei Menschen haben daran gearbeitet: der junge Chinese Den Schi-Chua, der, wie Tretjakow sagt, „Freigebig die prächtigen Tiefen seines Gedächtnisses zur Verfügung stellte“ und der Dichter Tretjakow, der den Stoff gestaltete. In „Den Schi-Chua“ liegt ein in jeder Beziehung eigenartiges Buch vor, das dem europäischen Leser eine neue Welt erschließt und Einblick in die Hintergründe eines Geschehens gibt, das heute die ganze Menschheit in Erregung versetzt.

**MALIK-VERLAG**



sierenden Abbildungen sind die allerwenigsten mir zum Danke. Ich bin dadurch verdrießlich geworden . . .“

An den rund anderthalbhundert Bildnissen, die auf uns überkommen sind, ist bei bestem Willen nichts anderes als das Gesagte abzulesen. Es ist ein Musterkatalog von Talentlosigkeit oder, um im Stil dieser Zeilen zu bleiben, von Objektivität. Hätte Goethe wirklich nur so ausgesehen, wie all diese Stümper ihn verewigten, dann wäre er ohne Kenntnis seines Werkes weder seinen Zeitgenossen noch uns Nachgeborenen als Privatperson besonders aufgefallen. Aber wenn man erst einmal weiß, daß einer ein Genie ist, dann sieht er auch so aus!

### Mein Lebenslauf

Von Roda Roda

Geboren auf Puszta Zdenci, Slavonien, 13. April 1872. Vater: Gutsdirektor. Oesterreichische Gymnasien. Zwei Jahre auf dem Balkan verbummelt. Mit neunzehn Soldat, elf Jahre. Zwei Jahre ausgeruht in Bosnien, Dalmatien, Spanien — wenn man das Ausruhen nennen kann. 1904 bis 1906 in Wien, Pommern, Berlin. Elsbeth Leuckfeld von Weysen geheiratet, zuerst in freier Ehe, dann in aller Form. Bin sehr zufrieden, äußerst nette Frau. Wir haben zwei Kinder: Harro Freiherr v. Zeppelin (aus ihrer ersten Ehe), einen besonnenen Ingenieur, und Dana Roda Roda, aggressive Juristin. — 1906 bis 1912 lebten wir in München. Im Balkankrieg war ich Berichterstatter — in Konstantinopel und Athen. Weltkrieg desgleichen in Rußland, der Bulgarei, in Montenegro, Italien. Nach dem Krieg: Böhmen, Tirol, München. 1923 Amerika. 1926 bis 1929 Paris, dazwischen Finnland, seither Berlin. — Sehr viel Vorträge gehalten, tausende von Anekdoten geschrieben, vierzig Bücher, zehn Stücke, sechs Filme. — Ich glaube, die deutsche Anekdote umgestaltet zu haben, indem



Leonore Gräfin Stenbock

ich aus dem früher üblichen Dialog unbekannter Menschen die Epik persönlichen Erlebens machte. Heute treffen das schon alle — ich bin entbehrlich. Fühle mich aber auch so ganz wohl. Seit 1930 habe ich silberne Manschettenknöpfe. — Sonst hat sich in meinem Leben nichts Nennenswertes ereignet.

**Die Mitarbeiter dieses Heftes:** Aldo Dami, Publizist, Paris, Mitarbeiter der Zeitschrift „Plans“, in der unser Aufsatz, erweitert um eine Betrachtung der deutschen Verhältnisse, zuerst erschien. — Emmanuel Berl, Essayist, Paris, Mitarbeiter der Nouvelle Revue Française, in deren Verlag sein Buch „Le Bourgeois et l'amour“ erscheint. — Maximo José Kahn, Essayist, Toledo. — Jean Assas, Lyriker, Paris. — Léon-Paul Fargue, Lyriker, Paris. — Dr. phil. Paul Frischauer, Romanschriftsteller, Wien. — Franz von Spaun, Zeitgenosse Goethes, zu dessen Lebzeiten er die „Protestation gegen die Staëlsche Apotheose des Goethischen Faustus“ veröffentlichte. — Dr. phil. Albert Ehrenstein, Lyriker, Berlin. — Rochus Aper, Pseudonym eines politischen Schriftstellers, Berlin. — Toddy, Pseudonym eines deutschen Landstreichers und Lyrikers. — Franz Pühringer, Lyriker, Linz a. d. Donau.

Der Titelzeichner des Februarheftes heißt *Siegfried Sebba*, nicht Friedrich. — Der Inland-Auflage dieses Heftes liegen Doppelpostkarten der Firma Keyser & Seibert, Roßdorf, bei, der Gesamtauflage ein Prospekt der Firma M. H. Wilkens & Söhne, Silberwaren, Hemelingen.



*Der Roman der Berliner Gesellschaft*

GABRIELE TERGIT

**Käsebier erobert  
den Kurfürstendamm**

*Roman · 5. Tausend · Kartoniert RM 4.20 · Leinenband RM 6.—*

Berliner Tageblatt: „Lest es, lest es! Es ist etwas ganz Großes darin: daß es uns lachen macht oder wenigstens lächeln. Es ist voll von melancholischem Humor. Ach, das ist wahrhaftig selten, daß man das findet: Lachen im Elend des Zu-Grunde-Gehens. Es ist das Buch des Winters 1931/32.“ *Rudolf Olden*

National-Zeitung, Basel: „Dieser Roman hat nicht nur Atmosphäre; er schildert nicht nur die ganz besondere, einmalige Luft einer Stadt. Er ist auch ein getreues Abbild seiner Zeit: der Zeit, in der alle Werte wanken, alle feststehenden Begriffe mit dem ganzen Bau der Gesellschaft umgestülpt werden... Das ist eine Leistung!“

*Der Roman der Londoner Gesellschaft*

MAURICE BARING

**Daphne Adeane**

*Roman · 4. Tausend · Deutsch von Lotte Sternbach-Gärtner  
Kartoniert RM 6.— · Leinenband RM 7.50*

Rom Landau in der B. Z. am Mittag: „Ein Roman, der an literarischer Reife und menschlicher Wärme fast die ganze moderne Literatur überflügelt... Es ist eines der zartesten, erregendsten und geheimnisvollsten Bücher seit Maupassant und der ‚Madame Bovary‘. Die Geschichte der herrlichen Frau eines Unterstaatssekretärs, die Rolle, die eine unbekannte tote Rivalin spielt und das gesellschaftliche Vielerlei des Buches werden fast bedeutungslos, vergleicht man sie mit dem Zauber der gesamten Atmosphäre und der wunderbaren Menschen, die durch das Buch wandern.“

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50



## Kollektiv und Geldgeber

Unentwegte Dunkelmänner sind in Berlin an der Arbeit, dem ehrlichen Namen „Kollektiv“ Unehre zu bereiten. Geburt des Kollektivs aus dem Geiste der Schnorrerei! Da ist irgendein Schreiber, der ein ganz schlechtes Stück, aber nicht einen Pfennig Geld hat. Da ist irgendein Ausländer, der Geld hat, aber ein ganz schlechter Schauspieler ist. Beide wollen sich an den Plakatsäulen Berlins großgedruckt sehen. Nichts leichter als das. Ein Dutzend Schauspieler ist schnell für eine „Uraufführung“ gefunden. Sie kümmern sich nicht darum, ob das Stück gut oder schlecht ist. Nur gesehen werden, nur gesehen werden! Und schon stehen zwölf Unterschriften auf einem Kollektivvertrag. Mit andern Worten: von Geld wollen die Schauspieler gar nichts wissen.

Wer aber spielt die Hauptrolle im Stück? Der Geldgeber! Autor und Geldgeber arbeiten Hand in Hand. Da der Geldgeber nicht richtig Deutsch kann, wird seine Rolle umgeschrieben. Da er aber auch kein Schauspieler ist, muß der Regisseur eingeweiht werden. Und zu Autor und Geldgeber gesellt sich der Herr Regisseur. Ein Dreibund gegen ein Dutzend Schauspieler.

Aber nicht allzulange kann auf den Proben der wahre Sachverhalt vertuscht werden. Die Schauspieler weigern sich endlich, mit dem Darsteller der Hauptrolle zusammenzuspielen.

„Aber das ist doch unser Finanzmann, meine Herrschaften!“

„Wir spielen nicht mit einem Dilettanten!“

Aber der Dreibund ist gerissener. Er schmiedet einen Plan, auf den das Kollektiv hineinfällt. Ein Krach wird inszeniert. Regisseur und Autor fallen über den Geldgeber her. Der Geldgeber verläßt die Probe. Ein Ersatz für die Hauptrolle ist am andern Tage da. Und acht Tage lang herrscht ruhige Probenarbeit. Am Tage vor der Ge-

neralprobe muß die Pacht für das Theater bezahlt werden. Der Geldgeber erscheint. Stellt die Bedingung zu spielen. Da sich die Schauspieler natürlich um das Geschäftliche nicht gekümmert, auch keinen Einblick in den Vertrag zwischen Autor und Geldgeber genommen haben, sind sie wie vor den Kopf gestoßen. Es ist dem Autor ein Leichtes, sie mit gut bedachten Worten umzustimmen. Welcher Schauspieler könnte dem widerstehen: „Und dann, meine Herrschaften, müssen Sie doch froh sein, wenn Sie zur Zeit überhaupt wieder mal in Berlin spielen können!“

Kaum ein leiser Protest wird gehört. Rein zur Beruhigung wird vom Regisseur versprochen, zur Generalprobe werde eine Kommission erscheinen, die ihr Gutachten über den Träger der Hauptrolle abgeben soll. Der Geldgeber versichert, sich diesem Urteilsspruch fügen zu wollen. Natürlich ist zur Generalprobe keine Kommission da. Aber jeder hat anscheinend so mit sich selbst zu tun, daß es gar nicht mehr wichtig genommen wird. Die Aufführung muß ja vor allen Dingen raus. Ja, soweit hat der Autor seine Schauspieler rumgekriegt. Sie sehen das schlechte Stück nicht und kaum noch die schlechte Aufführung. Jetzt wollen sie nur noch unbedingt spielen. „Es wird schon gehen!“

Ja, es ging. Ging? Es fuhr förmlich mit vollen Segeln in den Verriß. Auch nicht ein gutes Haar blieb an dem Autor. Nicht eins an dem Geldgeber. Vielleicht gerade noch eins an dem Regisseur. Und die Schauspieler? Sie hatten wenigstens einmal wieder gespielt. Aber man zahlte ihnen nicht mal ihr ausgelegtes Fahrgeld zurück! Man vertröstete auf eine Reihe von Wiederholungen. Ein Theater würde das Stück übernehmen.

Es war einmal ein Kollektiv...

Walter Tappe



**Neues von Sieburg.** Zwei dünne schmale Bändchen, das erste von neunzig, das zweite von hundert Seiten, *Frankreichs rote Kinder* und *Vendée* (Societäts-Verlag, Frankfurt a. Main), jedes einen Versuch enthaltend, in dem Historie, Schilderung und poetische Erhebung sich zu einer schönen Einheit schließen, zu einer Einheit, auf die vielleicht am ehesten die von den Franzosen geprägte, aber heute nicht mehr sehr gebräuchliche Gattungsbezeichnung *discours* paßt, zwei schmale Bändchen nur, und trotzdem zum Schönsten und Erfreulichsten gehörend, was man in diesem Winter zu lesen bekam. Denn keine dieser beiden poetischen Abhandlungen dient den lauten Zwecken des Tages, dem platten Nutzen der Stunde, den gewiß berechtigten, aber durchweg einseitig und macchiavellistisch verfochtenen Interessen unserer im Kampf, den sie gegeneinander führen, mehr und mehr verdummenden Gruppen. In ihnen spricht sich vielmehr eine Gesinnung aus, die, ob sie auch immer seltener und von den Neunmal-klugen gar belächelt wird, nichts von ihrem Wert verloren hat: die Gesinnung der Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit und Großherzigkeit. Und diese Gesinnung ist nicht so zeitfremd, wie man glauben sollte. Denn ein gerechtes Urteil, mag es auch, hundert Jahre nach der endgültigen Ausrottung der Indianer (einem Verbrechen, an dem, unter den auf amerikanischem Boden kämpfenden abendländischen Nationen, allein Frankreich keine Schuld trifft — daher die Bezeichnung „Frankreichs rote Kinder“), vor der vollendeten Tatsache ohnmächtig sein, hat dennoch beispielhaften Wert: denn Gerechtigkeit und Menschlichkeit verstehen sich leider nicht von selbst, und es tut immer not, heute mehr denn je, zu erfahren, wie die Unternehmungen der Menschen beschaffen sein und wie sie es *nicht* sein sollten. Und wenn der Akt der Gerechtigkeit, den Sieburg Frankreichs roten Kindern gegenüber vollzieht, indirekt geeignet ist, unsere Augen und unser Herz heute dem Schicksal der Chinesen zu öffnen, die morgen vielleicht schon Rußlands gelbe Kinder sein werden, so kann uns andererseits das großherzige Verständnis, mit dem er, in dem zweiten, „Vendée“ betitelten Bändchen, den Kampf der aufständischen Bauern gegen die französische Revolution schildert, ein Beispiel und eine Anweisung sein, auch die menschliche Größe des Gegners zu ehren, wo sie vorhanden ist. Bernard Guillemin

## Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

### TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

(Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.)

*Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.*

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition“ ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

#### Neuerscheinungen:

**D. H. Lawrence:** „The Man who died“ and other Stories

**P. G. Wodehouse:** „Big Money“

**E. M. Delafield:** „Challenge to Clarissa“

**Lorna Rea:** „Rachel Moon“

**Lorna Rea:** „The Happy Prisoner“

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes“ vom Verlag

## BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG



**Zurück zur Kindheit** — flüstert es aus vielen Büchern dieses Jahres. Sucht die Ratlosigkeit dieser Zeit im süßen schauernden Dämmer der Kindheit Zuflucht? Fast möchte man es glauben. Aber wenn *Waldemar Bonsels* die *Tage der Kindheit* (Ullstein Verlag) erzählt, treibt ihn nicht allein Erinnerung an Gelebtes und seine Erneuerung, sondern er möchte den Kindern auch helfen, damit sie nie wieder von den Erwachsenen unter dem Vorwand der Erziehung innerlich verkrüppelt würden. Er selber hat von seinen Aufzeichnungen gesagt, sie seien ein „Rachefeldzug gegen Onkel, Tanten, Lehrer, Erzieher, die am Tor der Freiheit gestanden haben.“ Bonsels klagt nicht an, er läßt lachen über die Dummdreistigkeit, die Heuchelei, die Gedankenlosigkeit, die sich dem Leben des Kindes entgegenstellen, und er zeigt mit einem befreienden Witz, wie sich das Kind doch dagegen durchsetzt, wie es in seinem Lebensmut nicht unterzukriegen ist. Bonsels mildert nicht, er idealisiert nicht das Kind, er offenbart das Grausame in dessen Wesensart, aber er erklärt diese Grausamkeit mit dem bitteren, leidenserfahrenen Satz: „Wir verhielten uns kaum anders als unsere Lehrer und Erzieher, deren Beispiel uns anregte.“ Das also war (hoffen wir, daß diese Zeit endgültig vorüber ist) das Ergebnis der Erziehung: Anregung zur Grausamkeit. Die Bilder und Gestalten dieser Kinderjahre stehen wie ein Blumenstrauß vor ihm, sagt Bonsels einmal. Es sind ihm die Disteln nicht erspart geblieben. Er wurde von ihnen gestochen wie jedes Kind mit Eigenart und Selbständigkeit. Er hat es nicht vergessen. Diese Schädlinge der Kinderseele peitscht er heute mit Disteln aus dem Kinderland. Dichterisch am schönsten in diesem lebendigen aufrüttelnden Buch ist die Geschichte seiner Knabenliebe zu einem kleinen Judenmädchen, das ihn ansah „mit Augen, so alt wie die Welt“. — Weht in Bonsels Buch die frische, etwas salzhaltige Luft einer nordischen Hafenstadt, so mischt sich in *Richard Billingers* Erinnerung seiner Dorfkindheit *Die Asche des Fegefeuers* (Verlag Georg Müller, München) die stickige Dumpfheit uralter Bauernstuben mit dem freien Atem sonnenüberglänzter Landschaft. Billinger hungert schon als Bub nach geheimnisvollen Geschehnissen, sein ganzes Kindheitserleben ist ein einziger Weg in das Land des Schauers. Er kostet, um in seiner Sprache zu reden, mehr als einen „Schluck von dem hinter der Tür des Geheimnisses ruhenden Becher des Allmächtigen“. Billingers Sprache ist kräftig und würzig, aber sie betrinkt sich förmlich mit Wohllauten, sie wuchert wild durcheinander. Ein merkwürdiges, ein erschreckendes Buch. Die in ihm den „Segen der Erde“ gefunden haben wollen, sind für Stadt und Natur gleicherweise verlorene Intellektuelle. In Wahrheit offenbart in dieser Dorfkindheit das Bauerntum ein finsternes, zerquältes, seltsam irrlichterndes Antlitz — das Antlitz eines fremden fernen Jahrhunderts. Erschüttert fragt man sich: Wann ist das Bauerntum in Mitteleuropa aus der Gemeinschaft des Volkes gekommen? Wie durfte das geschehen?

Oskar Maurus Fontana

**Daß der Montparnasse** für reisende Bürger literarisch entdeckt und zubereitet werden würde, war ja vorauszusehen. Aber glücklicherweise ist der Roman *Die von Montparnasse* von Michel Georges-Michel (Paul Neff Verlag, Berlin) nicht der verlogensentimentale Kitsch Murgers und für Opern-, Operetten- und Filmtexte durchaus ungeeignet. Schon deshalb, weil seine Figuren — Picasso, Modigliani, Foujita, Hélène Perdriat, Man Ray, Soutine, Bakst usw. — wirklich „aus dem Leben“ geholt sind, in dem sie schon Starrollen spielen, und es nicht rentabel wäre, sie zu Klischees verflachen zu wollen; bis zu dem Publikum, das Filmverleiher und Librettisten visieren, ist doch glücklicherweise ihr Ruhm noch nicht gedungen. Aber das Buch ist für Montparnassiens und solche, die es verspätet werden möchten, sehr amüsant, auch durch die vielen beigegebenen Zeichnungen der „Helden“ — und läßt es bedauern, daß einem solche „echte“ Milieus aus Büchern erst bekannt werden, wenn sie schon aufhören echt und anfangen kostspielig zu sein. Kaum dürfte es noch irgendwo in der Welt einen Ort geben wie Montmartre und Montparnasse in ihren guten fremdenlosen Zeiten. Vielleicht deshalb, weil der „Künstler“ nur mehr in der Vorstellung von Kleinbürgern existiert.

K. Schrecker



**Französische Menschen.** Das Anziehende, Wertvolle dieses Porträt-Albums von *Hermann Wendel* (Ernst Rowohlt Verlag) liegt darin, daß sich der Autor — in wie erquicklichem Gegensatz zu den Analysen- und Antithesen-Schwitzern, die sonst solche Bücher schreiben! — auf den Bericht beschränkt. Seine Darstellungen sind auf so weltläufige und geistige Art gegenständlich, daß sie manchmal wie der leicht abgeschöpfte Schaum persönlicher Erinnerung wirken. So entsteht der umgekehrte Eindruck wie bei den meisten populärgeschichtlichen Werken von heute: man hat das Gefühl, der Verfasser wisse von allem viel mehr als er erzählt, aber er habe keine Zeit, sich dabei aufzuhalten. Dieses unterirdische Mehr gibt seinem Buch auch formal einen Duft von Franzosentum. —*uh.*

**Goethe-Bücher 1932.** Eine kleine Freude ist der schmale, schön gedruckte *Goethe-Kalender* auf das Jahr 1932, herausgegeben vom Frankfurter Goethe-Museum (Ernst Beutler) in der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung zu Leipzig. Das Buch bringt eine Reihe kleiner Eröffnungen aus dem Umkreis Goethes, in die man sich gern vertieft, um mit dieser Gesellschaft intim zu werden; einer Gesellschaft, die unbedingt sympathisch ist, weil sie ihre Menschlichkeiten sehen läßt. Hübsche Bilder und aufregende Berichte über Goethes letzte Tage. — Eine Goethe-Biographie in 444 wechselvollen Bildern, *Goethe — Ein Bilderbuch*, erläutert von Rudolf Payer-Thurn, erschien bei Günther Schulz in Leipzig und ergänzt jede Biographie, wenn sie nicht gar manche ersetzt. — Hundert Bildnisse Goethes sammelt Hans Wahl in einem schönen Buch *Goethe im Bildnis* (Insel-Verlag, Leipzig). Die Betrachtung dieser Gemälde, Büsten, Zeichnungen, Stiche ist um so interessanter, als man bei wechselndem Ausdruck dieses ewigen Gesichts zuguterletzt nicht mehr weiß, wie es in Wirklichkeit aussah; und so bleibt ein kleines Geheimnis zurück, das uns zwingt, nochmal und wieder die Bilder zu betrachten. — Die drei Bücher empfehlen sich, weil sie *nicht* zur „Wissenschaft des Nicht-Wissenswerten“ gehören. —*tt—*

# UdSSR

Wer sich ein eigenes Urteil bilden will über die Sowjetunion — das einzige Land ohne Arbeitslose, ohne Wirtschafts- und Kulturkrise — liest nicht nur Werke über die Sowjetunion, sondern orientiert sich durch die Sowjetschriftsteller selbst. Gelegenheit hierzu bieten u. a. unsere

## ROMANE DES NEUEN RUSSLAND

Namen wie GLADKOW, SCHOLOCHOW, PANFEROW und andere zählen zu unseren Autoren

Verlangen Sie illustrierte Prospekte

**VERLAG FÜR LITERATUR  
UND POLITIK  
WIEN-BERLIN**

**4 Mark 50**  
**„1000 Worte“**  
**ganz egal von**  
**welcher Sorte!**

Der Preis der „1000 Worte“ ist um 10% herabgesetzt: 1000 Worte Englisch, Spanisch, Italienisch und Französisch, überall zu haben.

**VERLAG ULLSTEIN**

**Panflavin-** Zum Schutz  
gegen   
**PASTILLEN Halsentzündung**



**Eine Deutsche Geschichte.** Der Nachfahre, der geschichtliche Zusammenhänge beschreibt, ist von der heißen Sehnsucht erfüllt, Zensuren auszuteilen, Zusammenhänge richtigzustellen und an historischen Beispielen der Welt den Sinn geben, den er für wesentlich hält. Die meisten Geschichtsschreiber bestreiten das milde lächelnd. *Wolfgang Goetz* hat den Mut, zuzugeben, daß er subjektiv Geschichte schreibt, verehrend und zürnend. Goetz bringt eine große Eignung für seine Aufgabe mit: er ist nicht glücklich in seiner Zeit, im Formalen und Gedanklichen fühlt er sich vom 19. Jahrhundert besser betreut, und — ein echter Deutscher in dieser Zerrissenheit — durchsucht er das Vergangene nach Gründen für Mißerfolg und Irrtum. Er schildert Macht und Leistung, Ziele und Hoffnungen, und steht dabei immer unter dem Gedanken: wozu hat das alles geführt? Warum mußte grade an dieser Stelle ein so entscheidender Fehler gemacht werden? Außerordentlich eindrucksvoll ist zum Beispiel seine Schilderung von der Zerstörung der deutsch-französischen Beziehungen, die bereits in der Zeit des Staufenkaisers Friedrichs II. erfolgt ist. Dabei hat Goetz kein verstimmt oder gar hoffnungsloses Buch geschaffen. Er berauscht sich oft an der Vergangenheit, aber nicht mit dem oberlehrerhaften Ton, der nur das Vergangene gelten läßt. Mit heiligem Ernst gibt er die Tragödie eines Volkes, dem so gut wie alle geschichtlichen Glücksfälle zum Unglück wurden. Er vermeidet alles, was die Geschichte als Zahlensammlung erscheinen lassen könnte, gibt vielmehr Zusammenhänge. Seine Kombinationen wirken logisch und ehrlich, und ein reaktionäres Buch hatte man vom Autor des Gneisenau nicht erwartet. Daß dieses Werk im Jahre 1931 erscheint (Ullstein-Verlag), ist kein Zufall. Mit Freude und Inbrunst schildert Goetz alle freiheitlichen Regungen durch den Lauf der Jahrhunderte. Aber so sehr der deutsche Gedanke sich konsequent offenbarte, die jeweilige Entwicklung aufnahm — so sehr gab es unausgesetzt Interessen, die ihn von entscheidender Tat zurückhielten. Diese dunklen Interessen, auch heute wieder in aller Furchtbarkeit spürbar, haben dieses Buch heraufbeschworen. Es ist eine Warnung und ein Protest, ein Heldenlied und eine Resignation. Aber durch diese Resignation dringt ein mutiger Wille zum Neuen.

*Hans Rothe*

**Dem Kritiker und Kämpfer Felix Hollaender** ist in der Sammlung seiner Kritiken *Lebendiges Theater* (S. Fischer Verlag, Berlin) ein Denkmal gesetzt, das den streitenden Fanatismus, das leidenschaftliche Temperament eines der vitalsten Theatermenschen unserer Zeit lebendig erhalten wird. Die Auswahl, die aus Hollaenders unzähligen Theaterkritiken getroffen wurde, ist eine außerordentlich glückliche, denn sie enthält auch solche Referate, aus denen des Beurteilenden gewandelte Einstellung (zu Werk oder Schauspielern) nicht nur hervorgeht, sondern in denen der Verfasser sich offen zu früheren Irrtümern bekennt. Mit Hollaender dürfte solch kritische Haltung so gut wie ausgestorben sein. Im Falle Zuckmayer z. B. ist die anfangs negative, von Werk zu Werk ins Positive wachsende Einstellung des Kritikers mit tiefer Bewunderung und Freude nachzulesen. Die Würdigung Georg Kaisers muß dem besten und klarsten zugezählt werden, was über diesen Autor ans Licht der Öffentlichkeit gelangte. Bei der Zusammenschau über diese kritische Lebensleistung ist es gleichgültig, ob da oder dort über dies oder jenes ein hartes, manchmal überscharfes Wort fällt: denn in jedem Augenblick redet ein dem Theater lebenslänglich Verfallener, einer, der alles, was Theater heißt, mit einer Besessenheit liebt, die für ihn letzter Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen ist. Diese Liebe hat aber niemals Hollaenders prüfenden Verstand eingeschláfert: sie ist nur die Basis aller seiner kritischen Waffengänge, sie erfüllt ihn bis in die Fingerspitzen und ist auch dort spürbar, wo er im Kampf um die zu entschwinden drohende Geliebte streiten und hassen muß. Der Band enthält nicht nur Aufschlußreiches über die (karge) Entwicklung des deutschen und internationalen Theaterstücks, sondern er stellt auch ein fesselndes Kapitel miterlebter Theaterhistorie dar und damit einen wichtigen Abschnitt aus der jüngsten Geschichte Berlins. Darum verdient er vollkommen die ihm beigegebene Bezeichnung einer „Berliner Dramaturgie“.

*Franz Horch*



**Die Japaner werden sich freuen!** Neuere Bücher über japanische Dinge — und was könnte wohl japanischer sein als das Kabuki-Theater? — sind in Japan so dünn gesät, daß auch der transsibirische Theaterliebhaber dem Herausgeber und den Verfassern des wertvollen Werks *Japanisches Theater* von *Glaser-Rumpf-Perzynski* (Würfel-Verlag, Berlin) Dank wissen wird. Die eigenartige, einzigartige Kunst des Kabuki, die von Kennern als die höchste Theaterkunst überhaupt gerühmt wird, findet in Fritz Rumpf, dem Potsdamiten mit der japanischen Seele, einen Historiker von gradezu überwältigendem Wissen. Historie und Anekdote flechten dem Kabuki-Mimen den Kranz der Unsterblichkeit. Jedoch, daß Nakamura Fikusuke — den von Tokio meine ich —, heute Japans bester und schönster Frauendarsteller, nicht einmal dem Namen nach genannt wird; das verzeiht dem Verfasser keiner, der Fikusuke spielen oder tanzen gesehen hat. Aber das sind im Grunde alles kleine bis kleinliche Einwände, die zurücktreten vor dem Gefühl des Dankes für die einfühlsamste und bestunterrichtende Geschichte der japanischen Schauspielkunst. Notwendig und nützlich Prof. Curt Glasers Versuch, eine Einführung in den Stil des Kabuki zu geben; nur leider zu knapp, um zu genügen. Man lese zur Komplettierung Kellermanns köstlichen „Spaziergang in Japan“ zum siebentenmal. Gut gewähltes Bildermaterial rundet die erfreuliche Publikation des Würfel-Verlags ab, der bestrebt ist, seinen Teil zur Vermittlung japanischen Kulturguts zu leisten. *W. K. v. Nohara*

**Zauber von Paris** gebrochen durch die Unseligkeit Berlins. Das ist die thematische Formel des Romans *Paris über mir* von *Peter Mendelssohn* (Philipp Reclam jun., Leipzig). Resultat: ein imaginärer Wert? Sichere, zart bewegte Struktur von Paris, durchscheinend von den Straßennamen mit ihrem legendären Klang bis in den seit je sinnvollen Plan der Mahlzeiten hinein und Hysterie, Fieber von Berlin, Hineinhorchen in das, was da kommt, drohend mit den Zeichen der Geburt, des Geschehens; aber man fühlt, dies das ferne, weniger geliebte Berlin ist stärkere, zukünftigere Heimat. Zug und Gegenzug. Lebendig in dem jungen Paar Deutscher—Französin, die nach Berlin wollen, dem jungen Deutschen, der von Berlin flieht, gestellt in eine heftige Perspektive von Menschen aller Stufen und ihren sich berührenden Inselhandlungen, in der vom Film gelernten Ueberschneidungstechnik, die indessen André Gide in eine Meisterschaft des Romans gehoben hat. Ausgezeichnet erzählt. Die allzu kräftige Abenteurergeschichte und die allzu schwächliche Thiba-Erzählung hätten weniger äußern und mehr inneren Raum vertragen. Aber das Ganze hat eine gelassene Lebendigkeit des Tons, eine dichterische Helligkeit im Blick auf Menschen und einen mühelos glänzend natürlichen klugen Dialog, die vor allem einen feinen kräftigen und aromatischen Roman hinstellen; und es ist mehr da, was auf Zukunft deutet, wenn dieser sehr begabte Peter Mendelssohn einmal imstande sein sollte, ganz Ernst zu machen. Sein Resultat sind Fragen. Wie: Aktualität und Dauer über das Leben hinaus, Unverbindlichkeit des Herzens und Verantwortlichkeit an aller Wirklichkeit, an Beruf, Ehe — zur Freiheit des Herzens. Da ist einer, der jung ist, ganz Unruhe der Zeit und seiner Jugend, und der nicht voreilig ist und sich erst einmal besinnen will. *Ernst Schwenk*

KARL FEDERN

## HAUPTMANN LATOUR ROMAN

Von drei Büchern ist noch die Rede. Von den drei erschütterndsten und besten. Man soll den Dwinger lesen, Alverdes, Beradt. Aber man muß den „Hauptmann Latour“, den „Tod in der Wüste“ und das „Sperrfeuer um Deutschland“ lesen. Die Literatur

**2.85 RM VOLKSAUSGABE • GANZLEINEN**

ADOLF SPONHOLTZ VERLAG G. M. B. H. HANNOVER



## Neue Schallplatten

- „Du bist mein Traum“ aus „Lied der Liebe“ (J. Strauß-Korngold). Tauber mit Odeon-Orch. Odeon 4500. — Schmarrn hin, Kitsch her: Welcher deutsche Tenor atmet, singt, schmilzt und beherrscht allabendlich seine Partie wie Tauber!
- „Gegrüßt sei mir, o heil'ge Stätte“ aus „Faust“ (Gounod). Tenor: Gigli m. Orch. Dir. Goossens. Electrola D. B. 1538. — Selten vollendet und ins Herz gesungen. Beste Gigli-Aufnahme, Genußplatte!
- Spiegel-Arie aus „Hoffmanns Erzählungen“ (Offenbach). Bariton: Hans Reinmar m. Staatskapelle. Odeon 6600. — Prächtiges Material, geistige Potenz, gefühlte Gestaltung.
- „Herr Kavalier“, Finale II. Akt aus „Rosenkavalier“ (R. Strauß). Baß: Alexander Kipnis, Sopran: Else Ruziczka m. Orch. Staatskapelle. Electrola D. B. 1543. — Nobel und geschmackvoll dargebotene Quintessenz der Oper.
- „Mal d'amore“ (Buzzi-Peccia). Tenor: Joseph Schmidt m. Orch. Ultraphon A 1040. — Kein vergötterter neapolitanischer Star wie man wettet, sondern schlicht: Joseph Schmidt!
- „Du bist die Frau, die ich ersehnt“, Walzerlied, und „Ich hab' dich lieb...“ Tenor: Herbert E. Groh m. Orch. Parlophon B. 48 116. — Es wäre zu wünschen, daß dieses strahlend jugendfrische Organ auf der Bühne hält, was es auf der Platte und im Rundfunk verspricht.
- „Komm herab o Madonna Teresa“ aus „Don Cesar“ (Dellinger). Tenor: Patzek m. Orch. Staatskapelle. — Uralter, brillant vorgetragener, hübsch instrumentierter Schlager.
- „O daß ich doch der Räuber wäre“ und „Ich bin der arme Jonathan“ (Millöcker). Tenor: Rosswaenge. Grammophon-Polyfar A 24 418. — Unbeschwerte Heiterkeit sympathischer Spielopermelodik überträgt sich auf unverdorbenere Zuhörer.
- Freischütz-Ouvertüre (C. M. v. Weber). Konzertgebouw-Orchester m. W. Mengelberg, Amsterdam. Columbia D. W. X. 1556. — Vollschlanke Bläser, höchst präzise arbeitendes, schön klingendes Orchester, la piano, schwebende Streicher.
- „La Boutique fantasque“ (Rossini-Respighi). Potpourri. Electrola E. H. 604. — Bezaubernde, pietätvoll modernisierte Musik; erfolgreiches Sujet für genialen Ballettmeister.
- Kinder-Symphonie (Haydn). Sinfonie-Orchester mit Felix Weingartner. Columbia D. W. X. 1552. — Zum Vergnügen kleiner und großer Kinder lebendig, herzlich eindringlich musiziert.
- Offenbach erzählt von Hoffmann. Neue Orchester-Suite. Columbia-Meister-Orchester. Columbia D. W. 3008. — Armer Offenbach! Aber keine noch so fanatische Zerstückelung, Uminstrumentierung oder Tempoverbiegung Jahrgang 32 kann deine Melodie umbringen.
- „Sjøgasten“, gesungen von Hilmar Høriensahl. Begleitg.: H. Kristoffersen. Brunswick A S 8190. — Famose Sprechtechnik; mit langem Atem und großer Verve vorgeführte Humoreske auf Norwegisch.
- „Would you like so take a walk?“ aus „Sweet and low“. Hal Kemp Orchestra with Vocal Trio. Brunswick A 9043. — Treibender, weich federnder Trot mit amüsantem Lohengrin-Schluß.
- Musik der Welt — — Odeon 11 569. — Diese „Phono-Montage“ arbeitet heftiger als das alte Potpourri mit Ueberraschungseffekten.
- „Ich gehe nie mehr mit Matrosen“. Anna Sten und Ilja Livschakoff. Orch. Grammo-phon 24 382. — Die reizvolle Stimm- und Darstellungsbegabung sollte gesänglich wie phonetisch ernsthaft vervollkommen werden. Thurneiser

---

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



MASS-SALON

KLEIDER  
MÄNTELE  
KOSTÜME  
DELZE

KaDeWe

Die bekannte Stauden-Großgärtnerei Kayser & Seibert, Roßdorf bei Darmstadt versendet einen 160 Seiten starken, mit über 70 bunten und schwarzen prachtvollen Abbildungen ausgestatteten Katalog, der für jeden Gartenbesitzer einen geradezu unentbehrlichen Führer durch das Reich der winterharten Zierpflanzen darstellt. Sie finden darin eine Riesenauswahl von winterharten Blütenstauden für Schnitzzwecke, zur Bepflanzung von Rabatten, Trockenmauern, Steingärten, Teichen und Wasserläufen. Ferner bodenbedeckende Pflanzen, Zwiebel- und Knollengewächse, winterharte Kakteen und Seerosen, Zwerg-Sträucher und -Koniferen, sowie Zier- und Decksträucher aller Art, Nadelhölzer, Heckenpflanzen, Schlinger und Rosen, kurzum alles, was zur Ausgestaltung eines Gartens nur benötigt wird. Besonders bemerkenswert ist noch, daß alle Pflanzenarten ganz genau beschrieben sind, auch fehlt die Angabe über Blütezeit, Höhe sowie über Licht- und Bodenansprüche nicht, so daß es jedem Laien möglich ist, seine Auswahl richtig zu treffen. Der Zeit entsprechend, sind die Pflanzenpreise ganz bedeutend herabgesetzt. Versand erfolgt nach allen Ländern.

Die weltbekannte, mit der Besteckherstellung seit 1810 vertraute Silberwarenfabrik von M. H. Wilkens & Söhne A.-G., Hemelingen bei Bremen, hat Besteckmuster geschaffen, welche Schönheit und Sachlichkeit miteinander verbinden. Die unserem Märzheft beigelegte Abbildung zeigt zwei solcher neuzeitlicher Muster.

## Bô Yin Râ

hat ein Erkenntnisgut vermittelt, das nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist. Vielen Tausenden bedeutet das, was seine Bücher ihnen gaben, eine Lebenswende aus der Nacht zum Licht. Näheres über ihn und sein Werk sagt die Einführungsschrift von Dr. Alfred Kober - Staehelin, kostenlos bei jeder Buchhandlung zu beziehen sowie beim Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung, Basel und Leipzig.

Die **DAME** *nur noch* **1. M 20**

*Großes Frühjahrsmoden - Heft  
mit den neuesten Modeschöpfungen erschienen!*



# DER PROPYLÄEN GOETHE

IST JETZT VOLLENDET!

*Mit dem 45. Band, der soeben erschienen ist, schließt der Propyläen-Verlag ein Werk, das würdig zu Ende zu führen er immer als sein nobile officium empfunden hat. Er darf wohl mit einem Gefühl der Genugtuung auf die lange Reihe der hohen, feierlichen Bände weisen, deren letzter die gleiche Stufe der Buchkultur zeigt wie der erste, obgleich zwischen beiden Krieg und Nachkrieg mit allen Nöten liegt.*

*Jeder wahre Goethefreund, der sich die allerdings große Ausgabe irgend leisten kann, wird den Propyläen-Goethe aufstellen. Er*



**EMPFEHLENSWERTE  
HOTELS UND RESTAURANTS  
IN FRANKREICH**



**CAFÉ-BRASSERIE**

Dîners — Soupers  
son Bar Américain

**PARIS**

Zentrum des  
**MONTPARNASSE**

**Le Dôme**

Rendez-vous inter-  
national des artistes.

Ouvert toute la nuit!

**RESTAURANT BOSCH**

Paris, 135, Avenue Malakoff  
(Porte Maillot), am Eingang  
des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte  
Weine, mäßige Preise.  
Spezialitäten: Poularde,  
Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

**Bô Yin Râ**

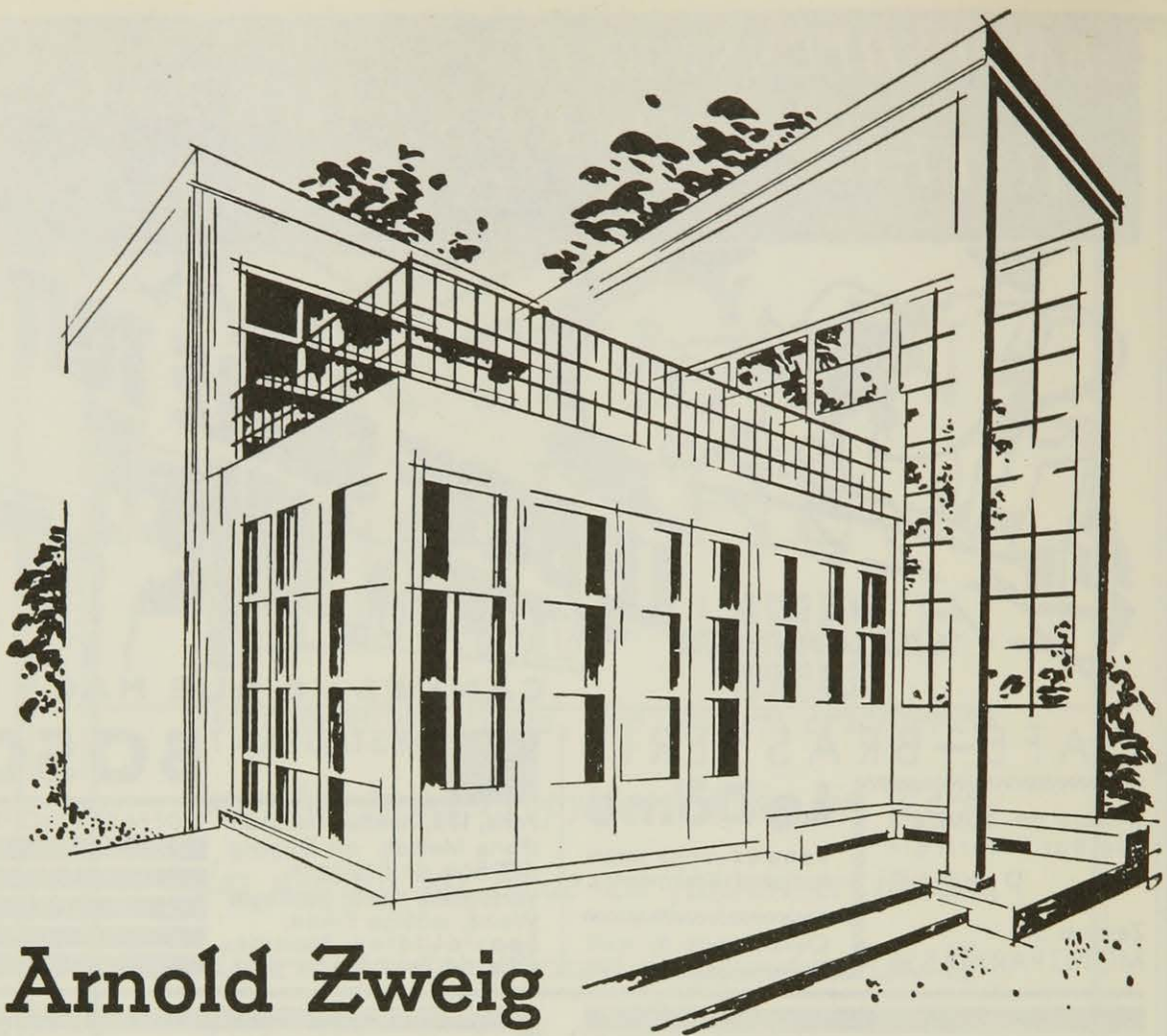
verwirft Askese und Weltmiß-  
achtung, lehrt frohe Lebensbe-  
jahung und führt zur Konsolidie-  
rung von Sicherheit und Freude.  
Einführungsschrift von Dr. Alfred  
Kober-Staehelin kostenfrei in jeder  
Buchhandlung erhältlich, sowie  
beim Verlag: Kober'sche Verlags-  
buchhandlung Basel und Leipzig

**KUNST-  
UND  
GEWERBESCHULE**

**MAINZ**

**VERLANGEN SIE  
DRUCKSACHEN**





## Arnold Zweig zeigt sein neues Haus . . .

Der Verfasser des „Sergeanten Grischa“ und der „Jungen Frau von 1914“ hatte bei seinem Architekten eine „Werkstatt“ bestellt, einen reinen Zweckbau, in dem er produktive Stimmung, Anregung und Abgeschlossenheit finden wollte. Das interessante Haus ist fertiggestellt, und nun führt der Dichter selbst durch die Räume und macht uns mit den Eigenheiten seiner Arbeitsstätte vertraut.

### Wasmuths Monatshefte für Baukunst

bringen diesen Bericht, dazu 15 große Fotos. Mit diesem Heft sollten Sie Wasmuths-Baukunst-Hefte zu lesen beginnen, die Ihnen zeigen, wie die Architekten der ganzen Welt heute arbeiten! Auch über neue Bauten müssen Sie Bescheid wissen! Ebenso wie über ein gutes neues Buch, eine wichtige Ausstellung oder ein interessantes Theaterstück! Lesen Sie „Wasmuths Monatshefte“, Werner Hegemann gibt sie heraus.

An Wasmuths Monatshefte für Baukunst  
Berlin SW 68, Kochstraße 23

Liefere Sie mir durch eine Buchhandlung das Heft mit der Werkstatt Arnold Zweigs für 2 Mark 70\*)  
Ich bestelle Ihre Zeitschrift zur Probe für ¼ Jahr.  
Preis 6 Mark 75\*)

Name: .....

Adresse: .....

\*) Nichtgewünschtes bitte streichen



# DER QUERSCHNITT

---

---

XII. Jahrgang

Berlin, Ende April 1932

Heft 4

## JUNGE MÄDCHEN HEUTE

<i>Emmanuel Berl</i> : Die Anbetung der Jungfrau . . .	233
<i>Dr. Eugenie Schwarzwald</i> : Das glückliche Mädchen	235
<i>S. Kracauer</i> : Mädchen im Beruf . . . . .	238
<i>Karl Vollmoeller</i> : Auto und junges Mädchen . . .	244
<i>Peter Huchel</i> : Die Knäbin . . . . .	245
<i>Prof. Dr. Vaerting</i> : Die heutige Rolle der Virginität	246
<i>Lernet-Holenia</i> : Vom Verführen junger Mädchen .	250
<i>Hyrkan, Gordon, Mitterer, Salten</i> : Gedichte . . .	252
<i>Polizeikommandeur Heimannsberg</i> : Darf man junge Mädchen auf der Straße ansprechen? . . . . .	253
<i>Nora Ressayguier</i> : Erfahrungen im Sacré Coeur . .	254
<i>Anton Kuh</i> : Der Backfisch . . . . .	257
<i>Irmgard Keun</i> : System des Männerfangs . . . . .	259
<i>Brian Howard</i> : Die moderne junge Engländerin .	262
<i>Martin Maurice</i> : Das französische junge Mädchen .	264
<i>Schi</i> : „La Bagatelle“ . . . . .	266
<i>Antonio Aniante</i> : Die Mädchen Italiens . . . . .	269
<i>Sally Martin</i> : Warum wir hysterisch sind . . . . .	270
<i>William C. White</i> : Die Moskowitzische Studentin .	273
Galerie bürgerlicher Mädchen in 9 Selbstbildnissen	280

### Marginalien:

*Was gilt der Lyriker bei den Mädchen von heute? / Telegraf der Liebe / Ratschläge an junge Mädchen (1900) / Worte von vorgestern / Worte von gestern / Das junge Mädchen in der deutschen Prosa / Von den Mädchennamen / Vom Schlußmachen / Was lesen junge Mädchen heute? / Von der Herren der Schöpfung Minderwertigkeiten / Eine junge Tänzerin schreibt uns / Bücher-Querschnitt u. a.*

Auf dem Umschlag die Photographie eines Berliner Mädchens  
(Atelier Binder)

---

---

Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Chefredakteur: Victor Wittner



# KUNST *und* AUKTIONEN



Versteigerung 3. u. 4. Mai: Aus Sammlungen  
Mittelrheinischer Standesherrn  
der Schlösser zu B., H. und L.

**HUGO HELBING**

Frankfurt am Main

Gemälde alter Meister

**GALERIE  
FRITZ ROTHMANN**

Berlin W10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

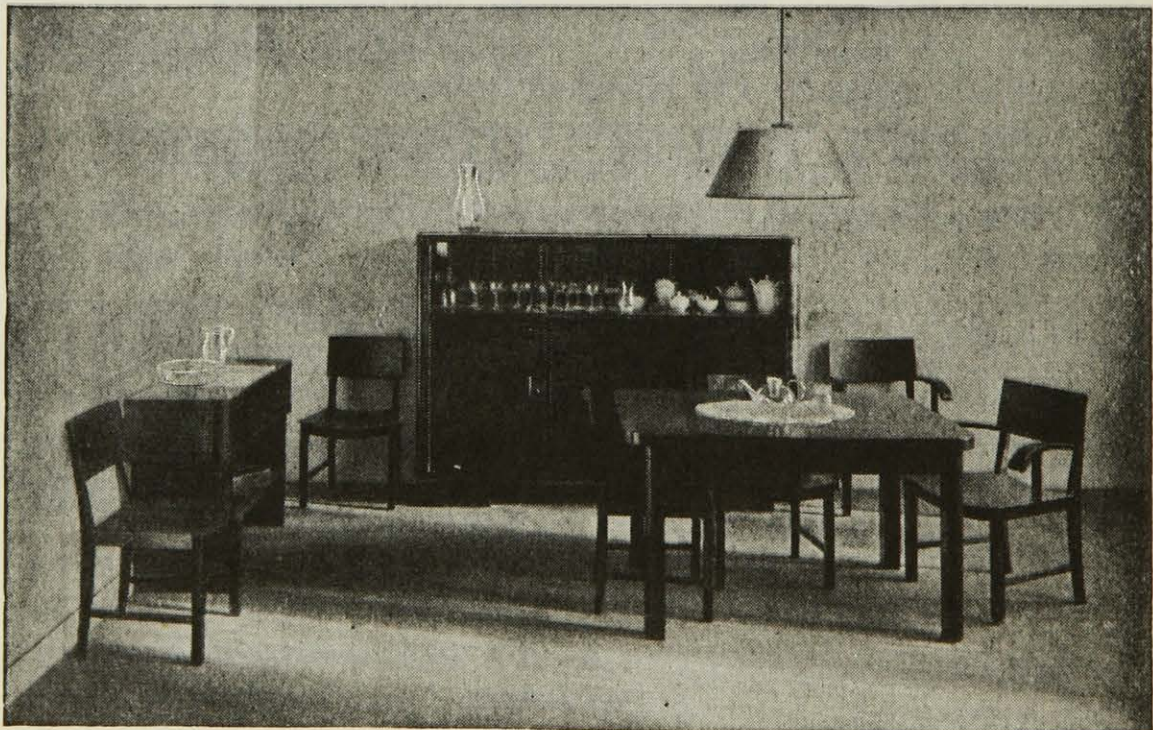
**GALERIE  
FERDINAND MÖLLER**

Jetzt: Berlin W10, Lützowufer 3

Gemälde  
moderner Meister

**GALERIE WEBER**

Berlin W35, Derfflinger-Straße 28



Dieses Zimmer in Palisander-Holz kostet RM 1062.—

Wir stellen nach Entwürfen bedeutender Künstler nur Hausrat Deutscher Form her  
Versand frachtfrei in ganz Deutschland · Drucksache über einfache Zimmer unentgeltlich

**DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A. G. HELLERAU**  
VERKAUFSTELLEN: DRESDEN · MÜNCHEN · BERLIN · KÖLN · HAMBURG





Oskar Kokoschka

## Die Anbetung der Jungfrau

Von

*Emmanuel Berl*

Das junge Mädchen hat sich sehr verändert, ist viel moderner geworden; es entzündet sich an den Heldinnen des Kinos. Dort sehen wir zweifellos immer das Neueste. Wir erleben eine große „Hausse“ des jungen Mädchens: es hat schon England und Amerika erobert.

In Frankreich hat die Jungfrau den Himmel erstürmt. Man denke nur an den erstaunlichen Aufstieg der Jeanne d'Arc. Der Heilige ist im Ansehen gefallen. Der Mann vermag sich den von Gebeten zermarterten Mann nicht mehr vorzustellen. Die Jungfrau wird der einzige Vermittler zwischen Mensch und Gott. Und es hat den Anschein, daß die Jungfrau immer mehr und mehr als Jungfrau und immer weniger als Mutter erscheint. Zahlreich sind die Statuen, die sie im himmelblauen Gewand ohne ihren Sohn darstellen.

Durch die Überzahl der Frauen wird es für die Mädchen immer schwerer zu heiraten. Die Mutterschaft ist weniger erwünscht, weil im XX. Jahrhundert die Erde überbevölkert ist und die Lebensbedingungen seit dem Kriege viel schwerer geworden sind. Daher ist die Jungfrau nicht mehr „die Frau in der Knospe“. Sie existiert an sich und für sich. Und es muß so sein. Ja, es gelingt ihr sogar, die Frau in den Typus zu zwingen, den sie sich selbst zugelegt hat. Es ist nicht mehr das junge Mädchen, das sich seiner Magerkeit und seiner „Salzfässer“ schämt! Es ist die Frau, die, soviel sie kann, ihre Hüften, ihren Bauch zusammenschnürt: sie fürchtet die Merkmale der Mutterschaft, die die Mode verdammt.

Die Jungfräulichkeit schreckt eher vor Fruchtbarkeit als vor Ausschweifung



zurück. Nichts mehr von der Naivität, der Albernheit des Gänschens. Im Gegenteil. Der Idealtypus des heutigen jungen Mädchens erscheint um so reiner, als er weniger unwissend ist. Das junge Mädchen kennt die Liebe in ihrer wirklichen Gestalt. Es steht ihr eher zurückhaltend gegenüber, es betrachtet die Liebe mit klarerem Blick als der Mann und die reife Frau, deren Blick durch ihre Sentimentalitäten getrübt und die von ihren Leidenschaften besessen ist.

Das junge Mädchen ist nicht sentimental, nicht romantisch. Geradlinig und stark wie eine Maschine in Ruhe. Und es ist nicht verwunderlich, daß die moderne Legende sich um diese, noch nicht abgenützten Wesen schlingt.

Sportlich trainiert, verlässlich mit ungetrübtem Urteil, lebt das junge Mädchen in der freien Luft, ja, es bildet eine Einheit mit ihr. Im Wasser eine Najade, die crawlt, auf dem Golfplatz eine Dryade, kaum weniger biegsam und widerstandsfähig als der Stab, den sie schwingt. Mit der Lederkappe auf dem Luftschiff! Die Yacht ist für das junge Mädchen geschaffen. Das Auto. Die heutige junge Dame ist mit den schönsten technischen Errungenschaften unseres Weltalls aufs Engste verbunden.

Das junge Mädchen muß natürlich klug sein, da man annimmt, daß es die Leidenschaften errät und selbst nicht empfindet. Es besucht die medizinischen und juristischen Vorlesungen, liest schwere Bücher und merkt sich deren Inhalt. Das Kino führt den Mann vor, der in ihrer Gegenwart linkisch ist, mit seinem schulmeisterlichen Lächeln, seinem kleinlichen Ehrgeiz. Mit einem Wort löst sie alle Schwierigkeiten, aus denen niemand einen Ausweg findet. Die Fabrik ist in Gefahr, der Direktor trocknet sich die Stirne, knöpft seine Weste auf, weiß nicht mehr aus noch ein. Da kommt die Maschinenschreiberin, sie pudert sich sorgfältig, zupft ihren Seidenstrumpf zurecht, glättet die Dauerwellen. Und dann bringt sie alles in Ordnung (wie sie das anstellt, ist nicht ganz klar). Die Fabrik ist gerettet.

Fast könnte man glauben, daß das Prestige der Jungfrau um so stärker wird, je selbständiger, je revolutionärer sie ist. Ja, man wird ihr den Verlust der Jungfräulichkeit verzeihen, wenn sie nur kein Kind zur Welt bringt, nicht von einem Manne unterjocht worden ist, wenn sie die Amazone bleibt, so wie sie sein soll: spottlustig, boshaft, herzlos und glücklich.

Das bleibt die Jungfrau, nur wenn sie sich selbst bewundert und den Mann verachtet. Wenn ihr Egoismus nicht gebeugt ist. Die Eigenschaften, die man ihr zuschreibt und von ihr verlangt, sind gerade die entgegengesetzten, die man von ihr als verheirateter Frau fordert. Der Bürger sieht es gern, wenn seine Frau zurückhaltend und seine Tochter lärmend ist, die Frau keusch und die Tochter ein Flirt, die Frau zärtlich, das junge Mädchen ironisch. Vielleicht deshalb, weil der Bürger konservativ ist, wenn er die Zukunft ins Auge faßt: ein ausgeglichenes Budget, eine tadellos funktionierende Polizei, aber schöne Reden über den Fortschritt der Welt.

Er sucht bei seiner Frau Sicherheiten, bei seiner Tochter Hoffnungen. Dadurch entsteht eine „Sittenkrise“, und von Tag zu Tag wird es schwerer, die schlanken Jungmädchen in brave Gattinnen zu verwandeln.

*(Deutsch von Rosa Breuer-Lucka)*



# Das glückliche Mädchen von morgen

Von

*Dr. Eugenie Schwarzwald*

Das junge Mädchen von heute gefällt mir. Sie sieht so reizend aus, wie sie kann. Ihr einfaches, gut gemachtes Kleid wirbelt keinen Staub auf. Ihr kurzgeschnittenes Haar gibt ihr Seelenruhe, da der Kampf mit den Haarnadeln entfällt. Man kann sie freundschaftlich anfassen, ohne sich an einer Stecknadel zu stechen. Ihr Körper ist gelenkig, der Kopf sitzt frei auf dem freien Halse, ihr Gang ist beschwingt, ihr Blick geradeaus und ihr Händedruck gehaltvoll.

In dieser guten Form geht sie in die Schule, auf die Universität, in die Klinik, ins Laboratorium, in die Fabrik, ins Amt, ins Geschäft, in die Theaterprobe. Überall leistet sie gute Arbeit. Überall will sie angenehm wirken; nicht nur die Schauspielerin und die Verkäuferin, sondern sogar die Ärztin und die Lehrerin.

Diese Mädchen sind bewundernswürdig. Statt den Erwachsenen Vorwürfe zu machen, daß sie ihnen eine armselige, entgötterte, verfeindete Welt hinterlassen, haben sie sich auf ihre, mit jedem Jahr hübscher werdenden Beine gestellt und arbeiten. Viele verdienen ihren Lebensunterhalt; alle sind fest entschlossen, nicht zu altern und bis ans Lebensende unterhaltend zu bleiben. Männer sein oder vorstellen wollen sie nicht. Männer zu bekämpfen, fällt ihnen nicht ein, ebensowenig ihnen zu imponieren oder sie zu umschmeicheln. Bei der gemeinsamen Arbeit gerecht und kameradschaftlich behandelt werden ist alles, was sie wollen. Kommt dann einer, der sie liebt, so wird er bald merken, wie er dran ist, keinesfalls werden sie es dazu kommen lassen, ihm einen „Korb“ zu geben. Wenn sie geliebt werden und wiederlieben, so tun sie es, so weit es auf sie ankommt, nicht weniger dauerhaft als zur Zeit der Romantiker. Da sie wissen, daß zwanzig Taler und zwanzig Jahre nicht ewig dauern, haben sie keine Lust, mit einer Arbeit, einem Vergnügen, einem Entschluß auf übermorgen zu warten. Sie sind bemüht, aus ihrer Jugend so viel reine Freude wie möglich herauszuschlagen, als ahnten sie, daß nur, wer eine wirkliche Jugend hatte, mit Anstand zu altern versteht.



Richard Ziegler

— *Märchen liest du? Das schickt sich nicht für ein Mädchen deines Alters.*



Sehr verschiedene Eigenschaften muß das Mädchen von heute in sich vereinigen, wenn sie der Zeit gerecht werden soll: Einfachheit und Raffinement, Handfestigkeit und Subtilität, Vorsicht und Wagemut, schwingende Einbildungskraft und festen Zweckwillen, Sparsamkeit und Freigebigkeit, Selbständigkeit und Unterordnung, Energie und Sanftmut. Sie muß Humor genug haben, um die dunkelste Lage, die ja täglich droht, zu erhellen, Verständnis für die angenehmen Dinge des Lebens, die so selten sind, und Geschicklichkeit, sie, wenn es not tut, auch durch Gebrauch der Ellbogen zu erringen.

Alles das kann sie, weil sie klug ist. Auf eine neue Art klug. Die zur Biedermeierzeit hochgeschätzte Einfalt ist gänzlich außer Kurs. So verliebt ist heute keiner, um gerührt zu sein, wenn man Unsinn schwatzt. Mangel an Kenntnissen ist kein Schmuckstück mehr. Also muß man Verstand haben und zeigen. Aber auch der Intellektualismus, der die vorige Generation verunzierte, hat sich zu seinen Müttern, den im übrigen so verdienstvollen Frauenrechtlerinnen, versammelt. Die Mädchen sind einfach draufgekommen, daß Abstraktes nicht kleidsam ist. Das Neueste, was man trägt, ist: *Instinktweisheit* und *Naturverstand*. Man freut sich seiner Denkkraft und, was sehr wichtig ist, man kennt ihre Grenzen.

Seit die allgemeine Bildung abgewirtschaftet hat, hat sich das Mädchen auch nach einigen wirklichen Kenntnissen umsehen müssen. Natürlich können es bei der ungeheuren Flut des gegenwärtigen Wissens und beim Schwanken aller Wissenschaft — nicht einmal Mathematik und Astronomie stehen fest — nur wenige sein. Aber diese muß sie durch die Poren der Haut aufgenommen haben. In der Muttersprache ganz zu Hause sein, fremde Völker durch ihre Sprachen und Literaturen ohne Vorurteil kennen, die technischen und Naturphänomene, die uns umgeben, möglichst verstehen, ist alles, was sie erreichen kann. Sie tut es.

Der Politik möchte sie gern aus dem Wege gehen, da ihr, als einer Frau, alle künstlichen Gebilde verhaßt sind. Aber sie fühlt, daß sie das nicht darf. Sie muß den Männern, die ja gegenwärtig mit all ihrer Staatskunst Bankrott angesagt haben, beistehen, schon deshalb, weil sie, die künftig dazu berufen sein soll, Leben hervorzubringen, ein vitales Interesse am Frieden hat. Den Krieg und alles, was zu ihm führt, militant zu bekämpfen, nimmt sie sich vor. Sie wird künftig Rüstungen und unmenschliche Gesetze verhindern und in einer Welt, in der alles trennt: Nation, Rasse, Klasse, Alter, Geschlecht, Weltanschauung, Besitz, ja sogar Rohköstertum und Nikotin, ein ausgleichendes Element darstellen.

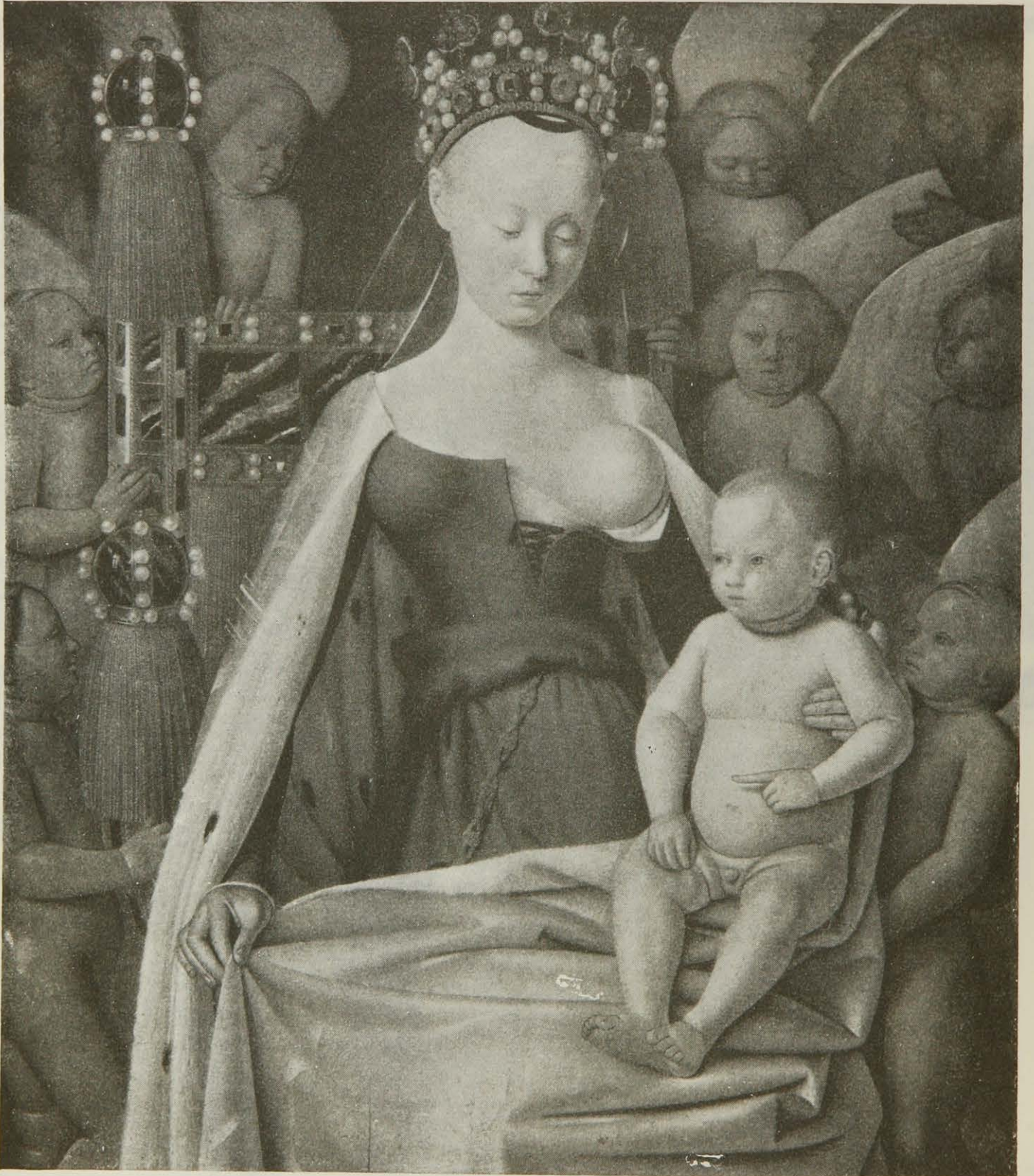
In dem uninteressanten Chaos der gegenwärtigen Moral hat sie sich eine einfache zurechtgemacht, die nichts anderes ist als *Lebenskunst*. Sie will ein gutes Gewissen haben, so vermeidet sie alles, was irgendein anderes Lebewesen schädigt. Sie will Frieden haben, Zeit und Nerven sparen, so macht sie keine Schulden, hält sich von übler Nachrede fern und lügt nur, wenn sie muß. Auch die Nerven der anderen schont sie. Sie spricht klar, schreibt eine deutliche Handschrift, läßt niemand warten und hat Geduld am Telefon. Ihr Leben verläuft deshalb nicht problemlos; die Probleme liegen nur tiefer.

Mit Geburt und Tod ist sie genau vertraut. Dieses Wissen nimmt ihr alle Angst. Sie freut sich auf ihr Kind, das sie aber erst dann zur Welt bringen will, wenn sie ihm erträgliche Lebensbedingungen bieten kann. Das natürliche Ende des Lebens durch vernünftige Lebensführung, richtige Ernährung, geistige Hygiene,





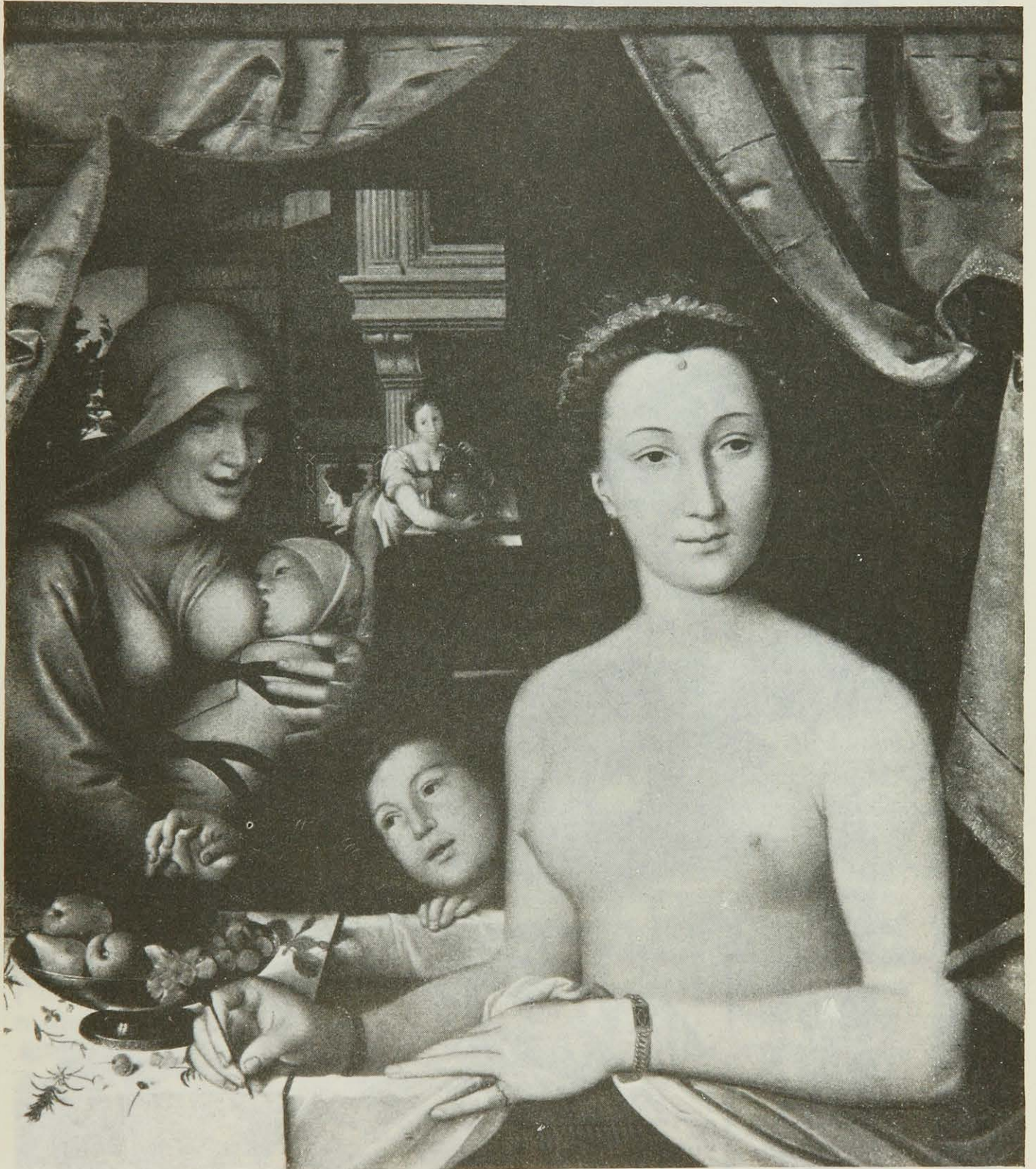




Jean Fouquet (1420—1480), Madonna

Antwerpen, Königliches Museum





London, Ausstellung französischer Kunst  
François Clouet (1522—1572), Junge Frau im Bad





Walter Reuter

Backfische



für sich und die Ihren möglichst weit hinauszuschieben, das ist ihr Ziel. Auf Betriebsunfälle des Lebens ist sie gefaßt. Ihrem Leben vorzeitig ein Ende zu machen, fällt ihr nicht ein. Sie, die Erlebnishungrige, weiß, daß es die einzige Möglichkeit ist, etwas zu erleben; daß Leben kurz, daß Todsein aber endlos ist. Auf Totenkult verliert sie nicht allzuviel Zeit, da sie den ganzen Tag damit beschäftigt ist, das Glück der Lebenden zu fördern. Das Wissen um die Kürze des Lebens und nur die Wirklichkeit des Todes beflügelt ihre ohnehin beträchtliche Lebenslust.

Mit der Kunst hält sie es so: Was ihr gefällt, das gefällt ihr. Sie gibt nicht vor, für Gauguin oder Grünewald zu schwärmen, wenn ihr Öldrucke lieber sind. Öffentlich Bergson zu lesen und heimlich Wallace, liegt ihr fern. Offen sagt sie, was sie in der Kunst freut. Sie erlaubt sich ohne Bedenken, etwas nicht zu verstehen. Geht sie lieber ins Kino als ins Museum, so sagt sie es. Hat sie keine Beziehung zur Kunst, so ist sie doch wenigstens fern von der verlogenen Kunst- und Literaturprotzerei von ehemals.

Dabei ist sie nicht kritiklos. Im Gegenteil. Sie weiß von allem Anfang an, wie unvollkommen Welt und Menschen (sie selbst inbegriffen) sind. Eine neue Art von Weltliebe fließt aus dieser Erkenntnis. Wenn alle dumm sind, alle ein bißchen komisch, alle nicht ohne Schuld, so entsteht eine neue menschliche Gemeinschaft, die auf Wahrheit beruht. „Was werden die Leute sagen?“ ist dann nicht mehr wichtig.

Die neue Wissenschaft der Haushaltsführung weckt ihr Interesse; zum Haushalt selbst hat sie eine neue Stellung gewonnen: sie ist nicht mehr seine Sklavin, sondern seine Herrin. Materialschaden nimmt sie leicht. Sie kennt Wert und Preis aller Dinge. Aus der Not macht sie eine Tugend. Möglichst wenig fremde Hilfe zu brauchen, ist ihr Stolz. Sie, die gelernt hat, in Almhütten, Zelten und Faltbooten zu wohnen, träumt doch ganz altmodisch von ihrem künftigen Hause. Wenn es auch noch so klein sein wird, sie wird ein Schloß des Behagens daraus machen.

In diesem Hause gedenkt sie mit einem zu wohnen, den sie liebt. Sie ist sich bewußt, daß der Roman erst am Traualtar beginnt, daß man sein Glück machen muß, das heißt anfertigen, weil es nirgends fertig zu kaufen ist; sie spürt, daß die Ehe eine schwierige Einrichtung ist, aber sie fühlt die Kraft, die veraltete Institution neu aufzubauen. Da sie weiß, daß Liebe ein Lebensmittel ist, das nicht gefälscht werden darf, daß Eifersucht ebenso zu bekämpfen ist wie Besitzwahn, und daß *charity begins at home*, ist es nicht unmöglich, daß es ihr gelingt. Wenn nicht, dann wird sie dem Lebensfreund für tausend gute Stunden Dank und manierlich Lebewohl sagen und das Experiment entweder noch einmal beginnen oder es aufgeben.

Dieses Normalmädchen — weit davon entfernt, ein Ideal zu sein — läuft schon in Tausenden von Exemplaren herum. Wenn es noch nicht Hunderttausende sind, so liegt das nur an uns.

\*

Wir wurden seinerzeit erzogen, nützlich zu sein. Das junge Mädchen von heute erzieht sich selbst zum Glück. Es ist keine Frage, daß das glückliche Mädchen von übermorgen nützlicher sein wird, als das nützliche von vorgestern.



# Mädchen im Beruf

Von

*S. Kracauer*

Wenn in den Durchschnittsfilmen überhaupt berufstätige Frauen auftauchen, so sind es bis in die jüngste Vergangenheit hinein meistens vergnügte junge Privatsekretärinnen oder Stenotypistinnen, die eigentlich nur zum Spaß Diktate aufnehmen und ein wenig tippen. Sie sind hübsch, weil sie Zeit haben, sich zu pflegen, singen zur Arbeit, die keine ist, einen Schlager und werden am Schluß von ihrem Chef oder einem reichen Amerikaner geheiratet. Ein happy end, das nicht nur der Wunschtraum vieler Mädchen ist, sondern auch ein bewährtes Mittel, um sie zu gefügigen Werkzeugen zu machen. Und wäre selbst die letzte Bank verkracht, so bliebe vermutlich den imaginären Bankdirektoren im Film immer noch die Doppelaufgabe vorbehalten, diese Mädchen an sich und an das System zu fesseln.

Allerdings ist die Spannung zwischen den in den Filmen erzeugten Illusionen und der Wirklichkeit nachgerade so groß geworden, daß die Mehrzahl der weiblichen Angestellten sich nicht mehr so leicht verzaubern läßt. Ich kenne genug berufstätige Mädchen, die sich über den Schwindel auf der Leinwand abfällig äußern. Die Wirklichkeit rückt ihnen buchstäblich auf den Leib und imprägniert sie mit Erfahrungen, die nicht zu beseitigen sind. Auch mehrt sich die aufklärende Literatur, die zum Unterschied von der üblichen Belletristik und den irreführenden Filmen den angestellten Frauen (und Männern) ihre wirkliche Situation bewußt zu machen sucht. Josef Breitbach: *Rot gegen Rot*, Christa Anita Brück: *Schicksale hinter Schreibmaschinen*, Rudolf Braune: *Das Mädchen an der Orga Privat*, Otto Roeld: *Malenski auf der Tour* — das sind einige der hierher gehörigen Bücher. Die öffentliche Diskussion der Angestelltenfragen ist wohl besonders stark durch mein Buch *Die Angestellten* angeregt worden, dessen Erkenntnisse auch in dem Theaterstück *Die Mausefalle* mitverwertet sind. An wissenschaftlichen Publikationen nenne ich noch die kleine, sehr nützliche Schrift von Susanne Suhr: *Die weiblichen Angestellten*, in der eine Umfrage des Zentralverbandes der Angestellten verarbeitet wird.

Wie viele weibliche Angestellte gibt es heute in Deutschland? Ungefähr 1,4 Millionen; das heißt, rund ein Drittel aller Angestellten ist weiblich. Der Zustrom der Frauen zu den Angestelltenberufen, der in den letzten Jahren ständig gewachsen ist, erklärt sich daraus, daß sowohl die früher gewerblich tätigen Frauenschichten wie die Angehörigen des verarmten Mittelstands mehr und mehr in diese Berufe hineindrängen; ferner ist er auf eine gewisse Verschiebung von den männlichen zu den weiblichen Angestellten zurückzuführen, die freilich weniger von der Vermehrung der weiblichen als von der starken Einschränkung der männlichen Arbeitskräfte herrührt. Die meisten angestellten Frauen (besonders die des Nachwuchses) kommen aus dem Arbeiterstand, und ihre Hauptmasse ist ledig (die Zahl der Verheirateten wird mit 7 bis 11 Prozent angegeben). In bezug auf die Entlohnung stehen sie sich etwa 10 bis 15 Prozent schlechter als die Männer. Auf Grund der Erhebung des G. d. A. (Gewerkschafts-





Rudolf Kriesch

- *Wohin so spät? Ihr treibt es ja wie Kokotten!*  
 — *Nanu, sollen wir vielleicht stenographieren?*

bundes der Angestellten) aus dem Jahre 1930 beträgt das Durchschnittsgehalt für die weiblichen Angestellten aller Gruppen 157 Mark monatlich; ein Einkommen, das faktisch noch nicht einmal von der Hälfte der Beteiligten bezogen wird. Andere Erhebungen gelangen zu ungünstigeren Ergebnissen, und eine Kennerin der Verhältnisse versichert mir, daß heute das Gros der Frauen allenfalls 110 Mark erhalte. Natürlich sind die weiblichen Angestellten genau so wie die männlichen vom Schicksal der Erwerbslosigkeit betroffen, das wahrhaftig nicht Schicksal heißen darf.

Jeder kennt weibliche Angestellte oder glaubt sie zu kennen. Aber kennt man sie wirklich, wenn man mit ihnen nur beruflich zu tun hat oder sich gar einmal mit einer Verkäuferin anfreundet? Es sitzt bei den Mädchen viel obenauf, was von außen her zugetragen ist und leicht abfällt. Gewiß, sie amüsieren sich, wenn sie können, paddeln, liebeln, weil sie nichts anderes haben, geben sich je nach der Mode sachlich oder auch herzlich — dieser ganze, sattsam bekannte Zerstreungsbetrieb vermischt sich jedoch weder mit dem Alltag der Angestellten, noch ist er für ihre überwiegende Menge charakteristisch. Daß er so sein kann, wie er ist, kennzeichnet nur die Gehaltlosigkeit der Bourgeoisie und die Leere des Angestelltenlebens selber.

Daß der Berufs-Alltag der angestellten Frauen nur in den seltensten Fällen zum



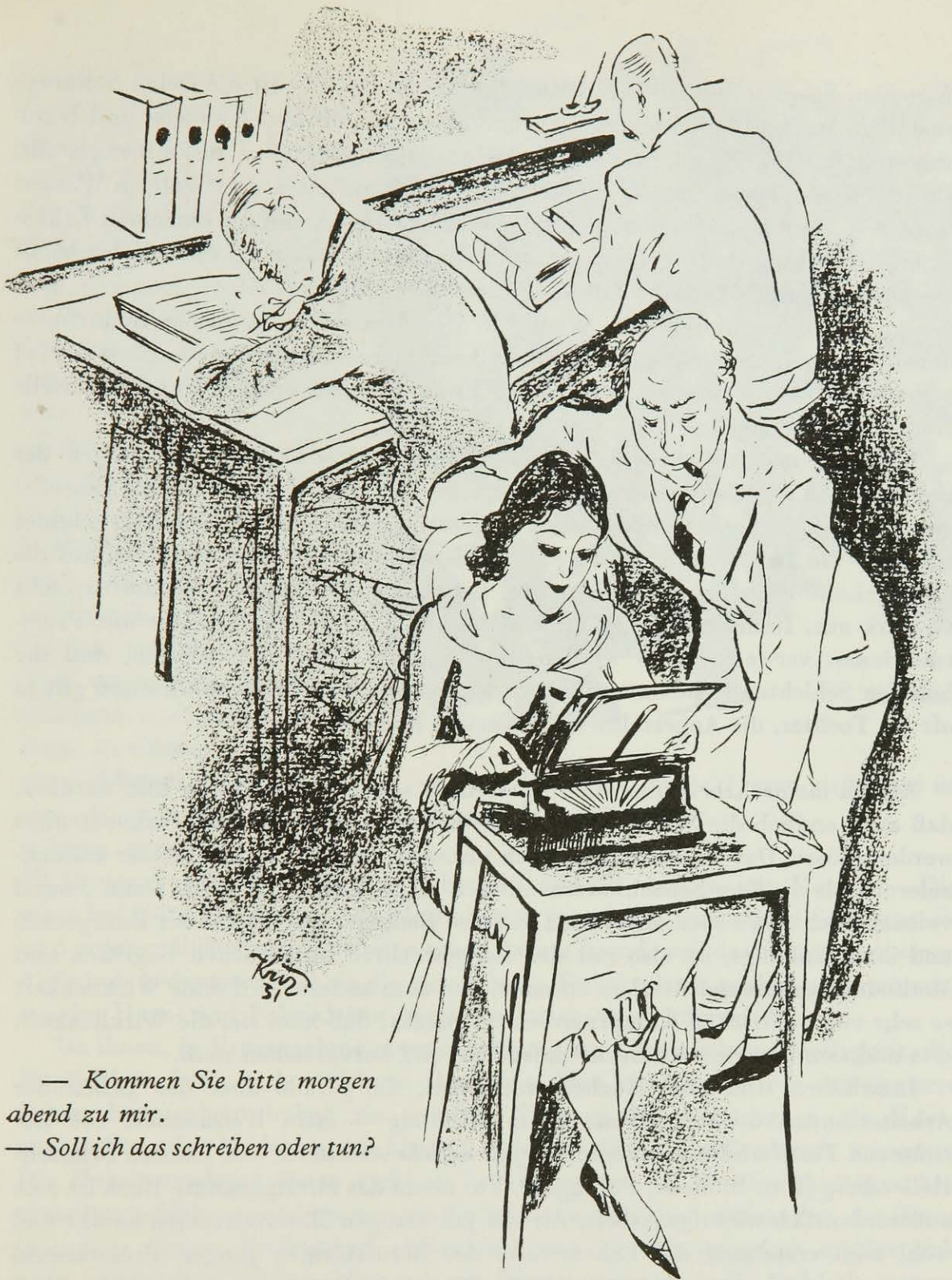
sogenannten Lebensinhalt werden kann, dafür ist hinreichend gesorgt. Die große Masse der (männlichen und weiblichen) Angestellten hebt sich von den qualifizierteren Arbeitern eigentlich nur noch dadurch ab, daß sie ihr Einkommen in Form von Gehalt empfängt. Sonst sind — von jenen Angestelltenberufen abgesehen, in denen die Mechanisierung eine geringe Rolle spielt — die Lebensbedingungen annähernd die gleichen. Hier wie dort verschwindend kleine Anstiegsmöglichkeiten, die Angst vorm Abbau und im Hintergrund eine riesige Reserve-Armee. Die Beschaffenheit des Berufslebens hängt selbstverständlich von der Art des Berufs ab.

Ein spezifisch weiblicher ist der der *Stenotypistin*, da in diesem Beruf auf 100 Angestellte über 90 Frauen kommen. Sie haben zur Hälfte nervöse Leiden, die geradezu als eine neue Berufskrankheit angesprochen werden dürfen. Verursacht werden diese Nervengeschichten nicht allein durch die unmittelbaren Strapazen des Berufs, durch das Getöse vieler Maschinen im Raum, durch das zu hastige Tempo usw., sondern auch durch Erschütterungen des seelischen Gleichgewichts, die unter dem Druck derselben Bedingungen in anderen Berufen nicht minder häufig auftreten. Man spürt den Gegensatz zwischen dem schlechten Zuhause und der Oberwelt des Büros; man bleibt unbefriedigt von einer Arbeit, die weder Selbstzweck ist noch sich eingliedern läßt; man sehnt sich nach Erfüllung des weiblichen Daseins. Nicht nur die Stenotypistinnen fassen den Beruf als Übergangszustand auf und drängen zur Ehe. Eine treffende Schilderung dieser Nöte, die zudem zeigt, daß es in Frankreich nicht viel anders ist als bei uns, entwirft Suzanne Normand in ihrem Buch: *Fünf Frauen auf einer Galeere*. Wer keinen Mann findet, und das sind viele, hat von der Zukunft nichts zu erwarten und ist darum gesundheitlichen Schädigungen besonders leicht zugänglich. (Vergleiche hierzu die Erhebung des Allgemeinen freien Angestelltenbundes über die Arbeit an Schreibmaschinen.) Der heutigen Medizin gelten immer noch, durchaus im Einklang mit der kapitalistischen Weltanschauung, alle Krankheiten als Erscheinungen, die am Individuum haften; sie müßte endlich lernen, statt des einzelmenschlichen Körpers den Kollektivkörper zu betrachten und die individuellen Erkrankungen aus denen der Gesellschaft abzuleiten . . .

Ich übergehe die zahllosen Bagatellen, aus denen sich das Berufsleben der Mädchen und Frauen zusammensetzt. Es mögen kleine Freuden darunter sein, wie sie die Magazine mit Vorliebe sammeln; aber wie die Verhältnisse heute sind, behaupten typische Schwierigkeiten und Konflikte das Feld. Manche von ihnen erblicken vorm Arbeitsgericht das Licht der Öffentlichkeit, das sie zu scheuen hätten. So wird einer zwanzigjährigen Postauswärtigen beim Fernsprechamt wegen außerehelichen Geschlechtsverkehrs gekündigt; eine ledige Privatangestellte vor die Tür gesetzt, weil sie schwanger geworden ist; eine andere Angestellte nach achtjähriger Tätigkeit fristlos entlassen, weil sie ihren unmittelbaren (verheirateten) Vorgesetzten zum Freund hat; usw. Hinzuzufügen ist dieser winzigen Auslese nur noch, daß das Arbeitsgericht in den betreffenden Fällen mehr Einsicht bewiesen hat als die verklagten Firmen. Daß sich mitunter auch einmal Angestellte zu Unrecht beschwerten, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung.

Und außerhalb des Berufs? Man kann ohne Mühe nachrechnen, was sich mit





— *Kommen Sie bitte morgen  
abend zu mir.*

— *Soll ich das schreiben oder tun?*

Rudolf Kriesch

dem üblichen Durchschnittsgehalt anfangen läßt; obwohl sich die wenigsten diese Mühe machen. Eben aus Gründen des geringen Einkommens lebt das Gros der Mädchen in den Familien. Sie müssen häufig ihre Eltern unterstützen, und nur ein Drittel von ihnen hat ein eigenes Zimmer. Frau Suhr, der ich diese Angaben verdanke, gedenkt in ihrer Schrift auch der Nebenbelastung, die eine eigene Wohnung für die erwerbstätige Frau bedeutet. „Die Frage: ‚Treiben Sie Sport‘“, heißt es dort, „beantwortete eine Angestellte mit bitterem Humor: ‚Jawohl — aufräumen in meiner Wohnung!‘“ Dazu kommen Tätigkeiten wie Flickern,



Waschen, Stopfen und Instandhalten der Garderobe, die oft die freien Sonntage ausfüllen. In einer Erhebung des Verbandes der weiblichen Handels- und Büroangestellten (1927) sind verschiedene Haushaltbudgets zusammengestellt, die veranschaulichen, wie die Mädchen ihr Gehalt aufteilen. Die Welt im Wassertropfen — man bedarf schon beinahe eines Mikroskops, um die einzelnen Zahlen zu erblicken. Aus ihnen geht unter anderem hervor, was auch ohne Beleg leicht erschlossen werden könnte: daß für Ferienreisen, Theater, Kinos, Konzerte usw. so gut wie nichts übrigbleibt. Wenn die Mädchen solche luxuriöse Bedürfnisse haben, deren Befriedigung in Wahrheit kein Luxus ist, sind sie einfach darauf angewiesen, freigehalten zu werden. Der Freund ist eine erotische und materielle Notwendigkeit zugleich.

Ich habe mit Absicht von den politischen und sozialen Vorstellungen der berufstätigen Mädchen geschwiegen. Naturgemäß prägt sich das falsche Bewußtsein, das sich die meisten männlichen Angestellten über ihre Klassenlage gebildet haben — ein Bewußtsein, dessen entscheidender Zug die sture Reaktion auf die ökonomische Proletarisierung ist — im Leben der weiblichen Angestellten nicht so stark aus. Immerhin setzen ihrer viele ihren Ehrgeiz drein, nicht mit Proletarierinnen verwechselt zu werden, und glauben heute wie gestern, daß die höheren Schichten in höheren Sphären weilen. Auch in Proletariereisen gilt ja oft die Tochter, die Angestellte ist, als etwas Feineres.

\*

Als ich meine Arbeit über die Angestellten schrieb, war ich mir klar darüber, daß auch endlich die Wirklichkeit des Proletariats erforscht und auskonstruiert werden müsse. Das Proletariat ist noch unbekannter und noch schwerer kennenzulernen als die ihm benachbarten unteren Angestelltenschichten. Denn einmal vollzieht sich sein Leben unter ganz anderen Bedingungen als das der Bourgeoisie und ihres Anhangs, ist also mit den hergebrachten bürgerlichen Begriffen und Methoden nur unzureichend zu erfassen, und zum andern wird seine Wirklichkeit so sehr von politischen Kampfparolen überdeckt, daß man sie, die Wirklichkeit, erst mühsam unter dieser Decke aufsuchen und hervorziehen muß.

Inzwischen sind zwei Bücher erschienen, die gerade über das Leben der Arbeiterinnen Auskunft geben: *Mein Arbeitstag — mein Wochenende. 150 Berichte von Textilarbeiterinnen* und *Die jugendliche Arbeiterin* von Lisbeth Franzen-Hellersberg (I. C. B. Mohr, Tübingen). Vor allem das zweitgenannte Buch ist eine außerordentlich wichtige Arbeit, die auf jahrelangen Materialstudien beruht und wohl zum erstenmal die Lebensweise der berufstätigen jungen Proletarierin unbefangen und systematisch erschließt. Diese Schrift gewährt nicht nur Einblick in ein bisher unerforschtes Gebiet, sie weist auch mittelbar die Begrenztheit der von uns bewohnten bürgerlichen Welt auf.

Ich will wenigstens anhangsweise einige Beobachtungen mitteilen, die *Frau Franzen* über das erwerbstätige Proletariermädchen gemacht hat. Es kommt aus Wohnungen, die das Alleinsein verhindern; aus Familien, in denen es geringachtet ist und die freie Zeit für den Hausstand hergeben muß. Mit vierzehn Jahren gehen die Mädchen in die Fabrik und verrichten dort eine Arbeit, die sie nicht als Beruf empfinden. Sie klagen zwar kaum je über die Monotonie oder die Sinnlosigkeit ihrer Tätigkeit, sind aber dafür auch uninteressiert am Arbeits-



produkt. Wie beim übrigen Proletariat handelt es sich eben bei ihnen um unselbstständig gemachte und in Unselbständigkeit gehaltene Menschenmassen, deren Fähigkeiten in einer nicht durch sie selber mitbestimmten Welt notwendig einschrumpfen müssen. Kein Wunder, daß sie in vielen Dingen primitiv reagieren. Ihr Blick ist eingengt, ihr soziales Wollen begrenzt. Durch die beschränkten Wohnverhältnisse frühzeitig aufgeklärt und durch zahlreiche Abhängigkeiten in der Entfaltung auf anderen Gebieten gehemmt, werden diese Mädchen, zweifellos stärker als die weiblichen Angestellten, zum Geschlechtsgenuß geradezu gedrängt. Etwa



Fennecker

— Nee, Onkelchen, solche Fragen stellt man im Auto, nicht in der Stadtbahn.

90 Prozent verkehren schon zwischen 16 und 18 Jahren mit Männern. Die sonst bei Bürgermädchen mit der Pubertät gemeinhin verknüpfte Schwärmerei ist den jugendlichen Arbeiterinnen schon darum fremd, weil das Schwärmen einen Aufschub bedeutete, weil sie die entzauberte Erotik gleich praktizieren müssen, um das Haus- und Fabrikleben überhaupt ertragen zu können.

Da ihnen, in Ermangelung einer Beziehung zur bürgerlichen Gesellschaft, die Möglichkeit fehlt, sich törichten Illusionen über ein sorgloseres, vornehmeres Leben hinzugeben, haben sie weniger Neigung zur Prostitution als Hausangestellte oder Mädchen aus kleinen Städten, die in die Großstadt kommen. Die Heirat erscheint ihnen nicht so begehrenswert wie den berufstätigen Angestelltenmädchen, sondern nur als das kleinere Übel von vielen. Aus der ihnen (wie dem ganzen Proletariat) aufgezwungenen Unselbständigkeit erklärt sich nicht zuletzt ihre Hilflosigkeit äußeren Fragen gegenüber, die Unklarheit ihres Selbstbewußtseins, das keine rechten Stützen hat, und ihr häufiges Bestreben, das Kleinbürgertum nachzuspielen. Die Zukunftslosigkeit des Lebens dieser Proletarierinnen kann nicht erschütternder erhellt werden als durch die (von Frau Franzen zitierte) Antwort, die eine Arbeiterin einem aus ihren Kreisen aufgestiegenen Mädchen gibt, das ihr Mut zusprechen will: „Wat habt ihr davon, Plackerei hier und Plackerei da — ick amüsier mir.“

Zur Information bemerke ich noch, daß es nach der Berufszählung 1925 in Deutschland 3,5 Millionen Arbeiterinnen gibt, deren Löhne etwa 60 bis 80 Prozent der männlichen Löhne betragen.



# Auto und junges Mädchen

Von

*Karl Vollmoeller*

Es fängt gleich mit einem Widerspruch an: Chauffieren ruiniert die Schuhe, und um nichts ist das junge Mädchen von heute so besorgt, wie um ihr bezauberndes Schuhwerk. — Welch ein Konflikt! Aber zum Glück nimmt es das junge Mädchen mit der Logik nicht allzu genau, und so bestehen die beiden Tatsachen in ihrem Leben ruhig nebeneinander: das unentbehrliche Auto und die immerfort metallisch angeriebenen Schuhe.

Und es ist gut so. Wo bliebe das junge Mädchen von heute ohne ihr lichtblaues, taubengraues oder weißes Kabriolett? Wobei nur noch zu diskutieren wäre, ob *ibr* der Wagen besser steht oder sie dem Wagen. Ob *sie* sich dem neuen Verkehrsmittel angepaßt hat oder das Auto ihr. Vielleicht untersucht einmal jemand, wie es kommt, daß alles, was Männer mühsam herstellen, bald in irgendeiner Form zur Folie für die Frau wird. Und daß die Frau sich ihrerseits jeder neuen Folie natürlich und bedingungslos anpaßt.

Unsere moderne Industrie produziert am lautenden Band das Auto. Und das Auto produziert unsere modernen Mädchen. Beinahe auch am laufenden Band.

\*

In Amerika fing es an, vor zehn Jahren. Das Auto verschaffte dem jungen Mädchen eine neue Exterritorialität der Erotik. So wie früher der Theaterbesuch, dann das Kino. Fährt sie mit einem jungen Freund in ihrem Auto weg, so scheint sie sich in einer besonderen Art aus der häuslichen Obhut zu lösen, und kann ruhig nach zwei Tagen wieder erscheinen, ohne daß ein elterliches Gewitter niederginge. Sie war eben in ihrem Auto fort! Wehe, wenn sie etwa mit der Eisenbahn weggefahren wäre! Es scheint, das Auto hat unter vielen anderen Rollen auch die des „Chaperon“ aus der Großmutterzeit übernommen.

Bei den amerikanischen Studentenbällen stehen vor den Klubhäusern oder Hotels zweitausend Autos junger Mädchen. Alle mehr oder weniger bevölkert. Ab und zu glüht eine Zigarette durch das Fenster, oder es flammt kurz die elektrische Lampe auf, wenn ein Pärchen den Wagen betritt oder verläßt.

In der Tanzpause braucht man nicht mehr stille Plätzchen auf der Treppe zu suchen. Die junge Dame zieht sich lieber mit ihrem Partner in das Privatappartement ihres kleinen Wagens zurück. Genau betrachtet: Sündenfall auf offener Straße! Aber es geschieht ja im Auto! Die strenge Moral von Boston bis San Francisco hat nichts dagegen einzuwenden. Es ist allgemeine Mode so. Und daher schicklich. Das Auto deckt alles.

Soll man dem jungen Mädchen von heute den Vorwurf der Polyandrie machen? Die ungewohnte Freiheit ist ihr so neu und daher so verlockend. So neu und verlockend wie das Auto, das sie ihr gebracht hat. Bald wird auch das Auto zur Selbstverständlichkeit werden und an erotischem Reiz verlieren. Die Mode schwenkt dann ein, und Gefühl und Monogamie wird wieder Trumpf. Schon fängt es in den Vereinigten Staaten an schick zu werden, die neue Freiheit bewußt einzuschränken.

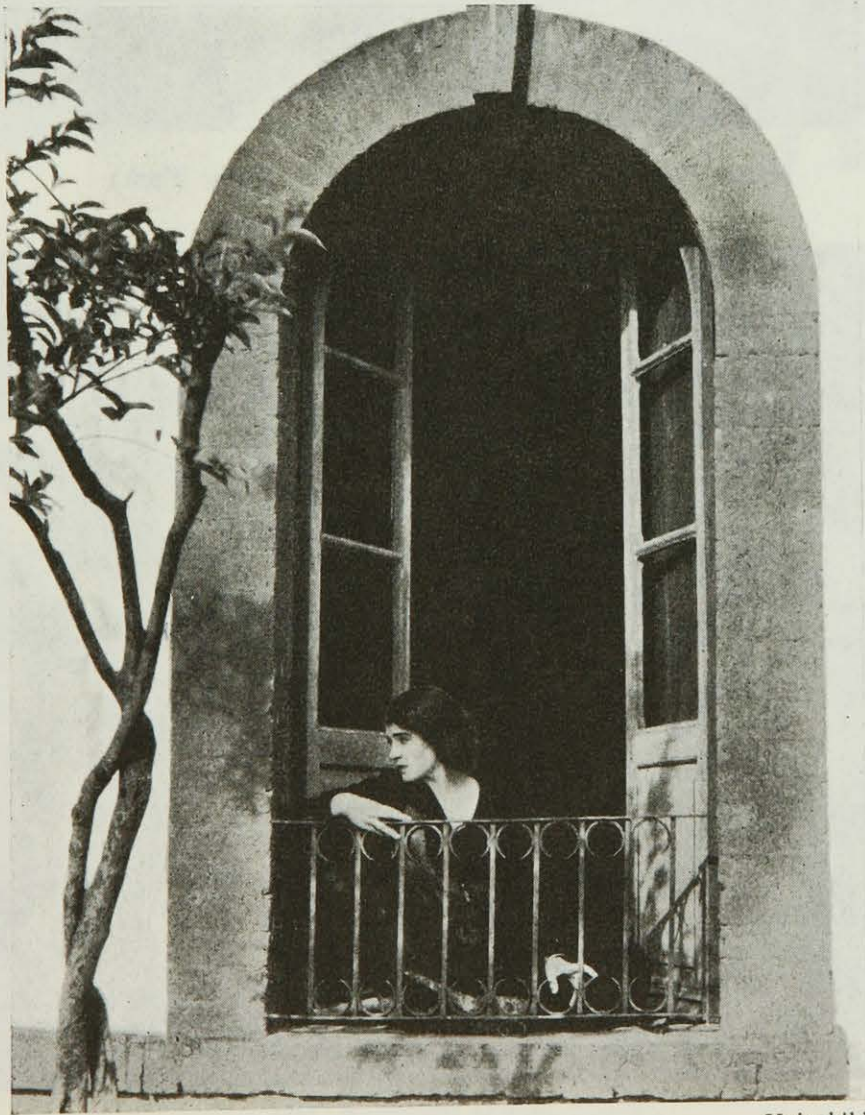


*Am Fenster (1932)*



Berlinerin

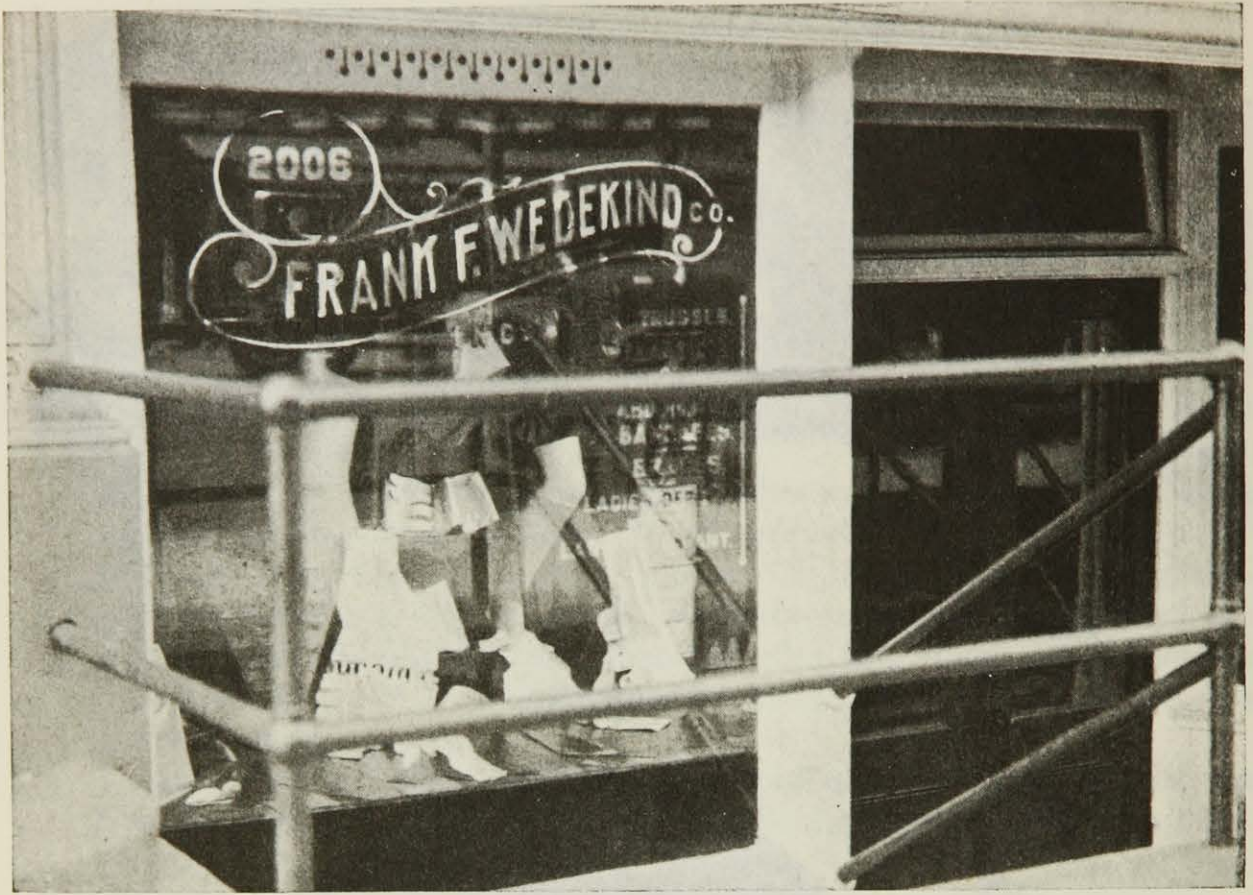
Karl Vollmoeller



Mexikanerin

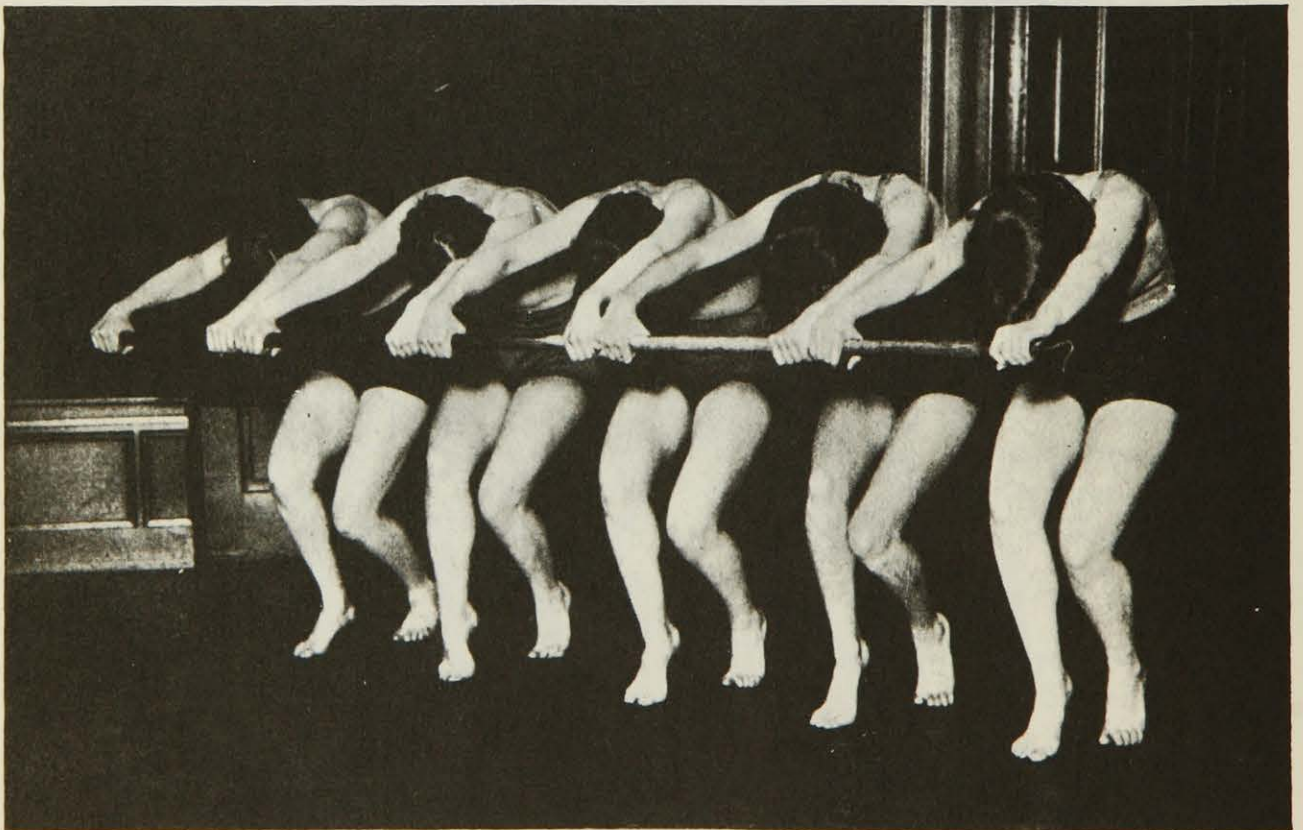
Unionbild





Frank Wedekind, Mieder und Gürtel (New York)

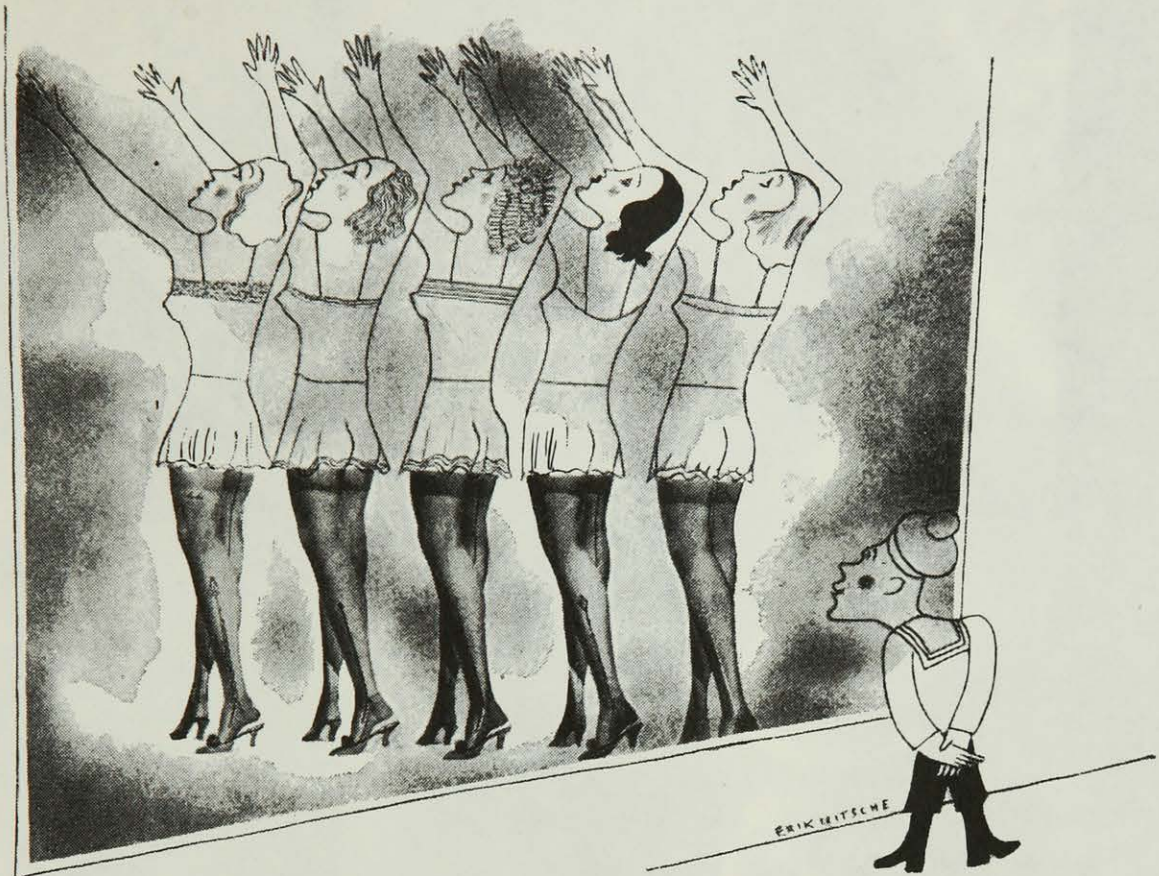
Zenzen



Rhythmische Gymnastik (Paris)

Sévice General





Phantasie über ein Strumpf-Thema



Der Windstoß (Paris, 1800)

Sammlung Handke-Berlin







Man ist wieder zurückhaltend und treu. Oder man tut wenigstens so. Es ist origineller und modern.

\*

Die junge Pariserin hat diese ganze Entwicklung nicht mitgemacht. Sie kann es sich leisten, das Auto zu überspringen. Sie ist durch eine besondere Kultur, und durch einen ererbten tieferen Sinn für die Realität, anders auf den Mann erzogen und eingestellt. Sie betont bewußt die Monogamie. Auch wenn sie die gelegentlich durchbricht. Gerade dann vielleicht am meisten. Sie weiß eben aus Instinkt, daß es für die Frau auf lange Sicht nur *ein* schlechtes Geschäft gibt: Viele Männer. Und nur *ein* gutes: Einen Mann.

\*

Man soll nicht den Kopf schütteln, sondern abwarten. Die Frau bezieht alle Erscheinungen der Welt und der Technik auf natürliche und leidenschaftliche Weise in ihre erotische Sphäre ein. *Telefon* und *Auto* sind momentan *sekundäre Geschlechtsmerkmale* des jungen Mädchens.

Man hat ihr die Produkte der Technik in die Hand gegeben. Man erklärt ihr die Mechanik des Explosionsmotors und des Differentials. Kann man ihr übel nehmen, wenn sie sich in der Liebe mechanisch und sachlich einstellt . . . bis die Mode sich wendet und sie plötzlich wieder Gefühl trägt?

Aber rosa Briefchen an den fernen Geliebten wird sie nie mehr schreiben.

---

## *Die Knäbin*

Von

*Peter Huchel*

(1927)

*Birken und nackte Mädchen am Wasser,  
aber Birken sind schlanker und blasser.  
Steigen die Mädchen weiß in den See,  
bleiben Birken, Knabe und Reh.*

\*

*Zopfiges Mädchen der Wälderjahre,  
Knäbin der Stadt heut, du kürztest die Haare,  
äugig und Reh der Untergrundbahn,  
katzig und samtig in Pelze gefan.*

*Seidigen Mond, Perlmutter unter Strümpfen,  
steigen ins Auto kurzröckig Nymphen.  
Zuckender Sterne Reklame im Haar,  
gehn wir zigeunern in Kino und Bar.*

*Fern deinen Zöpfen und Mütterjahren  
wird dich das Flugzeug geschmeidiger fahren,  
Knäbin der Städte, geopfertes Haar,  
rehhüftig, Schmaltier der Boulevards!*



# Die heutige Rolle der Virginität im Seelenleben des jungen Mädchens

Von

*Prof. Dr. Mathilde Vaerting*

Was unterscheidet die Weiblichkeit von heute von der Weiblichkeit von gestern und vorgestern? Wenn wir den Seelenwandel der Frau auf die einfachste Formel bringen, so heißt diese: Die Weiblichkeit ist *differenzierter* geworden. Die Uniformität der Frauen hat abgenommen, ihre Unterschiede untereinander sind gesteigert. Die neue Weiblichkeit hat Spielarten und Formen hervorgebracht, welche man früher nicht kannte. Die Eigenart der Frauen ist vielgestaltiger geworden. Das heißt nicht, daß die einzelne Frau komplizierter geworden ist. Kompliziert war die Frau immer, oder besser gesagt, es galt als ihr weibliches Vorrecht, dem Manne gegenüber vorzugeben, es zu sein. Der Frau gegenüber war das weniger wichtig, da stellte die Frau die einfachere Seite ihres Wesens in den Vordergrund. Der Mann war auch immer kompliziert, aber es galt als sein männliches Prestige vorzugeben, es nicht zu sein. Manche Männer, zum Beispiel Künstler, fielen seit jeher aus dieser Rolle der Männlichkeit, weil sie ihr eigenes Prestige hatten.

Die Weiblichkeit von früher war auf ein ziemlich feststehendes Schema genormt, so entstand ein uniformer Typ der Frau, der in seiner Masse sicherlich langweilig gewirkt hat. Heute ist die Frau durch ihre Differenzierung abwechslungsreich in ihrer Weiblichkeit. Dadurch aber sind auch bestimmte Fragen über das Seelenleben der Frau schwerer zu beantworten. Die Frauen fangen allmählich an, ihr eigenes Seelenleben auszuprägen. Und diese Tendenz zu einer eigenen Art tritt auch schon bei dem jungen Mädchen von heute hervor. Sie zeigt sich vielleicht mehr wie auf jedem anderen Gebiet im Liebesleben. Denn es ist seltsam: Die Befreiung der Frau hat ihrem Geschlecht viele Freiheiten gebracht; aber nur einen kleinen Teil davon hat die Frau zu ergreifen und zu ihrem dauernden Besitz zu machen vermocht. Das *Recht auf das eigene Liebesleben* wird von der Frau heute am wenigsten öffentlich in der *Theorie* verfochten, aber vielleicht am stärksten in der *Praxis* ausgeübt. Doch auch hier ist die Differenzierung sehr stark, das junge Mädchen von heute faßt dieses Recht sehr verschieden auf. Dementsprechend spielt auch die Virginität in seinem Seelenleben eine ganz unterschiedliche Rolle. Sie kann positiv, negativ, aber auch neutral sein. Sie läßt das eine Mädchen gleichgültig, andere sehen in ihr einen Vorzug und inneren Wert, und wieder andere fühlen darin eine Belastung.

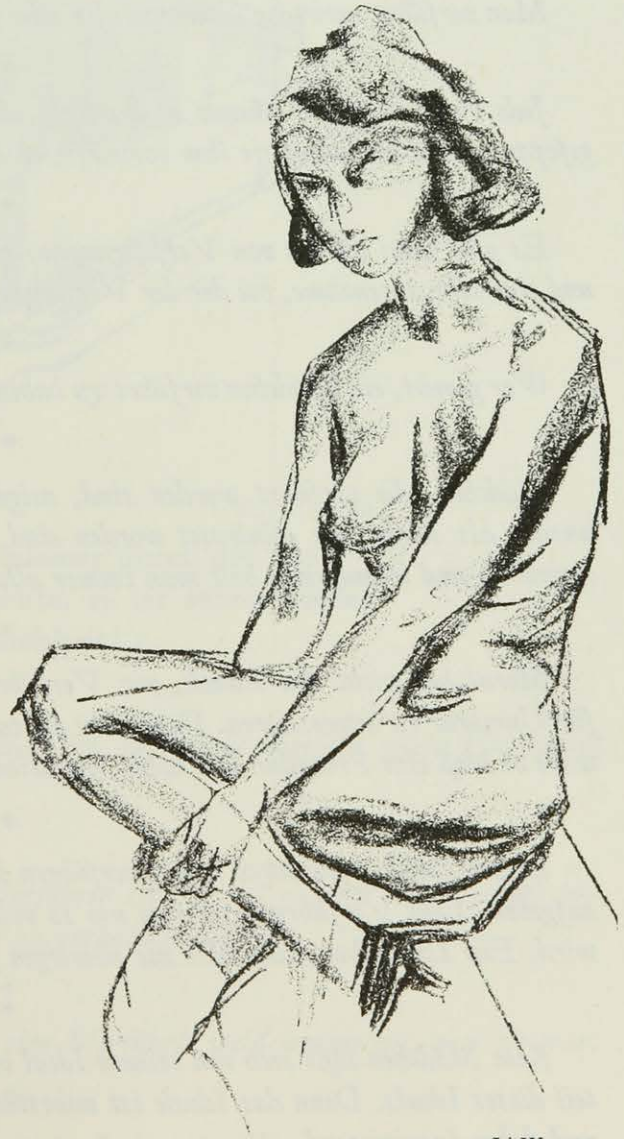
Es gibt auch junge Mädchen, die mit ihrer Virginität Sensation zu machen suchen. Mich besuchte vor kurzem eine junge Ausländerin und erzählte im Beisein zweier anderen Bekannten, die sie nie vorher gesehen hatte, daß sie noch Jungfrau sei und von sexuellen Dingen keinerlei Ahnung habe. Sie wolle sich aber jetzt aufklären und fragte nach geeigneter Literatur.



ein junges Mädchen, das grade seine Berufsvorbereitung beendet hat und in dieser Zeit nur aushilfsweise Beschäftigung findet. Sie lebt mit einem älteren, sehr geliebten Mann in Kameradschaftsehe, der Mann, in besten Verhältnissen, würde gern heiraten, aber sie kann sich nicht entschließen, weil sie genau weiß, daß sie dadurch jede Aussicht in ihrem Beruf verlieren würde.

Wenn auch einige typische Eigenschaften einem großen Teil unserer jungen Mädchen gemeinsam sein mögen, *der Grundzug und das Neue* an ihnen ist und bleibt *ihre große Verschiedenheit*, besonders in ihrer Stellung zum anderen Geschlecht. Sie haben sich, wie gesagt, gegen frühere Zeiten vor allem dadurch geändert, daß sie ungleich untereinander geworden sind, mit allen Nach- und Vorteilen der Ungleichheit für den, der sie studiert, oder der als erfahrener Mann von einer auf andere schließen möchte. Das ist heute fast stets ein Fehlschluß. Sogar die jungen Mädchen und Frauen verschiedener Städte sind heute nicht anders verschieden als junge Mädchen derselben Stadt. Wenn man die Berliner, die Hamburger, die Leipziger, die Kölner jungen Mädchen vergleicht, so zeigt sich immer wieder, daß, neben der persönlichen Verschiedenheit, die des Milieus geringer ist. Und doch tritt auch sie noch hervor. Vor allem die zwischen Groß- und Kleinstadt und Land. Ein Bekannter von mir in einer deutschen Mittelstadt machte vor kurzem folgendes Experiment, um die Stellung der Frau in diesem Milieu zu ergründen. Er fragte rundherum alle seine Bekannten, alte und junge, ob sie es richtig fänden, daß eine Dame allein ins Café geht. Alle ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters waren der Ansicht, daß eine Dame nicht allein ins Café gehen kann. Die gleiche Frage wurde in Berlin, Leipzig, Köln, Hamburg ganz anders beantwortet. Man fand die Frage vielfach absurd, da man meinte, daß dieses Recht der Frau heute wohl von niemand mehr in Zweifel gezogen würde. Man wollte es nicht glauben, daß man, kaum ein paar Stunden Bahnfahrt entfernt, schon ganze Städte voll solcher Zweifler finden kann.

Aber wenn die jungen Mädchen auch nicht allein ins Café gehen, so machen sie andere Gänge heute doch allein, auch in der Kleinstadt, auch auf dem Lande. Sie gehen ihre *eigenen Wege*, und diese Wege sind ungeheuer *verschieden*, wie eigene Wege es immer sind und sein werden.



Li Wegner



# Über das Verführen junger Mädchen

Von

**Alexander Lernet-Holenia**

*Junge Mädchen, die verführt werden, sind immer schon von wem andern verführt worden.*

\*

*Die meisten Leute, wenn man sie fragt, wie oft sie junge Mädchen verführt hätten, antworten: Einmal und nicht wieder.*

\*

*Jemanden verführen heißt: wenigstens den Versuch machen, ihn vor Schlimmerem zu bewahren.*

\*

*Ein Verführer verhält sich zu einem gewöhnlichen Liebhaber wie ein Rennpferd zu einem Ackergaul.*

\*

*Man verführt entweder immer wieder oder nie wieder.*

\*

*Jede Frau ist jedem Manne so überlegen, daß nur seine Eitelkeit ihn daran hindert, sich gefoppt zu fühlen, wenn sie ihm vorwirft, er hätte sie verführt.*

\*

*Es gibt zwei Arten von Verführungen: eine sehr unangenehme, bei der die Verführte, und eine sehr angenehme, bei der der Verführer verführt wird.*

\*

*Wer glaubt, ein Mädchen verführt zu haben, bildet sich's immer bloß ein.*

\*

*Mädchen, die verführt worden sind, neigen eher dazu, später anständige Frauen zu werden als solche, die geheiratet worden sind, ohne vorher verführt worden zu sein. Denn irgendwie und irgendwann holt man immer alles nach.*

\*

*Moral hat nicht den Zweck, vor Verführung zu schützen, sondern vielmehr nur den, für Unmoral zu interessieren. Denn ohne diejenigen, die das Verführen für skandalös halten, wäre es bloß eine Prozedur und keine Sensation.*

\*

*Lieben heißt: sich durch nichts verführen lassen. Sich verführen lassen heißt: die Liebe aufgeben. Eine Verführung ist eine um so vollkommene, je mehr Liebe damit aufgegeben wird. Ein Liebhaber kann also nie überlegen genug, ein Verführer nie inferior genug sein.*

\*

*Kein Mädchen läßt sich von seinem Ideal verführen, sondern immer nur von dem Gegenteil dieses Ideals. Denn das Ideale ist unbestechlich und daher banal, das Unideale korrupt und daher faszinierend.*





W. v. Dreesen

— Komme ich nicht bequemer durch die Tür?  
— Freilich, aber ich dachte, es ist schon wieder  
aus mit der neuen Sachlichkeit!

*Ein Verführer, der beim Verführen verliebt ist, entspricht ungefähr einem Exekutor,  
der beim Pfänden weint.*

\*

*Es ist leicht zu konstatieren, wer ein Verführer ist. Es ist in einer Gesellschaft von  
Männern immer derjenige, der den andern am unsympathischsten ist.*

\*

*Eine Unverführte weiß nicht, was sie ist, eine Verführte weiß wenigstens, was sie war.*

\*

*Die Verführung ist die ärgste Enttäuschung im Leben einer Frau.*



## Mitropa

*Ich sitze mich aus etwas heraus  
in jedem Augenblick.  
In jenem Stuhl bekam ich ein Haus.  
Von diesem weicht Baum und Fabrik.  
Es schiebt mich etwas von hinterrücks,  
dem ich es gern gewähre.  
Ich nipp am Cherry,  
knabbre Keks,  
und streichle eine Föhre.*

## Araberin

*Sie hebt die magre, kleine, schwerberingte  
Hand  
als tanze sie.  
All diese schmalen Schwarztuchfrauen  
sind verwandt,  
und in ihr rot und gelb gewürfelt Tuch  
sind ihre platten, gelben Brote eingewickelt.  
Des offenen Kürbis süßlicher Geruch  
weht nun von ihr,  
die langsam ihn zerstückelt.*

Toni Hyrkan-Loewenthal

## Industrielle

*o schreibmaschine, parlophon,  
mittel zum herr-werden über die  
köstliche zeit,  
elektrischer stuhl, kartoffelquetscher  
und bügeleisen, ihr wunder des  
XX. jahrhunderts!  
wir füllen die batterien bis an den rand,  
schrauben, hebel, räder,  
alles rollt sanft, in öl schwimmt die achse,  
isolator, propeller, ventile,  
tost, knistert, pufft! die luft soll beben,  
und wenn es uns noch so viel kostet,  
wir werden es schaffen,  
packen, zerdrücken,  
wir werden die ersten sein,  
wir werden es lösen*

(was denn?)

Ibby Gordon

## Chanson

*Wenn ich, Fremder, wirklich dir gefalle,  
stell dich heute abend bei mir ein,  
ich hab Pflichten — ich versäum sie alle,  
denn es wird ja nicht für immer sein.*

*Sage deiner Frau, du gingst spazieren,  
Kopfweg macht das Frühjahr, red ihr ein,  
fürchte nicht, du könntest sie verlieren,  
denn es soll ja nicht für immer sein.*

*Nicht sehr lang wird uns der Lenzbetören,  
aber für heut abend kauf ich Wein,  
heute abend will ich dir gehören —  
und es muß ja nicht für immer sein.*

Erika Mitterer

## Bänkellied

*Ich bin in meinen Freund verliebt,  
Er hat einen großen, schönen Mund.  
Und wenns auch öfter Schelte gibt,  
So was ist nur gesund.*

*Wir gehn spazieren Hand in Hand  
Im Frühling, wenn der Krokus blüht,  
Er sagt, er wäre nur Verstand,  
Und ich wär nur Gemüt.*

*Er sagt, ich wär sentimental,  
Und dafür hätt er keinen Sinn,  
Und mir ist alles so egal,  
Wenn ich nur bei ihm bin.*

*Ich kauf ihm für erspartes Geld  
Den neuen Schlips, den neuen Hut,  
Er sagt, daß es ihm nicht gefällt,  
Ich find, es steht ihm gut.*

*Mein Freund ist arm, roh und kommun,  
Ich glaub, daß es viel Nette gibt.  
Der Frühling kommt. Was soll ich tun . . .  
Ich bin in ihn verliebt.*

Anna Katharina Salten





Schläferin

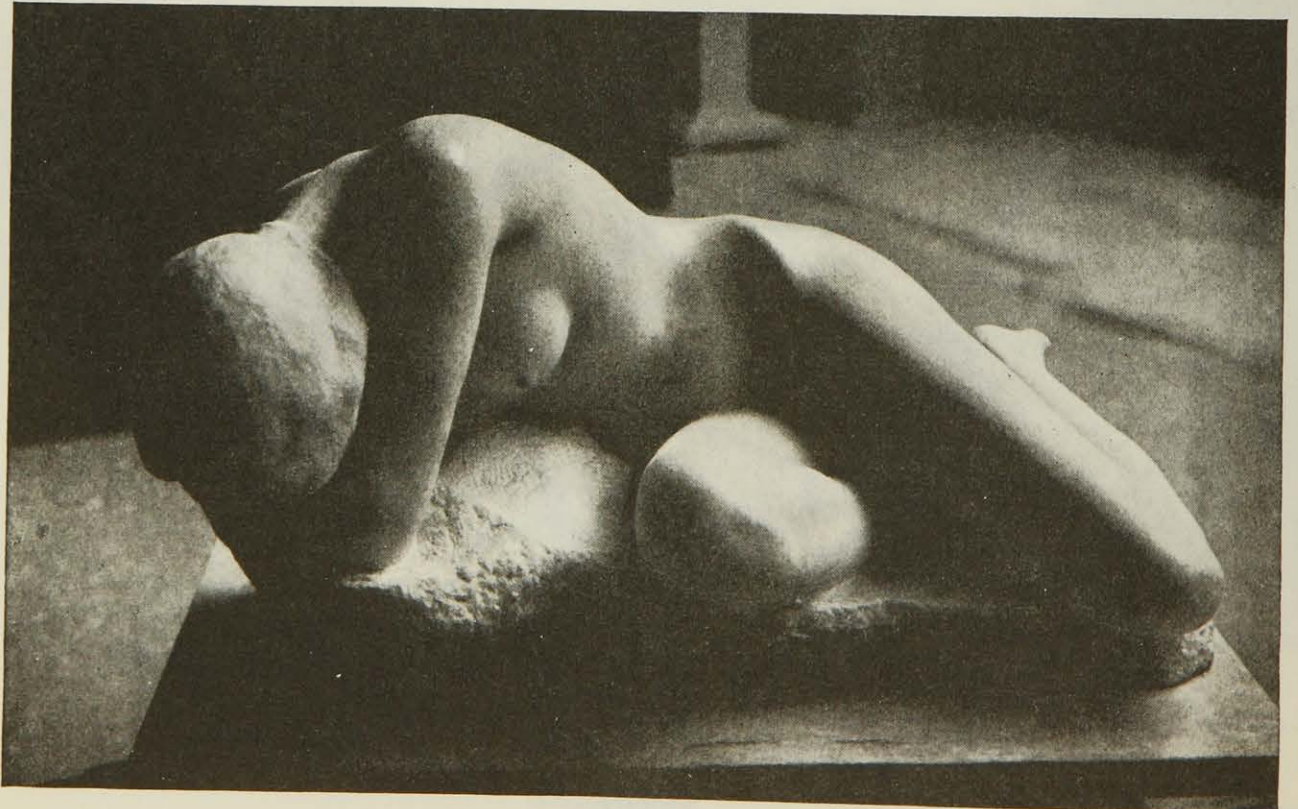
Margot Prenius





Junges Mädchen

Nellie Liebmann



Fritz Klimsch, Psyche (Stein)

Jacobi





Ralph Sommer, New York



Yva, Berlin





Maurice Blot, Der Riegel (Stich nach Fragonard)



Johann Peter Melchior, Das erschreckte Paar (Porzellan, Höchst, um 1770)  
Aus der Kunst- und Kulturgeschichte „Das Porzellan“ von Friedrich H. Hofmann (Propyläen-Verlag, 1932)



# Darf man junge Mädchen auf der Straße ansprechen?

Von

*Polizeikommandeur Heimannsberg*

(Berlin)

Mein schönes Fräulein, darf ichs  
wagen . . . (Faust)

Endlich mal eine Anfrage an die Polizei, die sich nicht lediglich auf Verkehrsunfälle, Waffenabgabe, Winterhilfe, Reichstagswahl, Sicherheitsdienst u. dgl. bezieht. Die Antwort auf die Frage: „Darf man junge Mädchen ansprechen?“ ist nicht ganz einfach, da sie verschieden ausfallen muß, je nachdem, ob ich sie als Rheinländer, als Vater einer heiratsfähigen Tochter oder als Vorgesetzter meiner jungen Polizisten geben soll. Oder soll ich gar annehmen, daß ich persönlich in dem Ruf stehe, auf diesem Gebiet besondere Erfahrung zu haben?

Ich beantworte die Frage *als Rheinländer*: „Wenn sie hübsch sind, ja und überall!“

*Als Vater*: „Seid auf der Hut, ihr kleinen Mädchen, der Anzug macht noch nicht den Mann!“

*Als Vorgesetzter*: „Der Polizist ist nicht nur dienstlich tätig, in beiden Fällen aber muß er taktvoll sein.“

*In eigener Person*:

„Komm den Damen zart entgegen,  
Du gewinnst sie auf mein Wort;  
Doch bist kühn du und verwegen,  
Kommst du besser dabei fort!“



George Grosz

- *Wie heißt du, Kleine?*
- *Sie langweilen mich, Herr!*





Nora Ressayguier

# Erfahrungen im Sacré Coeur

Komteßchen hinter Klostermauern

Von

*Nora Ressayguier*

(Wien)

Onkel Toni behauptet, es gebe zwei Sorten von „Komtesserln“: Die einen, die im Sacré coeur erzogen sind, und die andern, die etwas gelernt haben. Onkel Toni gilt allerdings für boshaft. Und das zu bestätigen, halte ich für meine Pflicht; denn auch ich war — wenn auch nicht lange — ein „Sacré-Körndl“.

Bei Rückkehr in die Ferien beanstandete Papa an mir jedesmal den absoluten Mangel an Seife und Orthographie. Ersteren lernte ich „draußen“ gründlich beheben. Die Rechtschreibung ist ja weniger wichtig — beim Zeichnen. Und das Schreiben muß man eben auf das notwendigste Maß beschränken und vertrauensvoll damit rechnen, daß so und so viele Tanten, Kusinen und dergleichen halt auch — im Sacré coeur waren. Noblesse oblige in Wort und Schrift. Hier wird um Nachsicht gebeten.

Die Zeit, die ich im Pensionat verbrachte, gehört zu meinen „kriegerischen“ Erinnerungen. Es war der ständige und latent geführte, aussichtslose Kampf der unbewußt modernen Jugend gegen koagulierte, in Vornehm- und Weltentrücktheit erfrorene Tradition. Aber wir kämpften ohne Trotz, im Schatten der An-



schauung so vieler Mütter, Tanten und Großtanten, mit der ganzen sorglosen Fröhlichkeit unserer zehn bis siebzehn Jahre.

Bei der „Einkleidung“ schon sollte mit der flatternden Lockenmasche alles Weltliche von uns abfallen. Das dunkelblaue, uniforme Pensionatskleid erstickte alles Mondän-Sündige in seiner sackähnlichen Form. Erschütternd wirkte im unerklärlichen Gegensatz hierzu das laut Vorschrift unterm Rock um die Hüfte befestigte herabbaumelnde Täschchen, das unsere kleinen Tagesutensilien barg und uns zwang, bei Hervorholen des Schnupftüchleins jedesmal den Rock mindestens bis zum Knie emporzuheben. Wenn wir schon bei der Adjustierung sind: Die Strümpfe eitel Wolle. Der Hals wohlgeborgen im steifen Ringelkragen. Prinzip: Was eine brave Haut ist, hat das Tageslicht zu scheuen! Die Haare streng im Zopf gebändigt. Einmal, meines Erinnerns, gab es da eine — partielle — Revolution: Das Aufkommen der Bubikopfmode verführte eine leibhaftige Prinzessin von Geblüt, sich heimlich im Komplott mit einem Bürgerstocherlein selbender die Haare kurz zu schneiden. Der Mangel an Spiegel und geeigneten Haarschneiderequisiten im Verein mit der fehlenden Übung führte zu einer Frisurkatastrophe! Der Aufruhr wurde im Keime erstickt. Aber die Haare der Frevlerinnen waren weg. Sie mußten anordnungsgemäß raschestens nachwachsen.

Neben tiefer, echter Frömmigkeit war oberstes Erziehungsgesetz: Moral! Leider artete das in der Praxis so aus: Waschen ist unkeusch! Was nicht hinderte, daß wir des Morgens der Schlaftsaalgewaltigen geputzte Zähne und Nägel vorweisen mußten.

Dafür durfte uns die in einsamer Zelle stehende Badewanne nur in überlebensgroßem Leinenhemd aufnehmen, das konsequenterweise von fürsorglicher Hand *unter* den Füßen zusammengebunden wurde. Die Frage, wer da beim Baden zu kurz käme: ich selbst oder das Hemd, habe ich mir oft gestellt, ohne zu einer befriedigenden Antwort zu gelangen. Eines steht für mich fest: Das Familienbad ist eine Einrichtung, die ihre Erfindung *nicht* dem Sacré coeur verdankt. Und das ist gut so!

Über den Schulbetrieb ist nicht viel zu sagen. Er war mustergültig organisiert. Wir saßen mehr oder minder brav und aufmerksam in unseren Bänken, durch das Labyrinth der verschiedenen Wissenszweige sorgsam von den Müttern des Klosters geleitet. Mit Ausnahme von Orthographie — siehe oben! — lernten wir viel und gründlich. Meinen kleinen Brüdern wußte ich in den Ferien sogar mit dem „Lehrbuch der philosophischen Propädeutik“ mächtig zu imponieren.

War auch die vorgeschriebene und ständige Umgangssprache französisch—



Nora Rességuier



eine in späteren Jahren dankbar empfundene, nützliche Einrichtung —, so blieb der Tanzunterricht, von einer weltlichen Lehrerin erteilt, sozusagen deutsch-völkisch orientiert. Hier herrschten Walzer, Ländler, biedermeierisches Menuett vor. Modernes „Zeug“ galt nicht nur als verpönt, sondern auch als verboten. Im Drange der Zeit und über energische Intervention mehrerer Eltern übten wir jedoch auch sporadisch den Foxtrott, mußten ihn aber „All right“ nennen, womit dem Verbote Genüge getan schien. Nebenbei bemerkt: Die Schlagertexte kannten wir zwar alle auswendig, doch verließen sie nur als unverständliches Gesumme das Gehege unserer Zähne. Tango blieb natürlich den Ferien vorbehalten.

Die Werke klassischer Dichtkunst wurden uns nur in homöopathischen Dosen verabreicht, mit möglichst wenig Liebe — in den Texten! Da nahmen Märchen schon einen breiteren Raum ein. Wir spielten sie sogar auf unserer kleinen Hausbühne zu festlichen Gelegenheiten. Alles Männliche jedoch verschwand unter der Gestalt eines „Engels“, der sich ja bekanntlich stets durch langwallende Gewandung auszeichnet. Verirrte sich einmal ein Bruder in ein Theaterstück, wurde flugs die Rolle in ein Schwesterlein umgedichtet. Erst später im Leben bin ich darauf gekommen, daß „Wilhelmine Tell“ eigentlich mit Fug und Recht Hosen tragen dürfte.

Daß unser Tagewerk bis auf die Minute genau geregelt war, konnte von uns nur wohltuend empfunden werden. So vergingen die Stunden und das Schuljahr wie im Fluge. Das Schönste war die „Recreation“, unsere freie Spielzeit. Unsere Sportbegeisterung war groß und ehrlich. Mit dem Ball in der Hand konnte man sich doch wenigstens einmal ordentlich austoben. Bei „Schlag-“ und „Basketball“ wurden wir unsere jungen Kräfte und Leidenschaften los. Laufen, Springen, Jauchzen — wie wohl das tat! Dieses Ausleben beim Spiel gab neue Kräfte zu gesammelt-sittigem Benehmen im Hause. Und so ließen uns denn die guten Mütter in diesen kurzen Stunden tollern.

Eine unangenehme Unterbrechung war der Sonntagvormittag im Freien, bei dem es statt Spiel „Kusinenpromenade“ gab. Schwestern und Verwandte aus den verschiedenaltigen Abteilungen hätten sich da alle Familienneuigkeiten erzählen und „von Müttern“ plauschen sollen. Die meisten hatten sich nicht eben viel mitzuteilen und schielten voll Neid auf ihre freien Genossinnen, die lustig dem gewohnten Spiele frönten. Ich fürchte beinahe, mancher Antipathie fürs Leben wurde da bei dieser Promenade unbeabsichtigt der Grundstein gelegt.

Schnell vergingen so die Jahre. Eines ist sicher: Sorglos und wohlbehütet lebten wir in dieser alten geräumigen Ritterburg, die als stilles Kloster unsere jungen Jahre beschützte! Der große Garten war umgeben von einer hohen Mauer, die niemandem Einblick gewährte, und nur durch eine Lücke gelang uns manchmal ein sehnsüchtiger Blick ins freie grüne Land. Dahinter lag ja für uns die „Welt“, auf die wir uns freuten und neugierig waren.

Heute weiß ich etwas mehr. Die Welt ist gewiß schön! Damals aber hatten wir es leichter hinter der Mauer!

Und immer wieder werden sich die kleinen Nachfolgerinnen auf meiner alten Schulbank in der Stille und Gebundenheit des Klosters nach meiner von mir schon gewonnenen Freiheit sehnen. Hoffentlich hat aber inzwischen eine neuzeitliche Schere ihnen Haar- und Hemdzipfel weggestutzt.



# System des Männerfangs

Von

*Irmgard Keun*

I. Allgemeine Regeln: der Eitelkeit des Mannes Futter geben. Sein Selbstgefühl stärken, ihn stolz sein lassen auf sich. Ihn verstehen, wenn er verstanden sein will, und im richtigen Moment stoppen — mit dem Verstehen. Ein Mann wünscht nicht bis in die letzten abgründigen Tiefen seines einmaligen Innenlebens begriffen zu werden von einer Frau — er könnte sonst merken, daß es nicht so unerhört einmalig ist, und das würde er sehr übel nehmen. Also ihm immer noch den letzten, sanft melancholischen Seufzer des Unverstandenseins lassen, erschüttert von der eigenen Machtlosigkeit dasitzen — er wird sie verzeihen und einem über die eigene Unvollkommenheit liebevoll hinweghelfen. Jeder Mann legt Wert darauf, ein im Grunde „einsamer Mensch“ zu sein. Man respektiere das. Ihn sentimental sein lassen. Männer brauchen das — und können es nur bei einer Frau sein. Zynische Männer sind am sentimentalsten (Zynismus als Stacheldraht um ein zu weiches Herz) — man muß ihn taktvoll ahnen lassen, daß man, trotz verhüllender Geistesschärfe, von dem kostbaren weichen Herzen Kenntnis genommen hat. Unbedingt und immer über dasselbe mit ihm lachen — sonst ist Essig mit der erstrebten Gemeinsamkeit. Sich politisch aufklären lassen. Sehr dumm sein, aber sehr intelligent fragen. Zu seinen jeweiligen Freunden und Bekannten entzückend sein — Lob von andern macht die eigenen Aktien um hundert Prozent steigen. Möglichst zu dreien oder vierten ausgehen — zusammensitzen — lieb und nett sein — und im richtigen Moment sehr graziös zur Telefonzelle entschweben, um den Bekannten Gelegenheit zu ein paar anerkennenden Worten zu geben. Sich mit einem Nimbus von Verehrern — „die einem aber sehr gleichgültig sind“ — umgeben. Man ist nicht so. Man macht sich nichts draus. Man legt ihm die Skalpe der Eroberten zu Füßen — er wird stolz sein — auf sich, auf die Frau, auf sich und überhaupt. Ihm immer Gelegenheit zum triumphierenden Rivalentum geben. Und nicht sein — sondern reflektieren. Spiegelbild seines jeweiligen Wunsches. Ihm zuhören. Und dann —



von

Boris

- Gnädigste tanzen wundervoll!
- Hansa 3099.



II. Den Mann behandeln als Mann seines Berufes. Vor allem: Interesse für seinen Beruf.

#### A. KÜNSTLERISCHE BERUFE

a) *Schauspieler*. Einen Schauspieler lieben ist fast pervers. Man kommt nicht auf seine Kosten — d. h. die spezifische Eitelkeit der Frau kommt nicht auf ihre Kosten. Ein Schauspieler muß von einer Frau geliebt werden wie ein Mann eine schöne Frau liebt. Sein Beruf ist feminin. Ein Schauspieler ist oft größenwahnsinnig aus Unsicherheit — wie eine schöne Frau (beider Erfolge sind zeitgebunden und gehen vorüber). Man muß in seiner Gegenwart Werner Krauß ablehnen — er wird widersprechen — trotzdem ablehnen. Bassermann ablehnen, Ernst Deutsch ungemein ablehnen, Moissi ablehnen (wenns nicht zufällig Moissi selber ist) — alle ablehnen. Kollegen neidisch finden, Kritiker lachhaft und unmöglich. Ihm bedingungslos glauben, daß er nie Kritiken liest. Ihm Rollen abhören und bei tragischen Ausbrüchen weinen. Und ihn bewundern. Und wenn möglich gut kochen. Den Intendanten (Direktor) in jedem Fall gemein finden. Schauspieler kokettieren gern mit Bürgerlichkeit, wenn sie Bohèmiens sind — man lasse sie. Sind sie bürgerlich, wünschen sie der Bohème verfallen zu sein. Man lasse sie. Man lasse sie am besten überhaupt.

b) *Maler*. Man sei sein Modell — ganz gleich ob schön ob häßlich, man bringe ihm bei, daß ein Künstler seines Ranges mit jedem menschlichen Lebewesen etwas anzufangen weiß — ja, daß es durch ihn erst Existenzberechtigung bekommt. Nach der Sitzung ist man ermattet und der Maler angeregt — der wahrhaft günstige Zustand. Unter keinen Umständen jemals Eroberungswillen zeigen, sonst weckt man die Opposition des Mannes. (Gehört eigentlich unter „Allgemeine Regeln“.)

c) *Musiker*. Man täusche kein Gehör vor, wenn man keins hat — er kommt dahinter. Unmusikalische Frauen suchen sich besser andere Objekte als gerade Musiker. Man kann sich von Schriftstellern und Malern belehren lassen — Gehör läßt sich nicht beibringen. Sonst: Bei gemeinsamen Konzertbesuchen lehne man ab, was er ablehnt, finde schön, was er schön findet — und um nichts falsch zu machen, lehne man den Kopf zurück und schließe die Augen — was, je nachdem, äußerstes Gelangweiltsein oder höchstes Entzücken ausdrücken kann.

d) *Schriftsteller*. Man lasse sich vorlesen. Man schlafe nicht ein. Man sei zu erschüttert, um zu sprechen, denn es gibt keine Worte, die genügen. Man kritisiere mit einer Ehrfurcht, als wenn man den Faust verbesserte. Man finde alles sehr neu und einmalig. Man biete sich an, ihm das Manuskript abzuschreiben — man sei immer wieder dankbar und erschüttert von den herrlichen Gedanken und Worten — bei jeder neuen Schreibmaschinenseite glaube man an eine Auflage mehr. Man hat unbedingt die Chance, nach Beendigung des Manuskriptes zur Muse aufzusteigen.

e) *Verleger*. Man schreibe, wenn möglich, erfolgreiche Bücher. Die Sympathie eines Verlegers wächst mit der steigenden Auflage. Je weniger Vorschub man braucht, um so angenehmer macht man sich.

f) *Redakteure*. Wenn sie selber schreiben, sind sie zu behandeln wie Schriftsteller. Man bemitleide sie, daß sie nicht so können wie sie wollen (kein Redakteur kann wie er will). Man bringe ihnen die Beiträge möglichst kurz vor Redaktionsschluß, um die Gelegenheit des gemeinsamen Fortgehens zu schaffen.





Kameraden

Hoyningen-Huené





Erdélyi, Budapest

Erbsenlese (Ungarn)



## B. BÜRGERLICHE BERUFE

a) *Ärzte*. Ein wesentlicher Vorteil, gut gewachsen zu sein. Ansonsten: Ärzte sind Kummer gewöhnt. Man sei möglichst nicht seine Patientin. In dieser Beziehung hat ein Arzt seine Grundsätze — warum es sich und ihm unnütz erschweren? Ferner: Sauerbruch ablehnen, Bier ablehnen, Freud ironisieren (bei Psychoanalytikern: Alfred Adler beschimpfen). Koch, Semmelweiß, Billroth anerkennen. (Weil die ja tot sind.) Sich ja nicht mit medizinischen Fachausdrücken lächerlich machen. Ihn aber bedauern, daß er auf eine praktische Ausübung seines Berufes angewiesen ist, wo er doch von Kopf bis Fuß für rein wissenschaftliche Arbeit prädestiniert ist.

b) *Rechtsanwälte*. Sind als verhinderte Literaten zu behandeln. Man lasse sich ihre Dramen und Romane vorlesen. Strafanwälte beglückwünsche man ununterbrochen zu ihren herrlichen Plädoyers. Zivilanwälte beglückwünsche man zu ihrer meist unveröffentlichten (aber ganz gewiß vorhandenen) schriftstellerischen Produktion.

c) *Ingenieure*. Man lasse sich jeden Mechanismus, vom Fahrrad angefangen, genau erklären. Es wirkt sehr nett, wenn man hilflos und fassungslos staunend vor seinen komplizierten Berechnungen steht. Frauliche Unwissenheit wirkt bei einem Ingenieur stets kleidsam. Jedoch empfiehlt sich die Vertrautheit mit dem Auto.

d) *Kaufleute*. Kaufleute wollten eigentlich „was andres werden“, Kaufleute sind zuweilen gern lyrisch und haben ihren Beruf verfehlt. Was nicht hindert, daß sie an ihrem Beruf hängen wie die Kletten. Man bewundere ihr Auto und bemerke nicht, wenn es geliehen ist. Man habe einen ehemaligen General als Vater oder einen, der sein Millionenvermögen in der Inflation verloren hat. Man möchte gern seine Mutter kennen lernen und ist „überhaupt nicht modern“ — man wählt deutsche Volkspartei. Sicher ist sicher. Kaufleute sind meistens konservativ. Man kann unbesorgt seine Angestellte sein — er hat nicht die Hemmungen eines Arztes bei seiner Patientin. Allein mit ihm zusammen Überstunden machen, bietet sogar äußerst günstige Chancen.

e) *Beamte*. Beamte haben vielfach Grundsätze und eine etwas festgefrorene Moral. Man richte sich nicht danach. Im Gegenteil. Beamte sind im allgemeinen keine schwierigen Fälle. Man lebe sich nicht etwa in ihren Beruf und ihre Anschauungen hinein — man sei der augenfälligste Kontrast ihres Durchschnittsdaseins. Man tue alles, was sie ablehnen — es zieht. Beamte sind sinnliche Naturen und auch poetisch — aber doch noch mehr sinnlich. Mit dem Lippenstift in der Hand ist man noch kein Vamp. Aber mit blaugeschminkten Augenlidern, bißchen mondäner Aufmachung, gut sitzenden Tramastrümpfen und leicht gewagten Gesten kann man sich auch heute noch einem Beamten gegenüber den Hauch anziehender Verderbtheit geben. Man sei in dem Stadium, wo man so eben grade noch gerettet werden kann. Beamte retten sehr gern.

C. NABOBS. (Gibt es noch welche?) Geld hat einem gleichgültig zu sein, der Nabob auch — „man will ihn garnicht“ —. Nabobs sind mißtrauisch. Ein gutes Rezept: man tue, als halte man ihn für einen Hochstapler und armen Schlucker — und was man an ihm bewundert, sind seine rein männlichen Reize und Vorzüge. Im ersten Stadium der Bekanntschaft weise man jedes Geschenk zurück.

III. Dieses Rezept ist unvollkommen und versagt vollständig, wenn die letzte individuelle Behandlung fehlt. Es gibt nur eine Regel, die unter allen Umständen zu befolgen ist: selbst *nicht* verliebt sein, denn dann macht man sicher *alles* falsch.



# Die moderne junge Engländerin

Von

*Brian Howard*

Das moderne junge Mädchen ist das abgedroschenste Thema der Welt und hat mehr literarischen Unsinn hervorgebracht als irgendein anderes. Es gibt Leute, die behaupten, das junge Mädchen hätte sich entwickelt; seit Ibsen oder 1914. In Wirklichkeit hat sich aber seit zweitausend Jahren in den wesentlichen Dingen nichts geändert. Das Niveau ihrer Gesundheit und Intelligenz hat sich ein wenig gehoben; das ist alles.

Der Schwerpunkt liegt Jahrhunderte hindurch in den Zuständen der Gesellschaft, die den Frauen den *Anschein* einer Entwicklung geben. Am leichtesten gewinnt ein Ausländer Einblick in die Wesensart eines jungen englischen Mädchens der oberen Gesellschaftsschichten bei einem Wochenend-Besuch in einem englischen Landhaus. Dort lernt er die neunzehnjährige Debütantin Muriel kennen. Am Freitag geht er mit ihr auf die Entenjagd und erlebt, wie sie seine verwundeten Vögel erwürgt. Nach der Fuchshetze am Sonnabend ist sie beim „kill“ dabei. Dampfend steigt sie vom Pferd; der Master nimmt die Fuchsrute und taucht sie in die Eingeweide des toten Tieres, bis sie von dem rauchenden Blute trieft, und beschmiert damit energisch das Gesicht der jungen Dame. Sorgfältig läßt sie das Blut trocknen und erklärt dem Ausländer, daß sie damit ihre Taufe empfangen hätte. (Ich glaube, der Prinz von Wales hat nicht geheiratet, weil er den Anblick von blutüberströmten jungen Damen so oft hat über sich ergehen lassen müssen.)

Am Abend, wenn Muriel in einem schlecht geschnittenen Chiffonkleid, aus dem ihre Arme und Beine wie Stricknadeln herausstechen, zum Diner erscheint, und der Ausländer gerade die Frage an sie richten will, warum sie das Blut nicht abgewaschen hat, bemerkt er, glücklicherweise noch rechtzeitig, daß dies ihre natürliche Gesichtsfarbe ist. Später versucht er, sich mit Muriel zu unterhalten; ein Versuch, der nicht nur mißglückt, weil sie seine Sprache nicht gut beherrscht, sondern weil ihre Unkenntnis aller berührten Themen ein Gespräch nicht fördert. Plötzlich merkt der junge Mann mit Befremden, daß Muriel unaufhörlich kichert; nachdem er sich eine Zeitlang verwundert fragt, ob er der Anlaß ihrer Lachlust sei, dämmert ihm die Erkenntnis, daß dies ein Ausbruch von Geschlechtshunger ist. Falls er nach dem Essen in irgendeinem eisigen Winkel des Hauses diesem beklagenswerten Zustand ein Ende machen will, wird ihm mitgeteilt, daß man von ihm Kameradschaft, aber keine Schurkerei erwartet.

Eine Gesellschaftsschicht, für die Sport eine Religion und Erotik ein Abscheu ist, und die Bildung verachtet, kann bei dem Ausländer nur den Eindruck hervorbringen, daß Muriel als Produkt ihrer Umgebung, körperlich gesund, geistig anormal, unnötig häßlich und außerdem das dümmste Mädchen ist, das er je kennengelernt hat. Und er hat recht.

Die jungen englischen Mädchen, die ich kenne, sind besonders langweilig. Den Grund dafür habe ich angegeben. In keinem andern Lande könnte man mit solchem Erfolg einem jungen Mädchen die Realitäten des Lebens vorenthalten. Es ist eine Tatsache, daß in England junge Mädchen mit voller Absicht so erzogen



der Zeit auf die Spitze getrieben. Daher entstand das *dämonische junge Mädchen von 1920*, das sich die Haare und die Brauen beschnitt, und das sich den Kopf hätte abschlagen lassen, nur um sich nie wieder sagen lassen zu müssen: „Sei liebreizend und halt den Mund.“

Heute sind diese Stürme vorüber. Die Ära der Zerstörung ist abgeschlossen. Nur einige Fräuleins aus der hintersten Provinz und das letzte Dutzend Südamerikanerinnen, die noch naiv genug sind, zu glauben, Paris wäre in den Montmartre-Cafés zu finden, beharren bei den wilden Gesten eines totgelaufenen Anarchismus. Die französischen jungen Mädchen sind anderswo zu finden. Aber wo? Nun, auf den Universitäten, in den Hospitälern, Schulen, technischen Lehranstalten, Studios (nicht da, wo man schläft, sondern da, wo man arbeitet). Die jungen intellektuellen Franzosen haben den Ruf — nach den Deutschen natürlich —, die besten Arbeiter Europas zu sein. Aber in ihren Kusinen, Schwestern und Bräuten müssen sie gefährliche Nebenbuhler erkennen.

Nachdem sich die junge Französin grundlegende Freiheiten erobert hat — unbegreiflicherweise in nur zwanzig Jahren —, nachdem sie lernte, ohne Mutter auszugehen, sich nach eigenem Geschmack zu kleiden und zu wissen, was sie will —, verwirft sie jetzt die äußerlichen, provokanten Bekundungen ihrer Befreiung als kindisch, überflüssig und unzeitgemäß. Sie strebt nach der geistigen Freiheit, die ihr die Bildung verleiht, und nach der sozialen Freiheit, die ihr der Beruf gibt.

\* \* \*

Und die Liebe? . . . Die Französin kommt wieder darauf zurück, und — auf einem Umweg, wie wir sehen werden — wieder auf die Vereinigung mit dem Mann. Aber zwischen dem Paar, das Vater und Mutter einst bildeten, und der Bindung, die sie persönlich anstrebt, liegt eine Welt — die Welt, die 1914 aus den Fugen geriet. Wenn ihr eine Sache überaus am Herzen liegt, so ist es die Gleichberechtigung mit dem Mann: sie will weder von ihm gekauft noch eingesperrt werden in das inferiore Betätigungsfeld der Sinnenlust und des Haushalts. Warum aber will sie das wirklich nicht? Wird sie denn solcherart glücklicher sein als ihre Mutter, als all die Großmütter-Generationen, die im Hause abgeschlossen lebten? — Hier kommen wir auf den wesentlichen Punkt der weiblichen Forderung, ohne die alles andere unverständlich ist.

Das französische junge Mädchen legt *keinen großen Wert auf die sexuelle Freiheit*. (Nach den allerletzten Nachrichten von der Liebesbörse ist gerade jetzt ausgesprochene Hausse in vollkommener Jungfräulichkeit.) Die politischen Rechte? Morgen wird sie sie haben, und sie weiß im voraus, wie illusorisch sie sind. Aber, was sie brennend, unerschütterlich wünscht, ist die *Selbstbestimmung über ihre Person*, ist, *als Mensch anerkannt* zu werden; sie selbst, um ihrer selbst willen, und nicht mehr allein als Funktionsobjekt des Mannes.

Greise erwidern darauf mit langweiligem Geschwätz: „Früher hatte die Frau viel mehr Einfluß, als sie nur durch ihren Charme regierte . . .“ Über solche abgenutzten Redensarten macht sie sich lustig. Sie lacht über die verderbenbringenden Frauen und über den armen alten Mondschein. Sie will kein Idol sein. Sie will einfach *sein*. Und um das zu erreichen, ist sie zu allem bereit, zur Mutterschaft, zur Heirat, und selbst zur Liebe.

(Deutsch von Eva Maag)



# „La Bagatelle“

## Unterhaltung mit einer Pariser Modistin

Von

*Schi*

Unter „La Bagatelle“ versteht der baedekerbelesene Paris-Besucher ohne weiteres das berühmte Jagdschloßchen im Bois de Boulogne, das der ritterliche Schwager der Marie Antoinette ihr innerhalb weniger Wochen an die Stelle hatte zaubern lassen, an der sie beim Jagen einen Rastplatz vermißt hatte. Hier sei unter „Bagatelle“ etwas anderes verstanden.

Ferner ist noch vorzuschicken: im allgemeinen ist die junge Pariserin das behütetste und zurückhaltendste junge Mädchen, das sich nur denken läßt, von der Freiheit der jungen Berlinerin so weit entfernt, daß man sie ihr kaum glaubhaft machen könnte. Ausnahmen bilden darin nur ein kleiner Teil der intellektuellen Oberschicht und eine vom soliden Arbeiterstand losgelöste Unterschicht; die Frauen, von denen ich nachstehend spreche, gehören der zweiten Gruppe an.

„Lächerlich, daß Sie ausschließlich von der eigenen Arbeit leben wollen, keinen Freund haben, der mindestens für Ihren Unterhalt aufkommt. Wie kann eine Frau so unvernünftig sein?“, sagt die Patronne des kleinen Montparnasse-Hotels zu mir.

„Sehen Sie, da wohnt ein junges Mädchen oben bei mir, das hat seine gutzahlenden Freunde durch eine agence bekommen. Eine absolut diskrete Sache.“

Im fünften Stock des Hotels, im billigsten Raum des Hauses, aus einer ehemaligen Mädchenkammer noch mit knapper Not zum Hotelzimmer hergerichtet, erwartet mich an der schon geöffneten Tür ein bildhübsches, sehr junges und frisches Geschöpf. Mit dem harmlosesten und liebenswürdigsten Lächeln in den wirklich reinen und offenen Zügen, stellt Toutou sich vor und bittet mich, auf dem Bett, der einzigen Sitzgelegenheit im Raum, neben ihr Platz zu nehmen. Die Wirtin hat sie von meinem Interesse verständigt, und sie will mich gern in allem beraten . . . Während der ganzen folgenden Unterredung näht Toutou eifrig mit den gepflegten Fingerchen an einem fast fertigen lachsfarbenen Unterkleid. Mein Interesse und mein Verständnis für diese Arbeit entzücken sie, und sie erzählt mir zunächst, daß sie sich alles, Kleider und Wäsche, selbst näht, obwohl sie eigentlich Modistin ist. Und sie zeigt mir einen Hut, den sie gerade für eine Kundin fertiggearbeitet hat.

„Und dieses Blüschen werde ich Sonntag bei meiner Mutter fertignähen.“

„Haben Sie Ihre Mutter denn in Paris? Und wohnen im Hotel?“

„Zu Hause wäre es für meine Kundinnen zu weit, das weiß meine Mutter . . .  
. . . Ja, meine Mutter interessiert sich natürlich sehr für meine Arbeit und fragt immer, ob ich viele Kundinnen habe. Und ich sage ihr, daß ich ganz schön verdiene“, fügt Toutou, jetzt doch ein wenig pffiffig lächelnd, hinzu.

„Aber ich liebe wirklich meine Arbeit, und nur weil ich unbedingt in einem Jahre einen eigenen kleinen Salon aufmachen will, habe ich mich dazu entschlossen, noch auf diese andere Art zu verdienen. In einem Atelier kann man ewig herumsitzen und bringt es zu nichts“, sagt sie dann wieder ganz ernst. „Und das ist ja



auch gar nicht schlimm, ich habe durch diese agence zwei gut zahlende Freunde gefunden. Den einen davon habe ich sogar richtig gern. Seinetwegen, weil ich mich nicht von ihm trennen wollte, habe ich mir gerade jetzt eine zehntägige Reise mit dem anderen verscherzt. Das ist Pech, nicht wahr? Jetzt muß ich mir für die Zeit Ersatz suchen.“

„Und wie machen Sie das?“

„Das heißt einfach, wieder Zeit verlieren. Zwischen zwei und drei muß ich in die agence gehen und dort so lange sitzen, bis einer der wenigen Klienten mich wählt. Aber ich langweile mich nicht; ich nehme immer meine Näharbeit mit. Und dann unterhält man sich ja auch mit den andern Mädchen.“

„Gibt es viel Konkurrenz?“

„Nicht einmal. Gestern waren außer mir nur noch drei da: zwei Mannequins und eine Dolmetscherin. Man muß aber

nicht zu intim mit ihnen werden. Frauen sind ja meist böse . . . die Eifersucht und der Neid . . . Auf der Straße kenne ich sie dann auch nicht mehr. Mein Begleiter könnte sie kennen und mehr von ihnen wissen, als für mich selbst gut ist.“

„Ja, aber er hat Sie doch wohl auch dort kennengelernt?“

„Oh, das will noch gar nichts heißen! Die agence ist ja eigentlich und offiziell für Ehevermittlungen da. Mein Bekannter muß eben annehmen, daß ich durch die agence eine Heirat oder auch einen dauernden Freund gesucht hatte. Wie es sich dann mit ihm und mir entwickelt, das kann ja ein Zufall sein. Jedenfalls darf keiner wissen, daß er nicht der Einzige ist. Die patronne allerdings darf von all diesen Absichten nichts wissen. Anspruchsvolle Klientinnen kann sie nicht brauchen. Am besten ist, Sie sagen ihr, daß Sie zwar die Ehe oder auch einen ständigen Freund suchen, wenn das aber nicht gleich klappt, so seien Sie auch bereit, inzwischen die eine oder andre Sache zu machen. Das sagt ihr am besten zu. Denn die meisten Männer kommen doch nur zu solchen gelegentlichen Verbindungen hin.“

„Haben Sie denn nicht Angst vor der Indiskretion der Männer oder auch vor noch Schlimmerem?“

„Nein, diese Gefahren sind gering. Die Männer, die in die agence gehen, sind meist verheiratet und haben selbst allen Grund zur Diskretion und Vorsicht in jedem Sinne. Dabei sind sie meist sehr gepflegt — die patronne kennt ja ihre Klienten und nimmt nicht jeden an. Deshalb muß man sich eben nur an die besten Häuser halten. Darin will ich sie gern genau beraten. In einer der guten agences stellen die Klienten auch nicht zu große Ansprüche an die Zeit der Mädchen. Sie sind selbst großzügig und suchen meist aus irgendeinem Grund eine kleine Freundin, mit der sie, zweimal wöchentlich gewöhnlich, nett ausgehen oder auch



Steffi Kohl

— Mutter, wenn ich die Augen schließe,  
glaub ich, du bist der Paul.



ausfahren, — ich mache oft schöne, weite Autofahrten, sogar ab und zu weitere Reisen. Dann geht man gut essen, dann noch ins Theater oder Kino, und . . . *la bagatelle*, das ist ja dann in ein paar Minuten überstanden.

„Es sind ja auch manchmal bedauernswerte Typen, die auf diese Weise ein wenig Freude und Zerstreuung suchen. Gewiß kann man auch mal Pech haben und auf einen treffen, der etwas Unangenehmes von uns will. Dann tut man es eben nicht und sagt es offen der patronne. Dann braucht man nicht mehr mit ihm zu gehen. Im allgemeinen muß man aber sehr höflich und nett mit den Klienten sein, sonst verdirbt man es sich mit der patronne.“

„Und was bringt das ungefähr ein?“

„Das ist verschieden. Die Norm ist hundert Francs für eine Zusammenkunft. Das heißt, er zahlt — *après que l'affaire est faite* — zweihundert Francs an die patronne, und man holt sich dann später seinen Teil, immer die Hälfte, ab. Es kommt auch vor, daß einer mal nur hundertfünfzig Francs zahlt; das ist dann wenig für uns. Aber auch das Gegenteil kommt vor.“

Toutou sagt das alles, wie etwa eine jugendliche Krankenschwester, die mit frühreifer mütterlicher Nachsicht schwere Pflichten im Männersaal übt. Nie kommt ein häßliches Wort über ihre Lippen, nie ein zynischer Blick in ihre Augen. Sie scheint das alles hinzunehmen, wie eine von der Gesellschaft zwar nicht sehr geachtete, aber auch keineswegs verächtliche Leistung, die, weil sie notwendig und schwerer ist als andere, besser bezahlt wird. Und daß der Mann zahlt, ist in Frankreich ja auch bei anders zustandegekommenen Verhältnissen selbstverständlich.

Außer dem Bett und der Waschkommode gibt es im Zimmer nur noch eine kleine Bücheretagère. Sie ist vollgestopft, und ich sehe mir die Bände ein wenig an. Es sind alles gute, bekannte Romane neueren Datums und auch einige *Anatole Frances* und *Flauberts* darunter. Toutou erklärt sofort: Ja sie lese sehr gern und kaufe sich ziemlich regelmäßig Bücher. Sie lerne aus jedem, und davon könne man ja nie genug bekommen. Sie habe eigentlich studieren wollen, aber ihre schwachen Lungen haben ihr das lange Sitzen in den Schulsälen unmöglich gemacht. Sie fragt mich nach meinem Beruf, und ich sage ihr, daß ich schreibe. Das schüchtert sie in keiner Weise ein. Sie findet es vielmehr auch jetzt noch ganz natürlich, daß ich mir einen zahlenden Freund suchen möchte. „Mit Geld kommt man eben überall leichter und schneller voran, wahrscheinlich auch in Ihrem Beruf“, meint sie harmlos.

Und voller Eifer, mir zu helfen, nennt sie einige Zeitschriften, in denen ich Adressen guter Agenten finde, streicht mir sogar die besten an. „Nur dürfen Sie nicht in ein ‚*maison de rendez-vous*‘ gehen“, erklärt sie. „Die stehen unter polizeilicher Kontrolle. Man muß sich regelmäßig untersuchen lassen. Das ist Prostitution, etwas ganz anderes als bei den Ehevermittlungsbüros. Ja, und noch eins: wenn Sie sich erst mal mit einem Manne verstehen, dann geht er ja gar nicht mehr in die *agence*, und alles, was er zahlt, gehört Ihnen allein. Die patronne darf es nur nicht erfahren, wenn Sie noch mit ihr rechnen wollen.“

Ich weiß jetzt genug vom Handwerk und verabschiede mich dankend von Toutou. Doch sie bittet mich herzlich, sie wieder zu besuchen und vor allem auch, ihr von meinen Erfolgen zu erzählen.





Pariserinnen in Trouville

Delius



Slowakische Mädchen nach dem Flußbad

Ströminger





Hoyningen-Huené

Herr Barbette



Cecil Beaton (Mauritius)

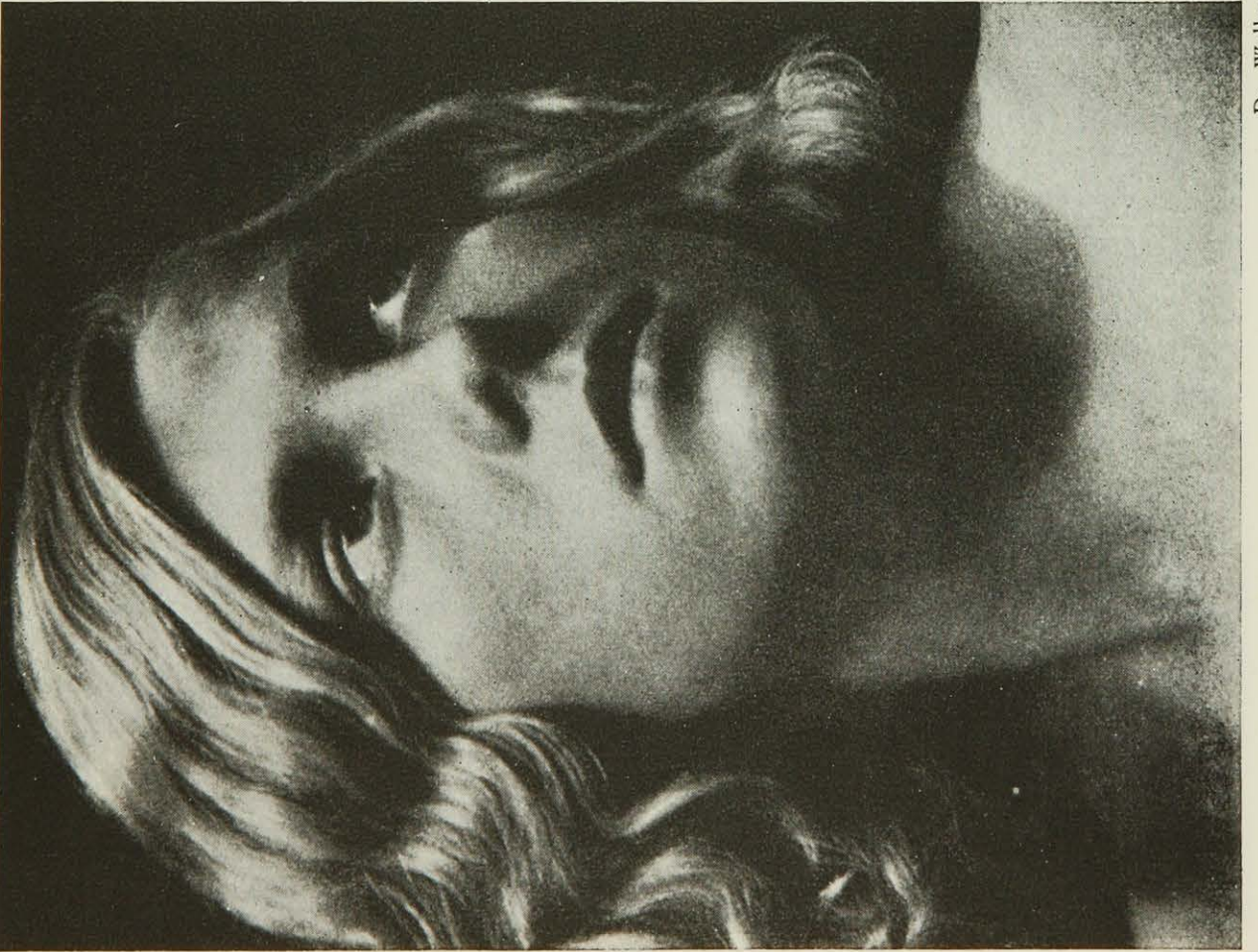
Engländerin





Alban

Französin



Dr. Weller

Deutsche





Photos Süßmann

Italienerin



Russin



# Die Mädchen Italiens

Von

*Antonio Aniante*

Das italienische Mädchen von heute ist vor allem sportbeflissen: also kräftig, schlank, optimistisch. Die Selbstmordstatistik ist darum ziemlich zusammengeschrunpft, die romantische Literatur der „Leidenschaft“ ebenso.

So ist auch der Verbrauch der italienischen jungen Dame an Zigaretten, an Alkoholien und Opiaten aller Art nicht bedeutend — das Mädchen des heutigen Italien ist in jedem Sinn der Hygiene, aber auch in seiner geistigen Entwicklung ihrer Vorgängerin aus der Zeit vor dem Faschismus unbedingt vorzuziehen.

Ich rede natürlich nur von der Mehrheit der jungen Frauen. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß das Mädchen Italiens zur Amerikanerin oder Französin geworden ist. Die Natur schreibt ihr anderes vor, sie „kämpft“ nicht um „ihre Rechte“ — anders darin als die Damen der nördlichen Länder: in Italien gibt es zur Stunde noch keine „Stimmrechtlerinnen“. Dem Manne irgendwelche Stellen wegzunehmen — sei es im öffentlichen Leben oder im Kunstleben oder in der Industrie —, auf diese gefährliche Konkurrenz verstehen sich die Damen Italiens nicht, sie schätzen den Mann heute erst recht wieder ein. Man kann sagen: sie verehren ihn gradezu, und gerade deswegen, weil der Faschismus mit voller Absicht das Mannestum verherrlicht.

Ich bin übrigens der Meinung, daß das italienische Mädchen von heute grade darum sich so freudig einer weltlichen Zucht fügt, weil das frühere Geschlecht zu sehr unter dem Fanatismus gelitten hat, das ist einer bloßen Dekadenzstufe des christlichen Geistes. Die heutige Reaktion umfaßt darum alles Kulturelle. Man kann darum, wenn man aufrichtig bleiben will, die italienische Dame nicht gebildet nennen; sie weist vielmehr triebhaft alle Kenntnisse von sich, die sie nicht nahe angehen; sie interessiert sich ausschließlich für die nahe Gegenwart und Zukunft ihres eigenen Landes.

Das alles ist aber nicht gleich deutlich in Unteritalien von Neapel südwärts; hier stößt noch jede Körper- (als eine Nackt-) Kultur auf den heftigsten Widerstand der Bauernschaft, vor allem überall dort, wo die Kirche noch stark verwurzelt ist.

Das sind die Wesenszüge der jungen Italienerin, soweit wenigstens, wie ich sie auffasse als Schriftsteller und von einem eigenen Gesichtspunkt. Ich darf noch darauf hinweisen, daß ich als Literat diese Mädchen nicht preisen müßte, deswegen, weil die moderne Italienerin die Künstler nicht liebt. Sie alle, Dichter, Musiker, Maler, haben eine schwere Zeit in der Liebe durchzumachen; sie müssen sich an das Gemüt der Dreißigjährigen wenden, wenn sie das überwinden wollen. Die unverheiratete jüngere Italienerin liebt allein die Architekten, die Mechaniker, die Ingenieure des Land- und Wasserbaues und des Luftverkehrs, auch die ganz schlichten Männer, soweit diese männliche, tatkräftige Typen sind. Sie liebt nicht so sehr den Helden wie den Meister des Sports. Der Künstler, der ein italienisches Mädchen gewinnen will, muß sich hochelegant kleiden, sich frisieren, täglich rasieren, schwänzeln und vorsprechen — mindestens sechszigmal in der Stunde.



# Warum wir hysterisch sind

Von

*Sally Martin*

(New York)

Trinken wir eigentlich? Nun, ich bin mit College-Jungen und College-Mädchen jahrelang zum Tanz gegangen: Alkohol floß immer in Strömen. Ob sie betrunken waren? Es war ihnen sterbensübel, sie mußten aufs erste passende Lager gebettet, mit heißem Kaffee und Eiskompressen gelabt werden, bis sie, bleich und wankend, nach Hause gebracht werden konnten. Das trifft auf Jungen und auf Mädchen zu. Ich muß es wissen, ich war ungezählte Male der Labende und oft der Gelabte.

Ich kann keine Zahlen nennen; aber es wäre auch lächerlich, so allgemein ist Trinken bei der Jugend geworden. Wenn's der Statistiker mir etwa nicht glauben wollte, so frage ich ihn: Wann in aller Geschichte hat es schon so viele Selbstmorde Jugendlicher gegeben? Wann einen so hohen Prozentsatz von jugendlichen Kriminellen? Aber eine interessante Zahl könnte ich dem Statistiker auch selbst angeben: In der Stadt, wo ich lebe, wurden unlängst alle Jungen und Mädchen der höheren Schulen von 16—18 Jahren ärztlich untersucht, und es stellte sich heraus, daß 27 Prozent von ihnen bereits geschlechtskrank waren.

Wem wollen wir die Schuld daran geben? Den Müttern, weil sie ihre Kinder auf höhere Schulen schickten? Den Schulen, weil sie Jungen und Mädchen zusammen erzogen? Den Jungen und Mädchen selbst wegen ihrer unstillbaren Neugier auf das Geschlecht? Man könnte schließlich allen dreien die Schuld geben, aber man sollte doch wissen, wie es und wo es in den meisten Fällen begonnen hat. Sie sind jung, kräftig, liebenswert — sie tanzen miteinander zu den Klängen einer wilden, barbarischen Musik — sie verlassen den Saal, um im Auto eine Zigarette zu rauchen — einer bringt eine Flasche zum Vorschein (immer ist eine Flasche da) — ein Schluck und noch einer und noch einer — Paare schleichen sich fort — und dann kommt die Dämmerung.

Ein Fall, den ich selber erlebt habe. Ich verbrachte das Wochenende in einer kleinen Stadt und wurde dort zu einer ziemlich luxuriösen Party in einer vornehmen Wohngegend eingeladen. Die Gesellschaft war ein wenig gemischt, nur über einen Punkt waren sich all die jungen Leute einig. Es waren unter uns Schulmädchen und Mädchen, die mit der Schule schon fertig waren, junge Bankangestellte und arrivierte Geschäftsleute, verheiratete Männer und Junggesellen; reiche Mädchen und Mädchen der sogenannten niedrigeren Klassen. Bald war alles betrunken. Pärchen begannen sich in allen Richtungen hinauszuschleichen: einige ins Mondlicht, andere in die Wagen, wieder andere in die Schlafstuben oben im ersten Stock. Sie waren lange abwesend, und die anderen tranken inzwischen weiter. Ein Mädchen begann Krach zu schlagen. Sofort wurde sie in ein kaltes Bad gesetzt, wobei ihr Jungen und Mädchen zusahen, und sowie ihre Suite ihr den Rücken gekehrt hatte, stürzte sie nackt, nur mit einem Leintuch um die Schultern, die Treppe hinab. Als wir sie schließlich entdeckten, hockte sie in der Küche in einem Kreis von Burschen und Mädchen, die Kaffee tranken und Sandwiches aßen. Da es allmählich dunkel wurde, schlug ich vor, nach Hause zu gehen. Allgemeine Entrüstung gegen den, der dem Beisammensein ein Ende bereiten wollte. Es stellte sich heraus, daß alle

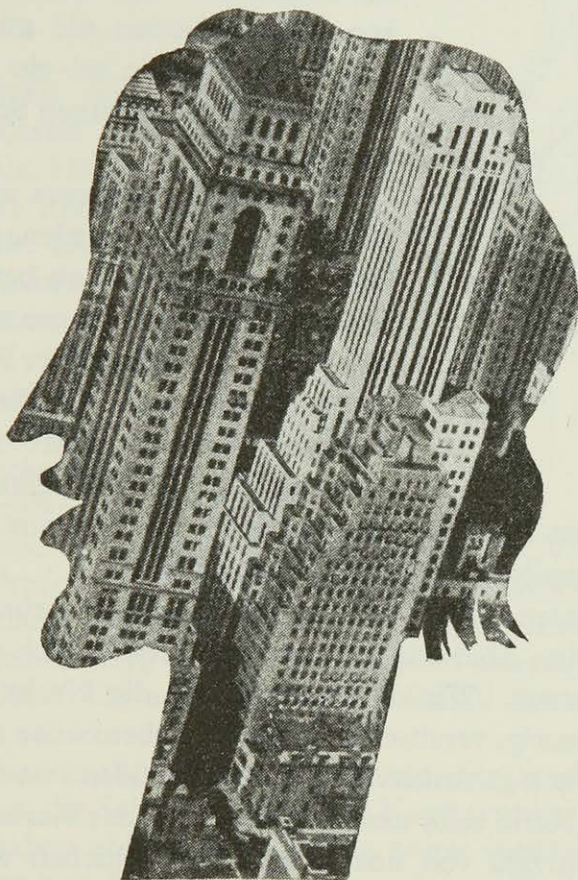


entschlossen waren, die Nacht hier zu verbringen, jeder Junge mit einem Mädchen. — Das war vor einigen Jahren meine Einführung in eine Welt, die mich seekrank machte; doch nun bin ich seefest, und mag das Schiff noch so stark rollen. Und ich möchte betonen, daß jene Abend- und Nachtgesellschaft keineswegs etwas Ungewöhnliches war. Es ist einfach nicht wahr, daß diese Dinge nur im Film vorkommen; ich sage: das stimmt nicht; ich war dutzendemal selber dabei, und ich sage noch einmal: nicht nur im Film. Stundenlang könnte ich Beispiel auf Beispiel häufen. Ich könnte erzählen, wie unsere Mädchen, dank bedenkenfreien Aerzten, ganz ohne weiteres Geburtenkontrolle üben. Ich könnte unseren Eltern die Haare zu Berge stehen lassen, wollte ich ihnen erzählen, was für Dinge ihre Töchter treiben. Nicht alle — jede Regel kennt Ausnahmen —, doch ich spreche von der Mehrheit, von den netten, den besseren Mädchen.

Die Männer halten heute nicht mehr so schnell wie in früheren Zeiten um die Hand eines Mädchens an, und tun sie es, dann haben sie gewöhnlich schon ein Ver-

oder auch nicht. — In einer benachbarten Universitätsstadt gibt es einen Badestrand mit einigen weitauseinandergehenden Häuschen. Gesellschaften von jungen Mädchen und Männern fahren oft für eine Nacht oder zum Wochenende hinaus, die Mädchen sind meistens Studentinnen, die Jungen Söhne der besten Familien. Wenn sich ein junger Mann mit einem Mädchen für diesen Badestrand verabreden will und das Mädchen zustimmt, dann ist nicht mehr die Rede davon, welches Häuschen das Mädchen zur Nacht aufnehmen soll; dann gilt es für ausgemacht, daß die beiden die Nacht zusammen verbringen werden. Ein gar nicht aufregender Vorgang. Kein Mensch findet etwas dabei. Es ist die Norm.

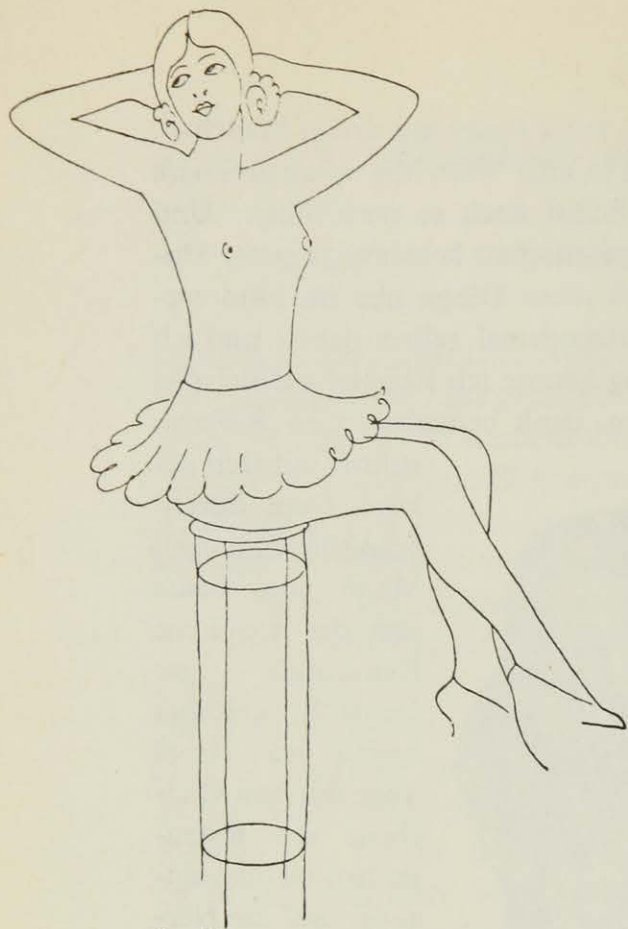
In diesen Gesellschaften gibt es Alkohol. Alkohol ist immer da, nicht nur gelegentlich, man bestellt und bezahlt ihn. In meiner Stadt gibt es Betrunkene auf den Straßen, in den Theatern, in den Hotels, in den Restaurants, in den Tanzdielen. Alle Flüsterkneipen sind überfüllt, die Bootlegger haben alle Hände voll zu tun, es gibt heute überhaupt keine Gesellschaft, wo man nicht trinken müßte. Wenn es



*Miß Amerika*

hältnis mit ihm gehabt. Dem durchschnittlichen jungen Mann von heute sagt die weibliche Keuschheit gar nichts. Er verbringt irgend wo einige Tage mit dem Mädchen, um festzustellen, ob man einander auf die Nerven geht oder nicht. Er will wissen, wie sie ohne Puder und Schminke wirkt, wie weit ihr Humor standhält, wie sie zum Sexus steht, ob aus Vertrautheit nicht Geringschätzung wird usw. Und dann hält er um ihre Hand an —





Sinogli

nichts zu trinken gibt, langweilt sich alles schon um zehn Uhr, und man bricht auf und besucht ein Haus, wo man was trinken kann. Man versuche einmal seinen Freunden einen Monat lang keinen Alkohol vorzusetzen — man bleibt allein.

Die meisten Betrunkenen sind bessere Leute, sie sind nicht nur die gesellschaftlich Angeseheneren, sondern auch die Intellektuelleren. Vor der Prohibition war es schlechter Ton, zu trinken, heute glauben die mittleren und oberen Schichten, Trinken sei ein Zeichen von Exklusivität. Man gilt für einen Sonderling, wenn man nicht trinkt.

Nun frage ich: warum sollen wir Jungen und Mädchen geopfert werden, um einige Trunkenbolde zu retten, die, ob besoffen, ob nüchtern, ja doch nur der Heilsarmee zulast fallen? Warum uns Ketten anlegen, unsere Freiheit beschränken, uns den Geschmack vorschreiben, uns durch ein dummes „Du sollst nicht!“ zum betonten Nachweis unserer Unabhängigkeit zwingen?! Es

handelt sich um Jungen und Mädchen mit guten Namen, aus guten Familien. Sie werden einer Theorie geopfert. Und sie bedauern das.

Wir von der jüngeren Generation wollen diese Art Leben gar nicht führen. Innerlich verachten wirs. Aber wir sind mit dem Herdentrieb erzogen worden. Die Situation macht uns krank. Wir durchschwärmen die Nacht mit der Bande und sind am Morgen tieftraurig, verabscheuen unsere Lebensweise und gehen am Abend wieder aus und tun wie tags vorher. Ungeheuer ermüdend ist dieses ewige Einerlei. Aber wir wollen gute Kerle sein, und so müssen wir das Karussell mitmachen.

Ich wette, die Mehrzahl von uns Jungen und Mädchen wäre glücklich, wenn diese fieberhafte Jagd nach Aufregung einmal aufhörte. Manchen freilich ist sie mit der Zeit zur zweiten Natur geworden. Man hat uns alle in dieselbe Form gegossen, aber die Form paßt doch nicht für uns alle. Wir wissen, daß da etwas nicht stimmt, und möchten es ändern. In eine unangenehme Welt sind wir Jüngeren da geboren worden. Wir folgen der Konvention, aber wir mögen sie nicht. Wir sehnen uns nach einer reineren Welt; wir strengen uns an, anders zu sein. Doch wenn wir anders sind, werden wir vom Lauf der Dinge beiseitegeschleudert. Und man muß schon von guten Eltern sein, wenn man sich, jung und lebenslustig, eine Prüde nennen lassen soll. Wir sind heute alle verwirrt. Die Tretmühle, in die wir eingeschlossen sind, ist eigentlich ein *Circulus vitiosus* — und das wissen heute nur wir, die in der Tretmühle sind. Und da erzählt man uns, alles sei all right und nur wir selbst ein bißchen hysterisch. Kein Wunder, daß wir es sind!

Unsere Eltern, die uns helfen sollten, verbringen ihre Zeit an Konferenztischen, verteidigen uns oder verdammen uns: es ist im Grunde so gleich. Wir warten inzwischen auf Rettung. Wir warten schon lange und sind müde geworden. Vielleicht werden wir einmal gar nicht mehr gerettet werden wollen.



# Die Moskowitzische Studentin

Von

*William C. White*

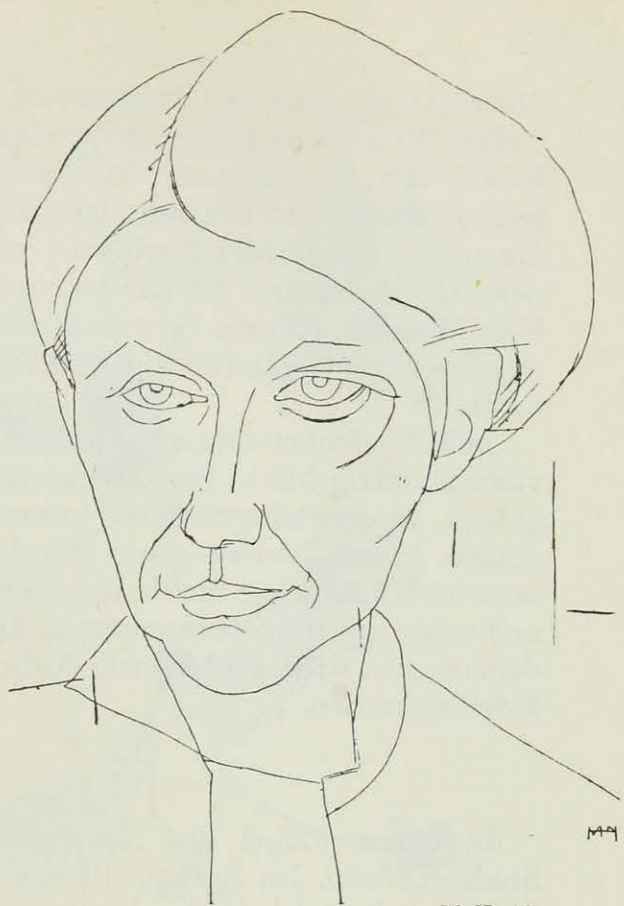
Der Professor betrat das Katheder im großen Hörsaal der Ersten Moskauer Hochschule. Hinter ihm war der Kopf Lenins in Riesenausmaßen auf die Wand gemalt. Das Gemurmel in den gedrängten Reihen der Zuhörer verstummte. „Genossen, wir schlossen das letztmal mit . . .“ begann er — aber er kam nicht weiter.

Ein Mädchen in einer schwarzen Lederjacke, einem roten Kopftuch und mit einer dicken Aktentasche unter dem Arm, stürzte vom äußeren Gang her auf das Katheder. „Verzeihung, Genosse“, unterbrach sie den Professor, „Genossen“, wandte sie sich mit schriller Stimme an die Studenten, „diese Vorlesung kann heute nicht gehalten werden. Die Besprechung der Komsomoltsy, die für heute abend angesagt war, ist auf diese Stunde verlegt worden.“ Da und dort wurde Beifall geklatscht, und alles lief auseinander.

„Das war die Adamowa“, sagte mein Freund, der Student Woronow. „Sie ist eine Bauerntochter, die Schriftführerin der Komsomoltsy, des Bundes Junger Kommunisten. Sie haben ebensoviel — nein, sogar mehr Macht in der Hochschule als die Professoren. Wieder eine Besprechung, Teufel, diese ewigen Besprechungen! Ich begreife nicht, wie sie es aushält — sie ist bei allem dabei. Dies ist ihr letztes Jahr. Warum gehen immer die häßlichen Frauen in die Politik? Ist das in Amerika auch so? Diese riesigen Hände und Füße! Sehen Sie dagegen die kleine Blondinka dort unten, sie ist eine ‚Parteilose‘. Sie ist genau so rührig wie die Adamowa . . . nur in anderen Dingen.“ Er kniff ein Auge zu.

Auf der Ersten Moskauer Hochschule werden Politik, Volkswirtschaft, die Rechte, Sprachen und Literatur gelesen. Auf der Zweiten die Naturwissenschaften. Die Erste Hochschule hat zweitausend Studenten. Seite an Seite sitzen da achtzehnjährige Burschen und Mädchen, frisch aus der Provinz, Schutzleute, die von ihren Vorgesetzten für die Hochschulbildung ausgewählt sind, vierzigjährige Fabrikarbeiter, die für mehrere Jahre Urlaub haben, und die begabteren Schüler aus den Mittelschulen Moskaus. Russen und dunkelhäutige Usbeken aus Turkestan, Juden und Georgier, grüblerische Mongolen und lachende Ukrainer studieren da zusammen unter dem Wahlspruch: „Die Wissenschaft gehört dem Arbeiter.“

Sie können froh sein, daß sie drin sind — die zehnfache Anzahl wurde abgewiesen. Die Zulassung wird abhängig gemacht vom Erfolg einer Prüfung



M. Houth



und einer sehr genauen Untersuchung der gesellschaftlichen Herkunft des Antragstellers. Der zweite Punkt ist entscheidend. Mit wenigen Ausnahmen werden die Kinder von „Ehemaligen“, von Geistlichen, von Kaufleuten oder anderen grundsätzlich feindlichen Klassen nicht zugelassen. Die Anzahl der Plätze ist gering, die an die Kinder der Intelligenz vergeben werden. „Die Wissenschaft gehört dem Arbeiter“, und die Kinder von Arbeitern und Bauern fordern ihr Recht. Kein Wunder, daß ein verwirrter Antragsteller auf dem Fragebogen unter „Gesellschaftliche Herkunft“ einsetzte: „Vater — zwei Arbeiter, Mutter — Bauerntochter.“

Jeder Student erhält ein Stipendium, siebenundzwanzig Rubel im Monat, das sind vierundfünfzig Mark. Für die meisten ist das ihr einziges Einkommen. Wem es gelingt, in den billigen Schlafkasernen einen Platz zu finden, der wohnt dort. Andere hausen, wo sie grade unterkommen. Es ist nicht leicht. Die Studenten essen in Küchen, die für sie eingerichtet sind, sie erhalten Ermäßigungen, dann und wann ein paar Theaterkarten, ärztliche Hilfe und billige Heimreise. Trotzdem machen siebenundzwanzig Rubel im Monat auch dem Sparsamsten einiges Kopfzerbrechen.

\* \* \*

In einem Flügel des Hauptgebäudes der Hochschule befindet sich das Studentenheim. Im Aufenthaltsraum des Heimes, der ehemaligen Universitätskapelle, haben sich in den höchsten Winkeln, die noch nicht getüncht worden sind, immer noch ein paar Engel in Fresko erhalten. Im Erdgeschoß befinden sich die Wohnräume mit Schachbrettern und einem Tisch für Ping-Pong. Eine Fülle von Studenten drängt sich hier jeden Abend, und immer ist eine Debatte im Gang. Eines Abends saß ich dort mit Woronow. Die Adamowa bildete den Mittelpunkt einer kleinen Gruppe neben uns. Ihre Stimme übertönte die anderen. „. . . Es ist schwer“, sagte sie, „aber sie hätten wissen sollen, daß eine Ehe unmöglich ist . . .“

„Sie sprechen von der Pyatnitskaja“, erklärte mir Woronow. „Voriges Jahr heiratete sie einen Studenten. Sie versuchten, von ihrem Stipendium zu leben . . . dann bekamen sie ein Kind. Gott weiß, wozu. Sie konnte das Studium nicht durchhalten, aber sie brauchte das Stipendium; deshalb mußte sie irgendwie weiter studieren. Dann ließ sich ihr Mann von ihr scheiden und verließ Moskau . . . Sie tötete das Kind und hat sich schließlich vorige Woche das Leben genommen.“

„Was hätte sie denn tun sollen?“ fragte ein Student.

„Tun? Was tut ihr denn? — Heiraten? Nein, alle Studentenehen gehen schlecht aus und hindern uns an der Arbeit.“

Jemand meinte, die Stipendien sollten erhöht werden. „Genossen, was sagt ihr da? Ist unsere Regierung etwa ein Millionär, der den Studenten hohe Gehälter zahlen kann? Wir müssen auch Opfer bringen. Keine Heirat . . . Sie ist überflüssig.“

Ein Student sprach von dem Schriftführer einer Gruppe des Bundes Junger Kommunisten, der öffentlich ausgestoßen wurde, weil er seine Stellung dazu mißbrauchte, sich die Mädchen seiner Gruppe gefügig zu machen.

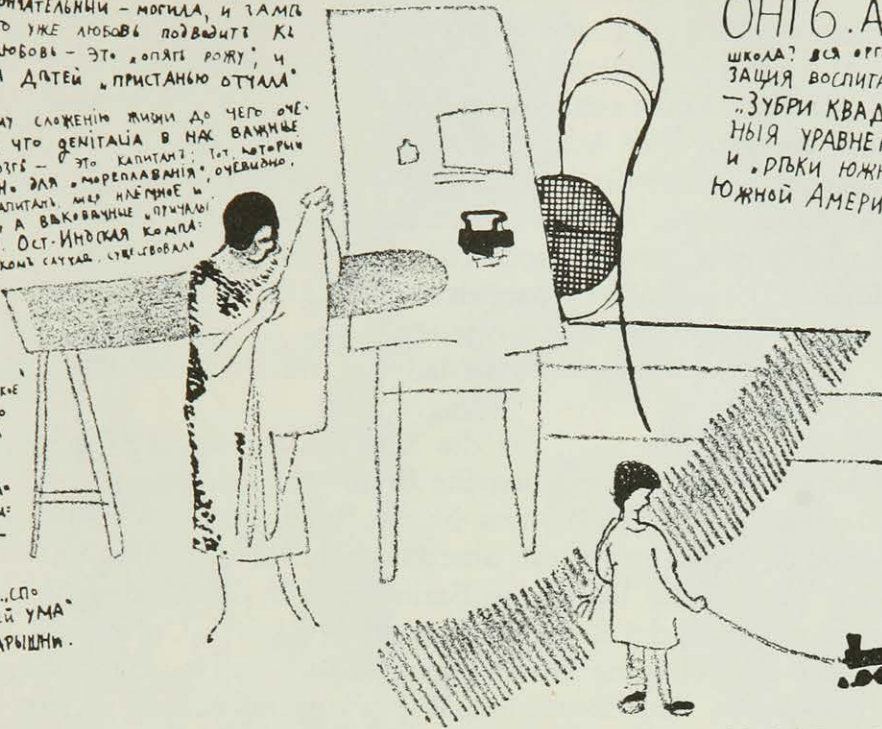
„Es geschah ihm recht“, sagte die Adamowa, „wir müssen Ansprüche stellen, und zwar hohe Ansprüche. Ein Schwein, wie er, der seine öffentliche Stellung in solcher Weise mißbraucht, hat kein Recht auf sie. Er vernachlässigt seine Pflichten, beschmutzt den Ruf unserer Partei, liefert unseren Feinden Stoff zum Kampf gegen uns. Wenn das ins Ausland dringt, wird die kapitalistische Presse



ЧЕЛОВЕКЪ СТОИТЬ НА ДВУХЪ ЯКОРЯХЪ: РОДИТЕЛИ, ИЛИ „ДОМЪ“, ЕГО МЛАДЕНЧЕСТВО — ЭТО ОДИНЪ ЯКОРЬ... ПЕРВАЯ ЛЮБОВЬ, 13-14 ЛѢТЪ — ЕСТЬ ПЕРВЫЙ ЯКОРЬ; ПРЕДСТАВЬТЕ ЧТО ПОТЯНУЛЪ „ДРУГОЙ ЯКОРЬ“... ИСКОНЪ И — ВЪНЕЦЪ.  
 „ПРИЧАЛЪ“ „ОТЧАЛЪ“ И „ПРИСТАНЬ“ „ПРИЧАЛЪ“  
 „ОКОНЧАТЕЛЬНЫЙ“ — МОГИЛА, И ЗАМЪСЬ УАГЕЛЬНО, ЧТО УЖЕ ЛЮБОВЬ ПОДВОДИТЬ КЪ НЕЙ. Но ЛЮБОВЬ — ЭТО „ОПЯТЬ РОЖУ“, И СТАНУ ДЛЯ ДѢТЕЙ „ПРИСТАНЬЮ ОТЧАЛЪ“

По этому сложению жизни до чего очевидно, что денитация в нас важнее мозга. Мозг — это капитан; тот, который правит. Но для мореплавания, очевидно, важен не капитан, медленное и смышленое, а выкованное „причалы“ и „отчалы“. Ост. Индская компания во всякомъ случаѣ, существовала не для удовольствия, а для ствiя капитановъ и не для нихъ — волшебное пароходство и халбвалъ торговля.

Т. Е. „КВАДРАТЪ“ „СОСТАВЪ“ „ЧИКА“ — Ей ей ВАЖНѢЕ „СПОСОБНОСТЕЙ УМА“ ДЛЯ БАРИШНИ.



ДА ЭТО ТАКЪ И ЕСТЬ ТАКЪ ОНЪ И ЧУВСТВУЮТЪ. Но ТОЛЬКО — ОНГЪ. А ШКОЛА? ВСЯ ОРГАНИЗАЦИЯ ВОСПИТАНІЯ? — „ЗУБРИ КВАДРАТНУЮ УРАВНЕНІЯ“ И „РѢШКИ ЮЖНОЙ ЮЖНОЙ АМЕРИКИ“

Nikolai Kupreianow

sagen: „Seht, so machen es alle Kommunisten.“ Er sollte erschossen werden...“ Die anderen schienen zuzustimmen. „Gott schütze uns vor Weibern, wie der Adamowa“, flüsterte Woronow mir zu. „Sie ist wie die Frau in der Anekdote: Zwei Chemiker erfinden eine neue Seife und wissen nicht, wie sie sie nennen sollen. Der eine schlägt einen zugkräftigen Namen vor: ‚Karl Marxens erster Kuß!‘ Der andere ist dagegen, und sie einigen sich auf ‚Sowjetfrau‘! Wie soll die Reklame aussehen? Sie malen eine große, fette Kuh mit einem roten Kopftuch; darunter schreiben sie: ‚Sowjetfrau‘.“

„Kommst du mit, Adamowa?“ rief er. „Wir wohnen in demselben Studentenheim“, erklärte er mir. Sie stand auf, schnallte einen Riemen um ihre übervolle Aktentasche.

Das Heim befand sich in dem ehemaligen Hause eines reichen Kaufmanns. Wir gingen über einen dunklen Hof durch die zerbrochene Eingangstür und in den zweiten Stock hinauf. „Kommen Sie herein und sehen Sie, wie ich wohne“, sagte sie.

Das Zimmer hatte sechs Meter im Quadrat, und zehn Betten standen darin. Neben jedem Bett stand ein kleiner Tisch, und unter den Betten befanden sich Kisten und Säcke. Unter einer grellen elektrischen Lampe in der Mitte des Zimmers stand ein hölzerner Tisch. In einer Ecke, an einem Strick, der bis zum Fenster gespannt war, hing Wäsche. Am Tisch saßen ein paar Mädchen. Vor ihnen standen Tee und Schwarzbrot; sie lasen und machten Notizen. Wir wurden nicht beachtet. „Wenn Sie sich hier umgesehen haben, kommen Sie hinunter zu den Studenten“, sagte Woronow im Weggehen.

„Es ist so überfüllt hier, und es ist schwierig zu studieren. Den ganzen Tag Lärm und Menschen. Habt ihr noch etwas Tee?“ fragte sie.

„Nimm dir selbst“, sagte eines der Mädchen. „Ich selbst besitze nur ein Glas, warten Sie, ich werde mir eins von Sascha borgen“, und sie nahm ein Glas vom



Nebentisch. „Es tut mir leid, daß ich weder Brot noch ‚Kolbasa‘ (Wurst) habe. Wir nennen ‚Kolbasa‘ Studententrost.“

Die Adamowa nickte, lachte aber nicht. „Sie finden wohl, daß es schwer ist, so zu leben? Gewiß — wir sind zusammengepfercht! Aber daran sind wir vom Dorfe her gewöhnt. Wir waren elf zu Hause und lebten in einer Kate von zwei Zimmern. Die alten Leute schliefen auf dem Ofen und wir Kinder auf dem Fußboden. Das Wohnen hier kostet uns einen Rubel im Monat — die meisten Arbeiten machen wir doch in der Bücherei . . . Das Schlimmste ist unsere Gesundheit — wir sind alle arm. Wir versuchen für alle Studenten eine regelmäßige ärztliche Untersuchung durchzuführen. Tuberkulose . . . und im Winter haben wir alle Mandelentzündung. Aber Sie sehen doch, wie sie sich zur Universität drängen. Bildung gibt es bei uns umsonst, für jeden!“

„Aber, wenn nun Ihre gesellschaftliche Herkunft nicht den Anforderungen entspricht?“

„Natürlich, für solche . . . für die Ausbildung unserer Gegner haben wir keinen Platz. In Amerika schließen Sie bestimmte Klassen von der Universität aus, dasselbe tun wir auch. Bei uns ist die Erziehung fürs Volk, nicht für die satte Oberschicht. Ich kenne die amerikanische Erziehung. Ich habe darüber gelesen. Wir in Rußland haben die Erziehung für die Massen. Sehen Sie mich an, wäre ich jemals vor der Revolution an die Moskauer Universität gekommen? Ich bin in einem karelischen Dorf aufgewachsen, weit nördlich von Leningrad, hundert Meilen von der Eisenbahn. Wir waren elf Kinder. Mein Vater hatte sechs Morgen Land; das war alles. Ich weiß, was es heißt: hungern und entbehren zu müssen. Als die Revolution ausbrach, war ich zu jung, um zu verstehen, was das bedeutet. Mit dreizehn lief ich von Hause weg — im ganzen Dorf war nichts zu essen. In Moskau gab es nicht viel mehr. Ich trat dem Bunde Junger Kommunisten bei. Ich agitierte unter den Soldaten an der Front. Dann, mit sechzehn Jahren, heiratete ich einen Soldaten. Er starb, ich heiratete einen anderen. Es blieb uns Mädchen nichts anderes übrig; heiraten bedeutete damals: zu essen haben. In Moskau bedeutete es: ein Zimmer haben. Später verließ er mich. Dann setzte ich meine Agitation in einer Leningrader Fabrik fort und ging abends zur Schule. Und nun bin ich doch hier an der Moskauer Hochschule. Wie ist es mit den Studentinnen bei Ihnen, interessieren sie sich für Arbeits- und Wirtschaftsfragen? Interessieren sie sich für Politik und den Aufstieg ihres Landes? Hier sind wir so eifrig. Ich arbeite bei den ‚Komsomoltsy‘, ich bin Vertreterin der Hochschule im Moskauer Sowjet. Drei Abende in der Woche unterrichte ich eine Arbeitergruppe im Lesen und Schreiben . . .“

„Aber wie ist es mit dem Studium?“

„Ich studiere natürlich, aber unsere Hochschulen sind nicht nur dazu da, unsere soziale Arbeit ist ein Teil unserer Ausbildung.“

„Und die Prüfungen?“

„Die sind meist mündlich. Der Professor stellt eine oder zwei Fragen über seine Vorlesung, und das ist alles . . .“

Woronow kam herein. Es war nach elf Uhr. „Komm herunter zu uns. Ein Genosse lernt dein schreckliches Englisch und möchte wissen, wie man das ‚th‘ ausspricht!“

\* \* \*

Drei Monate später hing quer über der Halle der Universität eine rote Fahne mit der Aufschrift: „Jeder Student wird angewiesen, dem Studentenkomitee jeden Mitstudenten namhaft zu machen, dem aus wichtigen Gründen das Wahl-





Alfred Mayer-München

Otto Brahm's Truppe im Salzburger Mirabellgarten 1899

Von links nach rechts: Frau Weinholz (die Souffleuse von Brahm), Richard Vallentin und Frau, Paul Biensfeldt, Minna Höcker-Behrens, Woldemar Runge, Max Reinhardt, Else Heims, Friedrich Kayßler, Marie Elsinger, Eduard von Winterstein, Kayßlers erste Frau





Ein Geständnis (1894)



Bill Brandt  
Liebespaar geht in den Fluß (Hamburger Panoptikum)





Norwegerinnen

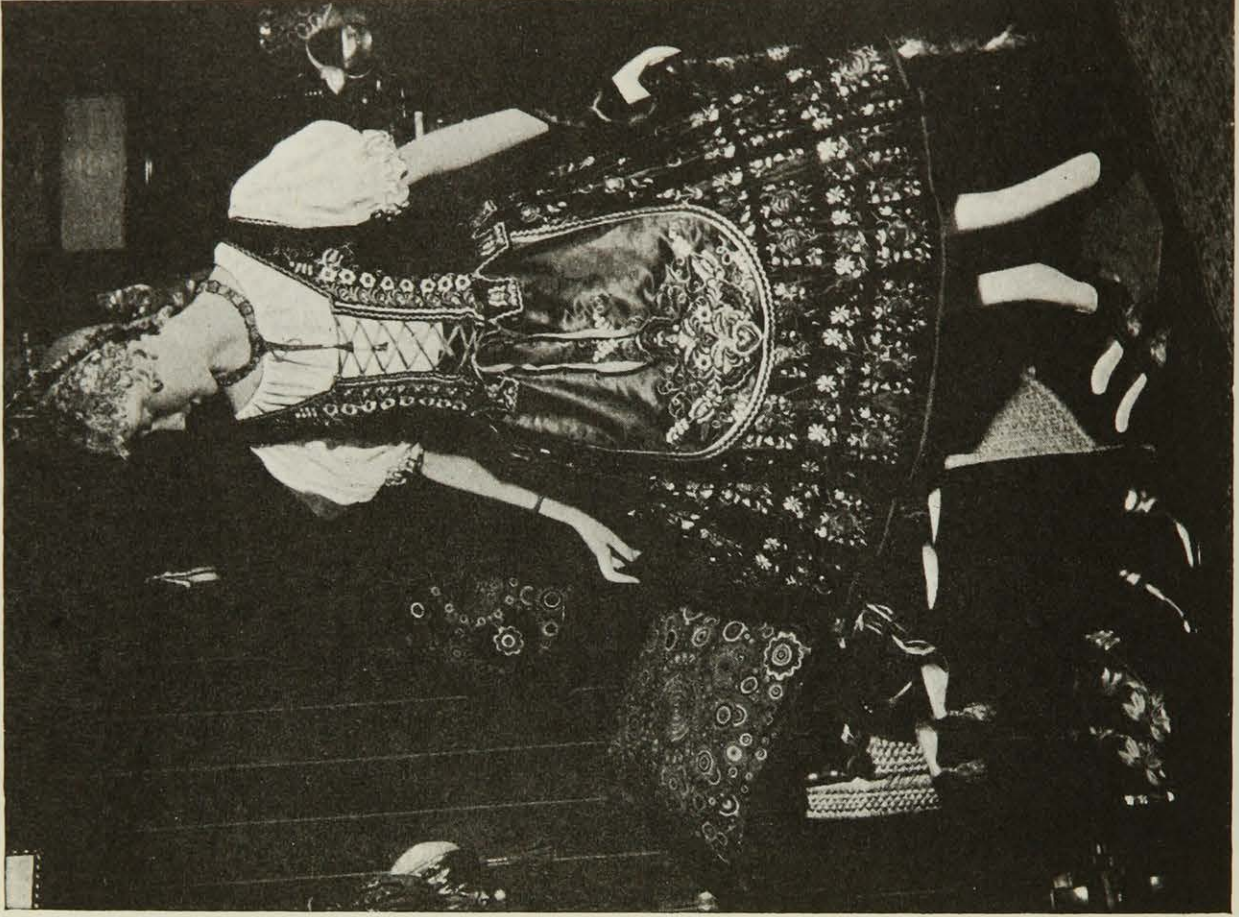
Hermann Rößler



Lämmer

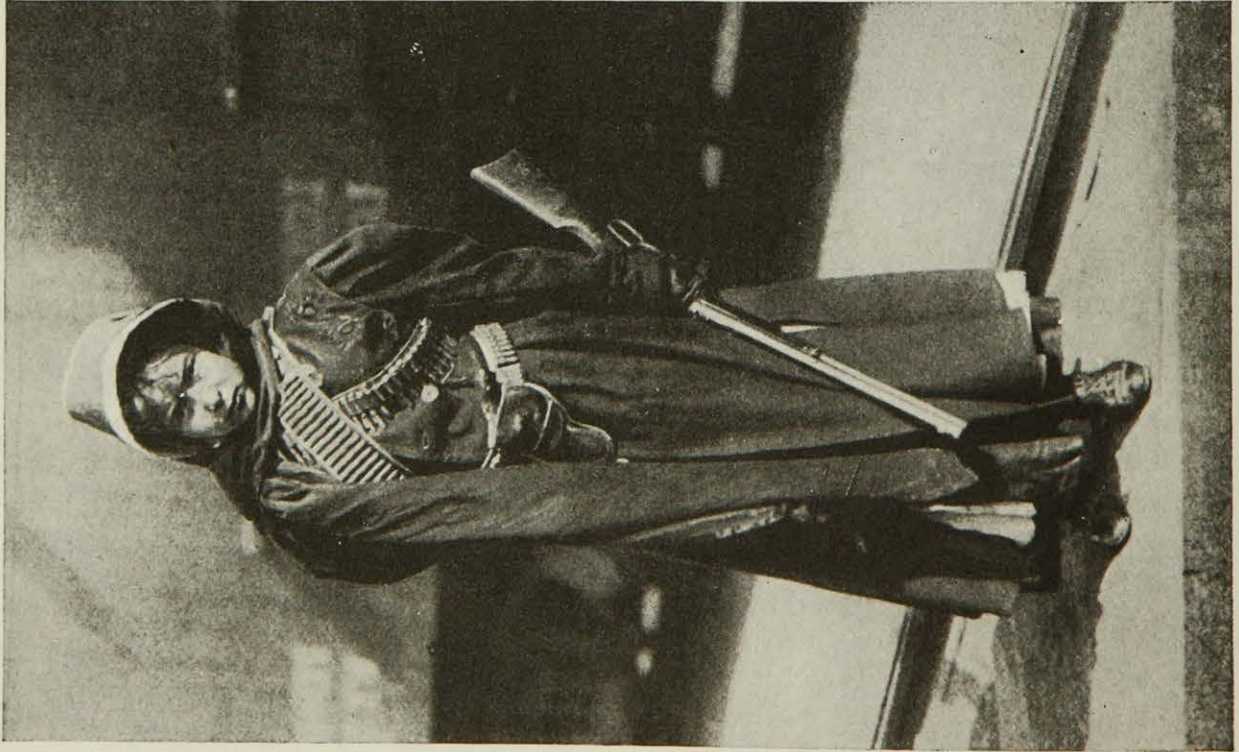
International Graphic Press





Neofot

Ungarische Brauttracht



Fotofeatures

Mexikancrin



recht entzogen werden sollte.“ Am schwarzen Brett hing ein Anschlag: „Den folgenden Studenten wird hiermit das Wahlrecht entzogen...“ und es folgte eine Liste mit einem Dutzend Namen und hinter jedem Namen die Begründung: „Tochter eines Geistlichen“ — „Sohn eines Fabrikbesitzers“ — „Tochter eines Gutsbesitzers“. Das war die Tschistka (Säuberung) vor der jährlichen Wahl; auch das Wahlrecht hängt von der gesellschaftlichen Herkunft ab, so daß die Tschistka eine Gelegenheit ist, festzustellen, welche Angehörige der entrechteten Klassen sich noch unter falscher Flagge in der Universität befinden.

Ich traf die Adamowa in einem kleinen Kaffee inmitten einer Schar Studenten. Sie sprachen über die Tschistka. „Ich verstehe nicht, wie sich solche Studenten einschmuggeln können.“

„Oh, sie fälschen ihre Studentenausweise!“

„Sie kommen von weit her und denken, wir finden sie nicht heraus . . .“

„In unserer Hochschule“, sagte die Adamowa, „ist kein Platz für diese ‚Ehemaligen‘. Es gibt zu viele Arbeiter, die studieren wollen.“

Die Gruppe brach auf, und die Adamowa wandte sich an mich: „Wie geht es Ihnen? Kommen Sie in unseren Tagesraum, ich habe zehn Minuten Zeit, ich bin so beschäftigt mit dieser Tschistka, jeden Tag Komiteesitzungen, verstehen Sie, was das für uns bedeutet? Sie glauben nicht, wie tief die Revolution in das Leben des einzelnen eingegriffen hat. Haben Sie gehört, daß eines der Mädchen, die gestern bei der Tschistka ausgeschlossen wurden, heute nacht Selbstmord begangen hat? Sie kann mir leid tun, aber ich verstehe sie nicht. Sie hatte hier nichts zu suchen, Sie kommt auf eigene Gefahr. Wenn sie entdeckt wird, muß sie die Folgen tragen. Die ‚Ehemaligen‘ haben lange genug das Steuer des Russischen Reiches geführt. Wir haben sie beseitigt, und es gibt kein Russisches Reich mehr. Es gibt nur noch unsere Sowjet-Republik . . . Haben sich diese ‚Ehemaligen‘ irgendwie gerührt, als Lenin nach Sibirien verbannt wurde, als die kaiserliche Polizei 1912 in den Lenafeldern zweihundertsiebzig Arbeiter erschöß? Wer hatte damals Mitleid? Sie hielten sich für unbesiegbar. Sie glaubten, wir würden sie nie vernichten können. Und wir haben sie doch vernichtet! Und nun gehört unser Leben dem Aufbau der Sowjetunion und dem Kommunismus in der ganzen Welt.“

\* \* \*

Viele Vorlesungen an der Hochschule werden durch eine besondere Art von Übungen ergänzt: nach der Vorlesung wird die Zuhörerschaft in kleine Gruppen aufgeteilt, die eine Stunde lang über den Gegenstand debattieren. Ich ging mit Woronow und der Adamowa zu ihrer Übung im Lehrgang der Politischen Grammatik — der Geschichte und Theorie des Kommunismus — ein Lehrgang, der für alle Schüler in allen Schulen Moskaus obligatorisch ist, ob es nun die Ballettschule, eine Schule für Krankenschwestern, eine Hochschule oder das Konservatorium ist.

„Adamowa, gehst du heute abend auf die Schlittschuhbahn?“ fragte nachher Woronow. „Heute abend spielt ein Orchester. Studenten haben freien Eintritt, kommen Sie auch mit“, wandte er sich zu mir.

„Genosse“, antwortete die Adamowa ärgerlich, „ich studiere ‚Politgrammat‘, die Geschichte der Arbeiterbewegung in Europa, bürgerliches Recht, Strafrecht, Verwaltung, die Geschichte der Pariser Kommune und dazu noch diese verdammte deutsche Sprache —, wie kann ich da noch Schlittschuh laufen?“

*(Übertragung aus dem Amerikanischen)*



# GALERIE BÜRGERLICHER MÄDCHEN

## in neun Selbstbildnissen\*

### Muß man zum Theater gehn?

Von Lilo Reiner (Berlin)

Viele junge Mädchen, und von diesen speziell soll hier die Rede sein, haben noch heute den Wunsch zum Theater zu gehen. Schuld daran ist wohl die Überschätzung des Äußeren, das heißt ihres eigenen Äußeren und des noch immer romantischen Eindrucks, den das Theater auf den Außenstehenden macht. In der Hauptsache ist es wohl aber bei uns Mädchen ein romantischer, im Unterbewußtsein liegender, typisch weiblicher Spieltrieb, der sich früher weit ungefährlicher in Poesiealben und Blumenmalerei austobte. Heute, da die Schranken des gesellschaftlichen Vorurteils wesentlich verrückt sind, soziale Not fast jedes junge Mädchen zum unbedingten Gelderwerb zwingt, stürzen wir uns ahnungslos, berauscht von der sogenannten Freiheit, als Girls, Figurantinnen und ein geringer Teil als Schauspielerinnen in die langersehnten Theaterbetriebe. — Dort finden wir nicht, wie erwartet, die himmelblaue Atmosphäre des blendenden Kostüms, des siegesgewissen Lächelns, des



Garderoben - Reporters, der hundertprozentigen Probenarbeit, der rauschenden Premiere, kurz gesagt, das Theater wie es vom Parkett aussieht, sondern den Schmutz der bestaubten Kulissen, der an die hundert mal getragenen Kostüme und der engen Garderoben, das zermürbende Einerlei der endlosen Proben, welche man mit warten, futtern und nochmals warten verbringt, des daraus entstehenden Klatsches und nicht zuletzt der unvermeidlichen faulen Witze.

In diesem langersehnten Eldorado geht

uns nach einiger Zeit ein Licht auf, daß wir auf einem toten Gleis gelandet sind; wir sehen, der romantische Aufstieg, die Vorwärtsbewegung, bleibt aus, und fragen uns: warum das?

Nicht nur, weil wir kein Glück haben, weil wir in einer Zeit des Überangebotes der Arbeitskräfte auf jedem Gebiete leben, sondern weil der Fehler in uns selbst liegt; die meisten von uns sind viel zu weiche Naturen, uns fehlt eine gewisse Chutsbe, wir nehmen das Leben ernst, wir nehmen überhaupt alles ernst, wir leiden unter unserer Untätigkeit, unter der Sinnlosigkeit unserer Arbeit und es wird uns klar, daß eine jede harmlose Hausfrau mit weniger Nervenaufwand und sonstigen persönlichen Opfern mehr Positives leistet als wir. Für die wenigen unter uns, die anders sind, die mit einer gewissen gesunden Frechheit versehen die Dinge nicht so ernst nehmen, alles an sich herablaufen lassen, besteht die Möglichkeit etwas zu erreichen. Allerdings ist die Zahl derer unter ihnen, die ans Ziel gelangen, gering und die Zahl derer, die kaputt gehen an sich selbst, oder besser an ihrer Einstellung zur Atmosphäre des Theaters, so groß, daß der Weg zum Theater, wenn man ihn günstig beurteilt, einem Glücksspiel zu vergleichen ist, bei dem als Einsatz unsere ganze Persönlichkeit, das heißt unser Privatleben, unsere Nerven und nicht zuletzt unsere moralische Weltanschauung, gefordert wird für den eventuellen Gewinn, die Karriere.

Es bleibt also als einzig logische Lösung dieses Rechenexempels der Satz: man muß nicht zum Theater gehen.

Sollten diese Zeilen theaterhungrigen jungen Mädchen in die Hände fallen, und sollten sie nur fünf Minuten dabei verweilen, so habe ich meinen Zweck erreicht, denn ich weiß, daß ein jeder seine Erfahrungen letzten Endes doch alleine machen muß.

\* Diese Aufsätze, alle deutsch geschrieben, erscheinen im Wortlaut und der Schreibweise der Verfasserinnen.



## Vom Photographieren

Von Eva v. Boros (Budapest)

Trotz der Krise und den schlechten Zeiten finde ich es sehr schön, 1932 junges Mädchen zu sein. Ich weiß ja nicht wie es früher war, denn ich bin in die schwere Zeit schon hineingeboren, aber ich glaube, ich möchte in keiner anderen Zeit als in der jetzigen leben.

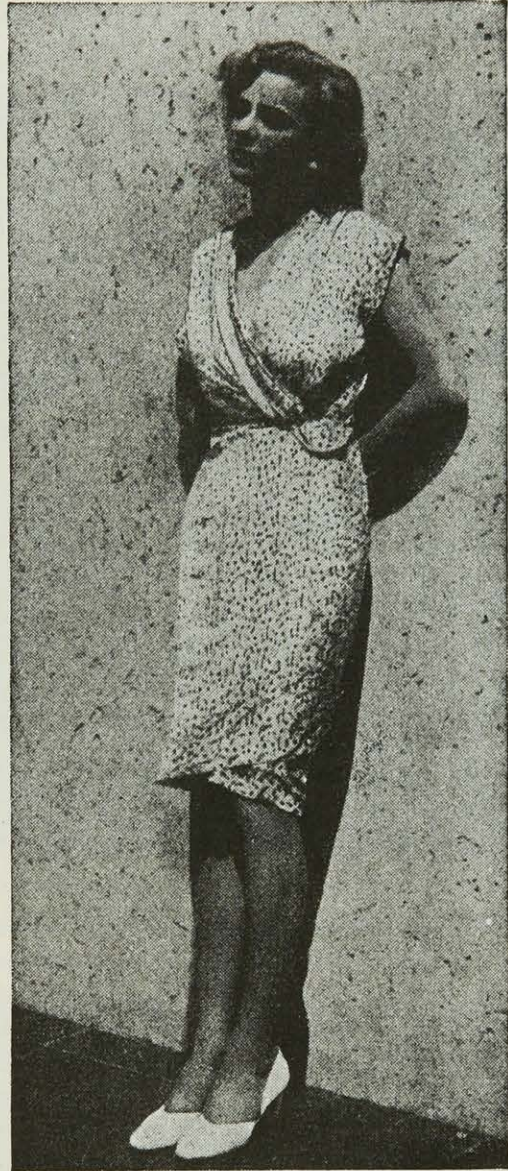
Wenn es auch oft schwer ist und man kein Geld hat — man muß eben etwas dafür zahlen, daß man heute lebt und nicht in einer sorgloseren aber sehr viel langweiligeren und für die jungen Mädchen unfreieren Zeit. Ich finde es wunderbar, daß man so absolut für die Gegenwart leben muß und daß es momentan so sinnlos ist, sich nach Reichtum, Karriere, Position und derartigen lächerlichen Dingen zu sehnen.

Ich bin Photographin und lebe immer in der Stadt in der es mir eben am besten gefällt. Eine schöne Stadt mit dem Photoapparat zu durchstreifen, oder ein schönes Porträt aufzunehmen, ist wirklich ein Erlebnis. Ich habe immer ganz starkes Herzklopfen dabei und bin nachher ganz erschöpft. Leider kann man sich, wenn man Geld verdienen will, nicht nur interessante und schöne Menschen aussuchen, sondern muß sich oft mit fetten und nichtssagenden Gesichtern plagen. Ich glaube, bei keiner Gelegenheit bestehen die Menschen so vollkommen aus Eitelkeit wie in dem Augenblick der Aufnahme beim Photographen. Ein Modell sieht oft schlecht aus, weil es glaubt, daß es nicht schön genug ist, und ich bin deshalb darauf gekommen, daß man den Menschen während der Aufnahme garnicht oft genug sagen kann: wie Sie gut aussehen; Sie sind so schön auf der Mattscheibe — im Französischem sagt man *photogénique* — und bekommt das Modell gleich einen viel animierteren und glücklicheren Ausdruck. Meistens wollen die Menschen auf der Photographie anders ausschauen wie in Wirklichkeit. Eine Frau mit einer schönen braunen Haut will einen rosigen Teint, während ein vollbackiges rundes Mädchen Backenknochen wie Marlene Dietrich verlangt. Hat aber einmal eine Frau ein sehr plastisches, knöchiges Gesicht so will sie bestimmt, daß ich aus ihr einen Posaunenengel mache.

Denn Frauen wie Mechtilde Lichnowsky, die Backenknochen hat und auch auf ihrem Porträt gerne sieht, sind selten. Wenn ich gar kein Geld mehr habe und keine Aufträge, dann nehme ich immer eine Stellung als *Retoucheur*in an. Ich weiß nicht, bei wieviel Photographen in den verschiedensten Ländern ich schon gearbeitet habe. In großen Geschäftsateliers, bei Künstlern und kleinsten Vorstadtphotographen. Es ist oft komisch und interessant aber sehr anstrengend und in diesen Zeiten lebe ich nur für die Sonntage mit langem Schlaf und Frühstück im Bett.

Ich würde sehr froh und zufrieden sein, wenn ich immer soviel verdienen könnte, daß ich ein schönes Zimmer mit Bad und Küche haben und immer dahin reisen könnte, wohin ich möchte.

Aber die Hauptsache ist natürlich, daß ich einen Menschen habe, den ich lieben kann und der mich liebt. Und wenn er die gleichen Dinge gern hat wie ich: Die Bücher von Hemingway, Hamsun, und Franz Kafka. Die Bilder von Henri Rousseau, die Häuser von Adolf Loos, die Filme von Chaplin und den modernen Franzosen — und wenn er die gleichen Dinge komisch findet wie ich und wenn er im Sommer mit mir schwimmen geht, dann bin ich vollkommen glücklich und froh, daß ich lebe.





## Schneiderei

Von Ljena Barjansky (Paris)

Ich habe meine Kindheit in Rußland verbracht. Dann war ich sehr lange in Wien. Dort habe ich das Abitur gemacht und habe angefangen Kunstgeschichte zu studieren. Ich fand es fabelhaft und ging ganz darin auf, aber schon nach kurzer Zeit bedrückte mich das Bewußtsein, daß ich frühestens in 4 Jahren Geld verdienen kann. Da fing ich nebenbei an, eine Nähsschule zu besuchen



und so ging es ein Jahr lang. Dann hatte ich die Gelegenheit nach Paris zu fahren und hier gab ich das Studium ganz auf, denn hier habe ich erst gesehen, daß ich für die Schneiderei bestimmt bin. Wenn ich durch die Straßen ging, war ich fortwährend in Aufregung. Manche Frauen verfolgte ich ganz lange und versuchte zu ergründen, wie das Kleid geschnitten war, das so fabelhaft saß so elegant war und dabei so einfach aussah.

Ich bekam eine Stelle in einem Modehaus. An meinen ersten Arbeitstag erinnere ich mich wie an einen Alpdruck. Ein großes Zimmer mit 3 langen Tischen an denen viele Mädchen sitzen. In der Mitte stehen unzählige Kleiderpuppen in allen Dicken. Die Premiere ist sehr jung, klein und zierlich und sieht aus wie ein Kind und dabei ist sie so ernst und respecteinflößend. Wenn sie im Raum ist, muß im Flüsterton gesprochen werden und es darf kein Wort fallen, das nicht die Arbeit betrifft.

„Machen Sie zuerst einen Gürtel zu dem rosa Kleid, dann heften Sie das Weiße auf der Kleiderpuppe zusammen, dann machen Sie das Braune dort fertig.“ Die anderen

Mädchen führen alles beinahe ebenso schnell aus, wie die Premiere es anordnet. Aber ich bin ganz hilflos. Mir fällt alles aus den Händen. Ich verbrenne den rosa Gürtel beim Bügeln. Während ich das weiße Kleid hefte, nähe ich die Puppe mit, ich merke es und versetze ihr aus Verzweiflung und Wut einen Stoß. Sie fällt um und zieht einige andere mit sich. Ein großer Krach. Ich weine beinahe vor Verzweiflung und erwarte, daß man mich anschreit. Aber es schreit niemand. Einige Mädchen kichern leise und die Premiere sieht mich nur erstaunt an. Und alle halten mich für sehr dumm und sehr ungeschickt. Dann kommt die Mittagspause, und ich überlege mir, ob ich am besten nicht wieder ins Atelier gehen soll.

Aber dann geht es mit jedem Tag besser. Die Mädchen sind alle aus dem Volk und sind wirklich nett. Sie sind fabelhaft frisiert und manikürt und alles was sie anhaben sieht gut aus, obwohl es aus ganz billigem Material ist. Sie sprechen immer von ihren Freunden und es gibt nichts, was sie nicht ganz laut und öffentlich über sie erzählen, sobald die Premiere das Zimmer verläßt. Die Arbeit freut sie, denn sie wissen, daß sie abends mit ihren „Copains“ zum Bal Musette oder ins Kino gehen. Sie haben lieber Filme, die in ihrem Milieu spielen als Prunkfilme. Aber sentimental soll der Film immer sein. Überhaupt ist Mangel an Sentimentalität ein großer Fehler auch im Charakter eines Menschen und wenn das eines der Mädchen bei ihrem Freund feststellt, wird sie immer mit „il l'apprendra“ getröstet. Alle diese Mädchen sehnen sich nicht nach Reichtum und beneiden auch nicht die Reichen. Sie sind zufrieden mit ihrem Leben. Ich war sehr gut mit ihnen befreundet und zum Abschied sagten sie mir, sie hätten selten ein so sentimentales Mädchen getroffen wie mich und das war natürlich das höchste Lob.

Jetzt arbeite ich allein und es ist so schön selbst Kleider zu erfinden, und für sie ganz allein verantwortlich zu sein. Ich entwerfe jetzt auch die Kleider, die ich mir ausdenke und will ver-



suchen auch damit Geld zu verdienen. In einem Jahr will ich ein Atelier eröffnen. Trotz der Krise, es muß einfach gehen.

Es ist so schön für ein junges Mädchen selbständig zu sein und einen Beruf auszuüben der es interessiert. Eine Zeitlang wollte man daß die Mädchen studieren und die praktischen Berufe waren etwas verachtet, aber seitdem man gesehen hat, daß die praktischen Berufe für Frauen am aussichtsreichsten sind, haben sogar die konservativsten Leute ihre Ansichten geändert.

Es hat auch immer Menschen gegeben, die gefunden haben, daß Liebe für die Arbeit nicht förderlich ist. Aber wenn man verliebt ist, ist man doch ganz auf der Höhe, man fühlt mehr, sieht alles viel intensiver, genießt alles doppelt, ist fabelhafter Stimmung und kann viel Besseres leisten. Man möchte alles möglichst schön machen, um den Erfolg mit dem anderen zu teilen. Man möchte alles möglichst schnell machen, um mehr Zeit für ihn übrig zu haben. Ich mußte schon als kleines Mädchen in der Schule immer in jemanden verliebt sein, für den ich meine Schularbeiten möglichst bald hinter mir haben mußte.

Ich finde sogar, daß Liebe für Frauen viel wichtiger ist als Beruf.

Es ist so schön und interessant in dieser Zeit zu leben obwohl es für alle Leute auch für die jungen Mädchen schwerer ist als früher. Aber wenn ich mir eine Zeit aus der ganzen Geschichte aussuchen dürfte in der ich leben wollte, würde ich immer wieder die unsrige wählen.

## Gymnastik

*Von Ester Bonnesen (Kopenhagen)*

Ich habe das Gefühl, daß es uns dänischen Mädchen besser geht als den deutschen, weil bei uns kein Krieg war. Wir haben viel weniger Probleme und Schwierigkeiten, und das ganze Leben ist hier viel einfacher, wenn auch vielleicht weniger interessant. Wir haben noch immer etwas Zeit, glücklich zu sein und sogar, uns Methoden auszudenken, um glücklich zu werden.

Meine Methode kann ich jedem mit bestem Gewissen weiterempfehlen. Sie heißt Bertramgymnastik. Ich war nach meinem Abitur mit einer Gruppe von Bertramschülerinnen in Amerika und alle amerikanischen Mädchen waren entzückt von unseren Aufführungen. Ich glaube, die deutschen Mädchen, die vom Turnen theoretisch und praktisch noch mehr verstehen als die Amerikanerinnen, hätten auch große Freude daran. Agnete Bertram will weder Tänzerinnen ausbilden, noch in rein mechanischer Weise Muskeln trainieren, sondern die alltäglichen Bewegungen zu Übungen verwenden, um die natürliche Anmut der Frau zu entwickeln. Sie findet die Übungen nur dann erzieherisch, wenn sie dem natürlichen Rhythmus und Energieverbrauch entstammen. Dann erst haben sie ihre eigene Schönheit. Deshalb benutzt sie die Zweckbewegungen eines modernen Menschen als Grundlage ihrer Übungen.

Dies Turnen vollkommen zu beherrschen, ist meine nächste Aufgabe. Ich beeile mich sehr damit und hoffe, es in Deutschland einführen zu können. In meinen freien Stunden lerne ich kochen, Kleidermachen und Schreibmaschine. Im Sommer mache ich das Schönste was es gibt: Ich gehe nach Grundlsee ins Salzkammergut. Dort habe ich mit allen meinen wahnsinnig netten Freunden zusammen ein Floß, und wir sonnen und schwimmen den ganzen Tag. Das Floß ist schön, das ist es aber nicht was uns innerlich zusammenhält. Der Geist unseres ganzen Daseins ist Fraudoktor, also Frau Dr. Genia Schwarzwald. Mit keinem Menschen können wir so gut ernst reden wie mit ihr, und mit keinem so wunderschön „blödeln“.

Über Liebe meine ich im allgemein gar nichts. Aber in einem ganz bestimmten Fall meine ich sehr viel und sehr viel Schönes.





## Jus und junge Mädchen

Von Dana Roda Roda (Berlin)

Unwahr ist, daß sich Mädchen nicht zum Studium der Rechte eignen; unwahr, daß die Rechtswissenschaft trocken ist; endlich ist unwahr, daß nur häßliche Mädchen Jura studieren.

Rechtswissenschaft ist keineswegs trocken. Ja, wenn man sie vom richtigen Standpunkt, im Profil nämlich, betrachtet, wird man zu der Einsicht kommen, daß gerade die Rechtswissenschaft



sich wie kaum eine andre an den weiblichen Verstand wendet. Sie ist nämlich nicht exakt (wie Mathematik und Physik), sie arbeitet nicht ausschließlich mit streng umgrenzten, sondern sehr oft mit verschwommenen, mehrdeutigen Begriffen, die sich in der Polemik (und Rechtswissenschaft lebt von und in der Polemik) mühelos und unbemerkt für einander unterschieben lassen; die Rechtswissenschaft kommt einer eminent weiblichen Charaktereigenschaft nahe: der Rechthaberei.

Frauen befassen sich gern eine Zeitlang mit einer Wissenschaft, zermartern sich den Kopf damit — um schließlich einsehen zu müssen, daß sie ihrer nicht Herr werden können, und geben das Studium enttäuscht auf. Der Juristin bleibt die Enttäuschung bestimmt erspart. Einen juristischen Lehrsatz versteht jeder, jede, immer; versteht ihn höchstens falsch. Das merkt man aber nicht, es entmutigt nicht so

Daß sich das Jurastudium mit unmoralischen Dingen befaßt, die sich „für junge Mädchen nicht schicken“, wird man ernstlich nicht sagen dürfen. Oder kennt man nicht die hausfrauliche Lebensanschauung der deutschen Reichsgerichtsräte?

— Jura eignet sich für höhere Töchter als Beschäftigung ebenso gut wie das Kunstgewerbe.

Hätte ich nicht Angst, ich würde die Behauptung wagen: Jus ist gar keine Wissenschaft — es ist eine Wohlfahrtseinrichtung der Öffentlichkeit wie das Straßenkehren

Natürlich ist wie in allen Berufen, die man auf der Hochschule lernt, ein himmelweiter Unterschied zwischen „Wissenschaft“ und Praxis. Der Student, die Studentin befassen sich mit der abstrakten Lehre. Um einen Fall zu entscheiden, hat man die Wahl zwischen drei bis elf Theorien, die gebrauchsfertig konstruiert vorliegen. Jede von ihnen trägt mindestens einen fremdartigen Namen. Man tut aber gut, sich ohne Besinnen für die Theorie zu erklären, deren Erfinder der prüfende Professor ist. Es gibt ferner zahlreiche Entscheidungen höchster und allerhöchster Gerichte für jeden Fall — und der Laie findet, die Entscheidungen widersprechen einander. Möchte aber einer gern wissen — und daran erkennt man den Laien: „Wie liegt die Sache wirklich? Wer wird die 100 Mark bekommen?“ — in solchen wissenschaftlichen Zweifeln fragt man am besten einen tüchtigen Rechtsanwalt.

Oft bekommt die Studentin zu hören: „Sie studieren Jura? So sehen Sie eigentlich gar nicht aus.“ — Das ist dann ein Kompliment. — Der nächste Satz lautet immer: „Jura treiben Sie ... Oh, da wird Sie ein Brief interessieren, den meine Hauswirtin eben an mich gerichtet hat ... (Folgt Streitfall.)“ — Das ist eine Vertrauenskundgebung. — Und was hat eine ernste stud. jur. mehr zu verlangen, zu erhoffen als Anerkennung und Vertrauen?

## Die angehende Architektin

Von Susi Radermacher (Wien)

Ich bin zwanzig Jahre alt und studiere Architektur an der Wiener Technischen Hochschule. Ich bin mir ganz klar darüber, daß ich als Mädchen dieses Studium anders auffasse, als meine männlichen Kollegen. Da aber die Architektur die Aufgabe hat auch den Frauen zu dienen, so scheint mir gerade diese Verschiedenheit aussichtsreich. Mich interessiert am meisten das Klein-



haus. Ich stelle es mir sehr schön vor, bescheidene, anständige Häuser zu bauen, die den Frauen helfen Kraft und Zeit zu sparen.

Aber natürlich sind es nicht nur diese idealen Gründe, die mich bestimmt haben, mich diesem Studium zu widmen. Ich gedenke damit vor allem meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber ebenso wichtig ist es mir eine Arbeit zu haben, die man gut ausführen kann, wenn man sich nur rechte Mühe gibt. Ich glaube nämlich, daß Genies ausgenommen, der Architekt ein guter Handwerker zu sein hat; so einer möchte ich gerne werden.

Ich sprach zuerst von meinem Studium, weil mich dieses am allermeisten interessiert und den größten Teil meiner Zeit in Anspruch nimmt. Das ist mir dadurch möglich, daß ich nicht genötigt bin, wie die meisten meiner Altersgenossen Geld zu verdienen. Ich lebe im Hause meiner Eltern, was ich höchst angenehm finde, weil ich mich mit ihnen gut verstehe.

Meine freie Zeit verbringe ich mit wenig aber guten Freunden, mit denen ich hauptsächlich ins Konzert gehe. Orchester- und Kammermusik ziehen wir der Oper vor. Sport betreibe ich aus Liebe zur Natur, nicht aus Sport. Mit Universitätspolitik beschäftige ich mich garnicht. Meine Eltern stammen aus Deutschland. Ich bin in Wien geboren und erzogen, war als Austauschkind in Dänemark und auf einer Ferienreise in England; daher mag es kommen, daß mir übertriebenes Nationalgefühl als eine Beschränktheit vorkommt, von der ich mich fernzuhalten wünsche.

Wir leben in einer vielleicht interessanten, aber für junge Menschen schrecklichen Zeit. So garnichts Festes ist da, woran man sich halten könnte. Je schlimmer aber die Zeit ist, desto höheren Wert haben die Dinge, die der Mensch erschaffen hat. Man sieht vollendete Bauwerke, und vielsagende Bilder, man hört herrliche Musik, man liest schöne Bücher, man isst einen wunderbaren Apfel; man macht weite Wege zu Fuß und fühlt mit jedem Atemzug, daß man lebt. Das alles kann einem niemand nehmen.



## Nach dem Abitur

*Von Dicky Vlieland Heijn (Den Haag)*



Ich finde es sehr schön ein junges Mädchen zu sein. Und ich möchte auch in keiner anderen Zeit leben, als gerade jetzt. Man kann sich doch herrlich in seinen Kleidern bewegen und sie sind daher nicht häßlich. Wir brauchen uns auch nicht mehr zu genieren, wie sich das früher so gehörte, denn wir wissen, daß nichts unanständig ist, wobei man nichts Verkehrtes denkt. Wir brauchen uns nicht würdig zu benehmen um einen guten Eindruck zu machen und uns über schwerwiegende Probleme zu unterhalten, damit man uns für klug hält. Viele Menschen, z. B. Beamten sind viel menschlicher geworden. Man braucht keine Angst zu haben, sondern sie unterhalten sich mit uns und helfen uns sogar, wenn wir etwas falsch gemacht haben. Daß sind doch alles große Erleichterungen. Und wenn man dann noch die Schule grade hinter sich hat, hat man das Gefühl die ganze Welt stünde offen. Man muß sich nur eine möglichst angenehme Aufgabe suchen. Vorläufig studiere ich Biologie, das andere wird sich finden.



## Die wahre Wienerin

Von Marion Handl (Wien)

Was man sich im Ausland unter einer jungen Wienerin vorstellt, ist das „süße Wiener Mädel“. Daran sind nur Operette und Film schuld. Dieses Mädchen gehört zu: „Im Prater, da blühen wieder die Bäume“ und „Ja, da fahren mir halt nach Grinzing raus“ und überhaupt zu „Wien, Wien, nur Du allein, sollst stets die Stadt meiner Träume sein“. Ob dieses Mädchen wirklich einmal gelebt hat, weiß ich nicht. Ich bin keinem begegnet und halte es für eine schlechte Erfindung zur Hebung des Fremdenverkehrs.

Ich kenne wenigstens fünfhundert nette Wiener Mädchen. Nicht ein einziges ist dem Kitschmädchen-Typus ähnlich, überhaupt keinem Typus. Jedes ist anders. Ich finde das sehr gut so. Natürlich gibt es gemeinsame Eigenschaften, aber eben mit den Mädchen in der ganzen Welt.



Früher war die Wienerin als „mollert“ bekannt und merkwürdigerweise doch beliebt, wie ich gehört habe. Jetzt aber ißt sie nicht mehr so viel Faschingskrapfen und Powidltascherl — sie hat nur sehr wenig Zeit zum Essen — und da sie überdies viel Sport betreibt, gibt es auch diese Wiener Spezialität kaum mehr.

Sie fragen nach meinen Lebensgrundsätzen. Eigentlich habe ich keine. Ich möchte meinen Freunden und allen, die ich kenne, natürlich auch mir, das Leben möglichst schön machen. Bei mir selbst ist das sehr einfach. Ich lebe immer ganz im Augenblick und finde dadurch natürlich viele Dinge, die mich freuen. Ich meine nicht, daß man unangenehme Dinge wegschieben soll, aber erledigen und vergessen.

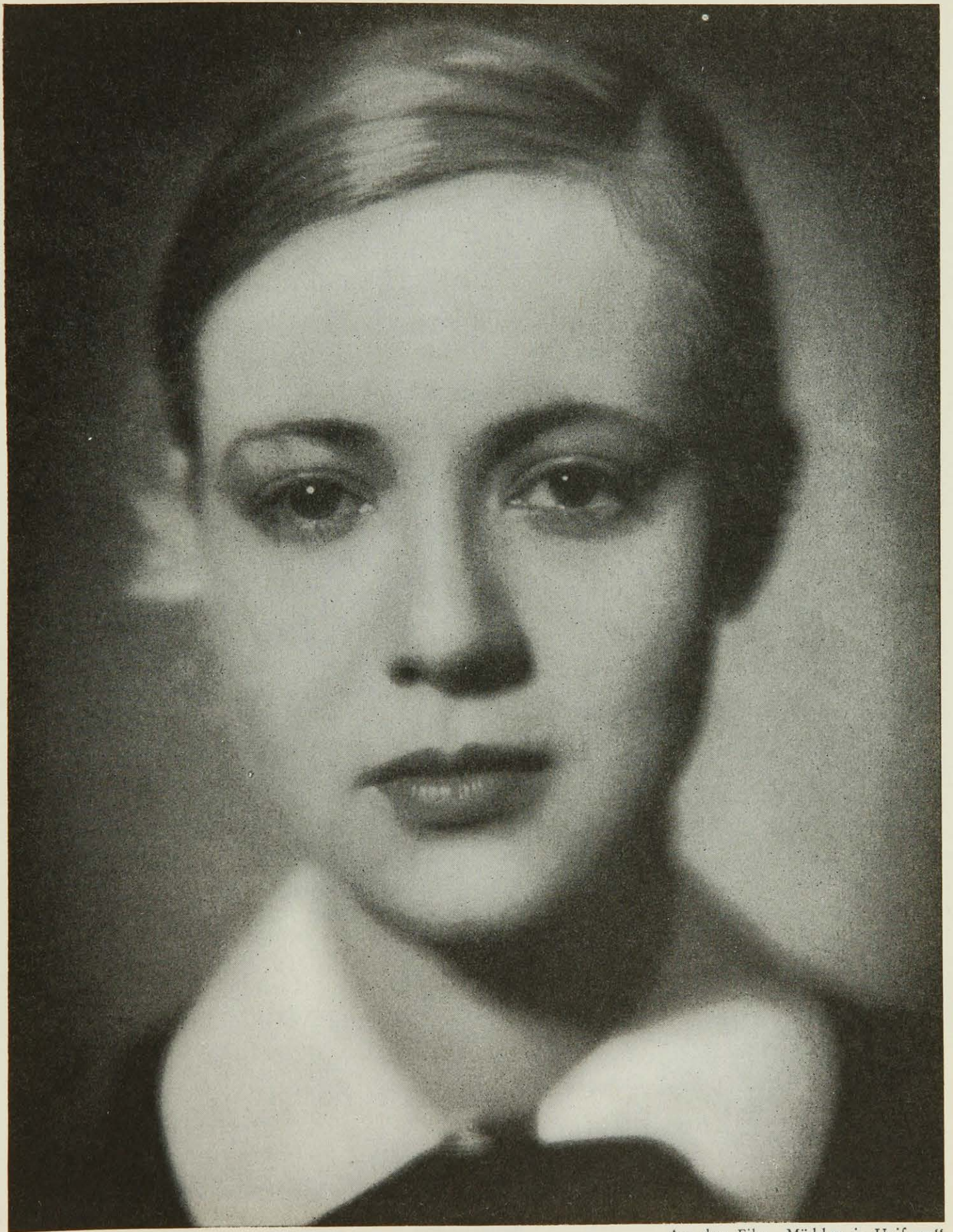
Arbeit macht mir große Freude, sowohl die geistige als die manuelle. Deshalb habe ich zwei Berufe gewählt: ich studiere Kunstgeschichte und zeichne Modebilder. Ich freue mich auf das Referat, das ich nächste Woche im kunsthistorischen Seminar zu halten habe: Seidenstoffe im iranischen Handwerk. Ich freue mich, daß mir

die Kostüme, die ich für das heurige Gschnasfest welches unter der Devise „Weltokkasionsreise“ stattfindet, gezeichnet habe, ganz gut gelungen sind, am besten eine Tiefseeforscherin. Heute freue ich mich auf die nächste Skitour; es schneit endlich. Ich freue mich über den Blumenladen auf dem Schwarzenbergplatz, über die Photographie des kleinen Sohnes von Sinclair Lewis, und über die Tatsache, daß der Bibliotheksdienstler mich schon kennt und mir immer von selbst das Asienwerk, das ich brauche, auf meinen Tisch legt. Gestern habe ich mich über den Wiener Wachmann gefreut, der sich schnell abwandte, um einige Straßensänger, die er eigentlich hätte anhalten müssen, nicht zu sehen.

Ähnlich wie ich denken und leben auch meine vielen Freundinnen. So verschieden wir sind. Sie sind fast alle materiell ganz auf sich selbst angewiesen, arbeiten aber sehr gerne, wenn sie das jetzt seltene Glück haben, Arbeit zu finden. Ins Theater gehen wir nur, wenn wir Freikarten bekommen, außer bei ganz besonderen Anlässen, wo einen das Geld nicht reut. Sonst sparen wir alles für eine Sommerreise. Wir leben nämlich alle nicht sehr gerne in der Stadt. Die Welt, wie sie gegenwärtig ist, gefällt uns nicht. Politik, Parteihaß, Klassenkampf sind uns zuwider. Wir finden alles unnötig, außer Natur, Arbeit, Freundschaft und Liebe.

Meine Freundinnen und ich wollen alle gerne heiraten. Da ich auch viele Freunde habe, ist es möglich, daß ich einen von ihnen heiraten werde, jenen, der am besten zu mir paßt. Ich weiß aus meinem eigenen Leben, wie gut es ist, Eltern zu besitzen, die wirklich zusammengehören. Natürlich will ich frische und kluge Kinder haben. Ich stelle mir das schrecklich vor, unangenehme Kinder zu haben. Ihnen dann eine nette Umgebung in Luft und Freiheit zu schaffen, wird mir auch eine große Freude sein. Aber das alles ist nicht aktuell. Vorläufig sind und haben wir alle noch gar nichts. Im Grunde mache ich auch keine Zukunftspläne, und sage das alles nur, weil Sie mich fragen. Ich überlege mir nur immer, wie ich am nächsten Tag mit allem, was ich zu tun habe, am besten fertig werde.





Aus dem Film „Mädchen in Uniform“

Das sentimentale Mädchen: Herta Thiele





Schnursprung

Hahn-Hahn





Salto







# Herausgeschmissene Nächte

Von Liselotte de Booy (Miß Germany 1932)

In der Schule haben wir alle Aufsätze schreiben müssen, ob gern oder ungern, und wir taten es auch, ohne uns zu überlegen, ob das, was wir schrieben, nicht großer Unsinn sei. Aber wenn man einen Aufsatz schreiben soll, der in die Öffentlichkeit geht, so bekommt man doch ein etwas größeres Verantwortungsgefühl. Ich kann das sinnlose Geschreibsel — einfach um etwas zu schreiben — nicht leiden, eben so wenig, wie ich das Sinnlose vertanzen und verbummeln halber oder gar ganzer Nächte leiden kann. Früher hatten junge Mädchen nichts anderes zu tun, als Kleider anzuprobieren und sich für die Bälle schön zu machen. Damals waren die Bälle auch sicher viel schöner und ein größeres Ereignis für jedermann. Heut geht man meist auf einen Ball, weil es halt so üblich ist, oder um die „Prominenten“ anzugaffen. Und am nächsten Morgen hat man einen großen Kater. Für die, die einen Beruf haben, ist es noch schlimmer, denn sie können sich nicht ausschlafen und sind wenig leistungsfähig.

Ist es nicht viel schöner, wenn man sich unterhalten oder ablenken will, in ein gutes Theater oder in einen der seltdurch langweilig und eintönig geworden. Man hat sich gar nichts mehr zu sagen und um überhaupt die Stunden anzufüllen, greift man zum Kartenspiel.

Wie aber, wenn sich die Menschen, anstatt sich von ihren kleinlichen Alltagsorgen unterkriegen zu lassen und Abwechslung in niederen Dingen zu suchen, den höheren zuwenden würden und sich von großer Kunst und großem Geist über tägliches Flend hinwegtragen ließen! Nur durch die allgemeine Anspruchslosigkeit kommt es, daß das Durchschnittsniveau der Filme und vieler moderner Bühnenstücke so gering ist. Eine leichte Unterhaltung — mehr scheint man nicht zu wollen. Ich sage scheint: denn ich bin überzeugt, wenn sich die Film- und Theaterdirektoren nicht ausschließlich nach dem richten wollten, was zieht, sondern auch öfters etwas mit Sinn und Verstand brächten, dann würde sich das Publikum danach richten und merken, daß man durch große Kunst viel mehr von seinen Sorgen abgelenkt wird, als durch leichte Unterhaltung. — Zugleich würde sich dann das Niveau der gesellschaftlichen Unterhaltung heben.

Die Menschen, besonders die Männer, denen man auf den heutigen Dinern begegnet, tragen alle eine Maske. Jeder bemüht sich, soviel wie möglich, seine Persönlichkeit zu verbergen und man wundert sich, was man für oberflächliche und fade Tischnachbarn hat. Ohne die gesellschaftliche Maske aber kann man mit vielen Männern eine interessante — oft sogar geistvolle — Unterhaltung führen. Doch auf die Dauer fallen sie fast alle uns jungen Mädchen gegenüber in die gleichen Banalitäten zurück.

Der Durchschnittsmensch von heute, besonders der Großstadtmensch, ist, um ehrlich zu sein, von einer unverantwortlichen Oberflächlichkeit. Es besteht kaum eine Beziehung von ihm, von seinem kleinen Alltag zum Weltgeschehen und zum Göttlichen. Auch das rechte Verhältnis zur Natur fehlt ihm. Wie weit sind wir vom wahren Sinn des Lebens entfernt.



nen guten Filme zu gehen! Auch gibt es oft Vorträge über Literatur, Kunst, Geschichte und alle möglichen interessanten Dinge: jeder würde da etwas finden, was ihm besondere Freude macht. Die Menschen geben als Grund ihrer Interessenlosigkeit solchen Dingen gegenüber an, den ganzen Tag über soviel Sorgen und Anstrengung zu haben, und sich am Abend ein wenig „ablenken“ zu wollen. Gewiß ist es hübsch, mal in netter Gesellschaft zu tanzen und zu lachen, aber dadurch, daß niemand etwas anderes tut, ist diese Art Geselligkeit schablonenhaft und da-





— *Der Blume die Blume . . .*

Willy Heier

— *Danke! Auch dieser Schreihals da hat als Blume begonnen . . .*

# MARGINALIEN

Was gilt der Lyriker bei den Mädchen von heute?

Die nachstehende Umfrage über die Geltung des Lyrikers bei den heutigen jungen Mädchen bezweckte die Ueberprüfung der traditionellen Ansicht, daß zwischen der weiblichen Jugend und der Person eines lyrischen Dichters gewisse seelische Beziehungen tieferer Art beständen, auch dort, wo keinerlei Intellektualismus die Wür-



digung des Dichters zu einer Angelegenheit der Selbstachtung macht. Die zu diesem Zweck gestellten Fragen lauteten:

1. Gelten Lyriker als hundertprozentige Vollmänner, und wenn nicht, warum?
2. Liebt man einen Lyriker leichter und schneller als einen Kaufmann, Ingenieur, Boxer, Piloten?
3. Nimmt man einen Lyriker ernst, und wenn ja, was erwartet man von ihm Besonderes?
4. Können lyrische Gedichte Geschenke ersetzen?
5. Können sie verführen?
6. Wie stellen Sie sich einen Lyriker äußerlich vor?

Als Resultat ergab sich, daß die Verklärung des Dichters, seine Geltung als Sänger und Seher, der Vergangenheit angehört, und daß seine Tätigkeit im allgemeinen schlechthin weniger als Berufung, denn als Beruf von geringen Einkunftsmöglichkeiten aufgefaßt wird. Was neben diesem Gesichtspunkt noch in Betracht gezogen wurde, war vor allem seine Eignung zum Partner.

Schwierigkeiten ergaben sich nur insoweit, als der Befragung gelegentlich erst eine eingehende Erklärung des in Rede stehenden Objekts vorausgehen mußte. Die Antworten werden im Wortlaut wiedergegeben.

*Notarstochter, 17 Jahre, in Villa Neu-Westend (Berlin):*

Ob Lyriker vollwertige, hundertprozentige Männer sind? ... Da kann man doch nicht verallgemeinern. Ich weiß schon, woran Sie denken: Sicher verdienen sie nicht immer genug Geld, aber nur deshalb einen andern Mann vorziehen, das wäre doch kein Grund. (Sie schüttelt empört den blonden Kopf.) Geld spielt doch bei Liebe gar keine, aber gar keine Rolle. Natürlich, auch hungern oder Not leiden, wenn man wirklich verliebt ist, warum nicht? Das würde ich ohne weiteres tun, wenn es darauf ankäme, ja, auch meine Freundinnen, sicher die ganze Klasse. Ob ein Dichter ebenso wertvoll für die Ge-

sellschaft ist wie ein Ingenieur oder ein Chemiker? ... Ja, das glaube ich schon. Technik und solche Dinge liegen mir ja persönlich nicht, nein, ich bin auch kein Sportgirl, aber Gedichte lese ich sehr gern, wirklich! Welche Gedichte mir bis jetzt besonders gefallen haben? ... Das kann ich Ihnen so plötzlich nicht sagen. Wann ich zuletzt Gedichte gelesen habe? ... An den Tag erinnere ich mich nicht so genau, vielleicht zu Weihnachten. Wann ich zuletzt getanzt habe? ... Letzten Donnerstag; ja, ich tanze schon ganz gern. Ob ich mich erinnere, welche Tänzer mir besonders gefallen haben? ... Nee ... eheh ... öh öh ... immer derselbe. Aber sich durch Geld in der Liebe beeinflussen zu

KURHOTEL

**MONTE VERITA BEI ASCONA**  
**SCHWEIZ**

REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,  
TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE



lassen, das finde ich gemein. Würden Sie sich beeinflussen lassen, wenn Sie zwei Frauen liebten, nein, ich will sagen, wenn zwei Frauen Sie liebten, eine reiche und eine arme? ... Also sehen Sie! Aber persönlich (sehr bestimmt) liegen mir Lyriker nicht, nee, ich kenne zwar keine, aber Biographien habe ich gelesen, die haben alle etwas Außergewöhnliches in ihrem Leben, nicht grade Wahnsinn, aber sehen Sie, ich bin für das Normale, für das Gesunde, ja eben für das Normale, ich könnte mich mit solchen Menschen nicht befreunden, nicht vertraut werden. Ich kenne auch Menschen, die ungeheuer klug sind und so, aber das ist mir fremd. Männer, die flatterhaft in der Liebe sind, die verstehe ich nicht. Doch, ich verstehe sie schon, aber sie bleiben mir fremd. Ja, wenn ich verliebt wäre und den Mann aus irgendeinem Grund nicht heiraten könnte, ich würde deshalb gern mit ihm leben. Aber bei mir kommt das nicht in Frage. Ich würde es furchtbar nett finden, wenn er mir statt Seidenstrümpfe ein Gedicht schenken würde. Ja, auch wenn ich sie nötig hätte. Wenn man sich wirklich liebt, gibt es keine Reibereien. Ich werde den Doktor in Jura studieren, und dann möchte ich ein Wohlfahrtspflegerinnen-Examen machen und Gefängniswesen studieren oder so etwas. Wissen Sie, was Zugscharen sind? Jetzt fällt mir ein, daß ich vorige Woche Heine gelesen habe, so durchgeblättert. Kennen Sie Timmermanns? ... Dort lieben die Männer auch mehrere Mädchen, aber das ist ursprünglich, das ist so gesund, während bei Werfel, ... das ist einfach unappetitlich.

—  
*S. L., zahnärztliche Assistentin, 22 Jahre alt (Wien):*

Nein, ein hundertprozentiger Mann ist ein lyrischer Dichter nicht. Warum? ... Weil ... weil ... ja, wie soll ich Ihnen das ausdrücken? — Er kann seine Gedanken nicht auf eine Frau konzentrieren. Sein Gedicht ist ihm viel wichtiger. Und außerdem: er ist ein Lügner. Sie verstehen: die Phantasie und so.

Er kann lieb sein, er kann reizend sein, man kann ihn ziemlich leicht und schnell lieben. Warum? Weil man glaubt, daß es vielleicht eine Ehre ist, ihn zu lieben. Weil er vielleicht von vielen anderen Frauen ge-

liebt wird. Aber das wäre auch bei einem Boxer oder einem Piloten so. Ein Kaufmann wieder, oder ein Ingenieur, ist ein ernster Mann. Ich könnte nur einen ernsten Mann lieben, der seine ganzen Gedanken auf eine Frau konzentrieren kann. Dichter sind keine richtigen Männer. Sie betrügen die Frauen, in jeder Hinsicht.

Ja aber, wenn man einen Dichter doch liebt ... dann bleibt einem nichts andres übrig, als ihn ernst zu nehmen. Und dann, glaube ich, würde mich ein Gedicht, das er auf mich gemacht hat, doch mehr freuen als ein Geschenk. Ja, es könnte ein Geschenk ersetzen. Im allgemeinen möchte ich sagen, daß Gedichte eine Frau wohl verführen können. Aber bitte sehr: es muß ja nicht der Dichter selbst sein, der davon den Vorteil hat. Ein Gedicht kann vielleicht doch eine Frau bestimmen, sich von einem anderen verführen zu lassen, von einem, von dem sie sich gerne verführen lassen möchte. Sie verstehen mich.

Ich habe noch keinen Lyriker gesehen. Ich stelle ihn mir schön vor, furchtbar schön ... groß ... schwarz, ganz schwarz, eventuell mit Koteletts, mit ausgestopften Schultern ... und überhaupt sehr elegant. Er darf keine Späße machen. Er müßte ernst sein. Aber ein Dichter ist ja nie ernst.

—  
*Zwei Warenhaus-Verkäuferinnen, 18 Jahre (Berlin):*

A.: Ich mache mir nichts aus Gedichten, da lese ich lieber Bücher, Romane und so.

B.: Seit man aus der Schule weg ist, hat man doch so wenig Zeit. Höchstens von Kerr etwas im Tageblatt. Nur keine grünen Liebesgedichte, um Gottes willen! —

A.: Doch sicher sind Dichter ein bissl anders als ein Kaufmann. Nicht auf Geld eingestellt, ich stelle mir vor, daß sie zurückhaltend sind, wenig sprechen, immer beobachten und im Gebirge leben oder wo und Studien betreiben.

B.: Moderne Dichter — also nicht die alten, die hinter Büchern hocken — führen sicher dasselbe Leben, wie z. B. ein Ingenieur. Sicher tanzen sie gern und betreiben Sport. Ich denke, der Schriftsteller sucht im Leben den Typ zu verkörpern, den er im Roman beschreibt. —

A.: Ach doch ja, sicher würde er mir besser gefallen als ein Kaufmann. Jedenfalls würde ich die Bekanntschaft mit einem



Dichter vorziehen. Ja sehen Sie, bei Sportlern, da begeistert mich die Leistung, aber menschlich wäre mir der Schriftsteller lieber.

B.: Nurmi oder einen Dichter? . . . natürlich Nurmi. —

A.: Warum sollten Dichter im Leben nicht ernst zu nehmen sein? Gute Dichter sind sicher nicht flutterhaft. In der Liebe, denke ich, haben sie ein bestimmtes Ideal. Ich würde ihn gern heiraten.

B.: Ich denke schon, daß sie ernst zu nehmen sind, man muß sie nur vorsichtiger anfassen. Nein, das glaube ich nicht, daß sie mehr Erfolg bei Frauen haben als andere. Ich persönlich würde einen Sportler vorziehen. —

A.: Was mir lieber wäre: ein Paar Seidenstrümpfe oder ein mir gewidmetes Gedicht? Ich würde doch von keinem Mann Seidenstrümpfe annehmen! Was sagen Sie? . . . ein Paar Handschuhe oder Bonbons anstatt der Strümpfe? . . . nein, dann lieber ein Gedicht. Warum ich dann nie Gedichte lese? . . . ja . . . ehe . . . nee, was soll ich da antworten?

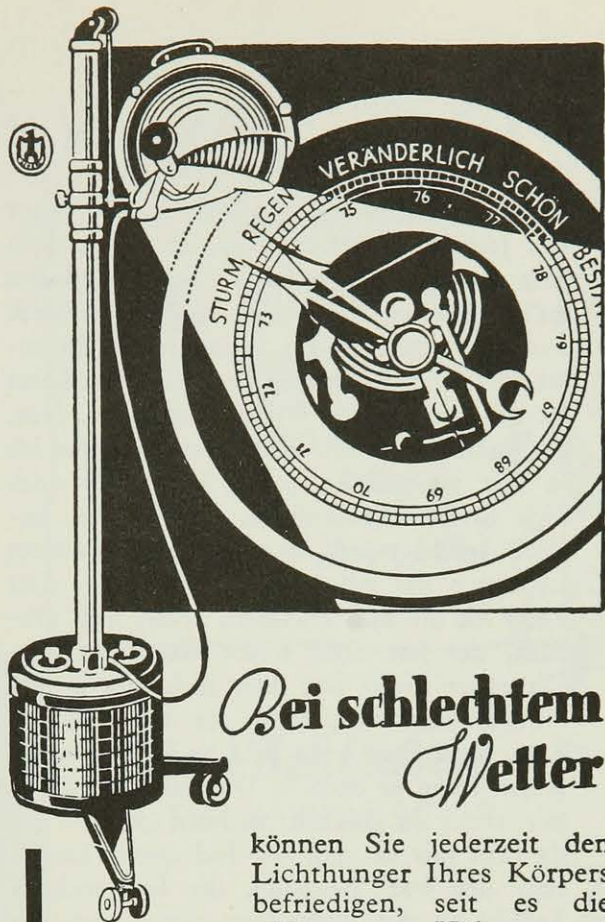
B.: Strümpfe oder Bonbons. —

A.: Hans Dominik „Die Macht der Drei“ hat mir recht gut gefallen.

B.: Kennen Sie Hinzemann „Im Kampf zwischen gestern und morgen“?

R. K., Sekretärin eines Petroleum-industriellen, 24 Jahre (Wien):

Hundertprozentiger Mann? Kann er ohne weiteres sein. Aber leichter lieben als einen Kaufmann oder Ingenieur — ausgeschlossen! Auf raffinierte Frauen wird er langweilig wirken. Eine Frau, die im Leben etwas mitgemacht hat, ist bestimmt nicht auf ihn eingestellt. Ein Kaufmann, ein Ingenieur bespricht die Angelegenheit sachlich. Er sagt: „Ich biete Ihnen so und soviel . . . Ein Dichter wird eventuell sagen: „Machen Sie mich glücklich . . .“ Auf solche Sachen gibt man doch heute nichts. Ein Boxer — ja, das ist was anderes. Da ist Kraft. Lyriker sind sicher nur etwas für das Alter von 15 bis 18 Jahren. Und das mit den Geschenken? Das ist . . . das ist doch wirklich eine naive Frage! Das ist ja herrlich! . . . Mich wird ein Gedicht nie verführen. Und wie ich mir ihn vorstelle? Also: vor allem langweilig, verhungert, ungepflegt, mit langen



## Bei schlechtem Wetter

können Sie jederzeit den Lichthunger Ihres Körpers befriedigen, seit es die „Künstliche Höhensonne“

— Original Hanau — gibt. Schon wenige Bestrahlungen bewahren Sie und Ihre Familie vor Winterkrankheiten und ihren Folgen. Ein Versuch wird Sie von der erstaunlich belebenden Wirkung der intensiven ultravioletten Heilstrahlen überzeugen. Die Bestrahlungen dauern **nur wenige Minuten**. Sie spüren bald größere Vitalität, gesteigertes Wohlbefinden, neue Spannkraft und Frische sowie besseren Schlaf. Sie erhalten ein blühendes Aussehen, Ihre Kinder leben auf, Ihr Gatte fühlt sich frischer und lebensfreudiger. Besonders segensreich sind Bestrahlungen für werdende Mütter.

- Leicht transportable Höhensonne (Tischmodell — Stromverbrauch nur 0,4 KW) schon für **RM 136.60** für Gleichstrom und **RM 262.50** für Wechselstrom erhältlich. Teilzahlung gestattet. Jetzt minus **10% Preisabbau** (nur innerhalb Deutschlands).

Es ist ein Gebot der Vernunft, gerade in der jetzigen so ungemein schwierigen Zeit zuerst an die Gesundheit zu denken. Gesundheit für sich und die ganze Familie sollte allen anderen Ausgaben vorangestellt werden.

Bitte verlangen Sie ausführlichen Prospekt von der **Quarzlampen-Gesellschaft m.b.H. Hanau a. M., Postfach Nr. 187**

(Zweigstelle Berlin NW 6, Luisenplatz 8, Telefon D 1, Norden 4997). Zweigfabrik Linz a. D., Zweigniederlassung Wien III., Kundmanngasse 12. Unverbindliche Vorführung in allen medizinischen Fachgeschäften und durch die AEG in allen ihren Niederlassungen.



Haaren. Und den ganzen Abend zitiert er Ihnen ununterbrochen Gedichte.

*Ecke Kurfürstendamm und Joachimsthaler Straße (20 Jahre alt):*

En Lyriker? ... was is det? Ach, eener der Jedichte schreibt. Nee, da ha'ick noch nich drüber nachgedacht. Doch, Jedichte ha'ick jlesen, da waren welche wirklich nette drunter, andre janz doof, Ehrenwort! Wer sie jeschrieben hat, det kann ick dir beim besten Willen nich sagen. Nee, persönlich kenn ick ooch keenen. Wie ick 'n mir vorstelle? ... nee, da ha'ick noch nich drüber nachgedacht. Doch, een andred Jefühl würd' ick schon ham so eenem jejenüber, als mit nem Bankdirektor. Det kann ick dir nich erklären. Nee, nich erotisch, det hat doch nischt damit zu tun. Ob eener Pinke hat oder nich, det is mir erotisch janz ejal, wenn ick eenen Mann liebe, braucht er keen Jeld zu ham, meinetwegen kann er ooch 'n Dichter sein. Wenn mir een'r 'n Jedicht widmen würde? ... da fällt mir in, daß ick doch eenen kenne, aber det war 'ne Frau, die hat ooch 'n Jedicht an mir jeschrieben, det is sojar erschienen. Nee, ha'ick nich bei mir. Ob mir ein Paar Seidenstrümpfe lieba sind, als 'n Jedicht? ... da ha'ick noch nich drüber nachjehrübelt. Is ooch schnuppe, wenn ick nen Mann richtig liebe. Die Musike is hier zum Kotzen, nich? Du hör' mal, 'n Jedicht is doch scheener, als Strümpfe, nich? ... det is wie ne Blume, wenn man det bekommt ... schreib' lieba Jedicht! Wenn ick nur meine paar Mark am Tach vadiene!

## Telegraf der Liebe.

### Wie verständigt man sich?

Der Jugend sei dies Buch geweiht —  
Es soll dienen, um der Liebe einen Weg  
zu bahnen, zum Glück oder Unglück, wie  
es das Schicksal eben will. — Denn das  
Leben ist nur kurz, und ewig ist der Tod.

*Folgen Sie mir nach —*

*Taschentuch ans rechte Ohr halten.*

*Ich komme nach —*

*T. ans linke Auge halten.*

*Ich warte draußen auf Sie —*

*T. ans linke Ohr halten.*

*Ich möchte Sie begleiten —*

*T. ans rechte Auge halten.*

*Treffpunkt an der Garderobe —*

*T. an den Mund halten.*

*Vorsicht, ich bin verheiratet —*

*T. um den Ringfinger legen.*

*Vorsicht, mein Freund ist hier —*

*T. um den rechten Mittelfinger schlingen.*

*Ich lade Sie heute ein —*

*T. in der rechten Hand ballen.*

*Ich warte mit dem Auto —*

*T. um den linken Mittelfinger schlingen.*

*Morgen um dieselbe Zeit hier —*

*Linken Daumen zeigen.*

*Ich habe heute keine Zeit —*

*Linke Hand waagrecht halten.*

*In zehn Minuten —*

*Alle Finger der Linken hochstrecken.*

*Ich habe kein Geld —*

*Linke Hand ballen.*

*Ich habe Geld —*

*Rechte Hand ballen.*

*Setzen Sie sich zu mir —*

*T. in der Rechten ballen.*

*Ich komme mit —*

*Alle Finger der Rechten hochstrecken.*

*Ich muß nach Hause —*

*Linken Daumen zeigen.*

*Ich bin schon vergeben —*

*Rechten Daumen zeigen.*

*Wir beide allein —*

*Zwei Finger der Linken zeigen.*

*Ich telefoniere Sie an —*

*Hand vor den Mund halten.*

*Wir wollen tanzen —*

*Zwei Finger der Rechten zeigen.*

*Ich tanze nicht —*

*Kleinen Finger der Linken zeigen.*

*Ich liebe Sie —*

*Rechte Hand aufs Herz legen.*

*Ich bin dir treu —*

*Linke Hand aufs Herz legen.*

*Gehen Sie nicht mit einem andern —*

*Mit der Linken übers Haar streichen.*

*Ich lasse mich nicht verführen —*

*T. unters Kinn halten.*

*Warten Sie auf mich —*

*Kleinen Finger der Rechten zeigen.*

*Wir wollen uns amüsieren —*

*Mit der Linken an die Krawatte fassen.*

*Ein andermal —*

*Mit der Linken um den Hals streichen.*

*Sie gefallen mir —*

*Mit der Rechten um den Hals streichen.*

*Ich kann nicht länger warten —*

*Mit der Rechten übers Haar streichen.*

*Bei Zustimmung wird mit derselben*

*Bewegung erwidert!*

*(Kommissionsverlag Hans Abraham, Berlin)*



# KULINARIA

## Peltzer

Telefon: A2 Flora 1017, 1705

## LION

18 UHLANDSTRASSE 18

BAR  
RESTAURANT

Abendessen ab 7.30 Uhr

## CASCADE

W, RANKESTRASSE 30  
„Das Abendrestaurant“  
Die Küche für den Gourmet

Sonnabend und  
Sonntag Tanztee

Telefon, Bavaria B4 0145 u. 1945

## Max Schlichter

LUTHERSTRASSE 33

Hier  
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der  
Gemütlichkeit, der

## Maenz

AUGSBURGER STR. 36  
ißt die Künstlerschaft und  
der Feinschmecker Berlins

## RIO-RITA

TAUENTZIENSTR. 12

DIE TANZ-BAR

4 $\frac{1}{2}$  Uhr Tanztee  
Abd. Beg. 9 Uhr

## FEMINA

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester  
Berlins  
Originellste Unterhaltung  
430 Uhr Tanz-Tee  
Tischtelefone · Saalrohrpost

## \* Suhr \* Tee \*

DACHGARTEN  
BERLIN AM  
ZOO

FRITZ UNGER

Hardenbergstr. 29 a-e

Gedeck M 1.45



## Ratschläge an junge Mädchen (1900)

Junge Mädchen haben darauf zu achten, daß sie im Gespräch mit Herren diese nie berühren, was bei lebhafter Unterhaltung ja oft unwillkürlich geschieht. Allzuviel Gesten sind überhaupt zu meiden. Eine fernere strenge Regel ist, einzelner Körperteile, sowie mancher intimer — das deutsche Wort erschöpft hier nicht ganz den Sinn — Bekleidungsstücke nie Erwähnung zu tun. So feindlich wir jeder lächerlichen Prüderie gegenüberstehen, verletzt es doch, in Gegenwart von Männern von Mädchenlippen Worte wie etwa „Knie“, „Beine“, „Hemde“, „Strumpfband“ und ähnliche fallen zu hören. Diese Ausdrücke sind an sich ja ebensowenig unanständig wie das, was sie bezeichnen; die Vorstellungen aber, die sich daran knüpfen, können so vieldeutig sein, daß schon eine Andeutung derselben zartfühlenden und sittenstrengen jungen Mädchen die Schamröte ins Gesicht treiben muß. ... gilt als Anstandsregel für junge Damen, nie davon zu sprechen, was „unter dem Tisch“, wobei man natürlich die sitzende Stellung im Auge hat. Doch scheint uns diese Regel wenig erschöpfend und auch nicht zutreffend. Denn weshalb sollte man z. B. nicht vom Fuß oder der Fußbekleidung sprechen dürfen? Anstößig ist das doch keineswegs, und es gibt sogar Menschen, denen derartige Gespräche besonders interessant sein werden. Wir brauchen da nur der, bei vielen bis zur Schwärmerei gesteigerten Vorliebe für kleine Füße oder der galanten Sitte vornehmer Polen, die Gesundheit der von ihnen verehrten Dame aus deren Schuh zu trinken, gedenken.

Aber auch nicht von allem, was „über dem Tisch“, wird ein junges Mädchen in Gegenwart von Herren sprechen und z. B. nie das Wort „Busen“ im Zusammenhang mit ihrer eigenen oder anderen weiblichen Personen erwähnen.

\*

Es macht einen sehr unschönen Eindruck, wenn Rundtänze, namentlich der wirbelnde Galopp, allzu wild und rasend getanzt werden, und auch hier heißt es, edles Maß halten. Gerade die Damen sollten sich hier stets einer gewissen Zurückhaltung befleißigen, da das Tanzen an sich schon eine Vertraulichkeit der Annäherung einschließt, welche sie sonst

keinem Herrn gestatten würden. Diese hingegen dürfen solche, von der Sitte nun einmal erlaubte Freiheit in keiner Weise mißbrauchen; sie haben die Dame nur lose zu umfassen, nie aber den Arm fest um die Taille zu legen. Bei Hofe und fürstlichen Damen gegenüber ist dies Umfassen überhaupt nur anzudeuten und die Damen gar nicht zu berühren . . .

(B von York: *Lebenskunst. Die Sitten der guten Gesellschaft auf sittlich-ästhetischer Grundlage.*)

### Worte von vorgestern.

Heiratsfähig.  
Herzblättchen.  
Geh üben! . . .  
Die Atlasschuhe.  
Knix.  
Ein Offizier.  
Häkelarbeit.  
Tristan.  
Die Musikmappe.  
Postillon d'amour.  
Halbwelt.  
Zu alt.  
Durchs Schlüsselloch gesehen.  
Streicht sich an . . .  
Heimlich.  
Rosabriefchen.  
Hand anhalten.  
Blume gepreßt . . .  
Romantisch.  
Heiratsausstattung.

### Worte von gestern.

Bubenkopf  
Kameradschaftsehe  
Ich bin von Kopf bis Fuß . . .  
Kniefrei  
Gehemmt . . .  
Girl  
Demi-vierge  
Sex Appeal

### Authentische Aussprüche 1932.

„Er versteht es so gut, mich nicht zu küssen.“

„Die Intimität und ihre progressiven Schamlosigkeiten . . .“

„Du sagst mir so liebe Sachen, — warum bist du nicht der andere!“





Willinger

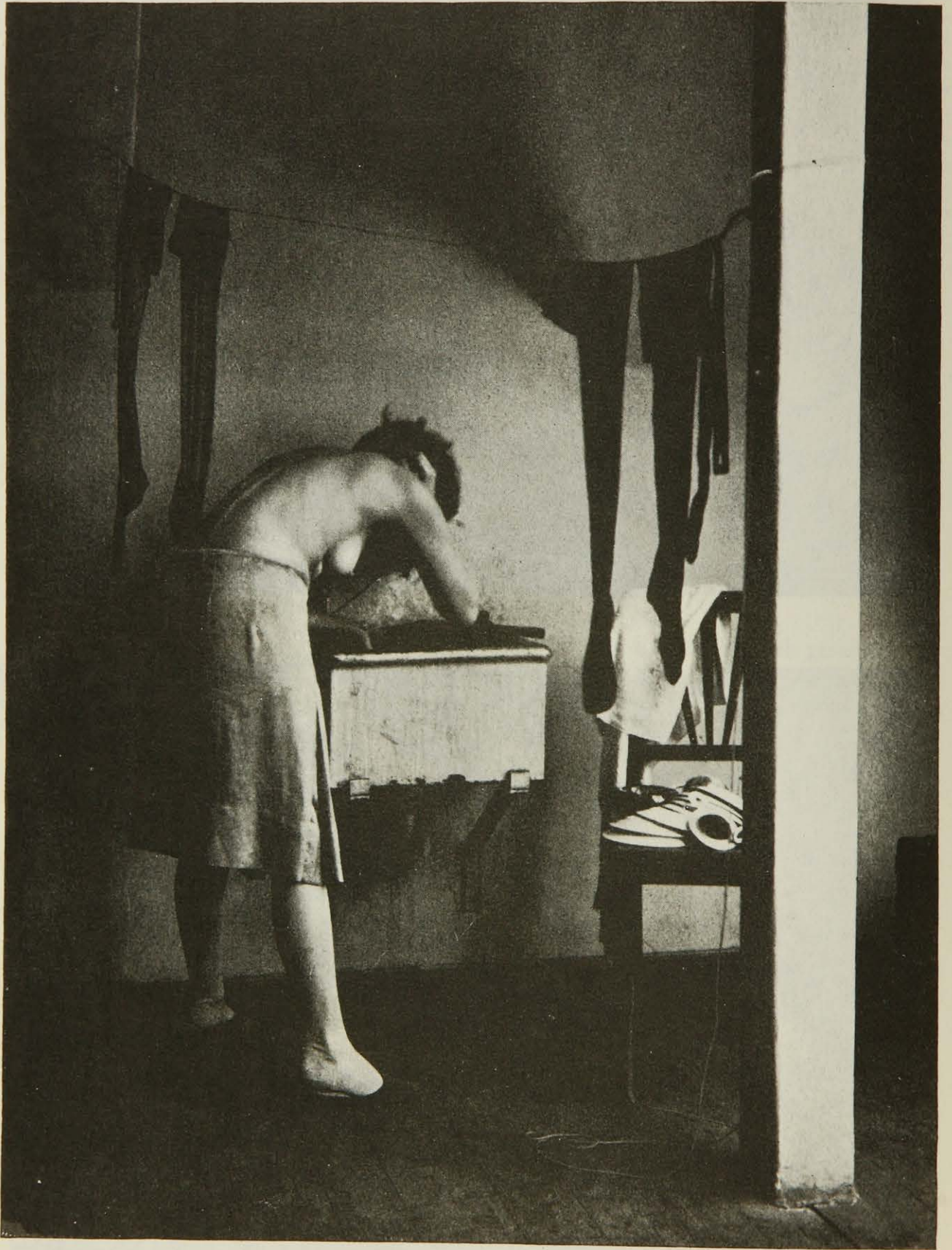
Der Bergner-Typ



Robertson

Tänzerin





Waschung

Photo Hajek-Halke





Kanarische Mädchen





International Graphic Press  
Der letzte Schrei: Schmuck, auf den Hals gemalt (Amerikanerin)



Die schwimmende Jugendherberge „Sachsen“

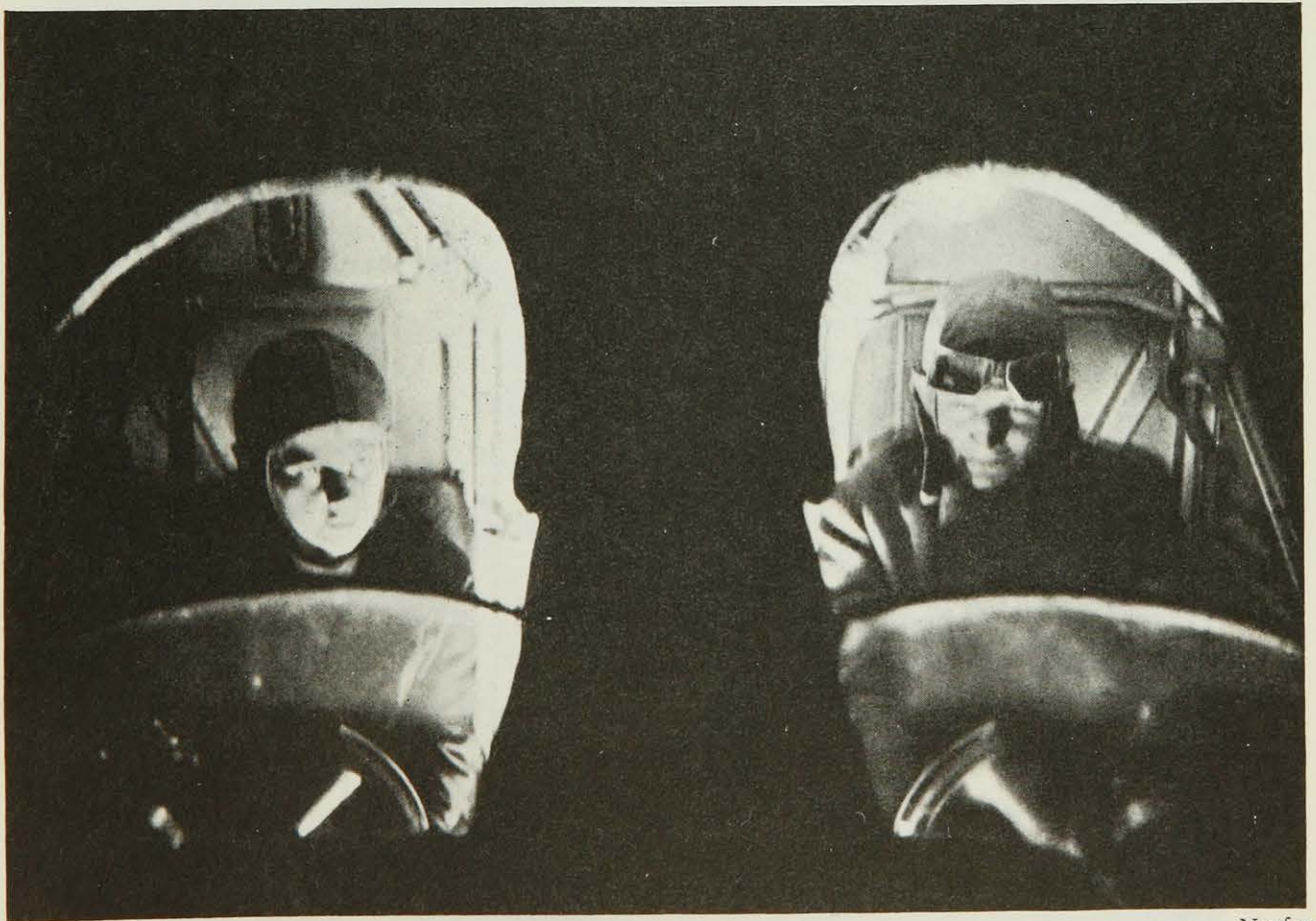
Neofot





Berufsspielerinnen in London

Weltbilderdienst



Fliegerin und Flieger bei Nacht

Neofot





Max Kaus, Mädchen (Oel)



Vera Rocklin, Akt (Oel)



# Das junge Mädchen in der deutschen Prosa

## Die junge Schloßherrin.

Lange, dunkle Locken fielen zu beiden Seiten bis auf die Schultern und den blendendweißen Busen herab. Die schönste Reihe von Zähnen sah man manchmal zwischen den vollen roten Lippen hervorschimmern. . . . Ein langes grünes Reitkleid, von einem goldenen Gürtel zusammengehalten, schmiegte sich an ihre vollen Glieder, ein blendendweißer Spitzenkragen umschloß das schöne Köpfchen, von dem hohe Federn in die Morgenluft nickten.

Joseph von Eichendorff: Ahnung und Gegenwart

## Die schöne Fremde von Rang.

Es war eine Gestalt von seltsamem Reiz und Adel, die leichte sommerliche Kleidung zeichnete die schönen Umrisse deutlich gegen den Hintergrund ab, der Kopf, ein wenig zurückgeworfen, bewegte sich kaum auf dem schlanken, freien Halse, und der Hut ließ die Formen desselben um so klarer erkennen, da sie die weichen, aschblonden Haare einfach gescheitelt trug, in ein paar Locken auf die Schultern herabfallend. Das Gesicht war in der Tat auf den ersten Blick auffallend: ruhige, stahlgraue Augen, die ihren Glanz hinter den leicht zugedrückten Wimpern versteckten, der Mund nicht gerade blühend, aber von der schönsten, kräftigsten Form, Kinn und Hals eines antiken Bildwerks nicht unwürdig.

Paul Heyse: Im Paradiese

## Die Dame vom Strand.

Das einfache hellgraue Wollkleid war bis an den feinen Hals zugeknöpft und ließ zwischen den zurückgeschlagenen Patten der modischen, blauen Jacke, in deren Taschen sie die unbehandschuhten Hände steckte, eine anmutige Büste ahnen. Das dunkle Haar trug sie in einem Lockenknoten im Nacken geschürzt. Ihr Gesicht zeigte im Profil eine gerade Nase mit einem gelegentlichen anmutigen Spiel der feinen geränderten Flügel, wie sich denn auch die dunklen Brauen bald hoben, bald senkten. Über die Farbe der Augen konnte Ulrich nicht in das reine kommen: sie konnten blau sein oder auch grau. Jedenfalls waren sie ungewöhnlich groß und hatten, bei aller Weichheit, einen seltsam freien, zugleich reinen und festen Blick, der Respekt von den anderen weniger zu fordern als vorauszusetzen schien.

Friedrich Spielhagen: Stumme des Himmels

## Eine junge Dame.

Es war ein schönes, kindliches und zugleich frauenhaftes Antlitz. Beständig zuckten die Lippen. Beständig liefen ein paar störrische Haare von den Schläfen herein. Die Augenbrauen waren hohe, dünne, schwarze Halbkreise. Sie hielt den Kopf ein wenig gegen die linke Schulter geneigt und lächelte.

Jakob Wassermann: Die Geschichte der jungen Renate Fuchs

## Proletarierin von 1900.

Das lang aufgeschlossene Mädchen von siebzehn Jahren, mager, frech, lymphatisch und voll zerlumpter Ausprüche, feixte gierig nach ihrem Vater hinauf. — Die rosigen Müttern ihrer aufgeworfenen Nase und die gressroten, engen Lippen bildeten feste Flecke in dem Käseweiß ihres Gesichtes. Und das Haar, von der Farbe des väterlichen Bartes, zottelte ihr locker, wie brennender Berg, um den Kopf.

Heinrich Mann: Im Schlaraffenland

## Eine Mätresse.

. . . als der blaue, tief marineblaue Rock einer vorbeisichreitenden Dame ihre Aufmerksamkeit erregte. Sie bemerkte ein locker um die Hüfte schwankendes Jackett, aus dessen handteller-großen Metallknöpfen Tierköpfe erhaben vorsprangen, benähte Löwen, krähende Hähne. Ein dünner, roter, gesprenkelter Schleier schloß hinten seinen Knoten über dem hochgestriegelten blonden Haar. Kleiner Hut und sehr gleichmäßig umwallter Gang: Gaby.

Alfred Döblin: Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine



## Proletarierin von 1892.

Oh, sie war wirklich schön, so rührend schön, die kleine, sechzehnjährige Jenny Hoff. Sie war zwar nur die Tochter eines Kohlenschippers, „angestellten Beamten“ der städtischen Gasanstalt, des Lebensschicksals Würfel hatte sie frühzeitig verdammt, an der großen „Trommel“ Tag ein Tag aus bunt gefärbte Fäden nach den vorgeschriebenen Ziffern der gemalten Muster nebeneinander zu spannen; sie trug zwar ein billiges Kattunkleid, eine grobe Schürze und noch gröbere Schuhe, aber das änderte daran nichts: sie war wirklich schön; das konnte ihr doch nicht die schlanke Gestalt, die feste Büste, die feine, nette Taille nehmen — nicht einmal die kleinen Hände, die reinen Kinderhände, um die sie, trotz der augenblicklich rauhen und nicht ganz weißen Haut, so manche Dame besserer Stände beneidet hätte. Und wenn sie auch wie die anderen zu Mittag dünnen Kaffee trank und dünne Butterstullen aß, so blieb sie doch ein schönes Kind — eine herrliche Knospe in der Blütezeit des Lebens!

Max Kretzer: Die Betrogenen (Berliner Sittenroman)

## Die Hirtin.

Er sah ein kindlich unschuldsvolles Mädchengesicht, dessen verwirrender Liebreiz mit einer ganz leisen, schmerzlichen Herbheit verbunden war. Die etwas starke Röte der Wangen ruhte auf einer weißen, nicht braunen Haut, aus der die feuchte Röte der Lippen mit der Glut des Granatapfels leuchtete. Jeder Zug in der Musik dieses kindlichen Hauptes war zugleich Süße und Bitterkeit, Schwermut und Heiterkeit. In seinem Blick lag schüchternes Zurückweichen und zugleich ein zärtliches Fordern: beides nicht mit der Heftigkeit tierischer Regungen, sondern unbewußt blumenhaft. Schienen die Augen das Rätsel und das Märchen der Blume in sich zu schließen, so glich die ganze Erscheinung des Mädchens vielmehr einer schönen, unreifen Frucht. Dieses Haupt, wie Francesco mit Verwunderung bei sich feststellte, gehörte noch ganz einem Kinde an, soweit sich darin die Seele ausdrückte, nur eine gewisse traubenhafte schwellende Fülle deutete auf die überschrittene Grenze des kindlichen Alters und auf die erreichte Bestimmung des Weibes hin. Das teils erdfarbene, teils von lichterem Strahlen durchzogene Haar war in schwerer Krone um Schläfe und Stirne gewunden.

Gerhart Hauptmann: Der Ketzler von Soana

## Die Hausgehilfin.

Siebzehn Jahre, schien sie klein, fest und hatte zu mittleren Formen den vollen Busen der Frau, auf den sie stolz war, den sie herausstrich und mit Brosche und Blumen garnierte. Haar, das aufgelöst mit blonder Welle in das Knie hing, wusch sie mit Branntwein und Kamillen. Der dünne Sopran sang Volks- und Kirchenlieder; warm wie ein Öfchen war die Person. Kleider von glattem Tuch standen ihr zum Entzücken, beim Schaffen schien die Schürze darüber wie angegossen. Stand sie hoch und auf Leitern, sah man Saum der Wäsche weiß, und aus Wolle schwarze Strümpfe. In der Bewegung spielten Glieder rund und in Rhythmus.

Carl Sternheim: Meta (Chronik von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn)

## Die junge Marchesa.

I. In das Jungensgesicht mit der leicht gebogenen Nase schienen die großen Frauenaugen, die Wimpern, der rote Mund geradezu hineingemalt, das fiel mir vor allem anderen und schon von weitem auf. — — Die tollen Augenbrauen machten einen Sprung und der Mund wölbte sich mürrisch, plötzlich war er doppelt so rot, und ich fand ihn entzückend, ja, ganz entzückend fand ich ihn, diesen mürrisch dargebotenen roten, großen Mund auf der bleichen Tiefe des Gesichtes, in den die Flut des Blutes aus der Tiefe des Körpers getreten war, während die Brauen sich gleich Sturmvögeln aufgeschwungen hatten . . .

II. . . Und deutlicher als je im Licht sah ich sie vor mir: den reichen Mund, der mürrisch war vor lauter Ernst, und in den alles Blut aus dem Gesicht geströmt zu sein schien, die sich kühn in die Stirne emporschwingenden Brauen, das von Schläfe zu Schläfe gespannte Licht unter den unruhigen schwarzen Haaren, alles das, was mehr war, als nur Mund, Augenbrauen, Stirne — ein gewittriges, aus gelb beleuchtetem Laube, mit zahllosen Früchten herzbekendes Land, in dessen brauendem Himmel große, dunkle Vögel auf ihren Flügeln ruhen . . .

René Schickele: Maria Capponi



## Die Dollarprinzessin von 1912.

Sie war schlank, geschmeidig und dabei doch weiblich. Ihr reiches Haar war von jenem seltenen zarten Goldblond, das die Damen, die es nicht besitzen, stets für gefärbt erklären. Sie hatte auffallend lange Wimpern, in denen Spuren von Puder haften geblieben waren. Ihre Augen waren dunkelblau und klar, erschienen aber infolge der langen Wimpern leicht verschleiert. Ihr Profil, ihre Stirn, das Ohr, der Nacken, alles war edel, raffig und wahrhaft schön. Aber auf ihrer rechten Wange zeigten sich schon Spuren jener entsetzlichen Krankheit, die ihren Vater verunstaltet hatte. Von ihrem Kinn aus zogen hellbraune, von Puder fast zugedeckte Linien, wie Fasern eines Blattes, bis zur Höhe des Mundwinkels, einem blassen Muttermal ähnlich.

Bernhard Kellermann: Der Tunnel

## Des Hauses Sonnenschein.

Jetzt lag das junge Mädchen in einem altmodischen, aber bequemen Lehnstuhl. Statt des schwarzeidenen Reisekleides flossen die weichen Falten eines hellen Musselins um die Gestalt, an der augenscheinlich die Thüringer Luft ihre gerühmte Kraft und Stärke umsonst versucht hatte. Man konnte nichts Barteres sehen, als diese feinen Glieder, die, eben in sich zusammen-sinkend, schmal und klein zwischen den Polstern ruhten, scheinbar ohne dieselben zu drücken. Sah es doch fast aus, als ob selbst die dunklen Flechten am Hinterkopf zu schwer seien für den schlanken Hals; denn das Haupt bog sich stets leicht hintenüber, als zöge es die Wucht der allerdings unglaublichen Haarfülle zurück. In solchen Augenblicken der Ruhe und Hingebung ahnte wohl niemand, daß diese weichen Glieder urplötzlich wie mittels Federkraft Bewegung voller Energie annehmen konnten, während jene sanfte Neigung des Kopfe zum Ausdruck jugendlichen Übermutes und Eigenwillens wurde. Ebenso wenig ließ sich hinter der leicht-gewölbten Kinderstirne, die wie ein weißes Blumenblatt unter den zurückfließenden Haarströmen leuchtete, jener aufgeweckte, willenskräftige Geist vermuten, welcher so eine wunderbare Herrschaft über die zartgebaute Hülle ausübte.

E. Marlitt: Blaubart (Novelle)

## Gerade erblüht.

Und dabei blühte sie auf wie eine junge Maienrose. Aus dem unfertigen, eckigen Backfisch war ein schönes junges Mädchen geworden mit jugendschöner, schlanker Gestalt. Ihr blühender Teint, die schöngeschweiften blaßroten Lippen, die beim Lachen prachtvolle weiße Zähne zeigten, die wundervollen grauen Augen, die von dunklen Wimpern umsäumt waren und seltsam hell und klar aus dem lieblichen Gesicht leuchteten, dazu das goldbraune Haar, über dem ein leiser rötlicher Schimmer lag, das alles vereinigte sich zu einem entzückenden Ganzen. Meta wurde von Tag zu Tag ihrer schönen Mutter ähnlicher, und der Jugendschmelz, der über ihrer ganzen Erscheinung lag, war von verzaubernder Wirkung.

Hedwig Courths-Mahler: Seine Mündel

# Bad Wildungen

für Niere und Blase

# Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·  
Badeschriften · sowie Angabe billiger Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung



## Über Mädchennamen

Die Welt hat zu allen Zeiten von schmackhaften Mädchennamen gewimmelt, an denen sich die Männer fangen sollten. Gegenwärtig heißen Töchter also: Greta, Marlene, Liane und Lil.

Andere Eltern gibt es, die nicht vom Kinde, sondern von sich aus wählen: egoistisch. Sie erziehen die Tochter nach ihrem Bilde oder formen sie nach ihrem Wunschtraum, und so geben sie ihr auch einen Namen, der irgendeiner Seite ihres eigenen Wesens entspricht. Wie wäre sonst, von einem Neugeborenen aus, Stahlhelmine zu erklären! Oder, daß ein Kind zionistischer Leute Telawiva heißt und die Tochter des Naturforschers Lazerta.

National gesinnten deutschen Menschen steht sogar ein ganzes Arsenal von Namen zur Verfügung. Sie können ihre Tochter Gerwiese, Bissula, Albrade, Magulind oder Balderune nennen. Von der Namengebung während des Krieges wollen wir lieber schweigen. Hier tobte sich auf allen Seiten ein Chauvinismus aus, dessen Geschmacklosigkeit die davon betroffenen Kinder bis zum Tode begleiten wird. Eltern, die weniger grundsatztreu sind, begnügen sich, der Mode zu folgen. Ist französisch Trumpf, so heißt man Yvonne und Yvette; kriegt man plötzlich das Nordische, so tauchen aller Enden Helgas und Ingrids auf. Auf den Familiennamen wird dabei leider wenig Rücksicht genommen. So konnte es kürzlich geschehen, daß ein Mädchen zu seinem guten Schweizer Familiennamen, der Stierli lautete, plötzlich, und nur weil in Spanien Revolution ausgebrochen war, im Standesregister die Namen Carmen Dolores erhielt. Carmen Dolores Stierli zu heißen, ist ein Schicksal.

Schicksalshaft ist auch die Namengebung, wenn ihr die äußere Erscheinung widerspricht. Die einzige Espérance, die ich je gekannt habe, war ein wahrhaft hoffnungsloses Wesen. In meiner Schulklasse saß ein zwergenhaftes Mädchen,

dem ihre Erzeuger einst im ersten Rausch der Elternschaft den stolzen Namen Brunhilde in die Wiege gelegt hatten, und neben ihr die Tochter des rumänischen Pfarrers, die ihr dürftiges Zöpfchen mit einem weißen Zwirnsfaden gebunden hatte; die hieß Messalina. Auch sonst ist oft der bei der Geburt mit Gewalt angehängte Name geeignet, einem das Leben zu verbittern. War die Mutter seinerzeit eine Wagnerianerin und heißt man Senta, so kann einem jeder das Geburtsjahr beinahe auf den Kopf zusagen.

Deshalb dachte ich früher oft, man sollte die endgültige Namensgebung auf das vierzehnte Lebensjahr verschieben. Bis dahin ist der Wuchs entschieden, die Haarfarbe stabilisiert, der Mensch hat genast, sein Charakter hat Form angenommen, sein Temperament sich enthüllt. Aber das alles ist nicht mehr nötig. Die neue Mädchenjugend hat die Sache selbst in die Hand genommen. Sie macht sich ihren Namen selber; wie sie sich eine Handschrift, einen Stil, eine Lebensform anfertigt. Das junge Mädchen, das nicht mehr schlicht Marie heißen will, schreibt auf kleine Zettel alle Formen dieses Namens, die ihr bekannt sind. Also: Maria, Mary, Mariette, Marion, May, Mimi, Mully, Mieke, Maridl, Ria, Ridi, Idl, Marinka, Marylka, Mascha, Marei, Mariechen und Mutz. Die Zettel tut sie in einen Hut, und nun läßt sie ihren besten Freund das Los ziehen.

Seit die Mädchen die Sache selbst betreiben, wechseln die Namenmoden noch rascher als sonst. Nur in ganz letzter Zeit zeigt sich am Horizont eine Neigung zu größerer Solidität. Die hochtrabenden und die langatmigen Namen sind weniger gefragt, auch Kosenamen werden lustlos aufgenommen. Die Hedi verlangt Hedwig genannt zu werden, die Trudi Gertrud, die Annette Anna und die Lutti Judith.

E. S.



**Hansi hat im Walde** so große Angst, daß sie im selben Augenblick, wo sie Schritte zu hören glaubt, auf den Urheber der Schritte losstiebt und atemlos fragt: „Verzeihung, haben Sie nicht den Herrn gesehn mit zwei großen Doggen?“

**Er und Sie.** Der Backfisch sah die Schildwache vor dem Schloßtor. Sie präsentierte gerade das Gewehr, da pochte ihm das Herz im Busen. Seine blauen Äuglein konnten sich von ihrer prächtigen Uniform nicht losreißen. Wie paßten ihr der grüne Waffenrock und die roten Hosen! Neckisch lächelnd kam er näher, dann senkte er verschämt den Blick. Doch sie hatte ihn bereits bemerkt und strich sich martialisch den schwarzen Schnurrbart, dabei fragte sie leise: „Können wir uns heute abend sehen?“ „Ja“, jubelte er, „ich komme, wenn meine Gouvernante mich ein Stündchen aus den Augen läßt.“

**Ein russischer Kinderbrief.** „Lieber Papa, jetzt schreibe ich nicht nur Novellen, sondern auch Verse. Um ganz aufrichtig zu sein, ich habe das Novellenschreiben ganz gelassen. Letzthin habe ich ein Gedicht für die Wandzeitung unserer Schule gemacht. Ich weiß nicht, ob es aufgenommen wird oder nicht. Die Zeitung ist noch nicht erschienen. Ich glaube, daß es veröffentlicht wird. Ferner habe ich ein Gedicht über meine Kameraden gemacht. Ich habe gelernt, rasch auf der Maschine zu tippen, die Du mir bei Deiner Abreise gegeben hast, ich versehe mich selten. Ich lerne Klavierspielen und turne. Gestern versuchte ich einen Kopfstand zu machen, fiel dabei hin und beschädigte mir die Zähne; habe ein Stück abgeschlagen. Ich muß zu einem Arzt, es tut weh. Hier ist starker Frost. Ich gehe nicht Schlittschuhlaufen: keine Zeit, ich bin andauernd in der Schule. Besuchte den (Bezirks-)Kongreß der Sowjets, ich war delegiert, um die Abgeordneten im Namen der Pioniere zu begrüßen.“ — Das ist ein Brief der Natascha Pilnjak, der dreizehnjährigen Tochter des russischen Schriftstellers Boris Pilnjak, aus Kolomna, 8. Februar 1931. Bei seiner Durchreise durch Frankreich publizierte Pilnjak diesen Brief in der französischen Presse und bemerkte dazu: „Wohlverstanden, meine Tochter ist eine ganz alltägliche Erscheinung.“



**ELDORADO**  
**MOTZSTR. 15**

WAS SIE WO ANDERS NICHT SEHEN  
INTERNATIONALER BETRIEB  
DAS INTERESSANTE LOKAL  
EINTRITT FREI ! BIER · KAFFEE



Die besten Rezepte im Ullstein-Sonderheft „Bowlen und Cocktails“ für 50 Pf.!



**Panflavin-**  
**PASTILLEN**

zum Schutz  
gegen Grippe  
Halbentzündung  
und Erkältung

Erhältlich in Apotheken u. Drogerien



## Vom Schluß-Machen

Von *Alexandra von A.*

Trinken Sie gerne Cocktail?  
Ich für mein Leben gern.  
Wie stehts mit Rotwein?  
Oh, ab und zu am Abend.  
Cocktail ist wie ein Flirt.  
Rotwein wie ein Ehemann.

Einen lustigen Coctail kann man zu jeder Zeit genießen. Morgens nach dem Baden und Trainieren, zum Lunch, am Nachmittag zum Tee, am Abend und in der Nacht. Nach zwei Gläsern Rotwein schlief ich fest und sicher ein. Sie auch?

Gerade jetzt in diesem Moment habe ich Lust auf einen extravaganten Cocktail. Neulich bei G.s war er ganz besonders gut. Ich werde Manny anrufen. Er weiß sicherlich noch die Zusammenstellung. Bitte 2754. Ach, Fräulein, falsch, schon wieder das Auswärtige Amt. Ich bin so guter Stimmung, verderben Sie mir bitte nicht die Laune. Ah, endlich Manny. Sag, entsinnst du dich noch an den Cocktail bei G.s? Ja? Fein, komm her und mach ihn mir zurecht.

Manny kommt, und er sieht bezaubernd aus und ist es auch. Er mixt uns einen Cocktail, er spielt Grammophon, im Kamin brennt Feuer, und ich habe ein rotes Kleid an. Meine Haare sind an der Seite gescheitelt und fallen leicht und lockig in die Stirn. Ich rieche nach *Que sais-je?* Manny kommt wieder, jeden Tag. Er mixt jeden Tag, das Grammophon spielt, der Kamin brennt, und ich rieche nach *Que sais je*. Wir sind uns einig, daß blau und rot meine Farben sind und daß grün und gelb mir nicht im geringsten stehen.

Eines Tages werde ich einen bitteren Geschmack im Munde haben, und feststellen, daß das von unserem Cocktail kommt. Ich werde mich vor den Spiegel stellen und entdecken, daß mir ein Mittelscheitel mit glatten Haaren viel besser steht, daß grün und gelb ja überhaupt meine besten Farben sind und daß mein Parfüm *Que sais-je* nicht mehr nach *Que sais-je*, sondern nach *Je sais déjà trop* riecht. Ich werde alles dementsprechend ändern. Manny wird seinem Geschmack treu bleiben, und so werden sich unsere Wege trennen.

\*

Jetzt reite ich mit Hasso, ich gehe mit ihm auf die Jagd, ich trinke nur rohe Milch oder Bier, trage wollene Strümpfe, singe rheinische Lieder und sage Tunke anstatt Sauce. Wir tun das alles oft zusammen. Doch morgen werde

ich anfangen meine Lippen zu rougieren, werde Golf spielen und tanzen gehen, sage alle Minuten „*Mon Dieu, quelle horreur, ah bah, chéri*“ und trinke Whisky. Singe „*J'ai deux amours*“! Hasso findet „*Ein rheinisches Mädchen*“ schöner. *Voilà, fini.*

\*

Ernest ist ein Lustmörder in der Westentasche. Ich trage wieder Socken und Spielhosen, spiele mit Stoffhunden und weine sehr viel. Werde schamrot, wenn er mich küßt und glaube fest an seine väterlichen Gefühle. Ich glaube ihm prinzipiell alles, doch dann werde ich einen Schleier, ein rotes Taschentuch und eine Peitsche entdecken, werde Bauchtänze vorführen, von Kameradschaftsehe und einem gewissen Paragraphen reden. Der Mensch muß Abwechslung haben, komm, Ernest, gehen wir ins Eldorado. Ob er mitgeht? Ich glaube nicht. Also laß ich ihn alleine.

\*

Albert imponiert nichts. Ich kann alle Farben tragen. Jedes Parfüm gebrauchen. Er geht mit mir in alle Lokale, trinkt jeden Cocktail, findet mich nackt ebenso schön wie angezogen, geht alle Paragraphen sachlich mit mir durch, trinkt rohe Milch und Whisky, liebt wollene und seidene Strümpfe, singt französische und deutsche Lieder und spricht sehr wenig von Liebe. Er hat mir die Voraussetzung zum Schlußmachen genommen. Wenn ich ihn eines Tages los sein wollte, müßte ich ganz ehrlich sein; dann würde es mir vielleicht gelingen. Aber so ehrlich sein, macht gar keinen Spaß und ist entsetzlich schwer.

### Greguerias der 8jährigen Maria Victoria Vela (Madrid)

*Am Spätnachmittag werden wir vom Schatten der Straßenbahnen überfahren.*

*Die Erde dreht sich sanft, damit die Seen nicht ausgeschüttet werden.*

*Warum erklingt nicht der Champagner? Seine Perlen steigen auf wie die Löcher in der Notenrolle der Phonola.*

*Im Winter werden die Vögel von den Flugzeugen abgeholt.\*)*

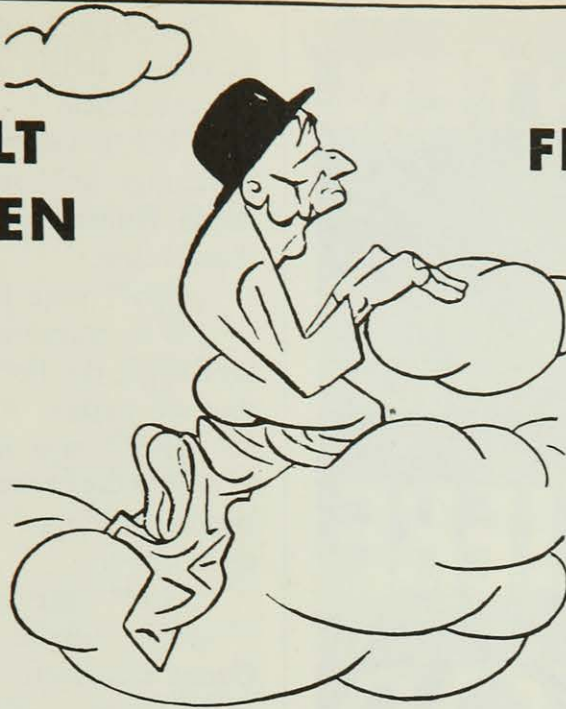
*Wenn es zu Karneval regnet, müßte in jedem Regentropfen ein Konfetti sein.*

\*) Diese kindliche Auffassung wurde inzwischen, im letzten Wiener und Münchner Herbst, buchstäblich wahr. (Anm. d. Red.)



# ROWOHLT NOVITÄTEN

# FRÜHJAHR 1932



Umschlagzeichnung von  
Olaf Gulbransson zu  
Joachim Ringelnatz  
„Gedichte dreier Jahre“

In jeder guten Buch-  
handlung vorrätig

JOACHIM RINGELNATZ

## Gedichte dreier Jahre

5. Tausend  
Kartonierte RM 3.—  
Leinenband RM 4.50

Hier singt der leidende und lachende Welt-  
freund seine liedhaftesten Lieder, Geschöpfe  
der Stunde und der Unendlichkeit.

JOSEPH HERGESHEIMER

## Bergblut

Roman • 5. Tausd. • Deutsch von Dora Sophie Kellner  
Umschlagzeichnung von S. Sebba  
Kartonierte RM 4.80 • Leinenband RM 6.80

Düstere Ballade von dem halbwilden  
Kanadier, den das Schicksal in die fremde  
Welt der Geldgier treibt.

H. R. KNICKERBOCKER

## Deutschland so oder so?

21. Tausend • Deutsch von Franz Fein  
Kartonierte RM 5.20

Das wirkliche Deutschland, gesehen mit  
den Augen des Amerikaners: Not und  
Hoffnung des gequälten Landes.

BERNARD VON BRENTANO

## Der Beginn der Barbarei in Deutschland

4. Tausend • Kartonierte RM 4.80

Das unverschuldete Elend der breiten Masse,  
die Verzweiflung der Industriearbeiter, die  
Not des Bauerntums sind kaum jemals plasti-  
scher dargestellt worden als in diesem Werk.

FRANCIS HACKETT

## Heinrich VIII.

5. Tsd. • Deutsch von Dora Sophie Kellner • Umschlag-  
zeichnung von Olaf Gulbransson • Mit 21 Kupfertief-  
drucktafeln • Geh. RM 12.— • Leinenband RM 16.—

Die Biographie des sinnfälligsten Vertreters  
der europäischen Renaissance im Norden,  
eines einzigartigen Königs und Liebhabers  
des Lebens, der Macht und Genuß zum  
obersten Lebensgesetz erhob.

MARCEL ARLAND

## Heilige Ordnung

4. Tausend • Roman • Deutsch von Franz Hessel  
Kartonierte RM 6.50 • Leinenband RM 8.50

Dies mächtige, mit dem Goncourtprice ge-  
krönte Romanwerk veranschaulicht in einer  
Reihe packender Ereignisse diese seelischen und  
geistigen Wirren, in welche die Nachkriegs-  
zeit eine ganze Generation gestürzt hat.





VON ALJA RACHMANOWA

**TAGEBUCH  
EINER RUSSISCHEN  
STUDENTIN**

4.—8. Tausend • 448 Seiten

LEINEN RM 6.80 • BROSCIERT RM 5.70

Neues Wiener Tagblatt: „... Jeder sollte dieses Tagebuch lesen als ein Zeitdokument und als ein Kunstwerk, das wieder einmal die Erzählungsgabe der Russen bestätigt, und das zu Herzen geht, weil es aus einem noblen und tapferen Herzen kommt...“  
Otto Ehrenstein

Salzburger Chronik: „... Dieses Buch darf ohne Übertreibung zu den interessantesten Erscheinungen des Büchermarktes gerechnet werden... Rußland wird in seiner ganzen gewaltigen Größe und Schönheit, seiner ganzen Seltsamkeit und tiefstem Leid lebendig...“

Tribüne, Erfurt: „... Das erschütterndste Erlebnisbuch aus der rasend abrollenden russischen Revolution. Es ist mit einer unheimlichen Kraft der Sprache geformt und wird diktiert von einem ehrlichen, aufrechten Erkennungswillen. Man kann der Verfasserin ohne Vorbehalt glauben, was sie erzählt...“

Das Reichsbanner, Magdeburg: „... Dieses eindrucksvolle Werk ist gleichzeitig Roman, Kulturgeschichte und Gesellschaftskritik... In wenigen Worten, knapp skizziert, werden Menschenschicksale vor uns aufgerollt und verschwinden wieder, schattengleich... Es ist dem Buche zu wünschen, daß sich recht viele Leser finden, die seinen starken menschlichen und künstlerischen Werten nachzuspüren wissen.“  
Kr.

In jeder Buchhandlung erhältlich

**VERLAG ANTON PUSTET**  
SALZBURG

**Die Sprache des Kunstgewerbes.**  
Kürzlich stehe ich in einem Kunstgewerbeladen.

„Wie ungeheuer das Material hier gebändigt ist!“ schwärmt die zelebrierende Kunstpriesterin in gehämmerter Aussprache.

„Hm!“ sage ich.

„Wie ungezwungen und dennoch großzügig die Form ausschwingt!“ predigt sie weiter.

„Hm!“ sage ich.

„Wie die Farben eminent rhythmisch zusammenklingen!“ schluchzt sie tief erschüttert.

„Hm!“ sage ich.

„Wie unglaublich fabelhaft das Ganze durchgeformt ist!“ jubelt sie in Verückung. „Hm!“ sage ich.

— — — — —  
Wovon hier die Rede war?

Von einem aus farbigem Bast geflochtenen Täschchen für zwei Mark fünfzig.  
hs.

Eine junge Tänzerin schreibt uns: „Ursprünglich war ich Zeichnerin, die vollkommene Linie fand ich erst in der dritten Dimension... Wie die Impekoven bevorzuge ich das 14. und 15. Jahrhundert, in denen ich meine Tanzbilder für Bach und Beethoven finde... In unserer technisch entwickelten Existenz findet sich kein Platz mehr für das Erlebnis. Unser Privatleben ist zu geläufig geworden, als daß es echte Gefühlsausdrücke zeitigen könnte. Das bürgerliche Leben läuft nach Schablonen und mit inhaltsleeren Phrasen, die wir im gesellschaftlichen Verkehr verwenden, ab. Wir brauchen die gesteigerte, gelockerte Gebärde, um uns wieder zu enthüllen und zu erleben... Die Gliedmaßen müssen sich bewegen wie Pendel im ewigen Gleichgewichtsspiel. Jeder musikalische Ton ist eine Zentrifugalkraft, während der Körper das Prinzip der Schwerkraft vollzieht. Würde man die Schwingungen von Arm und Beinen in einer mathematischen Formel ausdrücken, so würde die Gleichung nach den Gesetzen der Mechanik stimmen... das höchste Ziel des Tanzes: die Ruhe. Diese innere Ruhe, die bei aller Vielfalt in meinem Wesen waltet... Der Körper ist dann ganz aus Holz. Ein Material, in dem die Seele ihr reinstes und sichtbarstes Gleichnis findet.“



## Was lesen junge Mädchen heute?

Von *Ulrich Leffsohn* (Frankfurt a. M.)

Soviel junge Mädchen es auch geben mag, ich bediene sie alle gern. Es ist in unserm Laden ebenso phantastisch ruhig, wie es draußen vorbeilärmt; viel stiller und feierlicher als in anderen Geschäften. „Ich hätte gern einen Roman!“ — „Ich möchte ein Buch verschenken!“ — „Haben Sie das?“ — „Haben Sie jenes?“, so geht es den ganzen Tag. Da sind es Lichtblicke, wenn mir plötzlich zwei klare Augen leuchten und mich viel ernsthafter als alle anderen Leute um Hilfe bitten. Sie sind verschieden, die Mädchen, und sind doch alle gleich. Braun, blond und schwarz, hübsch und häßlich, freundlich und arrogant, eines ist ihnen gemeinsam: ihr hinreißend anspruchsvoller, ganz unverbrauchter Idealismus. Ihre Sehnsucht nach allem, was die Welt gibt: nach lebendigen Menschen und erdichteten, nach Abenteuern, Schönem, Leben und Liebe. Das ist das Gemein-

same. Getrennt, und zwar in zwei wesentlich verschiedene Gruppen, werden sie zwar kaum durch ihre Auswahl, wohl aber durch ihre grundsätzliche Einstellung zum Buch. In die Mädchen, die sich im Buch wiederfinden, erleben und erkennen möchten, und jene, für die Bücher und Leben zwei verschiedene Welten sind.

Typischste Vertreterin des ersten Typs ist Lore, ein frisches Mädchen von ungefähr 21 Jahren, gesellschaftsfähig und sicher aus keinem ungeistigen Hause. Sie ist immer auf der Suche nach ihrer kleinen Sehnsucht und will alles lesen, was ihr in den Weg kommt. Was aber nicht heißen soll, daß sie wirklich alles liest. Denn mit nachwandlerischer Sicherheit umgeht sie die Bücher, die ihr Gefühl verletzen würden — und fällt ihr so ein Buch doch mal in die Hand, denn abraten läßt sie sich nie, weiß ich vorher, daß es nach



*Kennen Sie  
diese führende  
Kunstzeitschrift?*

12 REICHILLUSTR. HEFTE IM JAHR M 28.-

EINZELHEFT NUR M 2.50

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH GMBH / STUTTGART W79/WERASTR.20



Demnächst erscheint:

HERBERT SCHLÜTER

**Die Rückkehr  
der verlorenen Tochter**

Roman / Leinen 4.50 RM

DIESER ROMAN ist die Geschichte des Geschöpfes Irene, eines Mädchens, das in voller Jugend den Sinn und Höhepunkt ihres Lebens in einer Liebe, der sie ganz verfallen ist, erfüllt zu sehen glaubt. Aus Furcht vor der Enttäuschung und dem Absturz, den sie ahnt, will sie sich töten, ehe die Schatten Gestalt annehmen. Das Gift, das sie sich bereitet hat, tötet den Freund, der es ihr — aus Überdruß, aus Neugier, aus Übermut — entreißt. Irene ist völlig zerbrochen und entwurzelt, Geschöpf ihres Unglücks und ihrer Vergangenheit, sie müßte einen neuen Boden finden, um weiterleben zu können.

HIER BEGINNT die Handlung des Romanes — des Romanes der Menschen, die in der Verbannung leben — irgendwo auf dem flachen Lande, erfüllt und niedergehalten von ihrem Schicksal, das jeden irgendwie getroffen und entwurzelt hat im Tosen des Lebens, das alle trennt und doch verbindet. Der Rahmen der Handlung ist das Gut des Vaters der Irene. Hintergrund ist ein weites flaches Land, das jedes Einzelschicksal losgelöst vom großen Strom des Lebens nur klarer und plastischer herausstellt.

TRANSMARE VERLAG  
BERLIN

50 Seiten in der Ecke landet. Dabei ist sie gar nicht dumm, liest aber selbst exakteste Philosophie, sogar Hegel, nur in bezug auf sich, sucht auch dort ihre Sehnsucht gespiegelt zu finden. Der Prüfstein, an dem ich sie, wie so manches Mädchen, erkannt habe, war Borrées „Dor und der September“, von den einen geliebt, den anderen diskutiert. Lore findet, wie viele andere auch, daß hier zum erstenmal ihre eigenen Empfindungen unverfälscht festgehalten sind. Dagegen mag sie Bücher wie Anets „Ariane“ gar nicht. Die Gefühle sind ihr dort viel zu stark ins Sexuelle abgelenkt. Und wie oft findet sich das doch heute.

Lores Lieblingsdichter sind die Menschen, die ihrem Ich am meisten verwandt sind. Wie Leonhard Frank, Hermann Hesse, besonders der „Demian“ und „Narziß und Goldmund“, Thomas Mann. Ueberhaupt, welches Mädchen liebt nicht „Unordnung und frühes Leid“? Sie teilt mit vielen anderen Freude an Stifter, Jacobsen, Stendhal, Gide, Klabund. Dann Bruun, „van Zantens glückliche Insel“, Roland, „Johann Christoph“ und „Peter und Lutz“, anders und doch im gleichen Atem mit „Dor“ zu nennen, Carossa. Ich glaube, sein „Arzt Gion“ und manches seiner früheren Bücher wird von jungen Mädchen besser verstanden, als von allen seinen anderen Lesern zusammen. Doch nicht vergessen will ich Schleiermachers „Idee zu einem Katechismus für edle Frauen“. Richtiger hieße er: „für junge, idealistische Mädchen“!

Doch von „Dor“ kann der Weg noch nach einer anderen Richtung gehen. Wenn ich Lore bediene, fällt mir fast immer ein schlankes, hübsches Mädchen von rund 17, 18 Jahren ein, deren Namen ich nicht weiß. Sie entstammt einer sozial etwas anderen, leichter zufriedenen stehenden Schicht und ist ein mehr primitiv lesender Typ. Auch sie liebt „Dor“ und sucht ihre



kleine Sehnsucht. Doch dann geht es zu Thomas, „Katrín wird Soldat“, zu Stefan Zweig („Sternstunden der Menschheit“). Zu Voß, „Zwei Menschen“, zu Ganghofer, und bis zum „gelben Ullsteinbuch“, denn auch das ist ein Begriff.

Unsere beste Kundin, Fräulein Ruth, mag nicht älter als Lore sein, und läßt sich meist von mir bedienen. Sie ist ein Mädchen auf einer geistig hohen Stufe und steht dem Buch ganz unpersönlich gegenüber. Klug, literaturbewandert und imstande, logisch, also unter Ausschluß ihres Gefühls zu denken, erschreckt sie mich doch immer, diese so seltene Sachlichkeit und Schärfe ihres negativen, wie auch positiven Urteils. Aesthetin, wie sie ist, stellt sie Form, Menschentum und seelische Durchdringung über das zugrunde liegende Erlebnis. Sie hat viel gelesen, liebt aber wenig; gern etwas ausgefallene Themen und Formen. Am liebsten hat sie so gut wie unbekannt Dichter. Von anerkannten George und Rilke. Dann Lyrik fremder Völker, wie „Kunst“ überhaupt. Art pour l'art.

Die Welt ist rund. Drum ist, wo in unsrem Blick Himmel und Erde verschmilzt, nicht Ende, sondern Horizont. Und da um eine Buchhandlung noch dazu Mauern stehen, sieht, wer drin ist, nicht alle jungen Mädchen; doch viele. Es gibt auch andere, doch die hier gibt es auch.

**Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 12. Mai und enthält, neben anderen Beiträgen, einige Nachträge zu diesem Mädchenheft.**

**Richtigstellung.** Die Aufnahme „Vor einem politischen Plakat in Paris“ im Märzheft, neben Seite 160, stammt von dem Photographen Alban, Paris. — Die Photos „Die Familie Napoleons“ auf dem nächsten Blatt stellen Nichte und Neffen Napoleons dar (was auch aus den angegebenen Jahreszahlen hervorgeht).

Einem Teil dieses Heftes liegen Prospekte der Klepper-Faltboot-Werke, Rosenhain am Inn, bei.

Demnächst erscheint:

KLAUS MANN

## Kind dieser Zeit

Leinen 4.80 RM

KLAUS MANN SCHRIEB das Kindheitsbuch der Jugend von 1905. Er zeichnet die Wege und Irrwege einer Jugend auf, die, wengleich von unwiederholbaren persönlichsten Umständen bedingt, doch charakteristisch genug verlaufen für seine Generation, für die Zeit, die ihr großer Hintergrund war. Der Aufbau des Buches folgt aus den Kapitelüberschriften:

*Kindliche Landschaft,  
Zwei große Abenteuer,  
Krieg,  
Gymnasiast,  
Landerziehungsheim,  
Inflation,  
Vor dem Leben.*

KEIN ENTWICKLUNGSROMAN KÖNNTE AUFREGENDER UND FESSELNDER SEIN, keine soziologische Schrift aufschlußreicher über Grundlagen und Entwicklung einer Jugend, die jetzt in Deutschlands entscheidenster und schwerster Zeit herangewachsen ist zu der führenden, ausschlaggebenden Schicht.

TRANSMARE VERLAG  
BERLIN



## Von der Herren der Schöpfung Minderwertigkeiten

Von *Ellis Hegemann*

Den einen ist mein Wesen von vornherein schon einmal vollständig gleichgültig. Ihnen handelt es sich darum, daß man ihrer vor Jahren von irgendwoher, meist fertig bezogenen Vorstellung von „begehrenswert“ möglichst weitgehend entspricht und sich besonders vor Dritten so verhält, daß diese dann wieder denken — — —. Laut oder leise schwärmen sie meist von einer bestimmten Frau, die es entweder überhaupt nicht gibt oder die jedenfalls immer grade nicht da ist.

Dann gibt es solche, die immer fürchten, zu kurz zu kommen. „Der Ring ist sehr hübsch, aber sie sollten ihn nicht grade auf diesem Finger tragen“, oder „setzen sie doch den Hut ab, sie wissen, ich habe sie viel lieber ohne“. Gleichgültig, was es ist, korrigiert muß werden. Denn ihnen fehlt die fröhliche, selbstverständliche Ueberzeugung, daß eine Frau dann, wenn sie mit ihnen zusammenkommt, versucht, so schön, liebenswürdig und unterhaltend wie möglich zu sein. „Was machen Sie heute?“ und „Was haben Sie morgen vor?“ fragen diese Leute am Telefon, anstatt mit einem vergnüglichen Vorschlag zu überumpeln oder abzuwarten, bis man selbst den Wunsch äußert, sie zu sehen. Sie glauben alles erheischen zu müssen. Sie können weder bei sich noch bei andern die instinktive Reaktion abwarten und dann, ob positiv, negativ, oder „kameradschaftlich“, die Konsequenzen daraus ziehen.

Wieder eine andere Sorte hat Angst. Angst vor inneren und äußeren Konsequenzen. Angst davor, sich möglicherweise menschlich für eine Angelegenheit voll einsetzen zu müssen. Durch geschickte Winkelzüge, manchmal durch Schweigen und Reden nach einem vorgefaßten und möglicherweise sogar mit anderen besprochenen Plan, verstehen sie es, die Situation immer

so zu gestalten, daß sie sich dann mit gutem Gewissen auf ihr vermeintlich angeborenes Pech zurückziehen und ihre Wahl ohne gefühlsmäßige Ambitionen treffen können.

Am schlimmsten sind die Bequemen. Die haben einen sogar manchmal etwas gern. Sie verstehen es, einen dadurch immer wieder irre zu machen. Aber schon, wenn es sich darum handelt, zusammen zu Mittag zu essen, wird das Lokal ausschließlich nach den Gesichtspunkten der eigenen Bequemlichkeit ausgewählt. Alle Verabredungen werden Tage vorher auf einem Terminkalender ordentlich mit Stunde und Minute eingetragen. Es besteht immer ein Mißverhältnis zwischen dem eigenen Einsatz und ihrem Anspruch an den Partner.

Nachtrag: Inzwischen konnte ich feststellen, daß die hier wiedergegebenen Beobachtungen durch das Auftreten von allerdings außerordentlich seltenen Ausnahmen bestätigt werden.

---

**Der Hintergrund.** Die eine der beiden jungen Damen fragte: „Na, wie ist dein Kerl?“

Die andere erwiderte: „Ganz hübscher Junge. In den besten Jahren. Mager, sehnig, gut ausgearbeitete Muskeln. Bin sehr zufrieden. Und deiner?“

Die erste junge Dame sprach unwillig: „Du hast es gut. Meiner taugt natürlich wieder nichts. Verfetteter Körper, schwammig. Werd's nicht leicht mit ihm haben.“

— — — — —  
Das Gespräch fand im Seziersaal statt, die beiden jungen Damen waren Studentinnen, jede von ihnen hatte im Anatomischen Institut grade einen neuen Leichnam zum Sezieren erhalten.

Bei der Konversation kommt es nicht auf den Wortlaut an, sondern auf den Hintergrund. L. R.



**Die Schriftstellerin.** 1915 saß im alten Café des Westens eine ganz junge Witwe; ihr Mann war in Rußland gefallen. Sie war sehr arm und konnte der Armut nichts abgewinnen. Ein Jahr später wohnte dieselbe junge Witwe mit ihrem Adoptivvater im Hotel Bristol. Sie war, weil sie jung und hübsch war, entzückt über ihre schöne Wäsche, ihre elegante Garderobe, weil sie das lang hatte entbehren müssen. Ein halbes Jahr später bewohnte sie in Wien ein Palais. Sie war sehr reich und konnte dem Reichtum nichts abgewinnen. Anscheinend konnte sie mit den Realitäten des Lebens nicht zurechtkommen. Eine imaginierte Welt schien ihr daher ein entsprechenderes Zuhause. Setzte sich also hin und baute sich eine. Sie hatte ungefähr siebenhundert Schreibseiten. Es war ein vollkommener Quatsch, wie ihr der Freund sagte, als er dieses beschriebene Papier ins Feuer schmiß. „Beschreib auf drei Seiten einen Trambahnschaffner“ riet er ihr, „oder wenn dir das zu schwer ist, deine Tante Risa, von der du mir so viel erzählst.“ Und G. K. schrieb ein Dutzend Leute auf, die sie kannte, ohne dabei mehr zu engagieren als ihr Auge, ihr Ohr und ihren Verstand, der Auge und Ohr unter Kontrolle hielt. Das waren die Exerzitien. Ohne daß sie es besonders wollte oder merkte, wurden Geschichten, Erzählungen daraus. Zwei drängten zur dialogisch-szenischen Form und wurden Theaterstücke. Nicht mehr als das natürlich. Denn G. K. ist kein dichterisches Genie. Darauf wäre sie ganz von alleine gekommen. Sondern eine Schriftstellerin, die nach ihrem ersten Irrtum sofort begriff, worauf es ankam und worauf nicht. Was natürlich das voraussetzt, was man Talent nennt, — was beim Schriftsteller bedeutet: sich nicht überrumpeln lassen von der falschen Dichterei. So hat *Gina Kaus* drei Bücher geschrieben, jedes nächste immer besser als das vorangehende, — ihr drittes Buch *Morgen um Neun* (bei Ullstein erschienen) ist also ihr bestes bis auf die Konzession des happy ending. Kluge Frau, die sie ist, weiß sie, daß man diese Konzession machen muß. Kluge und gute Schriftstellerin, die sie ist, gibt sie sich 250 Seiten lang alle nötige Mühe, sich als solche zu erweisen, damit der Leser bei den letzten zwanzig Seiten auch ja merke, daß nicht sie das schreibt, sondern der Zeitgeschmack.

Franz Blei

## Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

### TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.

*Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.*

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition“ ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

#### Neuerscheinungen:

**Clemence Dane:** Broome Stages. 2 vols.

**Gertrude Atherton:** The Sophisticates

**Mary Borden:** Sarah Gay

**Robert Hichens:** The First Lady Brendon

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes“ vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG



**Ein Vorschlag zur Ehrung Goethes.** „Ich finde, für Goethe muß etwas geschehen. Noch ist sein Name bekannt; aber sein Werk ist nicht mehr lebendig. Es gibt aber ein ausgezeichnetes Mittel, den Mann wieder ganz hochzubringen. Ein strenges Verbot, Goethe in den Schulen zu lesen, würde Wunder tun. Es muß soweit kommen, daß eine Sekundanerin aus der Schule verwiesen wird, weil sie mit glühenden Wangen unter der Bank „Iphigenie“ las; daß eine Mädchengruppe bei der Lektüre des „Tasso“ von einem Lehrer aufgeschreckt wird, und daß ein Oberprimaner-Verein aufgehoben wird, der in aller Heimlichkeit die Farbenlehre verschlang. Geschieht das, so ist Goethe der deutschen Jugend und somit der Zukunft wiedergeschenkt.“

---

**Erste Liebe.** Ich saß einmal mit sechzehnjährigen Schülerinnen um ein Kaminfeuer in meinem Hause, nur von dessen Flammen beschienen. Das Gespräch stockte. „Erzählen wir einander unsere erste Liebe“, schlug ich vor. Ich als die Aelteste fing an und erzählte eine Geschichte, die in meinem zehnten Lebensjahr spielte. Gewandt, wie Mädchen sind, erkannten sie sofort, welche Art von Geschichten erwünscht war. Erste Liebe zu einem kleinen Vetter, als man sechs Jahre alt war, zu einem Hund, als man vier Jahre alt war, zum toten Bismarck, als man acht Jahre alt war, folgten einander. Nur eine, die schönste und aufrichtigste, schwieg. „Willst du nichts erzählen, Marta?“ fragte ich. — „Nein, Frau Doktor. Ich kann die Geschichte meiner ersten Liebe nicht erzählen, denn ich bin noch mitten drin.“

---

**Mädchenmund.** Ottokar Czernin, der eben verstorbene Außenminister Oesterreich-Ungarns im Kriege, wurde von den jungen Damen Wiens „Minister des schönen Außern“ genannt.

„Auch meine Mutter freute sich nicht! Fehlritte eines bayrischen Mädchens“ heißt das im Zinnen-Verlag, Basel, erschienene Buch einer mir unbekanntem, aber unverkennbaren Landsmännin *Eva Leidmann*, bei der Ludwig Thoma einerseits und „Das Tagebuch einer Verlorenen“ der seligen Böhme andererseits sich gekreuzt haben. Es ist die Geschichte eines unehelich geborenen Dienstbolzen aus Altötting, eines Mädchens ohne jeden Anhang, das von seiner Mutter hergeschenkt und unter fremden Leuten herumgestoßen wird, das anstatt in die Schule zu gehen arbeiten muß wie ein Vieh, und dem man sein Essen nicht gönnt, das von der Ziehmutter um ein paar Mark verkuppelt wird und im letzten Augenblick nach München durchbrennt, dem als ehrgeiziges Ziel vorschwebt, die tüchtigste Kellnerin von Ober- und Niederbayern zu werden und das durch seine reichen Freunde, die ihm das Geld nachschmeißen, immerfort an der Ergreifung dieses nützlichen Berufes verhindert wird, dem seine Sparkasse Wurzel alles Daseins ist und dem doch das Geld, das ihm die einen geben, von den anderen wieder genommen wird, das jedesmal, wenn es Selbstmord begehen will, statt dessen ein sentimentales Gedicht macht — es ist, kurz und gut, die Geschichte eines ins Städtische verpflanzten bäurischen Wesens mit geringer Verantwortung und gesundem Auftrieb. Schade, daß dann soviel von platonischen Wohltätern, saublöden Generaldirektoren, Bohèmiens, Hamletdarstellern und Hochstaplerinnen mit und ohne Komplexen die Rede ist, alles Dinge, mit denen man keinen Hund vor den Ofen locken kann. Man hätte, da es sich um eine süddeutsche Spezialität handelt, etwas weniger Venedig, Ostende oder Nizza vertragen. Man würde den Kitsch nicht hinunterschlucken, wenn die ganze Pseudoexotik nicht trotzallem festgenagelt wäre mit dem Mutterwitz und den resoluten Griffen eines unverfälschten „Miststücks“ vom Lande. Man muß das Buch eben abgrasen nach dem, was man braucht, und es ist darin bis herunter zum braven Schweppermann und der Schlacht bei Mühldorf und Ampfing manches versteckt, was ein Bayernherz in der Fremde höher schlagen lassen kann. Es ist, um mit seinen eigenen Worten zu reden „frech wie eine Wanze“ und „ein nicht ungefährliches



Stückchen Süßigkeit dazu“. Die ersten fünfzig Seiten aber sind beste bayrische Erzähltradition. Wie bei allen großen bayrischen Erzählern ist darin der Kardinalfehler dieses vitalen Stammes, eine leider angeborene Hämischkeit, zur künstlerischen Tugend geworden. Diese fünfzig Seiten verpflichten. Wie wäre es, Leidmännin, wenn du in deinem nächsten Buch das Niveau halten würdest?

*Marieluise Fleisser*

**Punkt-Sieg über Karin Michaëlis.** Das Buch *Gefährliche Jahre* von Rose Mauculy (Erich Reiß Verlag, Berlin) hat Mut und Humor. Es schlägt eine ehrwürdige große Rivalin nach Punkten: Karin Michaëlis „Gefährliches Alter“ ist endgültig niedergerungen. Der Schritt von der zeitlichen Begrenzung der Gefahr in ihre Relativität ist getan. Jede Lebensstufe der Frau ist beschattet von der unabwendbaren Natur-Katastrophe: Alter. An sechs Frauen aus vier Generationen einer Familie wird diese Erkenntnis, bei aller Betonung des Tragischen, mit Witz und Geist veranschaulicht. Da ist eine 84jährige, vor kurzem erst dem Erzfeind sich fügend, unendlich frischer als ihre Tochter, die 63jährige (Namen sind unwichtig bei diesen gestalteten Altersstufen), die ihr Altersleid auf einen Psychoanalytiker wirft. Dieser echte Fall des früheren „gefährlichen Alters“ ist unsympathisch, aber im Grunde nur lauter als der ihrer 43jährigen Tochter. Diese noch reizvolle Frau vergeht vor Neid bei dem täglichen Anblick ihrer 20jährigen Tochter. In ihrer Sehnsucht nach Jungsein versucht sie, ihr durch die Ehe abgebrochenes Medizinstudium wieder aufzunehmen. Ohne Erfolg. Das nächste Opfer, eine kluge, blühende 33jährige, wird durch die Untreue ihres Freundes, der die 20jährige zur Ehe wählt, in die Rolle des späten Mädchens gedrängt. Und selbst die 20jährige — dieser Gefahrenherd für alle — sichert sich, vor der Eheschließung, ihr persönliches Verfügungsrecht für die Zeit des Alterns in die Ehe. Einzig die 38jährige, volltätig in sozialer Arbeit, von einer Freundin bemuttert, kennt weder Furcht vor dem Altern noch Neid auf die Jugend. Sie ist es, die das erlösende Schlußwort spricht: „Ich sehe nicht, weswegen man so viel Aufhebens davon macht... das Alter ist doch so unwichtig...“ *Ilse Linden*

## Sir Galahad

Mütter und Amazonen

*Ein Querschnitt weiblicher Reiche*

Leinen 11.50 Mark

„... Einen Querschnitt durch die Geschichte der gynokratischen Reiche zu legen, führte zu einer ‚ersten weiblichen Kulturgeschichte‘. Dies Wort freilich sagt zu wenig. Der Verfasser vermag durch das Gegebene hindurch nach strengen Regeln wissenschaftlicher Forschung ins lebendige Bild der Kulturen zu schauen, Sinndeutungen vergangener und gegenwärtiger Riten und Kulte zu geben, großartig die Geschehnisse der matriarchalisch bestimmten Völker darzustellen... Die oftmals satirische, fast sarkastische Art des Verfassers, Pointen zu setzen, gibt dem schwierigen Stoff den Reiz einer stilistisch verfeinerten, amüsanten Lektüre...“  
*Otto Zarek in der „Vossischen Zeitung“*

**Albert Langen München**



*Alexandra Kollontay*

**W E G E D E R L I E B E**

Über Liebe und Ehe in Sowjetrußland

420 Seiten. Aufl. 32000. Propagandaausgabe in Leinen 3.75

Eines der wenigen Bücher, die wirklich an Grundprobleme der heutigen Übergangszeit mit Ernsthaftigkeit und Leidenschaft zugleich rühren. *Berliner Tageblatt*

**M A L I K - V E R L A G**



**Das junge zarte scheue reine Mädchen** ist unser aller Traum. Wir Jünglinge zwischen dreißig und vierzig sind nicht durchaus vom herrschenden Typ begeistert. Unsere Frauen sollen lebensstüchtig sein, auch unsere Töchter werden wir dazu erziehen, aber die jungen Mädchen unserer schweifenden Sehnsucht — wir wünschen sie so unberührt und unberührbar, wie sie waren, als wir, alte Knaben, junge Knaben waren. Wir wünschen sie so, daß wir selbst an ihnen wieder das Erröten lernen; daß uns die Knie zittern, wenn wir sie lieben; daß wir sie nur im Traum zu küssen wagen. Wir möchten für sie schwärmen dürfen. — Wo sind diese Mädchen nun? Sie sind in den Erzählungen des sanften *Francis Jammes*, und *Klara, Almaide, Röslein* blieben lebendig im Roman der drei jungen Mädchen (in einem wunderschönen Band beim verdienst- und geschmackvollen Verleger-Uebersetzer Jakob *Hegner* in Leipzig eben neu erschienen). Vielleicht ist das ein Zeugnis, daß sie wirklich noch leben. Freilich lernt man aus diesen poetischen, zierlichen, dennoch nicht blutlosen Erzählungen, daß nahe der Einfalt die Ueberspanntheit wohnt und die Hysterie nahe der Naivetät. Aber welch ein keckes und schmähhches und zudringliches Wort ist dieser Begriff Hysterie, anachronistisch in den klaren Inhalten dieser Herzensstudien, über denen der Lavendelduft verblichener Familialben liegt. Doch nicht verstaubt, durchduftet sind diese Erzählungen, und die innige Nachbarschaft des Dichters Francis Jammes zur Natur, die er liebt und betrachtet, seine gläubige Kenntnis des Mädchenherzens — Seelensehnsucht, nicht Psychoanalyse — ist wahrlich imstande, den Leser seiner großen klaren Buchstaben für einige Stunden von allem Unrat der Gegenwart zu reinigen. Lest diese drei Mädchen! V. W.

**Der deutschen Republik fehlen Gläubige;** die Idealisten schreiben ganz rechts oder ganz links, in der Mitte ist nichts als Gänsefüßchen-Literatur: Begeisterung wird durch Ironie, zukunftsweisender Wille durch Skepsis ersetzt. „Erdverbundenheit“ und „Liebe zur Scholle“ an Hamsum zu rühmen, gilt als schick; so etwas wird auch noch den jungen Franzosen erlaubt; unsere Romane sind Stadtgewächse. Aber nicht alle. *Heinrich Eduard Jacob* schafft plötzlich einen Roman der deutschen Landschaft. Jedes dieser beiden Worte ist gleich gewichtig zu nehmen. Seine *Magd von Aachen* (Paul Zsolnay Verlag), verwurzelt in der historischen Landschaft des Niederrheins, überspringt die Grenzen, welche Staaten errichtet haben, und ihre Nichtachtung der kunstvoll aufgerichteten Schranken zwischen den Völkern wirkt mit der Kraft gültiger Symbole. Das Wunderbare an diesem Buche ist, daß hier die Gegenwart nicht für die Politik zurechtgeschnitten wird; sondern sie wird in ihrer tiefen Wahrheit gedeutet und gültig gestaltet. Diese Magd von Aachen bleibt immer in ihrem eigenen Lebensraum, und die Dinge gehen nur wie Schatten, wie Andeutungen von Wirklichkeit, über sie hin, streifen sie, entlocken ihr Lächeln oder Trauer, aber werden durchscheinend immer nur durch ihre eigene Wesenhaftigkeit. So mutet das Buch an wie ein Märchen, eines jener großen Märchen freilich, die ganz zur Literatur im strengsten Sinne gehören und doch ganz zum Volke sprechen, um dessen verborgene Leiden und Freuden der Dichter Heinrich Eduard Jacob weiß. Er hat es verstanden, ein Problem von bitterster Aktualität im Roman darzustellen, ohne eigentlich ins Problematische abzugleiten: Er löst es fast spielerisch, in der Musik seiner Sprache, die von gutem Humor gesättigt ist. Otto Zarek

**Mädchenhandel, Mädchenschulen, Mädchenschutz** — diese drei Begriffe, die sich mit „Mädchen“ verbinden, können im zweiten Band von *Meyers Kleinem Lexikon* (Bibliographisches Institut, Leipzig) nachgelesen werden. Auch dreimal „Jungfrau“, womit ja auch ein Sternbild des Tierkreises und ein Berggipfel bezeichnet sind. Mancher andere Begriff, der in die Interessensphäre des jungen Mädchens fällt, wie Auto, Fernsprecher, Backfisch, Edelstein und viele Frauenangelegenheiten im ersten Band. Auf drei Bände nämlich ist dieses neue Lexikon berechnet, und die ersten zwei, A — G — P, sind bereits erschienen. Erstaunlich, was diese beiden Bände auf zweitausend Seiten alles umfassen, erstaunlich die Bildbeilagen, Karten usw. Die konzentrierte Form macht dieses Lexikon zum raschen Nachschlagewerk, zum reinen Register besonders geeignet.

---

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



**EMPFEHLENSWERTE  
HOTELS UND RESTAURANTS  
IN FRANKREICH**



**CAFÉ—BRASSERIE**

Dîners — Soupers  
son Bar Américain  
**PARIS**

Zentrum des  
**MONTPARNASSE**

**Le Dôme**

Rendez-vous inter-  
national des artistes.

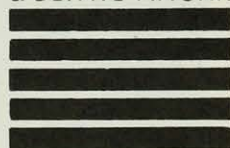
Ouvert toute la nuit!

**RESTAURANT BOSCH**

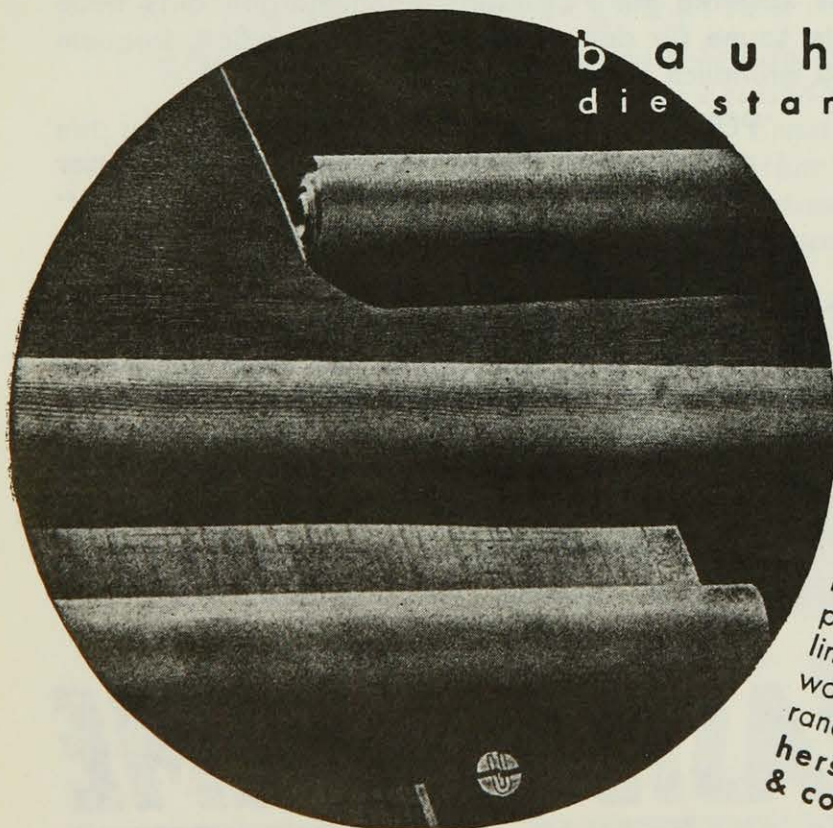
Paris, 135, Avenue Malakoff  
(Porte Maillot), am Eingang  
des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte  
Weine, mäßige Preise.  
Spezialitäten: Poularde,  
Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.

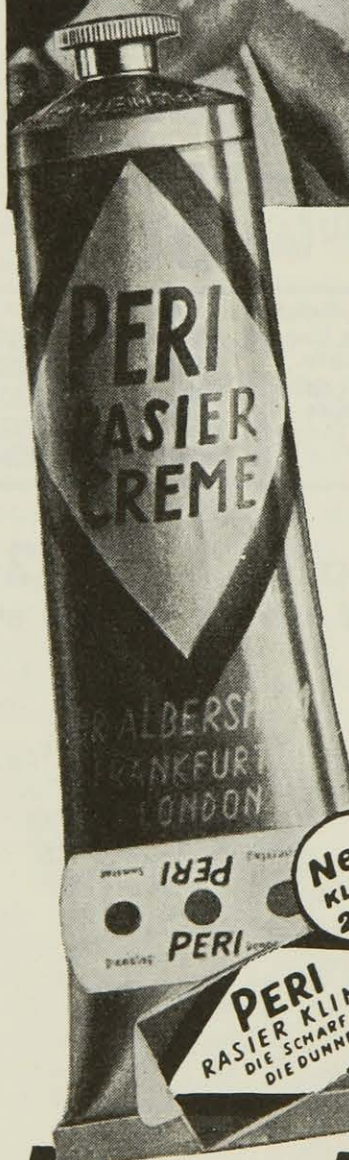


**b a u h a u s 3 2**  
die standardtapete



lassen sie sich von  
ihrer tapetenhand-  
lung das blaue und  
gelbe bauhausbuch  
32vorlegen. 250 farb-  
töne. moderneruhige  
musterung, i. g. farben  
90 g. p. qm schweres  
papier, preise von  
**rm 0.63 bis 1.25 p.**  
rolle. ausgezeichnet  
auf der deutschen  
bauausstellung ber-  
lin mit dem ehren-  
preis der stadt ber-  
lin. nur echt mit dem  
wort „bauhaus“ am  
rande jeder rolle.  
hersteller: rasch  
& co., bramsche





## Sie verlieren die Angst vorm Rasieren

wenn Sie's einmal mit PERI probieren. Denn PERI RASIER-CREME erleichtert die erste Morgenarbeit selbst Männern mit starkem Bartwuchs und empfindlicher Gesichtshaut. Das Rasieren mit PERI gibt jeden Morgen aufs neue gute Laune für den ganzen Tag, weil es flott, bequem und gründlich vonstatten geht.

PERI RASIER-CREME ist blütenweiß, bezwingt den stärksten Bart. Reichliche Anwendung von Wasser beim Einpinseln macht das Haar bis in seine Wurzeln besonders weich. Der Bart ist rasch schnittreif, die Klingen werden geschont. Eine Minute Einschäumen genügt. Einreiben mit den Fingern unnötig. Nach der Rasur mit PERI RASIER-CREME ist die Haut sammetweich. Und jetzt zur letzten Vervollkommnung der PERI-Rasur die neue, extra dünne PERI-Klinge DRGM zu 20 Pfg. Dann wird der Bart geradezu weggewischt.

**PERI RASIER-CREME Tube zu 50 Pfennig und Mark 1.25. Benutzen Sie die neue, extra dünne Peri Rasier-Klinge.**

# PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. M., PARIS, LONDON



# DER QUERSCHNITT

---

XII. Jahrgang

Berlin, Ende Mai 1932

Heft 5

## INHALT

<i>Kardinal Faulhaber</i> : Summarische Antwort . . . . .	309
<i>O. B. Server</i> : Wie wird man Abgeordneter? . . . . .	313
<i>Harald Hegge</i> : Blauäugige Demokratie . . . . .	315
<i>Kurt Freiherr von Reibnitz</i> : Die Kaiserkinder . . . . .	318
<i>S. Dmitrijewskij</i> : Bildnis Ivar Kreugers . . . . .	322
<i>Julo Fehr</i> : Segen der Inflation . . . . .	327
<i>Gregor Land</i> : Verteidigung der Bilderfälscher . . . . .	331
<i>Heinz-Willi Jüngst</i> : Wohnbau für Zeitgenossen . . . . .	334
<i>Ronald A. Knox</i> : Psychoanalyse des Struwelpeters . . . . .	338
<i>Nathan Asch</i> : Men love me not . . . . .	345
<i>Anita</i> : „Les snobs de la purée“ . . . . .	345
<i>Annemarie Hering</i> : Kubitz leider in Ordnung . . . . .	346
<i>Karel Čapek</i> : Anmerkungen zur Pornographie . . . . .	347

## Marginalien:

*Karl Lohs*: Aus der Mannequin-Schule geplaudert / Vom Einbruch der Wirtschaft in den Feuilletonismus / Namen, die man nicht verwechseln darf / *Ernst Lorsy*: Wenn Wilhelm Ostwald . . . / *Herbert Günther*: Der Straßenbahnschaffner / *Hermann Rößler*: Erfahrungen mit nordischen Mädchen / *Amerikanische Randbemerkungen zum chinesisch-japanischen Konflikt* / *Monty Jacobs*: Umgang mit Töchtern / *Paul Baumgarten*: Erlebnis mit einem Berliner Serviermädchen / *Marysa*: Bekenntnisse eines Backfisches / *Neues aus Düsseldorf* / *Wiener Aristokraten-Anekdoten* / *Nacktkultur in England* / *Harry Domela*: Das Mädchen mit den Glasscherben / *Vivo*: Kleine Reisefreuden / *Gustav Grüner*: Verleger, Autor und Werk / *Bücher- und Schallplatten-Querschnitt*

Umschlagbild nach einer Montage von Erik Nitsche

---

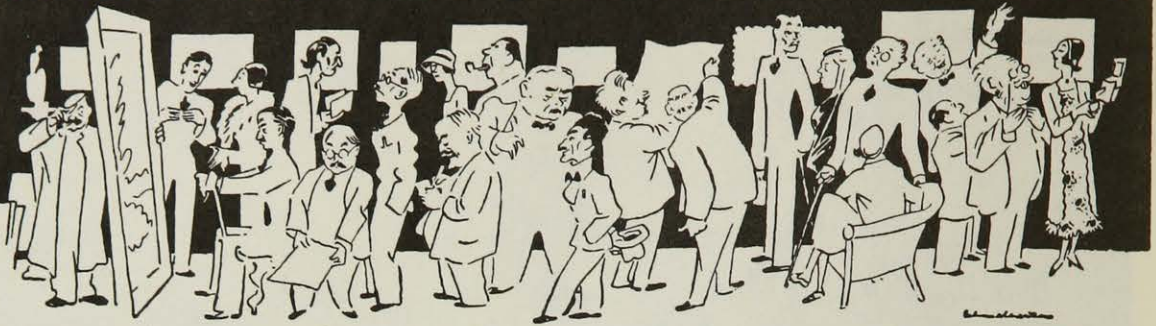
Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

---

Chefredakteur: Victor Wittner



# KUNST *und* AUKTIONEN



Galerie • Verlag  
Graph. Kabinett

**NEUMANN-NIERENDORF**

Berlin W 10, Königin-Augusta-Str. 22 (Potsd. Brücke)

Gemälde alter Meister

**GALERIE  
FRITZ ROTHMANN**

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Zeitgenössische Kunst  
Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

**GALERIE  
FERDINAND MÖLLER**

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Gemälde  
moderner Meister

**GALERIE WEBER**

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

BERLINER SOMMERSCHAU 1932



**SONNE  
LUFT u. HAUS  
FÜR ALLE**

AUSSTELLUNG FÜR ANBAUHAUS  
KLEINGARTEN UND WOCHENENDE  
14. MAI - 7. AUGUST

Auskünfte und Prospekte durch  
das Ausstellungs-, Messe- und Frem-  
denverkehrs-Amt der Stadt Berlin,  
Berlin-Charlottenburg 9, Königin-Elisa-  
beth-Straße 22, und die Reisebüros

**PILOT**  
3 X 4 cm

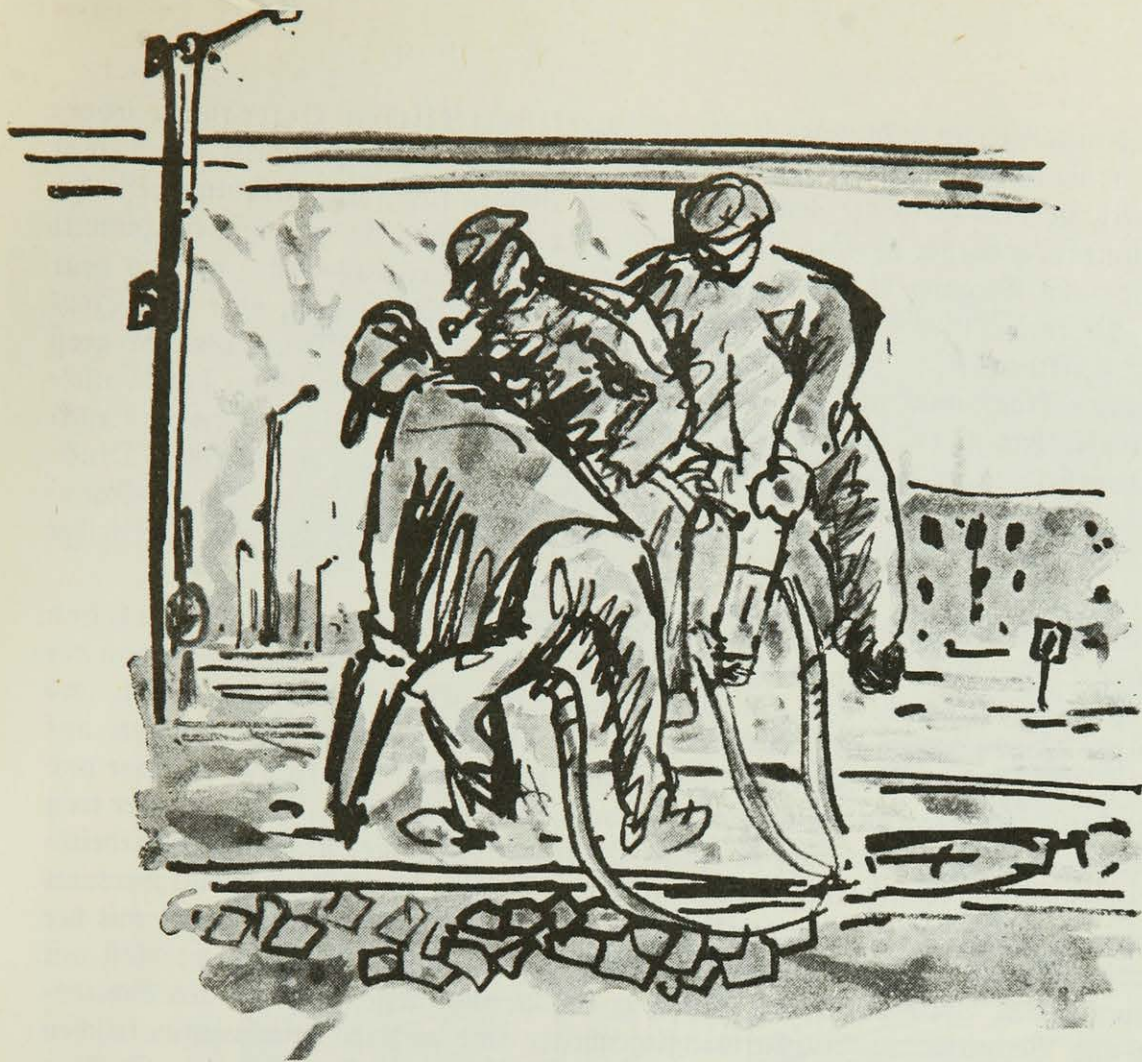


mit Xenar 3,5  
**Mk 160.-**

Mattscheiben-  
Reflex-  
Springkamera

Verlangen Sie **KAMERA**  **WERKSTÄTTEN** kostenl. Druckschrift Qi  
**GUTHE & THORSCH** **DRESDEN**, Bärensteiner-Str. 434





Fritz Petschelt

## Summarische Antwort

Von

*M. Kardinal Faulhaber*

Erzbischof von München

München, Tag und Jahr des Poststempels.

Eu er Hochwohlgeboren

E waren so freundlich, mir einen umfangreichen Brief — eine Zeitung — einen Zeitungsausschnitt — eine Zeitschrift — einen Abdruck daraus — eine Doktordissertation — ein Gedicht — ein Buch — ein für den Druck bestimmtes Manuskript — eine Denkschrift — ein „Programm“ zu übersenden. Zu meinem Bedauern kann ich auf Ihre Anfrage oder Ihr Ansuchen eine Zusage nicht geben, weil ich, mit amtlichen Arbeiten überlastet, weitere nebenamtliche oder außeramtliche Verpflichtungen nicht übernehmen kann. Ich möchte aber nicht versäumen, wenigstens auf diesem Wege Ihnen für Ihre Freundlichkeit zu danken und mit ergebenem Gruß folgende summarische Antwort zu geben:

1. Es ist mir leider nicht möglich, auf alle Briefe einzeln zu antworten. Klagen Sie nicht, Sie hätten „nicht einmal eine Antwort bekommen“, es ist wirklich unmöglich, diese Stöße von täglichem Posteinlauf aufzuarbeiten und einzeln zu beantworten, solange ich nur zwei Schreibmaschinen und einen nur 24stündigen Tag zur Verfügung habe. Dabei müssen die hauptamtlichen Pflichtenkreise eines Bischofs den Vorzug behalten vor allen privaten, und die diözesanen Verwaltungsfragen vor allem Nichtdiözesanen.

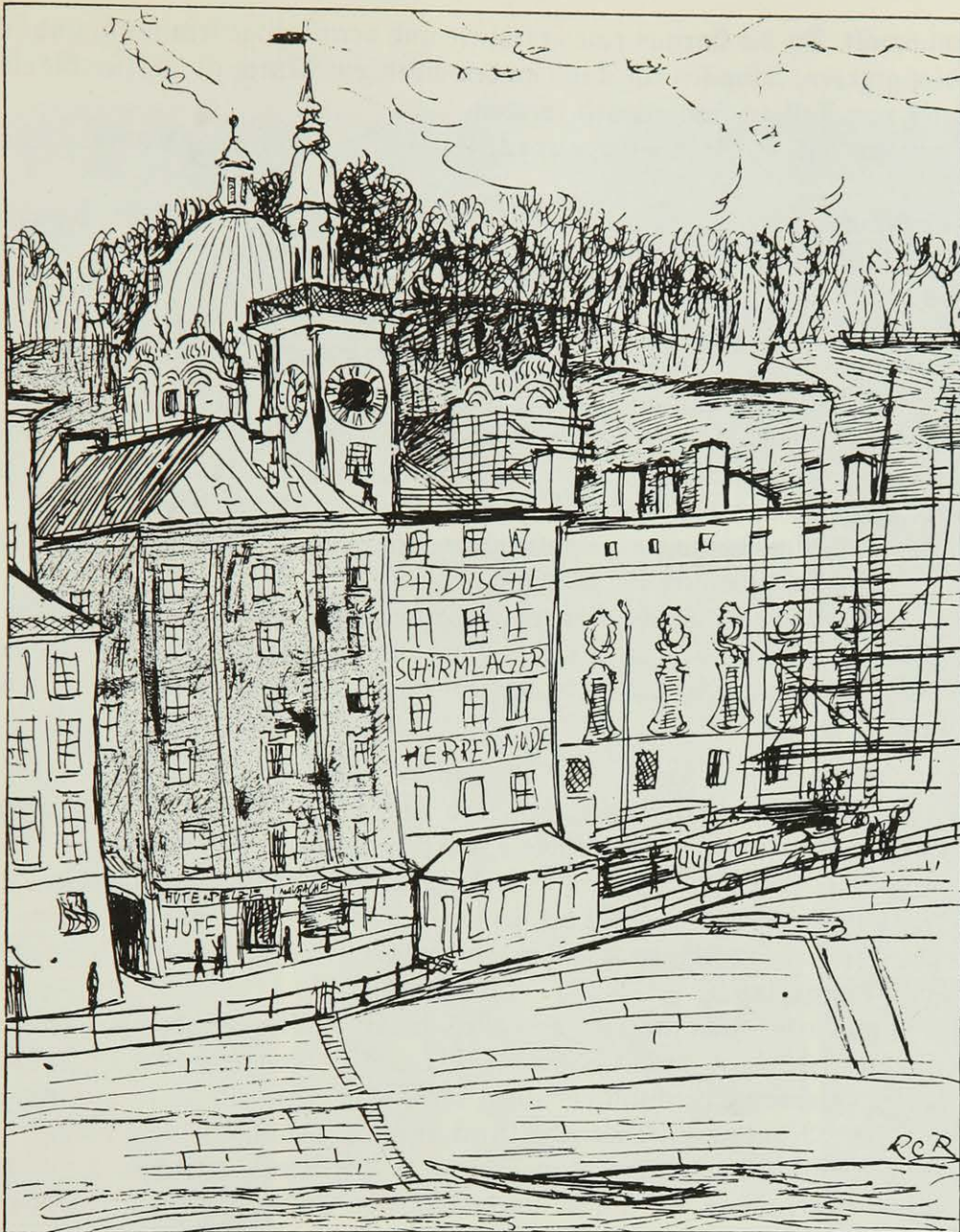


2. Es ist mir leider nicht möglich, einen schriftstellerischen Beitrag zu übernehmen, sei es ein Geleitwort zu einem Buche oder einer neuen Zeitschrift, sei es einen Festartikel für Ihre geschätzte Zeitung oder einen Beitrag für Ihre „Festnummer“ oder Jubiläumsausgabe, sei es eine Abhandlung über irgendeine Frage zwischen Himmel und Erde aus Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, seien es auch „nur ein paar Sätze“, sei es ein Gutachten über irgendeine literarische Erscheinung oder eine Empfehlung derselben, sei es eine gutachtliche Äußerung über einen Film oder Ihr groß angelegtes „Programm“ für vaterländischen oder sittlichen Wiederaufbau der Menschheit. Empfehlungen gebe ich grundsätzlich nur, wenn ich eine Drucksache oder ein Druckmanuskript selber gelesen habe; zum Lesen der vielen Tag für Tag einlaufenden Drucksachen fehlt mir aber die Zeit, wie mir auch die ruhige Stunde fehlt, meine eigenen Manuskripte druckfertig zu machen. Einen Verleger für Ihr Buch wollen Sie gefälligst selber suchen.

3. Es ist mir leider nicht möglich, Stellen oder Wohnungen oder Darlehen zu vermitteln. Wie jedem sozial gesinnten Menschen liegt mir der Stellenabbau der letzten Zeit, der Tausende und Tausende aus sicherem Einkommen gerissen hat, und ebenso die Wohnungsnot und Kreditnot, die alle Unternehmungen lähmt, schwer auf der Seele. Die verhängnisvollen Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher Notlage und religiös-sittlichem Leben sind mir nicht unbekannt. Mit bestem Willen kann ich aber trotz aller Teilnahme mein Haus nicht zu einem Stellenvermittlungsamte, zu einem Arbeitsamt, zu einem Wohnungsamt, zu einem Leihamt oder öffentlichen Wohlfahrtsamt umbauen. Gewiß ist es heiliges Herkommen der Kirche, Caritas zu üben und mit der Seelsorge soviel als möglich Fürsorge zu verbinden. Christus hat aber nicht bloß mit dem hungernden Volke Erbarmen gehabt, er hat es auch abgelehnt, sich als Schiedsrichter und Vermittler in Erbschaftsangelegenheiten und anderen rein wirtschaftlichen Fragen anrufen zu lassen, und die Apostel haben für die Armenpflege besondere Diakone bestellt, um selber für die religiöse Mission freie Hand zu behalten. Euer Hochwohlgeboren wissen viele Gründe anzuführen, warum Sie gerade in München eine Stelle suchen, vergessen aber, daß in München die Arbeitslosigkeit noch größer ist als anderswo, und daß in München jede einigermaßen anständig bezahlte Stelle von hundert Anwärtern umlagert ist. Sie befinden sich in einem Irrtum, wenn Sie schreiben: „Bei Ihren hohen Beziehungen, Herr Kardinal, wird es Ihnen ein leichtes sein, durch Empfehlung meine Bitte zu erfüllen“ oder wenn Sie annehmen, „reiche Katholiken stünden mir in großer Zahl zur Seite und machten sich eine Ehre daraus, Ihnen durch meine Hand ein Kapital zu schenken oder zu leihen.“ Die kirchlichen Stiftungen und der große Unbekannte „irgend ein Fond“ sind durch die Inflation der deutschen Mark ebenso wertlos geworden wie jedes Privatvermögen. Auch für Klöster und Stifte, die von Ordensschwestern geleitet werden, kann ich den Wohnungsvermittler nicht machen, weil die Klosterräume und die Stifte ebenso und noch mehr unter der Wohnungsnot leiden und für die Stifte seit Jahren Hunderte vorgemerkt sind.

4. Es ist mir leider nicht möglich, Almosen und Unterstützungen in großen Summen oder in regelmäßigen Spenden zu geben. Die Gaben aus dem Auslande haben fast ganz aufgehört und im Inlande ist gerade der Mittelstand, der früher für die Armenkasse der Kirche sorgte, jetzt selber bitter arm geworden. Sie beteuern in Ihrem Schreiben, Sie wollten kein Almosen, sondern „nur“ ein Darlehen, als Studienbeihilfe, zur Bestreitung von Beerdigungskosten oder Umzugskosten oder um ein Geschäft anzufangen oder eine Werkstätte einzurichten oder Arbeitskleider anzuschaffen oder Pfänder aus dem Pfandhaus auszulösen. Oder Sie beteuern, Sie wollten auch kein Darlehen, sondern nur eine Bürgschaft für Geldanleihe bei einer Bank oder einer von mir zu vermittelnden Stelle. Oder Sie beteuern, Sie wollten auch keine Bürgschaft, sondern „nur“ ein paar





R. v. Ripper

Salzburg

Adressen von amerikanischen Wohltätern, die gewiß nicht wußten, was sie mit ihrem in vierzigjähriger Arbeit sauer verdienten Geld anfangen sollten. Sie versichern „auf Ehrenwort“, Sie wollten alles mit Zinsen in drei Monaten zurückbezahlen, und beweisen damit, daß Sie wirtschaftlich nicht rechnen können. Sie drohen, Sie würden, wenn Sie kein Geld bekommen, vom Glauben abfallen oder Selbstmord begehen oder an die kirchenseindliche Presse sich wenden, und wissen doch, daß der Glaube eine Sache des Gewissens, nicht des Geldes ist, und daß der überlegte Selbstmord Sie in ein noch größeres und ewiges Unglück stürzt. Viele verlangen Reisegeld, um „zur Beerdigung der Mutter“ nach Stettin zu fahren oder eine Arbeitsstelle in Stuttgart oder „auf dem Balkan“ anzutreten, weil ihnen ein Kollege in der Herberge diesen stark abgenützten Vorwand geraten hat. Bittgesuche, die von fremder Hand geschrieben sind, werden im voraus nicht berücksichtigt, wenn diese fremde Hand nicht mitunterzeichnet. Es ist nämlich auffallend, wie viele Gesuche für Kriegervitwen von Männerhand geschrieben sind, und wieviel stärker die Flut von Bittgesuchen in den Tagen des Karnevals oder des Oktober-



festes anschwillt. Da die Caritas eine geordnete und vernünftige sein muß, und jedes an Unwürdige gegebene Almosen ein Raub an den würdigen Armen ist, müssen die einzelnen Bittgesuche von Fall zu Fall geprüft werden.

5. Es ist mir leider nicht möglich, auf zahllose Gesuche mit anderen Anliegen einzugehen,

nicht möglich, Ihrem Verein, — Ihrer Arbeitsgemeinschaft, — Ihrem Hilfsausschuß beizutreten, denn diese Werke sind in meiner näheren Umgebung bereits zahlreich wie der Sand am Meere;

nicht möglich, Beiträge für Kirchenbauten, Vereinshäuser, Vereinsfahnen, Turnhallen und Sportplätze zu leisten, denn der Bischof von München hat selber ein ganzes Duzend von Diözesankirchen zu bauen;

nicht möglich, Vorträge oder Predigten oder auch „nur kleine Ansprachen“ außerhalb der Diözese zu übernehmen, denn der Bischof von München kann nicht einmal auf alle ähnlichen Anfragen aus der eigenen Diözese eine zusagende Antwort geben;

nicht möglich, Empfehlungen an italienische Klöster oder an einzelne Stellen in Rom zu geben, oder Einreisepapiere für Amerika zu erwirken;

nicht möglich, Lohnerhöhungen oder Gehaltszulagen bei den Arbeitgebern anzufordern, oder Gesuche an das Justizministerium um Begnadigung Ihres Mannes oder Ihres Sohnes einzureichen, der „nur wegen einer politischen Sache unschuldig verurteilt wurde“;

u. dgl. u. dgl.

Für alle Zuschriften werden Sie dringend und höflich ersucht, keine Zeugnisse beizulegen (Heimatschein, Militärpapiere, Vermögenszeugnis, Mietzinsbuch, Krankenhausesentlassschein, Pfandhauszettel) oder wenigstens die Adresse des zuständigen katholischen Pfarramtes anzugeben, wohin die Zeugnisse zurückgeschickt werden können. Ebenso ersuche ich, alle langschweifigen und schmalernden Titulaturen im Bittschreiben und in der Adresse wegzulassen.

6. Es ist mir leider nicht möglich, von allen, die ein Anliegen haben, einen persönlichen Besuch entgegenzunehmen. Rein geschäftliche oder rein politische Besuche sind im voraus von meinem Sprechzimmer ausgeschlossen. Ebenso alle Anfragen wegen eines Ehekasus, deren Beantwortung an jeder Kirchentüre angeschlagen steht oder von jedem katholischen Geistlichen erfragt werden kann oder aus dem Fastenhirtenbrief 1925 zu ersehen ist, im besonderen die immer wiederkehrende Anfrage, ob Bischof oder Papst „in besonderen Fällen“ nicht doch eine gültige Ehe auflösen oder „in besonderen Fällen“ die Ehe mit einer geschiedenen Person gestatten können. Wirkliche Ehekasus sind nicht mündlich dem Bischof vorzutragen, sondern schriftlich dem geistlichen Ehegerichte des Erzbischöflichen Ordinariates (München, Pfandhausstr. 1) einzureichen. Auswärtige können nur dann mit der Entgegennahme ihres Besuches rechnen, wenn ihnen schriftlich oder durch Fernruf Tag und Stunde des Empfanges mitgeteilt wurde. Überhaupt möge man gefälligst bedenken, daß ein Besuch eine zweiseitige Sache ist, und daß die Stunde nicht bloß dem Besuchenden passen soll, sondern auch dem, dem die Ehre des Besuches gilt. Abordnungen, die für eine erledigte Pfarrei oder sonst eine seelsorgliche Stelle einen bestimmten Geistlichen erwirken wollen, mögen sich um eine Audienz beim Bischof nicht bemühen, weil die Kirche nicht demokratisch regiert wird und die oberhirtliche Stelle am besten weiß, was der Seelsorge in dieser oder jener Gemeinde am besten dient. Daß die Besucher ihre Anliegen ohne weit ausholende Einleitungen und in möglichster Kürze vortragen und die Antwort des Bischofs beim Weitererzählen nicht verstümmeln, ist eine Pflicht des allgemeinen Anstandes und der christlichen Wahrhaftigkeit.

Unter Wiederholung meiner besten Grüße darf ich hoffen, daß Sie die obenstehende summarische Antwort als eine Tat der Notwehr verstehen und verzeihen.





Gruß aus Zürich

Lilli Bielschowsky

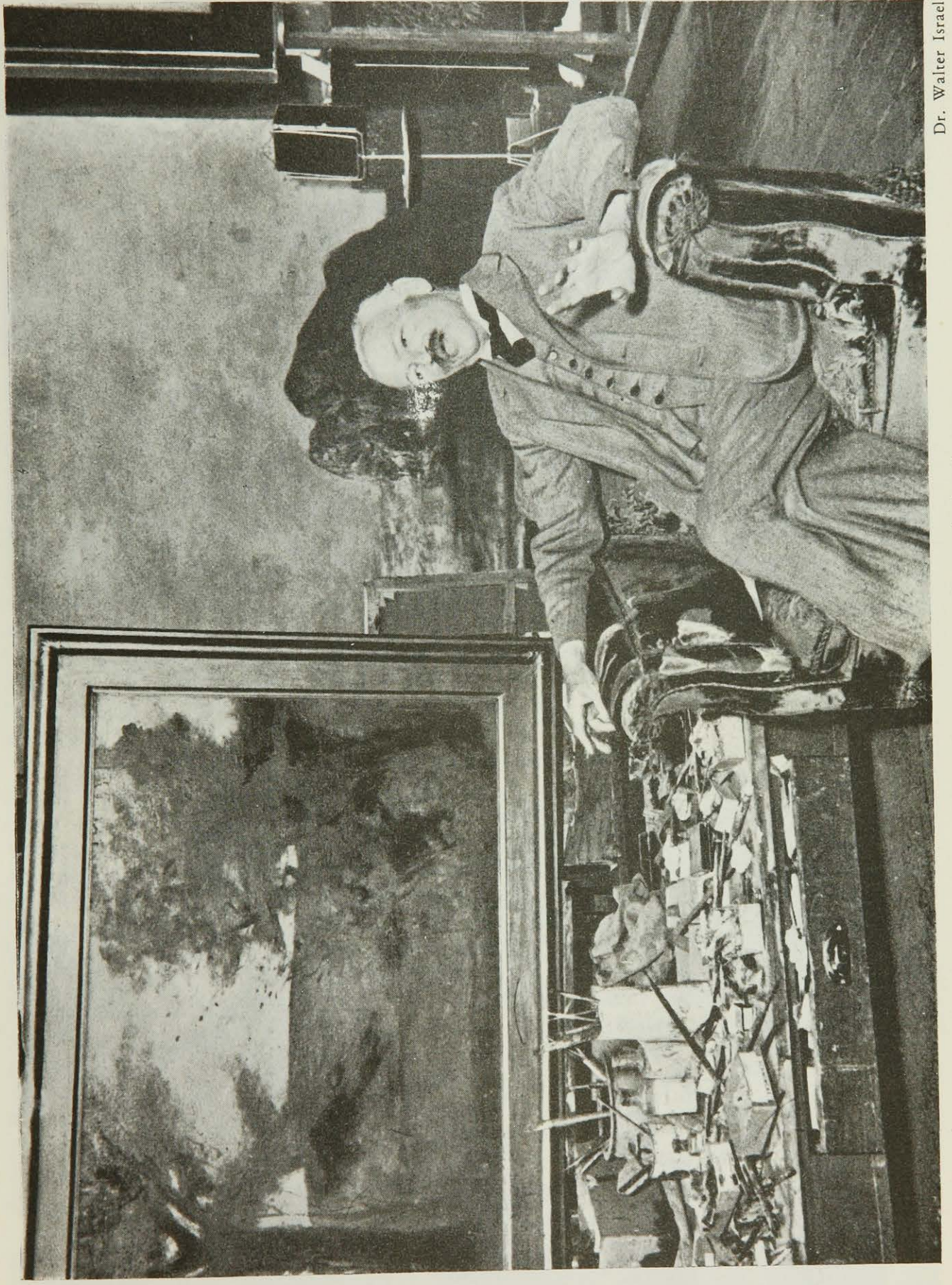




Bill Brandt

Der Sonntag





Lesser Ury (Letzte Atelier-Aufnahme)

Dr. Walter Israel





Chinesen in Schanghai schauen dem Krieg zu

Lotte Errell



Hinrichtung in Athen



# Wie wird man Abgeordneter?

Von

*O. B. Server*

Der Beruf des Abgeordneten ist ein schöner Beruf, schon wegen der langen, langen Ferien und der, auch während der Ferien als Schweigegeld weiterbezahlten, recht nahrhaften Diäten. Auch das Freibillett erster Klasse, der bestechende Visitenkarten-Effekt des M. d. R., die Persönlichkeitssteigerung, das Sesam-öffne-dich bei allen Türen, vom Ministerium bis zum Chef-Kontor, vom Universitäts-Dekanat bis zur Redaktion, und schließlich der Jagdschein der Immunität, so viel würdevoller als der des § 51, sind nicht zu verachten.

In Deutschland wird man Abgeordneter durch die Partei. Alles das Gute und Schlechte, was über das deutsche Parteiwesen zu sagen wäre, trifft für die Auswahl der Parlamentskandidaten zu. Die Darwinsche Auslese, die zum Überleben der Passendsten führen soll, ist leider auch bei der Auswahl der Volksvertreter nicht so häufig wirksam, wie sich gläubige politische Kinder das vorstellen.

Es führen verschiedene Wege zu dem beliebten Beruf. Der sichtbarste, ehrenvollste, aber auch der aufreibendste Weg zu einem Mandat ist der über die Popularität. Dafür ist aber der, der ihn ging, auf Lebenszeit versorgt. In aller Demut muß seine Partei *ihn bitten*, die Spitze ihrer Kandidatenliste zu zieren. Popularität ist: wenn jeder schon einmal den Namen gehört hat. Die Öffentlichkeit besteht hauptsächlich aus der Presse, dem Versammlungslokal, der Litfaßsäule, dem Nachbarn, den unbekanntem Mitreisenden, dem Radio, der Wochenschau, den Anekdoten der gegnerischen Witzblätter. Wie man es anstellt, die Medien der Öffentlichkeit in Trance zu versetzen, das ist eine ganz besondere Begabung, die nicht gelehrt und noch nicht einmal definiert werden kann.

Ebenfalls nicht zu lehren und gewissermaßen durch die Geburt bestimmt sind andere Fähigkeiten, die auch, richtig angewandt, mit ziemlicher Sicherheit zu einem Sitz in dem souveränen Machtkörper führen, bei dem „alle Gewalt vom Volke ausgeht“. Es sind nicht so sehr persönliche Fähigkeiten, es sind mehr die Fähigkeiten der Geld- und Machtmittel, die eine Persönlichkeit hinter ihrem Rücken hat. Wahlen kosten Geld, viel Geld. Es gibt auch Käuze, die hiezu das eigene Geld verwenden, nur aus dem rührenden Ehrgeiz, Abgeordneter zu werden. Diese Typen sind in Deutschland besonders selten, denn Deutschland wählt Listen, das Geld kommt in die Wahlkasse, und da gibt's leicht Kuddelmuddel. Was nützt es Herrn A., wenn sein Geld dann doch für die Wahl des Herrn B. verwendet wird? Weniger rührend als der Ehrgeiz der Selbstzahler sind die volksvertretenden Stroh-männer gewisser zahlender Industrie-gruppierungen. Um solch einem Mandat seinen Namen zu leihen, muß man viel Reputierlichkeit und wenig Gewissen, viel Personalkennntnis und wenig Eigenwilligkeit, viel Einfluß in den parlamentarischen Ausschüssen und wenig Beziehung zur Wählermasse haben. Für diese Art Kandidaten ist das Parlament nur eine Durchgangsstation. Ihre Karriere geht hoch darüber hinaus und endet in den Klubsesseln der schwerindustriellen Direktionsbüros.

Ein anderer, diesmal wieder ein ehrenvoller Weg, der aber große Anforderungen an das Sitzleder stellt, ist das Hinauf-Dienen. Mit dem Zettelverteilen fängt es an. Über die Mitglieder-Kartothek, den Versammlungsbericht, das Festkomitee, die Kassenverwaltung geht es weiter. Dann kommt der Sitz des Revisors, beigeordnet



dem Ortsvorstand der Dorfpartei, dann die Entsendung zur Delegierten-Versammlung des Bezirks-Parteiverbandes, dann der Vorstandssitz in der Gebietspartei der Kreishauptmannschaft, dann der Schriftführerposten im Vorstand der Landeshauptversammlung, dann wird man in die Delegationskosten-Berechnungskommission des Reichsparteitages gewählt, und dann kann doch unmöglich irgend jemand einem so brauchbaren Parteimitglied die Anwartschaft auf ein Parlamentsmandat an sicherer dritter oder vierter Stelle absprechen. Und damit hat der wackere Schriftgelehrte des Parteistatutes für den Rest seines Lebens ausgesorgt.



— *Meine Herren, wir stehen mit einem Fuß im Abgrund, und mit dem andern nagen wir am Hungertuch!*

Dekorationsmaler . . . Wir Lokomotivführer . . . Wir Hausbesitzer . . . Wir Berufsschullehrer . . . Wir Provinzialhebammen . . . Wir Zivilsupernumerare . . . Wir Betriebsassistenten . . . Die Regierungszeit dieser Berufskönige dauert selten länger als die Legislaturperiode des Parlaments, in das sie gewählt wurden. Noch nicht einer hat es fertiggebracht, im Abgeordnetenhaus die bäcklerischen, lokomotivführerischen zivilsupernumeraristischen Gedankengänge und Sonderinteressen mit befriedigender Energie zu vertreten.

Noch ein Weg führt ins Parlament, der Weg des Wunders. Die, die ihn gegangen sind, müssen sich dabei wie verzaubert vorkommen. Es stehen auf jeder Liste ein gutes Dutzend Zählkandidaten, die Nachhut, die nicht zählt. In politisch stürmischen Zeiten kann eine Erfolgswoge, die ihre Partei plötzlich hochträgt, auch sie auf die hinteren Bänke des Plenarsaales spülen. Dort sitzen sie und lauern mit gespanntester Aufmerksamkeit, ob die Parteikanonen vorn rote oder weiße oder blaue Stimmkarten schwingen. Sie sind nicht farbenblind. Rot heißt: Nein! Weiß: Ja! Blau: Enthaltensamkeit! — Wahrscheinlich sind sie stumm, denn noch nie hat man einen von ihnen sprechen gehört.



# Blauäugige Demokratie

Von

*Harald Hegge*

*„Man wende sich, wenn die königliche Familie nicht anwesend ist, an den Vagtmester, der im südlichen Flügel im Kellergeschoß wohnt.“*

Um es gleich zu sagen: so demokratisch, wie es nach der entzückenden syntaktischen Fehlleistung in Griebens Reiseführer (Norwegen, Seite 69, Oslo, Das königliche Schloß) den Anschein erweckt, so demokratisch sind wir nun wieder nicht: es ist nicht bekannt geworden, daß der König, wenn die königliche Familie doch anwesend ist, dem klingelnden Fremden persönlich die Vordertür geöffnet hätte, um ihn herumzuführen. Aber, auch richtig gelesen und richtig verstanden, gibt Griebens Rezept einen Begriff von nordischer Demokratie: man ist nämlich entweder zu Hause oder nicht. Das Schloß, äußerlich ein Schloß wie andere Schlösser und sogar vom alten Schinkel entworfen, ist ein Wohnhaus. Man zieht auf Sommerwohnung, man ist bei Freunden zu Logierbesuch, ohne das feierliche Drum und Dran eines fürstlichen Domizilwechsels, der überall jene drückende höfische Atmosphäre zurückläßt. Wohnt man auf Kongsäter oder beim Hofjägermeister, so begibt man sich morgens um zehn an die Regierungsgeschäfte, wie die anderen Osloer sich morgens um zehn an ihre Geschäfte begeben. Man sitzt in der Holmenkollbahn und liest die Zeitung. Es gibt keinen anderen Weg hinunter in die Stadt. Die große Landstraße ist für Autos und andere Fahrzeuge gesperrt, solange Schnee liegt: Rodler und Skiläufer herrschen hier souverän.

Mein Freund Ragnar, der ein Bedürfnis nach weniger summarischen Beförderungsmitteln hat, läßt sich auf Skiern von seinem Hund, einem deutschen Doberfräulein adligsten Gezüchts, ins Büro ziehen. (Das heißt Ski-Kjöring, nicht „Jöring“, wie die Deutschen immer schreiben, wird Chöring gesprochen und besagt nichts anderes als Ski-Fahren, denn ohne Zugtier betrieben nennen wir unseren Nationalsport: Ski-Gehen.)

Mein Freund Ragnar ist bereits von neun bis zehn Ski gegangen. Er hat ein kleines Malheur gehabt, er hat die Königin angerannt und umgeworfen. Er hat „Entschuldigung, Fraue“ gesagt — diese schöne deutsche Anrede hat sich bei uns erhalten — und sie wieder aufgehoben, die Royal Princess of Great Britain. Während der Mittagspause trifft er sie wieder in der Stadt. Ohne jede Begleitung als ihre beiden Hunde. Das imponiert ihm. „Verflucht, ich glaube, man kann anfangen, sie zu grüßen.“ Ragnar ist aus ältestem Bauerngeschlecht, stockkonservativ, Nachkomme von Pastoren, Soldaten, Pastoren, er hat gegen die Verminderung der königlichen Apanage gestimmt und zur Silberhochzeit ein Geschenk gemacht, aber grüßen: das ist nicht so einfach.

Sein Oheim Palle auf Vigsnes, ein alter Bauer, dessen Sippe seit vierzehn Generationen auf dem gleichen Hof haust, gehörte zu jenen Familien, die der alte König Oskar von Schweden auf seinen jährlichen Norwegenreisen reihum be-



suchen mußte. (Daß diese Reisen seltener und kürzer wurden, war, allen Ernstes, eine der psychologischen Ursachen der Separation von 1905.) Palle empfing den König, wie weiland Harald Schönhaar einen verbündeten Häuptling empfangen haben würde: er ließ in der Peisestua, dem nach dem offenen Kamin genannten Haupt- und Festraum des norwegischen Hauses, für sich und den König decken, nebenan für die Königin, das Gefolge und Gesinde. Er hatte auch gehört, was neuer Schick und Brauch sei, und begann jeden Satz mit „Deine Majestät“. Der König machte gute Miene und duzte ihn wieder:

„Du hast so gute Zigarren, Palle, darf ich mir noch eine nehmen?“

„Verflucht, nimm die ganze Kiste, Deine Majestät!“

Die norwegische Demokratie ist keine Parteisache, sie ist eine Demokratie von unten herauf, eine gewachsene Demokratie, eine sakrale Demokratie. Was überall sonst schärfster Gegensatz ist, wird hier vereinbar. Wie anders ist es sonst verständlich, daß bestimmte Berufsgruppen, bestimmte Handwerke während bestimmter Wochen des Jahres „ihre Ferien“ haben, so die Allgemeinheit zwingend, sich eine Zeitlang ihren Dreck allein zu machen. Wie anders ist es denkbar, daß, wenn ein Viertel der Abiturienten durchfällt, ein Untersuchungsverfahren erfolgt — gegen das Prüfungskollegium. Wie vor allem ist es anders begreiflich, daß diese revolutionären Einrichtungen „konservativen“ Ursprungs sind, während die nationale Sprachbewegung, die nationale Namensbewegung, die Abstinenzbewegung, deren Träger überall in der Welt Konservative sind, zu den Streitrufern der radikalen Partei gehören.

Gewiß, unsere Verhältnisse sind klein: Ole Olsen und Jens Jensen lesen sich und ihre Familienverhältnisse oft und ausführlich in der Zeitung. Sie wissen, daß Konsul Irgens aus Bodö am Mittwoch im Grandhotel sein wird, sie wissen auch, weshalb er nach Oslo kommt und daß er unverrichteter Dinge wieder abfahren wird.

In meinem Viertel gibt es einen Mann namens Larsen mit dem Holz. Er bringt das Brennholz für alle Stockwerke aller Häuser. Er liefert es nicht etwa, er trägt es vom Keller herauf. Dieser Mann Larsen hat sich etwas Geld gespart. Wird er einen „Holzhandel“ anfangen? Nein, er kauft sich draußen im Fjord ein Endchen Ufer, auf seinem Grundstück gibt es eine winzige Seehütte, sechserlei Bäume und sogar Süßwasser. Der Mann Larsen verbringt im Sommer ein reichlich bemessenes Wochenende mit Fischfang und Nichtstun auf seiner Hütte. Der Gelegenheitsarbeiter Larsen. Kapitalgewinn zum Zweck der Befriedigung erhöhter Lebensbedürfnisse! Aus welchem Winkel unseres kranken Planeten habe ich das schon einmal gehört?

Möglich, daß Larsen Geld von der Hypothekenbank hat. Möglich, daß die Bank falliert, daß Larsen bettelarm wird inmitten der Segnungen unserer demokratischen Lebensform. Aber bis dahin nimmt Larsen teil an dem Staate, dessen Teil er so sichtbar ist. Larsen will wissen, wie regiert wird, weil er es ist, der regiert wird und regiert. Das kann ihm niemand verwehren, auch nicht unser großer alter Mann, der grimmige Hasser der Städte, Geschäfte und Geschäftigkeiten, der nie wieder ein Buch schreiben will, und dessen Name hier aus Ehrfurcht nicht genannt werden soll, weil mit ihm in diesen Kategorien nicht gerechnet werden kann.



Alles in allem sind wir kleine Leute, wir im ältesten Königreich Europas. Wir müssen Menschen exportieren, die zu Amerikanern werden und, wie jene, nach einiger Zeit zu Sioux. Aber auch wir im alten Land sind nicht so blond, wie man häufig glaubt. Unsere Stammväter, dem nordischen Beruf der Wikingerschaft hingegeben, brachten von fremden Küsten allerhand Dunkelhäutiges mit, und dank mehrerer finnischer und lappischer Invasionen unterhalten wir rassische Verwandtschaftsbeziehungen zu Ungarn, Türken und anderen Mongolen.

Vielleicht ist es an der Zeit, uns aufzunorden.



— *Pfui, du ungezogener Wind!*



# Die Kaiserkinder

Von

*Kurt Freiherrn v. Reibnitz*

Es war gewiß nicht leicht, ein Sohn Wilhelms II. zu sein. Ein väterliches Verhältnis hatte der Kaiser nur zu seiner Tochter, die Söhne waren für ihn in erster Linie Prinzen des Königlichen Hauses, für die mehr noch als für andere Untertanen das Wort des großen Friedrich galt, das er dem alten Dessauer kurz nach seinem Regierungsantritt auf die Bitte, ihm den Oberbefehl zu belassen, schrieb: „Die Autorität in meinen Landen besitzt allein der König von Preußen.“

Väterliche Ermahnungen oder gar Verweise wurden daher den kaiserlichen Prinzen nur sehr selten direkt erteilt. In der Regel waren der Generaladjutant von Plessen oder der jeweilige Chef des Militärkabinetts die Übermittler. „Das System des Dritten“, nennt es der Kronprinz in seinen Erinnerungen, etwas verbittert, wahrscheinlich, weil ihm solche Abreibungen, wie es beim Kommiß hieß, weit öfter als seinen Brüdern verabfolgt wurden.

Das beruhte weniger auf dem alten, im preußischen Königshause traditionellen Gegensatz zwischen Herrscher und Thronerben als vielmehr auf der Tatsache, daß Wilhelm II. und sein Ältester in der Auffassung des Königtums krasse Antipoden waren. Der Kaiser fühlte sich als Herrscher von Gottes Gnaden, liebte das Glänzende, Pompöse, ja Aufgedonnerte; der Kronprinz war trotz der Frömmigkeit der Mutter nicht gottesfürchtig genug, um sich für einen vom Herrn Erwählten zu halten. Glaubte Wilhelm II. ein moderner Mensch zu sein, weil ihn die Technik interessierte, weil Ballin sein Freund, die Fürstenberg, Gwinner, Mendelssohn, Schwabach häufig seine Gäste waren? Der Kronprinz hingegen war natürlich und unromantisch, von einem fast amerikanischen Tatsachensinn. Indessen, „schnelles Fassungsvermögen, aber kein Judicium“, das war Erbteil des Vaters, den der große Kanzler kurz vor seinem Tode so charakterisierte. Das was Bismarck einst von seinem Vater sagte, traf auch auf ihn zu. Er wollte alle Tage Geburtstag feiern. Schon als junger Student in Bonn haßte er den Zwang des Korps, in Potsdam den der schlichten, modefremden Uniform, in Danzig den der Lebensführung als Thronerbe, Kommandeur und Familienvater. Früher glaubte er, daß dieses Ungezwungene, Undisziplinierte ihn populär mache. War ihm wieder mal eine väterliche Strafpredigt durch einen der kaiserlichen Generaladjutanten zuteil geworden, erbat er dessen Begleitung bei einer Fahrt im offenen Auto von Potsdam nach Berlin. Wenn ihm dann im Tiergarten und Unter den Linden die Menge zujubelte, sagte er voll Stolz: „Sehen Sie, Exzellenz, das Volk gibt mir recht, nicht meinem Vater.“

Das war ein Irrtum. Der Volksmund der guten alten Zeit war der Berliner Droschkenkutscher. Zwei Tage vor dem Zusammenbruch der deutschen Fürstenthone sagte einer: „Den Ollen könnte man behalten, wo det nu dreißig Jahre so jejangen, jeht et auch weiter. Aber den Jungen mit der schiefen Mütze, det jiebt's nich mehr.“ Die schiefe Mütze ist ihm geblieben, und siehe, sie schillert plötzlich, zur allgemeinen Überraschung, braun . . .





Rudolf Kriesch

— *Und welches Bild wünschen der Herr über dem Sofa:  
S. M., Mussolini oder Lenin?*

Zum Unterschied vom Ex-Kronprinzen, der ganz genau weiß, daß seine Chance, einmal Kaiser zu werden, gleich Null ist, hofft die Kronprinzessin Cäcilie immer noch auf eine Rückkehr der Hohenzollern in die alte Macht und vermeidet von sich aus alles, was dem monarchischen Gedanken abträglich sein könnte. Die Wahrung und Festigung der vermeintlichen Thronansprüche ihres ältesten Sohnes, des Prinzen Wilhelm, der ja auf die Kaiser- und Königskrone nicht verzichtet hat, ist ihr heilige Aufgabe, besonders seitdem sie selbst jede Hoffnung, Kaiserin zu werden, begraben hat. Vor Jahren



war das anders. Ein führender Politiker der Rechten, der freilich an die Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland nicht glaubt, wurde von ihr gefragt, was er über die Aussichten der monarchischen Bewegung in Deutschland denke. Um der von ihm verehrten und bewunderten Fürstin nicht alle Hoffnung zu nehmen, antwortete er etwas zurückhaltend, vielleicht werde einmal ihr ältester Sohn deutscher Volkskaiser werden. Diese Ansicht veranlaßte die Kronprinzessin, das Gespräch nicht gerade sehr begeistert abzubrechen und ganz energisch zu sagen: „Wir Eltern sind doch auch noch da!“

\*

Das Kronprinzenpaar hat vier Söhne und zwei Töchter, von denen die ältere beinahe siebzehn, die jüngere vierzehn ist. Der älteste, 1906 geborene Sohn, Prinz Wilhelm, gleicht geistig und charakterlich seinem Urgroßvater Wilhelm I. Er hat in Bonn studiert, wo er bei den Borussen aktiv war, ging dann nach Frankfurt a. M. und München und studiert schon seit mehreren Semestern in Königsberg, in dessen Umgebung er zahlreiche freundschaftliche Beziehungen, vor allem zu den gräflichen Familien Dönhoff und Lehndorff hat. Begabter als er ist sein um ein Jahr jüngerer Bruder, der temperamentvolle und kluge, jetzt vierundzwanzigjährige Prinz Louis Ferdinand, der 1929 zum Doktor promovierte und dann eine große Studienreise in die Vereinigten Staaten und nach Südamerika antrat. Längere Zeit weilte er in Buenos Aires, wo er sein Pilotenexamen machte und in der argentinischen Filiale von Ford arbeitete. Er ist zur Zeit in den Ford-Werken in Detroit tätig. An Reichtum des Geistes, an sprachlicher wie auch an musikalischer Begabung ähnelt er seinem Ahnherrn und Namensgeber, dem 1806 bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand.

Der dritte Sohn, der 1909 geborene Prinz Hubertus, der eine große, bei den heutigen Verhältnissen unerfüllbare Passion für die Marine hat, lernt jetzt Landwirtschaft auf einem schlesischen Gut, der jüngste, zwanzigjährige Prinz Fritz ist zur Zeit in der kaufmännischen Lehre in Bremen. Alle vier Söhne der Kronprinzessin sind gut erzogen.

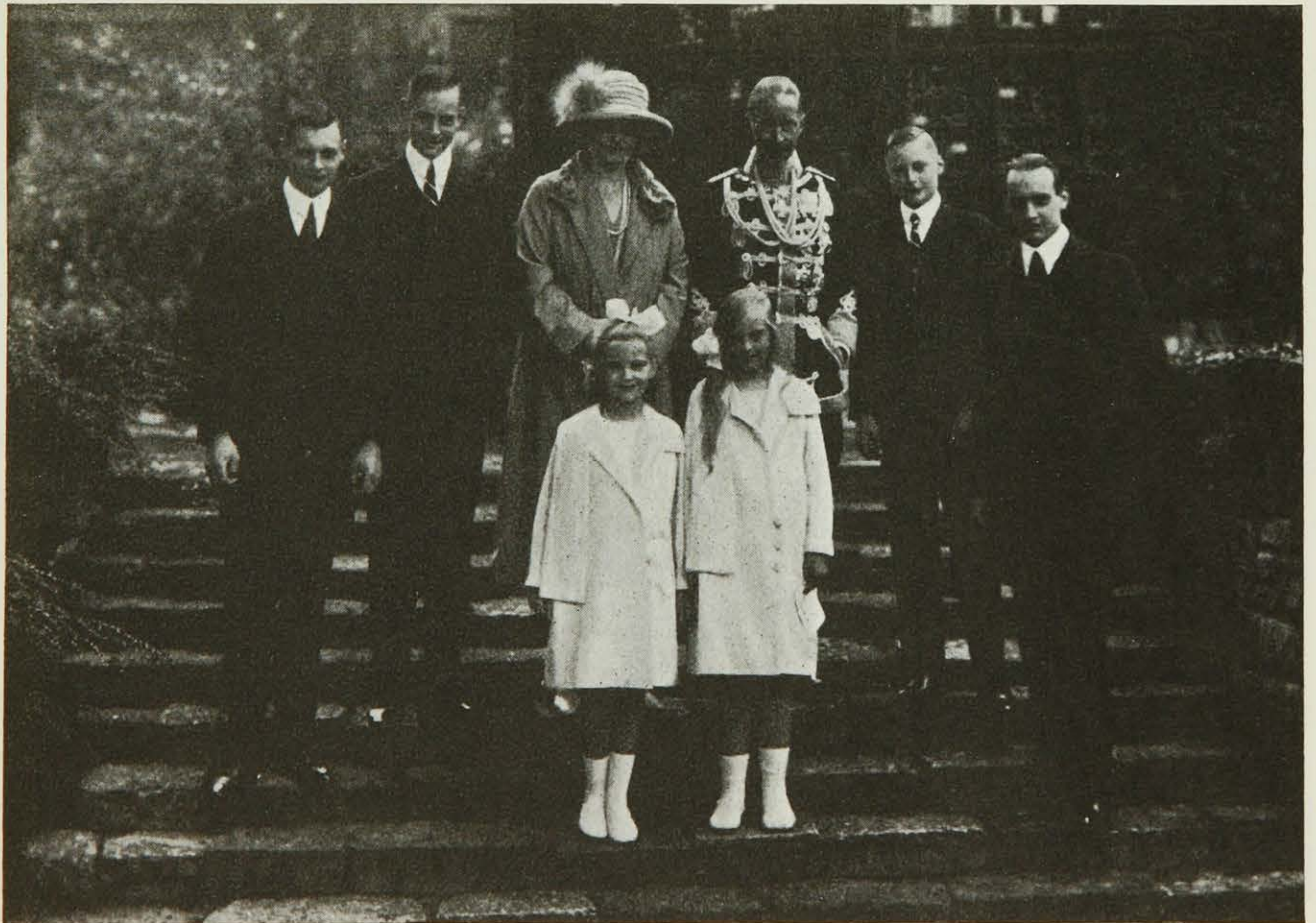
\*

„Jeder preußische Untertan ist für die Waffen geboren“, steht in Paragraph 1 des von Friedrich Wilhelm I. erlassenen Kantonreglements. Potenziert galt das für Preußens Prinzen. So haben denn alle Kaisersöhne, mit Ausnahme des vierten August Wilhelm, des sogenannten Zivilprinzen, die militärische Karriere eingeschlagen. Der Tapferste im Kriege war der zweite Kaisersohn, Prinz Eitel Friedrich, Fritz genannt, der sich oft nutzlos als gutes Beispiel für die Truppen exponierte. Er wohnt in Potsdam in der Villa Ingenheim, seit langem wieder Junggeselle. Seine Ehe mit der ältesten Tochter des kürzlich verstorbenen Oldenburger Großherzogs wurde schon 1926 geschieden. Die Prinzessin hat in zweiter Ehe einen Schupo-Hauptmann außer Diensten, von Hedemann, geheiratet und lebt, wie heute viele Fürstlichkeiten, sehr bescheiden auf dem Lande. Als Kunstgewerblerin — sie macht ganz reizende Tapetenmuster — verdient sie sich die Butter auf das Brot.





1913: Kaiser, Kronprinz, Eitel Friedrich, Adalbert, August Wilhelm, Oskar, Joachim



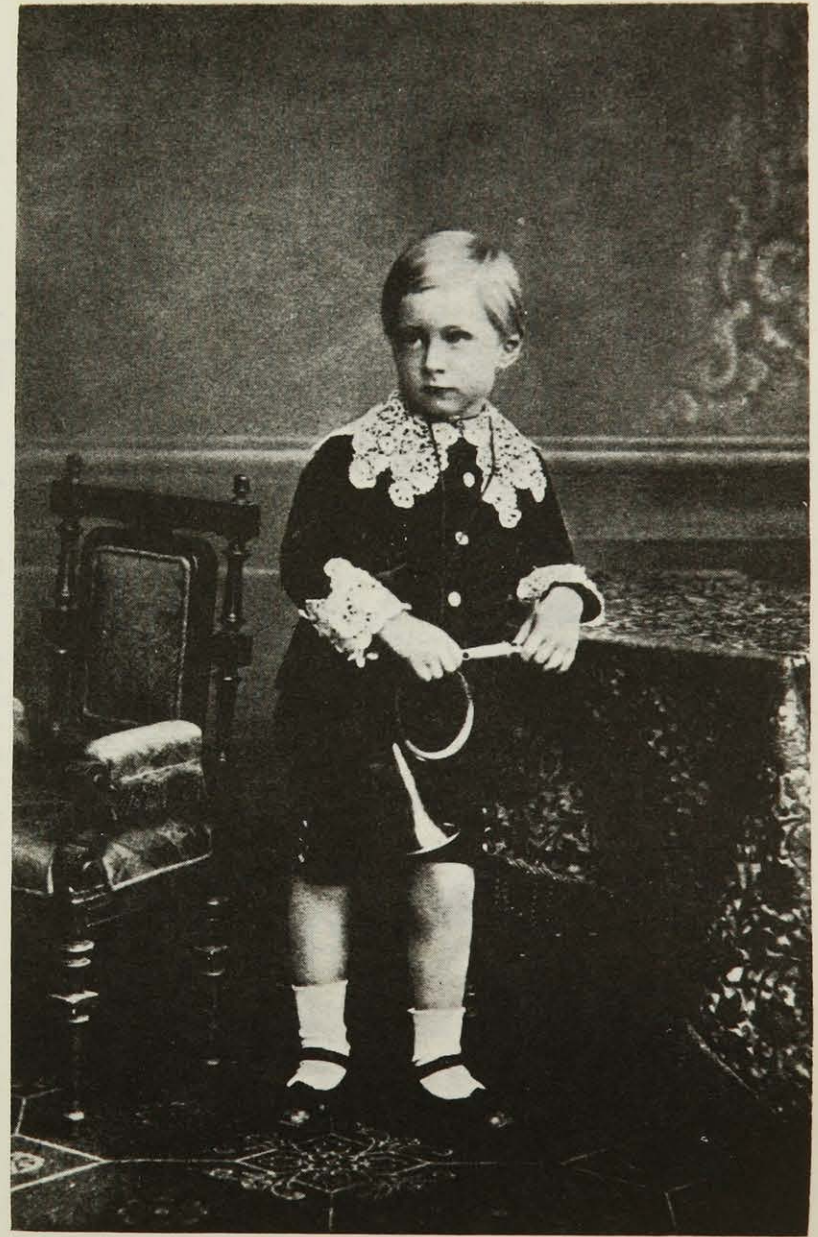
1931: Wilhelm, Hubertus, Kronprinzessin, Kronprinz, Friedrich, Louis Ferdinand  
Alexandrine, Cäcilie

Niederastroth





Kronprinz Rudolf von Oesterreich (dessen rätselhafter Tod durch das Testament seines Kammerdieners Loschek aufgehellet wurde)



Der kleine Kronprinz Friedrich Wilhelm



**Lassen Sie sich  
mit Goethe  
Photographieren**



Die schönste Erinnerung  
an das Goethe-Jahr  
• 1932 •

Im Goethe-Jahr

Gerhard Friedländer



Wilhelm in der Wüste





Aufführung einer Zeit-Revue in der Karl-Marx-Schule, Berlin

Dr. Walter Israel



Wenn das altmodische Sprichwort von der Frau, von der man am wenigsten spricht, auch für die Kaisersöhne gilt, so ist Prinz Adalbert der beste. Mit seiner Gattin, einer Meiningenschen Prinzessin, lebt er ganz still auf seiner Beszung Adelsheidswert bei Homburg vor der Höhe. Um so mehr hört man in der Öffentlichkeit von seinem Bruder August Wilhelm, Auwi genannt. Als Agitator für die Nationalsozialisten reist er in Deutschland viel herum. Früher widmete sich der Prinz harmloserem Tun. Er wurde in Straßburg zum Doktor der Staatswissenschaften (zum richtigen, nicht Ehrendoktor) promoviert, war Referendar, Regierungsreferendar, und machte dann sein Examen als Regierungsassessor. Im Nachnovember malte er, mit viel Talent, und seine Bilder, Potsdamer Park- und Gartenstücke wurden viel gekauft, besonders von Familie Raffke, die jetzt ausgestorben ist. Prinz Auwi, der ebenfalls in Potsdam wohnt, ist, wie sein Bruder, geschieden, und hat, wie der, auf weiteres Eheglück verzichtet. Seine frühere Gattin, eine holsteinische Prinzessin, lebt als Frau Rümman in Nordamerika, wo sie die oberen Zehntausend porträtiert.

Da auch der im Sommer 1920 so tragisch aus dem Leben gegangene Prinz Joachim, der sechste Kaisersohn, in Scheidung stand, ist die einzige harmonische Verbindung im Kaiserhause die Ehe des Prinzen Oskar, der bei Kriegsausbruch die Gräfin Ina-Marie von Bassewitz, Hofdame seiner Mutter, heiratete. Als ihre Eltern nach der Verlobung Antrittsbesuche im Neuen Palais machten, empfing sie der Kaiser mit den nicht sehr zartfühlenden Worten: „Diese Verlobung paßt mir ganz und gar nicht.“ Der Graf, ein reicher Grande aus Mecklenburg, erwiderte in gleichem Tone: „Mir auch nicht.“ Trotzdem wurde grade diese Ehe glücklich, und die Komtesse, die bei ihrer morganatischen Heirat den Titel einer Gräfin Ruppın erhielt — als Grafen von Ruppın pflegten Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm III. incognito zu reisen —, wurde 1920 als Prinzessin von Preußen (für Republik und Gotha Namensbezeichnung) vom Chef des Hauses anerkannt. Prinz Oskar ist seit kurzem Mitglied des Gesamtvorstandes der Deutschnationalen Partei, doch besteht seine Haupttätigkeit in der Verleihung von Johanniterorden, zu der er als Herrenmeister des Ordens berechtigt ist. Hat doch die milde Mutter Republik das Johanniterkreuz am Halse und auf der Brust als Vereinsabzeichen anerkannt. „Verachte mir keiner Orden“, sagte schon Goethe zu Eckermann, „sie halten manchen Puff im Leben ab.“

Das jüngste Kind des Kaisers, sein Hätschelkind, das einzige, mit dem er menschlich war, ist Sissi, seit den Maientagen des Vorkriegsjahres Herzogin von Braunschweig. Als sie noch Kind und Backfisch war, erzählte man sich überall im Volke, sie sei minder begabt und taubstumm. Dabei war das Gegenteil der Fall. Die geistig sehr lebendige Herzogin Victoria Luise spricht sehr viel. Mit ihrem Gatten, dem letzten Braunschweiger Herzog, lebt sie in Gmunden, wo einst im schönen Schloß der Cumberland's Europas reichster Hofhalt war. Vom großen Welfenhort ist nur noch wenig da, und um das Schloß zu halten, sind seine Säle heute Prunkrestaurant für Fremde.

Das Höchste, was nach Schopenhauer der Mensch erringen kann, ward keinem Kaiserkind zuteil: „Nicht ein glückliches Leben, denn das ist unmöglich, doch ein heroischer Lebenslauf.“



# Bildnis Ivar Kreugers

Von

*S. Dmitrijewskij*

*Dieser Aufsatz, vor den Enthüllungen geschrieben, zeigt, wie virtuos Kreuger seine Rolle zu spielen verstand.*

**K**almar in den achtziger Jahren. Ein kleiner Knabe geht über die stille Straße. Er hat kindlich runde Wangen, einen vollen Mund. Aber im Ausdruck des Gesichts, insbesondere der forschenden grauen Augen, in den beherrschten bedächtigen Bewegungen des leicht vornübergebeugten Körpers liegt etwas Altkluges, ein unkindlicher Ernst.

Unter dem Arm trägt er ein Bündel Bücher. Heute ist das erste Examen. Er hat viel Zeit vertrödelt, ist mangelhaft vorbereitet. Er muß aber bestehen. Unbedingt. Und er wird bestehen! Irgend etwas wird ihm schon aus der Klemme helfen. . . . Felsenfest glaubt er an sein Glück. Mit sicherem Schritt eilt er vorwärts.

Da, an der Straßenkreuzung, rast plötzlich ein Radfahrer heran, direkt auf ihn zu. Der Knabe wird zu Boden gerissen. Passanten versammeln sich, heben ihn auf. Er hat einen klaffenden, stark blutenden Riß in der Wange. Die Leute ereifern sich, bemitleiden ihn. Er soll sofort nach Haus. Examen? Unsinn. Das Blut strömt dir ja übers Gesicht. Wer redet da noch von Examen.

Er hört nicht auf die Ratschläge. Er weiß, was er zu tun hat. Flink liest er die am Boden verstreuten Bücher auf und läuft zum nächsten Arzt. Die Wunde wird gewaschen, mit einem Pflaster verklebt. Der Arzt schickt ihn heim. Er aber geht in die Schule. Die Backe tut weh. Was hat das schon viel zu bedeuten! Er weiß, daß er jetzt bestimmt nicht durchfallen wird. Kein Mensch wird es übers Herz bringen, ihn jetzt noch streng zu behandeln.

Er bringt eine gute Zensur nach Hause. Freilich schmerzt die Backe noch immer. Auch hat er etwas Fieber. Aber er strahlt.

\*

Der Glaube an sein Glück hat ihn fast bis zuletzt nicht verlassen.

Das große hellgraue Haus in der Villagatan in Stockholm, in dem er wohnte, trägt die Nummer 13. Einmal fragte ich ihn im Scherz: „Haben Sie auch gar keine Angst, in einem Haus mit dieser Nummer zu leben?“

Er antwortete mit vollem Ernst: „Für mich ist auch die Dreizehn eine Glückszahl.“

Das war vor einem Jahr. Damals glaubte er noch immer an sein Glück. Bald änderte sich vieles. Auch er selber blieb nicht der Gleiche. Und am Vorabend eines dreizehnten schoß er sich die Kugel durchs Herz.

\*

Man tritt in einen geräumigen baumbestandenen Hof und biegt links zum Seitenflügel ein. Eingang eines gediegenen Mietshauses. Der Lift steigt rasch bis zum fünften Stock. Eigentlich ist es schon das Dachgeschoß. An der Tür ein knappes Schild: *Ivar Kreuger*.





Kurt Werth

— *Ich bewundere dich: wo hast du die 200 Mark aufgetrieben?*

Manchmal öffnet der Hausherr selbst. Das bedeutet, daß er die Dienerschaft weggeschickt hat und in der Wohnung allein ist. Wenn der Gast sich verabschiedet, geleitet er ihn bis zur Tür und schließt hinter ihm ab. Sein früheres



Leben hat ihn an Selbständigkeit gewöhnt. Auch nimmt er ungerne fremde Dienste für sich in Anspruch. Was er nur irgend kann, macht er am liebsten selber. In seinem Arbeitszimmer im Konzerngebäude hat er eine ganze Batterie von Druckknöpfen zur Hand, ein Druck — und der Mann, den er gerade braucht, erscheint. Aber immer wieder springt er selber auf und läuft hinaus, um den Auftrag persönlich weiterzugeben.

„Wozu brauchen wir da eigentlich noch moderne technische Hilfsmittel, wie Druckknopf und Klingel?“ spottet der Sekretär. „Sie hatten nur hier zu drücken.“

Er lächelt verlegen: „Ja, ja . . . ich weiß schon . . .“

Aber einen Augenblick später rennt er wieder hinaus.

Dabei versteht er wie kein anderer, die Kräfte seiner Mitarbeiter und Untergebenen auszunutzen. Wie kein anderer versteht er zu befehlen. Freundlich, mit gedämpfter Stimme — aber der andere weiß schon: nicht zu gehorchen ist undenkbar, die Anweisung muß ausgeführt werden, koste es, was es wolle. Wenn es die Geschäfte erfordern, zögert er nicht, seine Mitarbeiter mitten in der Nacht zu wecken, sie Tag und Nacht arbeiten zu lassen. Jeder von ihnen hat stets einen gepackten Reisekoffer bereitstehen, jederzeit muß man auf einen plötzlichen Anruf gefaßt sein: „Sie müssen heute noch verreisen. Kommen sie sofort, um sich nähere Anweisungen zu holen.“

Wohin? Die Welt ist weit, Kreugers Unternehmungen sind in allen Weltteilen verstreut. Vielleicht geht die Reise nach Amerika, vielleicht nach Westindien, vielleicht gar nach China. Vielleicht dauert sie ein Jahr und länger . . .

Er selber ist rastlos unterwegs. Die wichtigsten Unterhandlungen im Ausland führt er persönlich. Ihm liegt daran, alles, was das Netz seiner gewaltigen Organisation umspannt, aus eigener Anschauung kennenzulernen. Auch bringt ihm das Reisen Entspannung. Zu jeder Zeit, in jeder Lage vermag er zu schlafen. Arbeiten kann er überall.

Seine Stockholmer Wohnung ist sehr groß, sie nimmt zwei Stockwerke ein. Im Dachgeschoß sind seine Privaträume. Eine Treppe tiefer befinden sich die Repräsentations- und die Gästezimmer. Ganz oben, im Dach, ist das „Blumenzimmer“ eingebaut. Eine kleine Fontäne springt inmitten einer üppigen Fülle von Blumen. Blumen sind seine Liebhaberei. Sommer und Winter stehen Rosen, Maiglöckchen, Flieder auf allen Tischen. Besonders den Maiglöckchen gilt seine Liebe. Ins Blumenzimmer zieht er sich gern zurück, wenn er Ruhe braucht. Von dort aus öffnet sich eine herrliche Aussicht auf Stockholm.

Die Räume sind mittelgroß. Nichts Imposantes. Keine prunkvollen Säle für Hunderte von Gästen. Aber die Ausstattung ist von erlesenem Geschmack. Verschiedene Stile: florentinische Renaissance, Rokoko, Chippendale, Biedermeier, der schwedische, „gustavische“ Stil. Viel schöne und kostbare Kunstwerke. Alles von ihm selbst ausgewählt und gesammelt.

In der Diele klopft er liebevoll an die feine Schnitzerei eines Renaissance-tischchens: „Dies ist der schönste Tisch der Welt.“

Über der geschnitzten Holzterrasse, die beide Stockwerke verbindet, hängt ein flämischer Gobelinteppeich, für Friedrich den Großen angefertigt: Neptun besänftigt den Sturm. Kreuger bewundert diesen Teppich sehr. Vielleicht fesselt ihn irgendeine unklare Symbolik darin.





Rudolf Großmann

— *Ich dachte mir schon, daß seine Bilanzen der frechste Schwindel sind . . . der Mann sah mir zu schüchtern aus!*

Auf dem untersten Pfosten des Treppengeländers ruht ein kleiner hölzerner Bär. Für ihn hat der Hausherr eine ganz besondere Schwäche. Es ist sein Talisman. Jedesmal, wenn er aus dem Speisezimmer in sein Arbeitszimmer hinaufsteigt, um irgendwelche entscheidende Verhandlungen zu führen, streichelt er die Ferse des kleinen Bären. Darum ist sie wohl so glänzend und glatt. Er ist ein wenig abergläubisch. Vielleicht bringt ihm die Berührung der Bärenferse Glück . . .

Er hat Wohnungen in Paris, Berlin, New York. Sie stehen ständig bereit, ihn zu empfangen. Selbst die Blumen auf den Tischen werden täglich erneuert. In einer fremden Stadt, in einem fernen Erdteil braucht er sich nicht erst einer veränderten Umgebung anzupassen, er kann sich, kaum angekommen, gleich an die Arbeit setzen. Die Berliner Wohnung am Pariser Platz, unmittelbar neben dem Brandenburger Tor auf der Seite der französischen Botschaft, ist von spartanischer Schlichtheit. Wenige Empire-Möbel stehen in jedem Raum; ein Bett, ein Tisch, ein paar Stühle in den Schlafzimmern, ein kleiner Sekretär, ein langer Konferenz-Tisch mit acht Stühlen, zwei Schränke in seinem Arbeitsraum. Ohne Bilder die Wände. Ein vornehmer, betont diskreter Geschmack des Hausherrn spricht aus diesen Räumen, die für die festlichste Repräsentation ebenso geeignet sind wie für den anspruchslosen Gebrauch eines Passanten. In der riesigen Stockholmer Wohnung bewohnt er eigentlich nur das Arbeits- und das Schlafzimmer. Im Arbeitszimmer pflegt er auch seine Mahlzeiten einzunehmen. Es kommt vor, daß er die Galaräume unten monatelang nicht betritt.

Nur die Pariser Wohnung, in der er starb, bleibt in unfertigem Zustand. Er kommt nicht mehr dazu, sie nach seinem Geschmack einzurichten. Die Krise sitzt ihm schon an der Kehle. Er hat andere Sorgen.

In seinen persönlichen Bedürfnissen ist er einfach und bescheiden. Das liegt wohl an seiner Erziehung. Die Familie war wohlhabend, der Wohlstand wuchs



von Jahr zu Jahr. Sein Vater besaß eine Zündholzfabrik, und das Geschäft gedieh. Aber die Kreugers sind deutschen Ursprungs; Einfachheit und Sparsamkeit galten ihnen als höchste Tugenden. Die sechs Kinder — zwei Söhne, vier Töchter — wurden nicht verwöhnt. Als Kreuger Student war, war es lange sein sehnlichster, aber unerfüllbarer Wunsch, täglich zum Frühstück einen Hummer zu verspeisen. Sein weiteres Leben — von dem Augenblick an, da er, zwanzigjährig, mit dem Diplom eines Bauingenieurs und 100 Dollar in der Tasche, in Amerika landete, bis 1908, da er mit einem Kapital von 10000 Kronen die Bau-firma Kreuger und Toll gründete — war ein hartnäckiger und bitterer Kampf um Existenz und Vorwärtskommen. Für Luxus war kein Platz darin. Später, als er einer der reichsten Männer der Welt geworden war und so viel Hummern hätte haben können, wie er wollte, hatte er an anderes zu denken.

Er war überaus mäßig im Essen. Er trank wenig, nippte nur am Wein. Aber er hatte es gern, wenn andere in seiner Gegenwart tranken, der Wein löste die Zungen, er konnte dann die Menschen besser durchschauen. Er war kein Raucher. Seine Kleider waren vom besten Schneider, aber einfach und dunkel.

Er lebte sehr zurückgezogen. Und doch war er nicht eigentlich ungesellig. Im Gegenteil: die Menschen, neue Menschen, interessierten ihn lebhaft. Oft lud er sich den einen oder den andern, den er näher kennenlernen wollte, ins Haus und plauderte mit seinem Gast stundenlang über alles mögliche. Auch die Menge liebte er, aber nur dort, wo er selber fremd und unbekannt war. In einer fremden Stadt konnte er stundenlang durch die Straßen irren, wenn er Zeit hatte, Schaufenster betrachten, Passanten beobachten. In Paris, in New York ging er dann und wann in ein obskures Nachtlokal und schaute, selber im Hintergrund bleibend, dem Treiben zu. Manchmal drehte er sich mit fremden Mädchen im Tanz, bis der Morgen graute. Er gab sich den flüchtigen Eindrücken hin, um von sich selber auszuruhen. Das Schönste war, daß ihn hier kein Mensch kannte. Hier war er nicht Ivar Kreuger. Nicht ein König, gebunden an Etikette. Nicht ein Geldbeutel, in den jeder gierig seine Hand stecken möchte. Hier war er der anonyme Mensch. Die mondäne Gesellschaft mied er nach Möglichkeit. Dort kannten ihn alle, dort wollte jeder etwas von ihm. So kam es, daß er nur selten bei sich Gäste versammelte und noch seltener Einladungen folgte.

Die meisten Abende verbrachte er zu Hause, fast immer allein. Dann sah er die eingegangene Post durch. Alle Briefe — und zahllose Menschen schrieben an ihn — las er selbst. Auch bediente er persönlich sein Telefon. Doch waren diese Gepflogenheiten nur wenigen bekannt, und so wurde damit kein Mißbrauch getrieben.

An solchen einsamen Abenden arbeitete er seine großzügigen, waghalsigen Pläne aus. Nie enthüllte er sie seinen Mitarbeitern ganz. Jeder von ihnen wurde nur in einen Teil der Gesamtaufgabe eingeweiht, die letzte Entscheidung, die oberste Leitung behielt er sich vor. Er war Autokrat, unbeschränkter Herrscher in seinem Riesenbetrieb, und er genoß unbegrenztes Vertrauen. Darum ist es auch heute, wo er nicht mehr da ist, so schwer, einen Überblick über die ungeheuer komplizierten Geschäfte seines Konzerns zu gewinnen. So rätselhaft sein Wesen war, so undurchdringlich war seine Geschäftsführung.

*(Deutsch von Ida Estrin)*



# Segen der Inflation

## Novelle der Vornehmheit

Von

*Julo Fehr*

Der peinlichste Moment meines Lebens?“ wiederholte Herr von Z. die Frage der Lady B. Sein hageres Pferdegesicht verharrete in wohlbemessener Ausdrucksenthaltung. Lediglich sein rechtes Auge zielte mit Sorgfalt die Bügelfalte seines übergeschlagenen Beins entlang. „Lassen Sie mich gütigst nachdenken.“

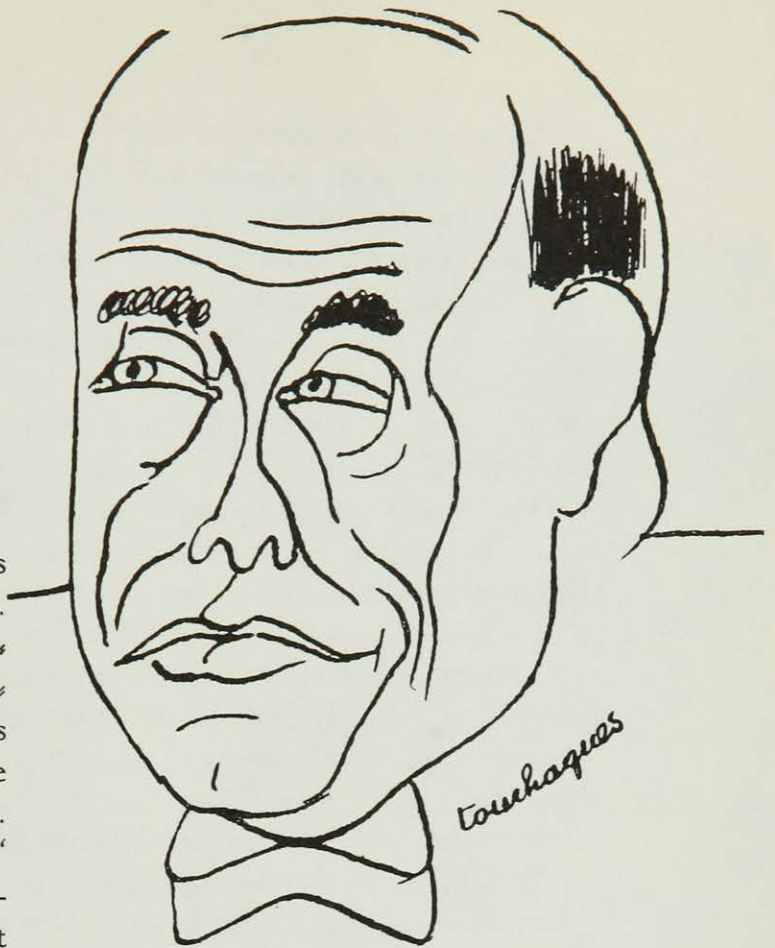
Ein paar köstliche Augenblicke regungsloser Ruhe kultivierten den Raum. Matt schimmerten die Polituren. Heilige Fische schwangen sich, blaue Rauchfahnen leicht biegend, um das Kristall des Lüsters. Scharf ausgeschnitten staken helle Hemdbrüste im Kreis. Leise klirrend kläffte ein kleiner silberner Löffel seine Tasse an.

„Richtig“, gestattete sich Herr von Z. fortzufahren. „Richtig, mein peinlichstes Erlebnis war eigentlich eine ganz mediokre Angelegenheit. Es war bei häufig bemerkt im Jahre 13. In Gardone.“

Herr von Z. hob tief deprimiert seine linke Hand, erlaubte sich, einige Zeichen von Interesse für die Haltung — wenigstens lag die Vermutung nahe — seiner Finger anzudeuten, verwies mit scharfem „Danke“ den Diener darauf, daß es ihm nicht genehm, durch gastronomen Zuspruch aus seiner geistigen Not erlöst zu werden, und setzte seinen Bericht fort.

„Wir waren auf Wunsch von Frau von Z. an den Gardasee gereist. Ich kutschierte unter Assistenz von Bereaux. Bis 14 hatte ich ja Bereaux für meinen Stall. Ein Mirakel von Pferdeherz. Schade, daß der Krieg gegen Frankreich ging! Seidenraupe und Kimono entwickelten in der Hand des Franzosen eine einzigartige Aktion. — Nun, Torbole lag am See. Am Wasser. Bei Wind, Wellen. Und so. Badegelegenheit. Fabelhafte Schwemme für die Orlovs. Sonst trostlos. Wir die einzigen Menschen. Das Hotel überfüllt bis unter die Dachsparren. — Wir fahren eines Tages nach Gardone. Der See ist blau. Großartige Stimmung. Die Felsen sind auch blau.“

Es lag zu fürchten, Herr von Z. würde zum Dichter ausarten, sein Dithyrambus war hinreißend. Doch er verhielt seine Exaltation auf einen erstaunten Blick der Frau von Z. hin. „Gardone. Wir speisten superb Krebse auf die besondere Art des Bentheim. Kamen dann zum Kasino. Roulette. Hatte ich bis dahin nicht gejeut. Werde es auch kaum mehr tun. War damals eine wirklich peinliche Affäre.“





Herr von Z. folgte dem Beispiel der Frau von Z. und erhob sich. Verbindlich gestaltete er seine Verabschiedung. Er entschritt mit dem lautlosen, aber an knarrendes Takelwerk erinnernden Schritt.

Keine vier Minuten darauf betrat der Sekretär des Herrn von Z. den Raum. „Herr von Z. bittet, Ihnen durch mich die Fortsetzung seiner zu seinem Bedauern unterbrochenen Erzählung vortragen zu lassen.“

Die Windstoßfrisur der Lady B. lag sekundenlang in gewährender Neigung. „Herr von Z. spricht Ihnen seinen Dank aus für Ihr liebenswürdiges Interesse. Herr von Z. ist überzeugt, daß Sie es billigen werden, wenn Herr von Z. sich des persönlichen Vortrags seines Eingeständnisses, durch eigene Schuld einer“ — hier sank die Stimme des Sekretärs zum unhörbaren Flüsterton — „nicht ganz reinlichen Situation ausgesetzt worden zu sein, enthebt.“

In der unvergeßlichen Pose des seligen Possart, nicht ohne Anmut napoleonisch verkrümmt, lehnte der Sekretär am Kamin. Er schien bereit, sich seines Auftrags entledigen zu wollen, als leicht gereizt die müde Stimme des Barons M. ihm bedeutete, er möge ein wenig mehr seitlich, das heißt vom hellen Kamin wegtreten. Die starke Kontrastwirkung von Hell und Dunkel sei ihm lästig. Ungesäumt änderte der Sekretär sein persönliches Arrangement.

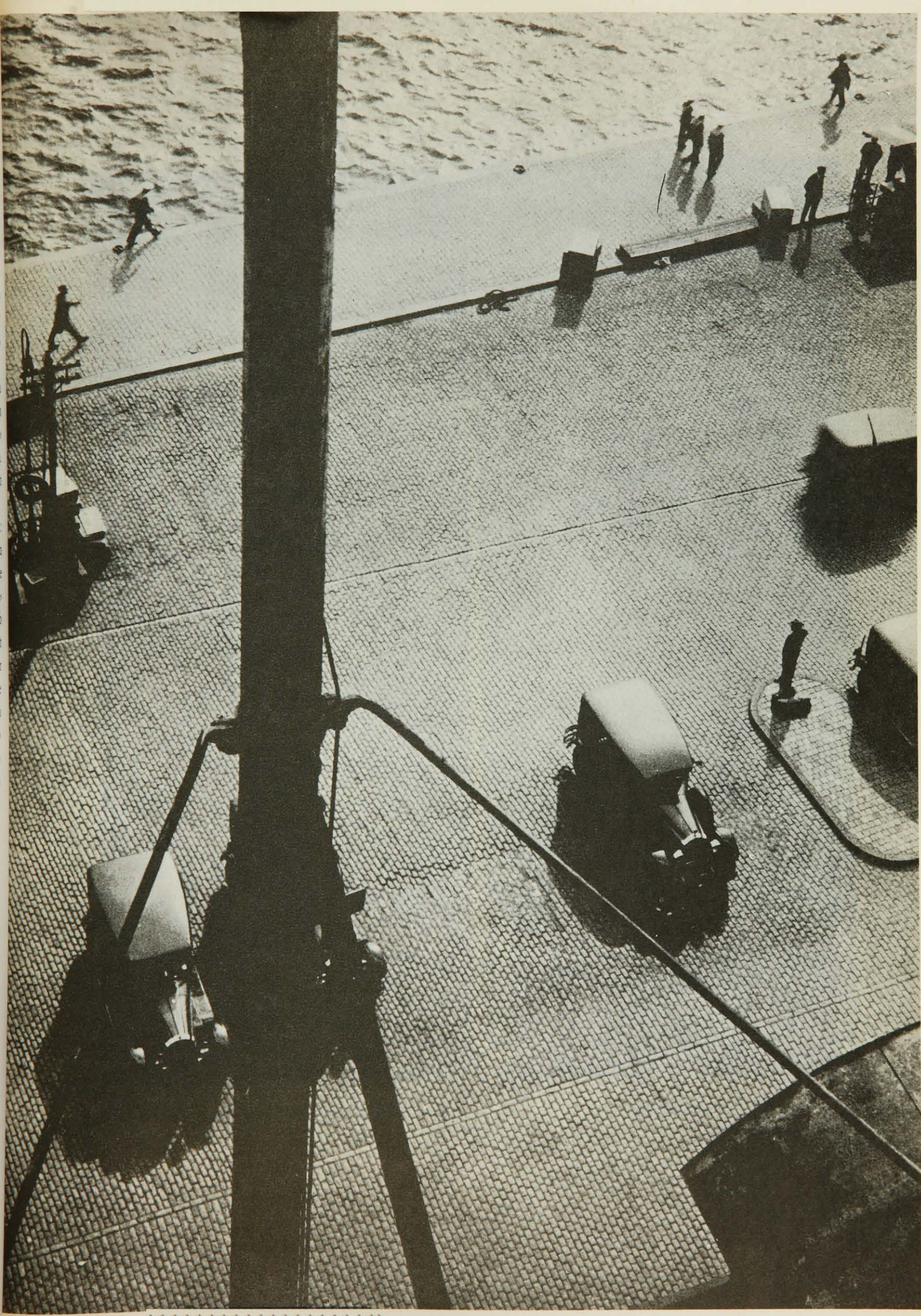
Er fuhr in der Erzählung des Herrn von Z. fort, indem er die eigene begann: „Der Spielsaal war mäßig besetzt. Um die Roulette das Durchschnittspublikum von kleinen Leuten. Der Ausdruck ‚Uninteressant‘ dürfte wohl damals am Platze gewesen sein. Frau von Z. fand, daß an jenem Abend die Veranlassung dafür gegeben wäre, Herrn von Z. aufzufordern zu pointieren. Es will scheinen, als ob Frau von Z. der Funktion des Spieles gewisse Aufmerksamkeit entgegengebracht habe. Herr von Z. placierte wahllos einen gleichgültigen Betrag. Als der Croupier Herrn von Z. einen für ihn zu buchenden Gewinn herüberschieben wollte, wehrte Herr von Z. ab. Der Betrag blieb stehen. Eine ganze Reihe von Ansagen hatten stattgefunden, und immer wieder hatte Herr von Z. nachdrücklichst seinen Gewinn zurückgewiesen. Ja, im scharfen Ton hatte Herr von Z. sich diese ‚aufdringliche Belästigung‘ verboten. Es hatte den Anschein, als ob die Gewinnserie Herrn von Z.s den Eindruck des Außergewöhnlichen erweckte, denn von allen Seiten kam man hergeströmt. Eine dichte Wand, ein unerfreulicher Knäuel von Menschen drängte sich um den Tisch, an dem Herr von Z. von seinem Spielerglück verfolgt wurde.

„Es ist nicht zulässig“, hatte der Croupier erklärt, „Ihre Einsätze, mein Herr, überschreiten das Maximum.“

„Es ist nicht zulässig, mich belehren zu wollen“, hatte Herr von Z. ihn ruhig zurechtgewiesen.

Der Croupier strich einen Haufen Ships aus dem Karree und beließ den Rest, so wie die Plaquen gerade lagen. Herr von Z. erwies dem Angestellten nicht den Vorzug, sein Treiben zu beachten. Noch heute habe ich das Bild eindringlich vor mir. Das grüne Tuch im sanft herniederströmenden Licht. Ein Netz von Linien. Weiße Zahlen. Und darüber verstreut die bunten runden und viereckigen Platten, die an einer Stelle sich zu kleinen Haufen türmten. Die runde Mahagonischüssel, in der lautlos und irgendwie magisch anmutend die kreisende Scheibe flimmerte. Der springende winzige Ball. Es wäre ein Bild von kindlich heiterer Stimmung









Ivar Kreuger

Atlantic



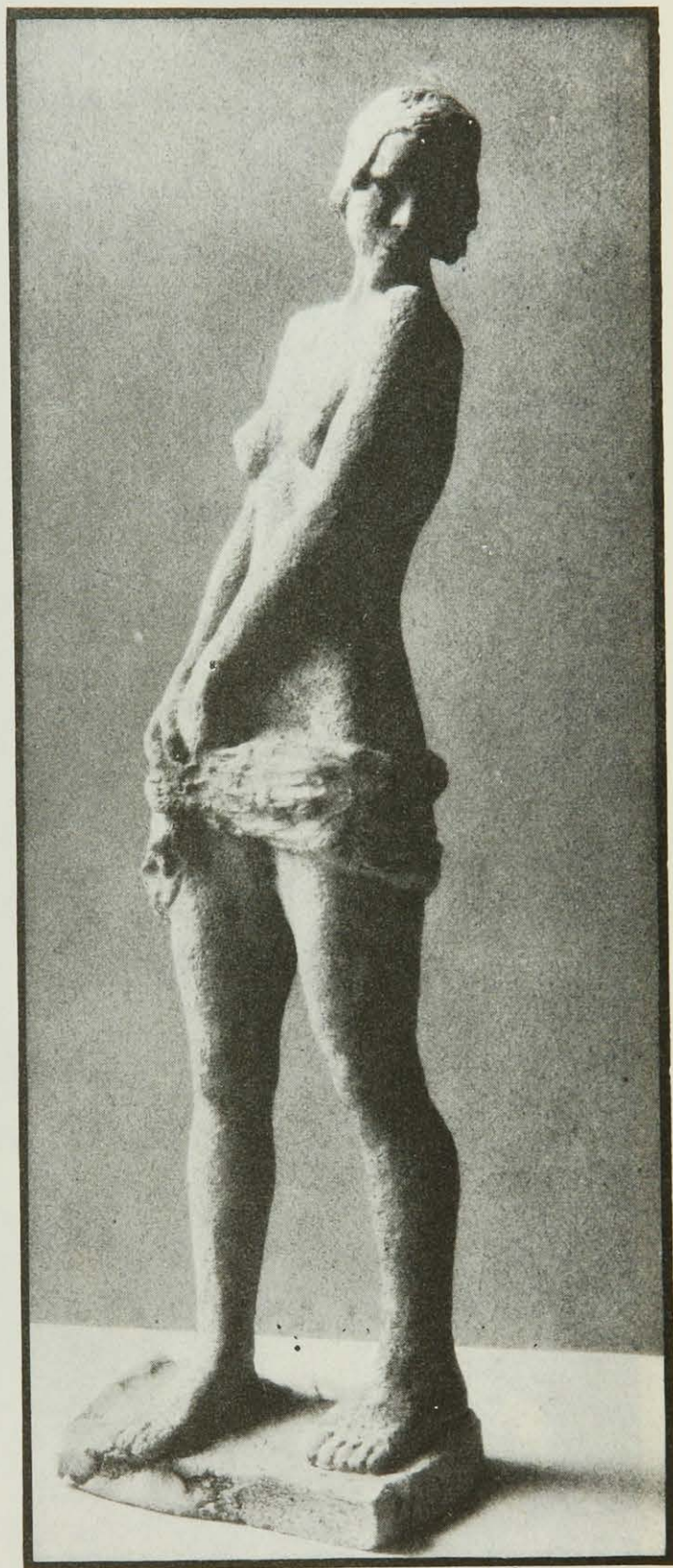
Der Kunsthändler Wacker als Tänzer Olindo Lovael

Eberth





Lucien Vogel  
Leningrad, Vor dem alten Zarenschloß



Ilse Fehling-Witting, Stehende (Gartenterrakotta)



# Prozeß van Gogh



Leo Rosenthal

Oben: Vincent Wilhelm van Gogh (Neffe des Malers); Eugen Spiro (Sezession); Meier-Graefe; auf den drei Bildern rechts der Angeklagte Otto Wacker. — Unten: De la Faille (Kronzeuge); Scherjon-Utrecht (Sachverständiger) und Geheimrat Justi (Nationalgalerie) vor dem falschen und echten „Sämänn“ (rechtes Bild)



gewesen, wenn nicht der Blick, höher streifend, das Bild um diese schöne Illusion betrogen hätte. Erschreckend, abschreckend war der Ausdruck von geradezu infernalischer Gier und Spannung, der die Gesichter zerrte. ‚Schamlos nackt,‘ empfand ich angewidert. Nur Herrn von Z. sah ich lässig in die Aufgabe vertieft, seinem Etui eine Laurenz zu entnehmen. Frau von Z. zog an ihrem Handschuh und schien im Begriff, den Spieltisch zu verlassen.

Ein Aufwogen, eine unverhüllte, unbeherrschte Kundgebung des Erstaunens rauschte plötzlich auf. Der Krampf der Menge ventilierte in Exklamationen der maßlosesten Verblüffung. Ich sah einen kleineren orientalischen Mann erregt mit dem Croupier verhandeln.

Dann klang die Stimme des Croupiers auf: ‚Die Bank ist gesprengt.‘

Ein Wust von Ships und Banknoten schob sich über die grüne Fläche auf Herrn von Z. zu, der diesen unästhetischen Haufen indigniert musterte.

‚Ihr Gewinn, mein Herr!‘

Langsam wandte sich Herr von Z. dem Sprecher zu. Eine Weile fixierte er ihn mit der ganzen Superiorität eines Herrn, bis er dem Croupier die Lektion erteilte, die er an diesem Abend reichlich verdient: ‚Ihre Aufdringlichkeit ist unwürdig!‘

Das Erstaunen, dem es vorhin gelungen war, die Masse aus dem Krampf der Spannung zu erlösen, erstarrte jetzt die gleichen Leute zu einer geradezu beispiellosen Solidarität abgrundtiefer Verblüffung. Wie eine in ihren höchsten Idealen gekränkte Herde von Lämmergeiern, mußte ich angesichts dieser empörten Entgeisterung denken.

‚Ich werde mir doch nichts von diesem Levantiner schenken lassen,‘ hörte ich Herrn von Z. zu Frau von Z. sagen, die kalt und ohne Teilnahme den Vorgang ignorierte. Die Titulation ‚Levantiner‘ erfolgte übrigens ohne jede persönliche Richtung, denn begreiflicherweise dürfte der Umstand, wer der Besitzer der Bank sei, schwerlich das Interesse von Herrn von Z. zu fesseln vermocht haben. Die Umstände zwangen Herrn von Z. zu dieser Annahme. Doch schien sich der rundliche bleiche Herr, der neben dem Croupier stand, getroffen zu fühlen, denn er schrie über den Tisch: ‚Die Bank läßt sich nichts schenken! Sie haben gewonnen, mein Herr. Ich bitte Sie, über Ihren Gewinn zu verfügen.‘

‚Ihre Auffassung,‘ gab Herr von Z. zurück, ‚mag für gewöhnlichere Fälle zu treffend sein. Ich glaube übrigens in der Annahme nicht fehlzugehen, den Besitzer der Bank vor mir zu sehen.‘

‚Habe die Ehre!‘ beeilte sich der kleine Runde zu antworten. ‚Stefanides,‘ fügte er mit einem seltsam mißlungenen Lächeln hinzu.

‚So erkläre ich Ihnen, nicht gewonnen zu haben.‘

Man blickte sich betroffen an. Wieso nicht gewonnen?!

‚Ich drückte mich nicht ganz präzise aus,‘ verbesserte sich Herr von Z. ‚Ich erkläre hiermit, nicht gewillt zu sein, die Tatsache des Gewinnens anzuerkennen.‘

Eine freche Stimme meldete sich: ‚Sie spielten wohl, um zu verlieren?!‘

Herr von Z. ließ seinen Blick über die Menge schweifen. Die einfältige Bemerkung überhörend, wandte er sich an Frau von Z. ‚Es tut mir aufrichtig leid, Deary, dich dieser einfältigen Situation ausgesetzt zu haben.‘ Dann, an die Adresse des Bankmenschen gerichtet: ‚Ich ersuche Sie, den Betrag unverzüglich an sich zu nehmen. Ich möchte hier nicht länger verweilen.‘



Eigensinnig beharrte der Rundliche: „Die Bank nimmt, was sie gewinnt. Die Bank zahlt, was sie verliert. Im übrigen können Sie das Geld den Saaldienern geben oder weiß Gott wem! Es wird sich schon jemand finden, der sich seiner erbarmt!“

„Hesse!“ wandte sich Herr von Z. an mich, „haben Sie die Güte und ordnen Sie die Geschichte. Man scheint hier nicht an die Auffassung akklimatisiert, die ein Gentleman voraussetzen gewohnt ist. Auch mangelt es der einfachsten Logik. Machen Sie begreiflich, daß ich nur über mein Eigentum zu verfügen berechtigt bin. Ich bin für dieses Geld verantwortlich, solange dieser Herr“, und er wies auf Herrn Stefanides, „nicht ausdrücklich sich als Eigentümer des Betrages erklärt und mich entlastet.“

„Das ist doch die dümmste . . .“, erlaubte sich dieser Stefanides händeringend zu artikulieren. „Beiläufig waren die Voraussetzungen des Herrn vollkommen die meinen.“

Es war eine unglaubliche Überheblichkeit des Bankbesitzers, sich die Priorität der Einstellung von Herrn von Z. anzumaßen, und wenn es mir zugestanden hätte, würde ich ehrliches Mitgefühl für das außerordentlich Peinliche der Situation des Herrn von Z. gehabt haben.

An der eisernen Überlegenheit des Herrn von Z. zerschellten die billigen Argumentationen des Bankmannes. Er verlor vollkommen jede Haltung — die er zweifellos auch vordem nicht sonderlich beherrscht hatte — und formulierte schreiend und gestikulierend seine Meinung dahin, daß dies „Ereignis epochal“ sei. Da sprengte man die Bank — seine Bank! — und fühle sich auch noch genötigt, die Bank — seine Bank! — in Mißkredit zu bringen mit . . .! Er sei solvent, man könne ihm gefälligst . . .! Es wollte uns scheinen, als ob es dem Eiferer am Wortschatz gebrähe. Vielleicht aber auch hielt ein Rest von Besinnung ihn zurück, gedachte Attribute laut werden zu lassen.

Es gelang mir dann doch, mich mit dem Erregten zu verständigen. Er erklärte sich bereit, „bis auf weiteres“ die Summe — mit Rücksicht auf eine Inbetriebnahme des Tisches — an sich zu nehmen, das heißt, sie dem Depot einer Bank zu übergeben. Ein Umstand, der Herrn von Z. und einen Herrn Stefanides zum Teilhaber eines Kapitals machten, von dessen Nutznießung beide Herren sich ausdrücklich ausschlossen.

Sie werden verstehen, wie außerordentlich genant der Gedanke Herrn von Z. gewesen sein muß, als Kompagnon eines gewissen Stefanides zu figurieren. Allein das hohe Gerechtigkeitsgefühl, die Fairneß von Herrn von Z., die Herrn Stefanides die Berechtigung nicht absprechen wollte, für sich die gleichen Voraussetzungen wie Herr von Z. beanspruchen zu dürfen, veranlaßte Herrn von Z., die Konsequenz aus seiner etwas impulsiven Handlung in Gardone zu ziehen.

Glücklicherweise hat einige Jahre später die Inflation das eingezahlte Gardoner Kapital restlos entsubstantisiert.“

Der Sekretär verbeugte sich, um jedem Zweifel an der Beendigung seines Vortrags zu begegnen.

„Eine sehr, eine nachdenkliche Geschichte“, meinte Baron W., prononciert fragend im Kreise sich umblickend. „Aber sagen S’, Herr Hesse: Seidenraupe? Der Hengst! War der nicht aus Petersill und Rubens?“





Hermann Dick

- *Warum drängen sich da die Leute?*
- *Unbekannter Deutscher, XX. Jahrhundert, vom Staat angekauft!*

## Verteidigung der Bilderfälscher

Von

*Gregor Land*

Die gefälschten Bilder *van Goghs* sind seinerzeit viel diskutiert worden. Im Zusammenhang mit dem Berliner Prozeß gegen den Bilderverkäufer und der kürzlich in Holland erschienenen polemischen Schrift von Cornelis Beth gegen die Entlarver der Fälschung, machen sie wieder von sich reden. Dabei zeigt sich aber, daß gerade das Wesentliche fast immer außerhalb der Erörterung bleibt.

Gewiß ist die Angelegenheit unter anderem ein Rechtsfall — sofern es sich um den Betrug handelt, für Bilder eines unbekanntes Malers Preise zu erzielen, die nur durch einen weltberühmten Namen gerechtfertigt wären.

Darüber hinaus rührt der Fall an wissenschaftliche Probleme. Prominente Kunstsachverständige streiten beharrlich und ohne untereinander einig werden zu können, über die Frage, ob die Bilder von van Gogh oder einem Unbekannten stammen. Schon die Möglichkeit einer solchen Uneinigkeit flößt dem Laien Mißtrauen ein gegen die Methoden und die Ergebnisse der Kunstwissenschaft. Aber gibt es denn etwas, worüber Gelehrte nicht stritten? Und ist erst einmal ein Gelehrtenstreit beigelegt und Übereinstimmung erzielt worden — dann pflegt zumeist eine neue Theorie auf dem Plan zu erscheinen, welche die soeben einmütig festgelegte über den Haufen wirft . . .



Die Fälschungsaffäre rollt auch wieder einmal das Problem der Schutzlosigkeit des Künstlers auf, dessen Werk zuerst lange keine Anerkennung findet, dem man aber später, wenn er einmal anerkannt ist — vermutlich als Entschädigung — fremde Arbeiten unterschiebt. Zuerst müht sich der Künstler vergeblich, sich einen Namen zu schaffen — um dann später einmal zu einem Decknamen für andere zu werden. Der Künstler ringt um ein eigenes Gesicht, damit es einmal zur Maske wird für fremde seelische Inhalte. Armer Künstler!

Und doch berührt dies alles nicht den Kern der Sache, nicht das Wesentliche: die Kunst. Vom Standpunkt der Kunst liegt in diesem Vergehen gegen das Recht, in der Zweifelhaftigkeit aller Beweise, in der Sprengung der Persönlichkeitsgrenzen des Schöpfers etwas unsagbar Beglückendes.

Man denke nur: es hat einen großen und herrlichen Maler van Gogh gegeben, der wunderbare Bilder gemalt hat. Nun tauchen neue Bilder auf, die man — wenn überhaupt — nur mit allergrößter Mühe von den seinigen unterscheiden kann, die also ebenso herrlich sind, und zudem von einem anderen Künstler stammen.

Was will man mehr? Ist es nicht gleichgültig, wer sie geschaffen hat? In alter Zeit, als die Eitelkeit des Individuums hinter der Größe seiner Aufgaben zurücktrat, pflegten schöpferische Menschen ihre Werke noch größeren, sagenhaften, zuzuschreiben, um ihnen dadurch im Bewußtsein der trägen Menschheit mehr Gewicht zu verleihen. Gewiß, man zahlte ihnen kein Geld dafür, aber sie machten sich auch nichts aus Geld. Mag in unserem Falle van Gogh nur ein Deckname

sein — wenn es nur ein Deckname für *gute* Bilder ist, so sollten wir uns doch an den Bildern freuen, ohne viel danach zu fragen, wer sie schuf.

\*



A. Soglow (The New Yorker)

— Mutter, heb mir alle Pressestimmen auf!

Soll aber schon vom Schöpfer dieser Bilder die Rede sein: ausgezeichnete Kenner und Kunstliebhaber identifizieren ihn mit van Gogh. Das heißt doch, daß er, wenn auch Betrüger und Fälscher, trotzdem ein großer und begnadeter Maler ist. Das Natürliche für uns wäre, dankbare Begeisterung für ihn zu empfinden. Man sollte sich alle Mühe geben, den Unbekannten ausfindig zu machen, nicht um ihn zu



strafen — das ist Sache des Gerichts — sondern um ihm Ehren zu erweisen, ihn mit Geld und Ruhm zu überschütten, ihm ein Weiterschaffen unter den günstigsten Bedingungen zu ermöglichen. Man sollte sich um die Begnadigung des Fälschers, seiner hohen künstlerischen Verdienste wegen, bemühen; man sollte seine Existenz sicherstellen, damit er sich der Kunst widmen kann, ohne jemals wieder zur Fälschung seine Zuflucht nehmen zu müssen. Eine Quelle der Freude sollte er für uns sein.

Vielleicht aber kann man einen großen Maler nachahmen, ohne selber ein solcher zu sein?

Man bedenke jedoch, daß auch der Künstler, der als Vorbild dient, sich selber unzählige Male „kopiert“ — sonst gäbe es ja gar keine Möglichkeit festzustellen, ob ein Bild von van Gogh oder einem andern ist. Sagt man doch nur dann von einem Maler, daß er sich wiederholt, wenn er es selten tut; wiederholt er sich fortwährend, dann heißt es, er habe einen persönlichen Stil. Die Nachahmung als wertlos bezeichnen, heißt anerkennen, daß der Künstler nur bei der ersten — eben darum unvollkommenen — Offenbarung seines Stils, seiner Meisterschaft, groß ist. Später kopiert er sich ein über das andere Mal, nicht viel anders, als es der Fälscher seiner Werke tut. Vom Rechtsstandpunkt aus ist der Unterschied gewaltig; ästhetisch aber ist der Maler, der sich auf eine ganz bestimmte Manier festgelegt hat, um nichts bedeutender als sein Nachahmer.

Er ist allerdings glücklicher, denn er ist freier, er kann seine Manier fallen lassen, er kann sich wandeln — der arme Nachahmer ist ein für allemal gebunden. Bleibt aber der freischaffende Künstler trotzdem seiner Manier treu, so bedeutet das, daß sie ihm innere Schranken setzt; der Fälscher hingegen ist nur von außen her gebunden und darum innerlich vielleicht freier und reicher als sein Vorbild.

Gebt dem armen Fälscher van Goghs die Möglichkeit des freien Schaffens — vielleicht wird einmal ein berühmter Maler aus ihm, von andern sehnsuchtsvoll kopiert . . .

Vor seinen Wechsleln allerdings nehme man sich in acht. Was hat das aber mit seinen Bildern zu tun?



Rudolf Großmann

— *Ich halte das Bild für einen echten De la Faille*



# Wohnbau für Zeitgenossen

Von

*Heinz-Willi Jüngst*

## *die neue sachlichkeit*

ist eine, inzwischen etwas gealterte Erfindung, die sämtliche Errungenschaften und Vorzüge der gesamten Erde in konzentriertester und praktischer Form komplett vereinigen will. Sie wurde zu dem Zweck erfunden, um die seit Jahrtausenden irregeleitete Menschheit einem paradiesischen Dasein näherzuführen.

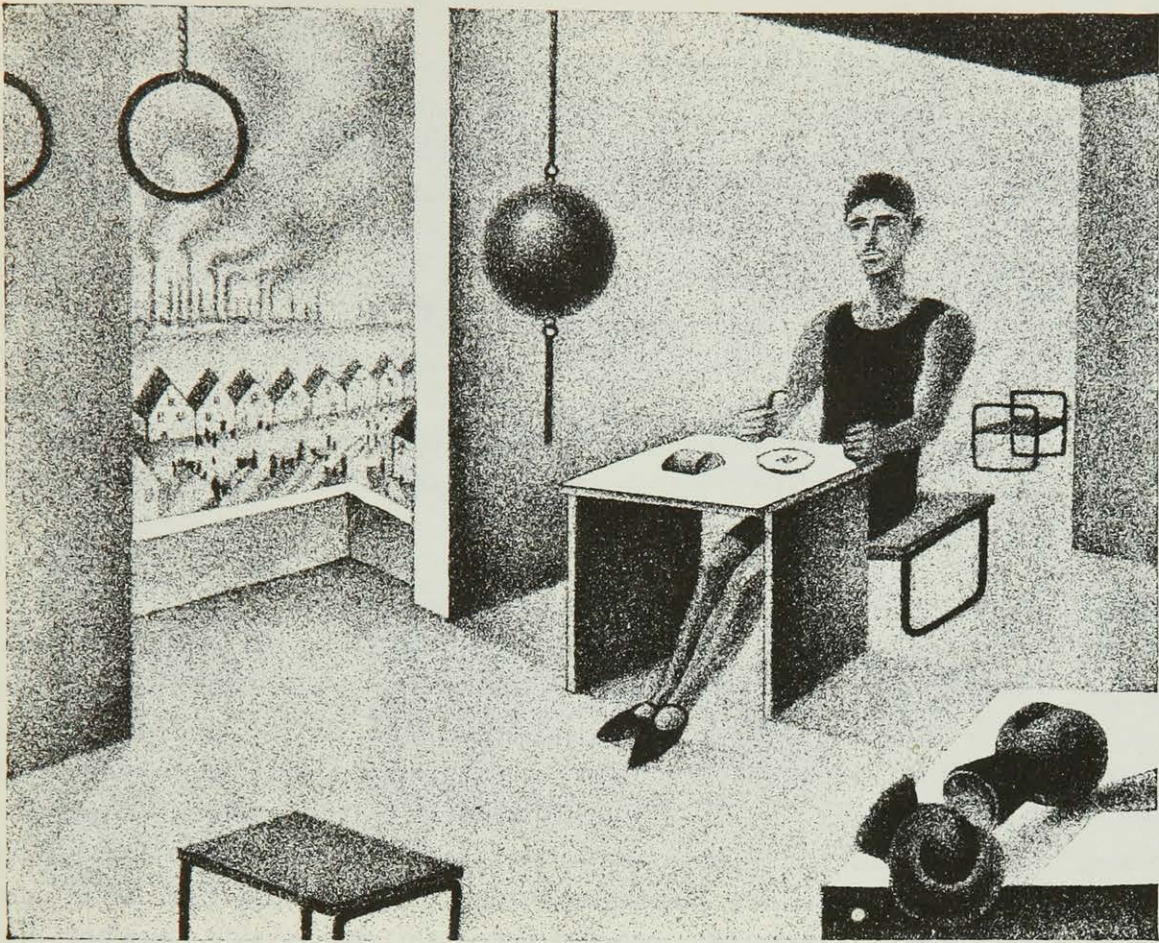
## *die außenwände*

Die Naturverbundenheit des neuen normalisierten Menschentyps erfordert eine Auflösung der gesamten Außenwände in Glas. Hierdurch wird eine weite Umgebung mit Licht, Luft und Sonne in das Haus hinein- und ein modernes Leben in die weite Welt hinausgetragen. Außerdem geht noch ein bißchen Wärme flöten. Die Ästhetik des modernen Menschen verlangt, daß er zu jeder Tageszeit im Offenen leben muß und sich niemals, auch nicht bei schlechtem Wetter, von der Außenwelt abschließen darf. Seit der genialen Erfindung des Glasklosetts verlangt man auch in schwierigeren Lebenslagen viel Luft. Und der auf Hygiene dressierte Mensch empfindet es bereits als besondere Freude, wenn er in seinem Glaskasten mal frieren oder braten darf, und hat seine Augen längst an die Lichtflut gewöhnt. Er lächelt über die rückständigen Leute, die in ihrem Hause ein Gefühl der Abgeschlossenheit und häuslichen Sicherheit suchen, und ist glücklich, wenn er seine vier Pfähle als durchsichtiges Glas und abends als Gardine besehen kann. Das ganze häusliche Leben spielt sich jetzt auf der Straße ab. Eben weil heute überall gespart werden muß, kann man am besten bei den Außenwänden anfangen. Der „letzte Schrei“ wird in der „Wohnung für morgen“ (Erdgeschoßhaus von *Mies van der Rohe*) gezeigt: Die Außenwände sind ganz aufgelöst in große Schaufenster-Spiegelscheiben, die vom Fußboden bis zur Decke reichen. Ein Druck auf den Knopf genügt, und der kostbare Bronzerahmen versinkt mittels Motorantrieb unhörbar in einen massiven Schacht. Man sitzt im Zimmer — im Freien. Dieses versenkbare Schaufenster ist allerdings für den Warenhausbau noch etwas zu kostspielig und unpraktisch, doch wird es sich im Einfamilienhausbau bald einbürgern. — Wer Angst vor neugierigen Blicken hat, kann noch eine Mauer um sein Haus ziehen.

## *die innenwände*

Man hat eingesehen, daß mit den inneren Trennwänden nun auch endlich mal etwas geschehen muß. In der Kleinstwohnung sucht man aus Sparsamkeitsgründen möglichst viele Wände unterzubringen, indem man für jedes Bett, jeden einzelnen Waschtisch und Lokus einen besonderen Raum schafft. Bei der Doppelgeschoßwohnung im Hochhaus (Architekten *baesler* und *völker*) sind die 5 Betten in fünf getrennten, gleichgroßen Schlafzimmern untergebracht und die 3 Waschtische und 2 Klosette in je einer Zelle im Obergeschoß. Da aber





Hermann Rombach

— *Die Wände sind weich wie Hirsebrei, und die Diät schmeckt wie Zement . . .*

immer noch zuviel Raum zum Durchzwängeln des Körpers vorhanden ist, empfiehlt es sich, für jedes einzelne Möbel einen besonderen Raum zu schaffen, damit auch jeder Stuhl und Tisch für sich zur Geltung kommt. — Anders ist bei üppigen Häusern. Hier läßt man am besten, ebenfalls aus Sparsamkeitsgründen, die Innenwände ganz fehlen, damit eine gesteigerte Raumwirkung erzielt wird. Wenn man aber nicht ganz auf die Trennwände verzichten will, so genügt die provisorische Aufstellung einer dünnen Sperrholzwand. Diese kann, wenn sie, wie im Erdgeschoß-Wohnhaus von *Mies van der Rohe*, die Diele vom Wohn- und Speisesaal trennt, mit Makassar-Ebenholz furniert werden. — Sehr praktisch ist die Abtrennung der einzelnen Schlaf-, Wohn-, Arbeits-, Eß-, Bade- usw. Kojen mit Harmonika-Schiebetür-Wänden, die auch dem Raum eine entzückend belebte und provisorische Note geben. Diese Wände werden am zweckmäßigsten aus weißem Kunstleder hergestellt. Der qm-Preis hierfür ist soeben von 75 auf 52 RM gefallen, sodaß also schon mit etwa 55 RM pro qm auszukommen wäre. In dem kleinen „Haus für einen Sportsmann“ (Architekt *Marcel Breuer*) wurden diese Wände nur 2,13 m hoch geführt, so daß die gesamten 6 Wände bloß 2750 RM kosten. Da diese „Türwände“ nur etwa doppelt so viel wie Holztüren und sechsmal so viel wie fertige Ziegelwände kosten, wird sich diese bahnbrechende Erfindung besonders in Kleinhäusern bald einführen.



### *einraum-wohnung*

Die Behauptung der Architektenschaft, daß die nach den Reichsgrundsätzen 1931 für Kleinstwohnungen größtzulässige Wohnfläche von 45 bzw. 60 qm zu klein wäre, hat sich längst als Unsinn herausgestellt. Auch die Befürchtung, daß die Baukosten um so höher werden, je mehr man den Grundriß zusammenschachtelt und konzentriert, ist zum mindesten unbewiesen. Man kann bei der Einraum-Wohnung (Architekt *Fieger*), bei der alle Räume tags und nachts, also doppelt benutzt werden, mit viel weniger Grundfläche (z. B. mit 40 qm für 4 Betten) auskommen. Bei Tag: ein durchgehender großer Wohnraum oder (bei Trennung durch Schiebewand) 2 Räume für Wohnen und Essen, Kinderspiel und Arbeit. Bei Nacht: 2 Schlafräume mit 4 Klappbetten und Frühstücksecke. Diese Wohnungen sind für Taubstumme wie geschaffen und für aufgeregte und nervöse Menschen sehr erzieherisch.

### *funktionen der räume*

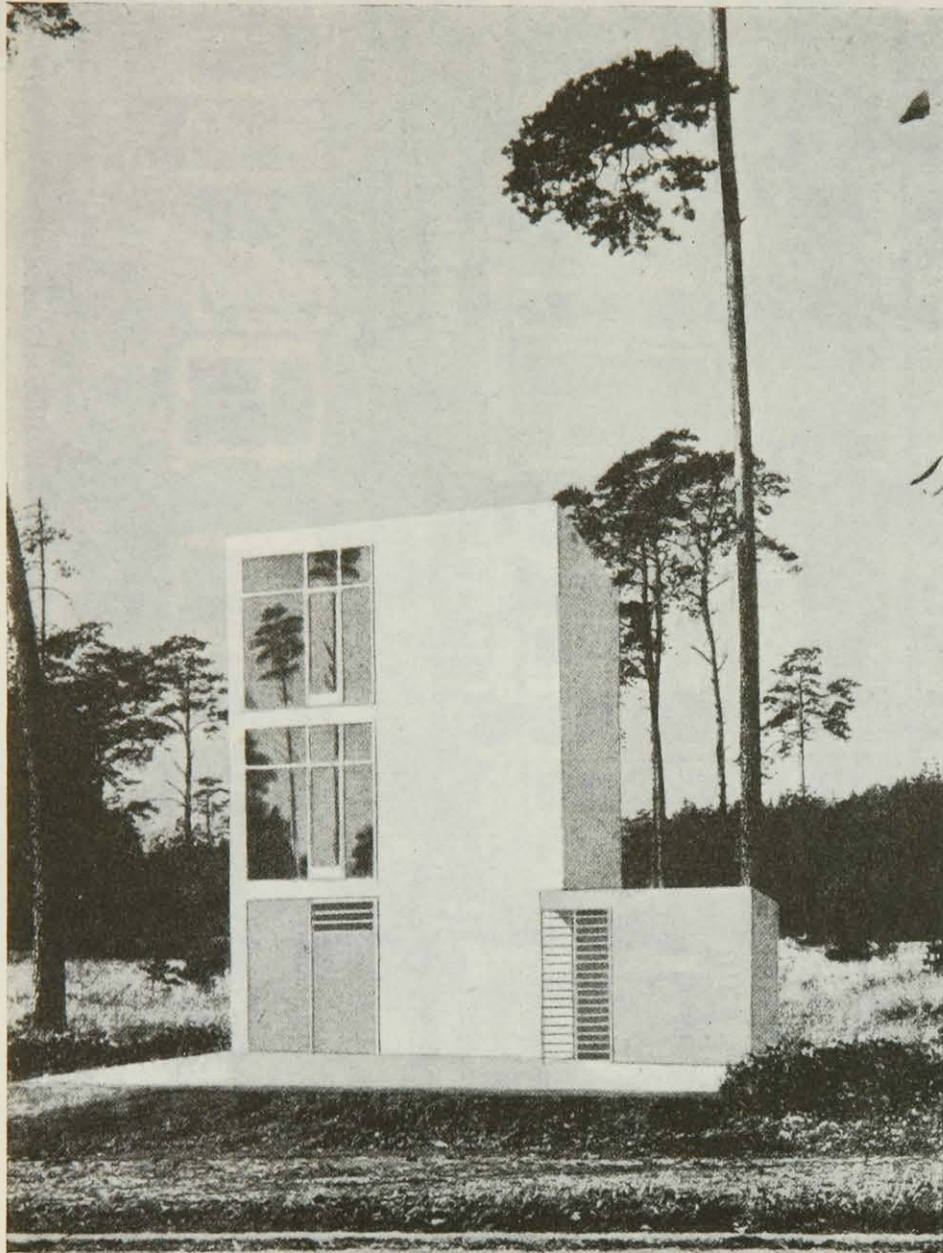
Die neuen Funktionstheorien sind nicht dazu erfunden, damit die Bewohnbarkeit der Räume besser funktioniert, sondern damit die Bewohner durch Beschäftigung mit praktisch-philosophischen Dingen die philanthropisch-alt-ruistischen Gedankengänge der höheren Wohnungskunst ergründen, und sich infolgedessen nach einem baldigen, besseren Jenseits sehnen. Der moderne, haltlose Einheitsmensch braucht einen gesunden Funktionalismus, der ihn von der „Sklaverei der Haushaltsführung befreit“ und ihm dafür eine genau ausgeklügelte Gebrauchsanweisung aufzwingt, wie er sich zwischen den hellgetünchten, von Glas und Metall blinkenden Kulissen seiner Wohnung zu bewegen hat. Erst wenn das freie Individualleben aufgegeben und jede fröhliche Bewegtheit erstorben ist, wird man den Reiz moderner Lebenskunst empfinden: sein Dasein — wie eine Marionette — als eine Funktion von festliegendem Grundriß und Ausstattung einzurichten. Bei dem heißen Bemühen um originelle Lösungen entdeckt man schließlich auch noch viele Eier, die Kolumbus vergessen hat: Man streicht nicht nur jedes Zimmer in einer anderen Farbe an, sondern auch jede Wand. Besser noch: jede Wand wird in verschiedenem Material ausgeführt. Die Türöffnung reicht bis an die Decke. Und wenn die „funktionelle Statik und Raum-Geometrie“ zur besonderen Betonung oder Herstellung des europäischen Gleichgewichts nicht ausreichen sollte, kann man leicht überall einen Gummibaum oder Kaktus hinpflanzen. Man kann auch ganze Räume aus funktionellen Gründen vertauschen. Ja, man darf sogar die unmöglichsten Raumfunktionen komponieren, wenn man es mit irgendeiner Theorie begründen kann. Es gibt auch plausible, praktische Begründungen; man braucht nur des berühmten Examens zu denken, bei dem der strenge Professor den unwissenden Architektur-Studenten fragt: „Wie wollen Sie denn eigentlich verhüten, daß es in der Küche qualmt und auf dem W. C. duftet?“ — „Ganz einfach, indem ich die Funktionen dieser Räume vertausche.“

### *stahlmöbel*

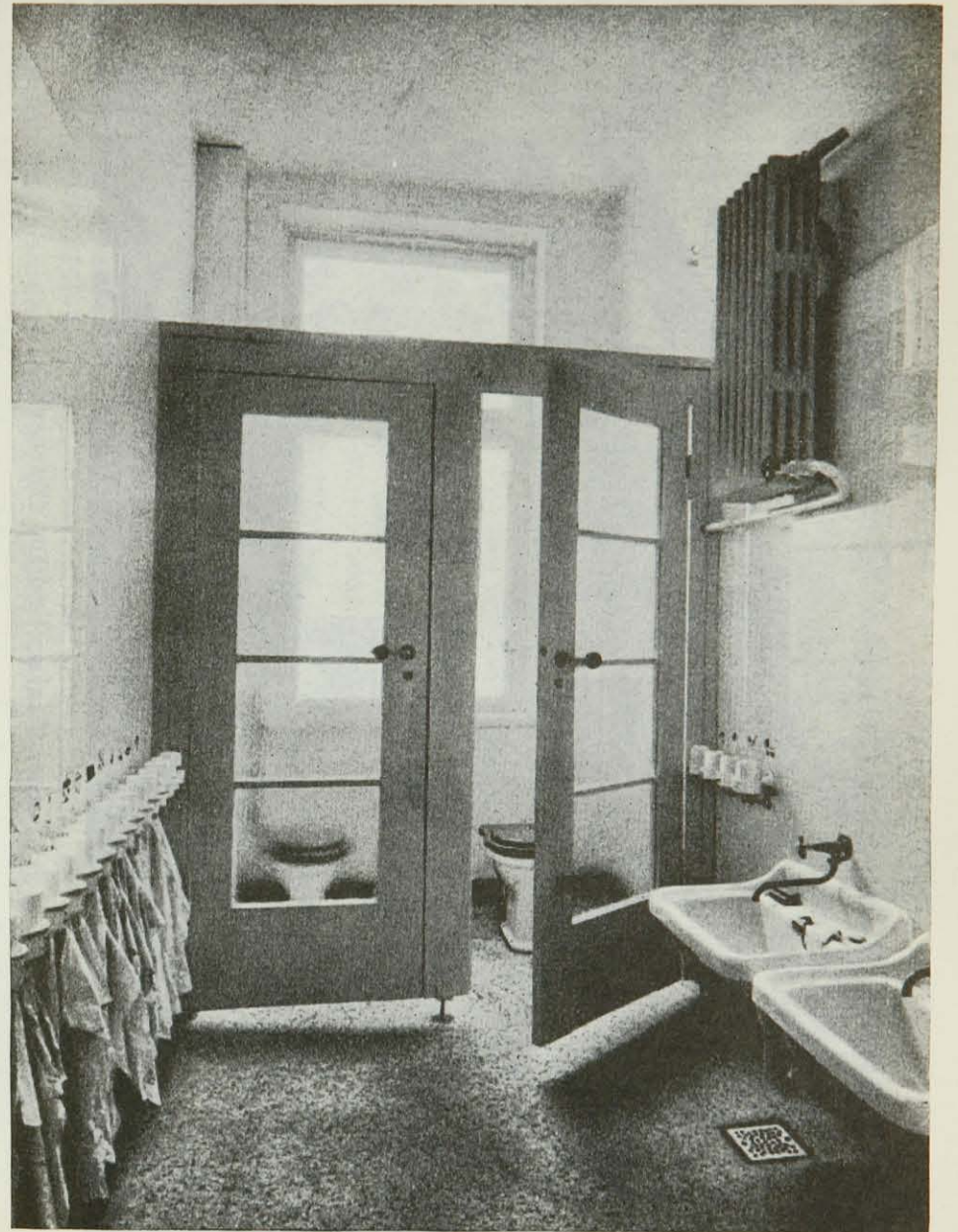
Die neue Sachlichkeit sucht ihr ästhetisches Empfinden bewußt durch Banalität und Grobheit auszudrücken: Stühle aus verchromten Stahlrohren



*Neue Berliner Architektur*

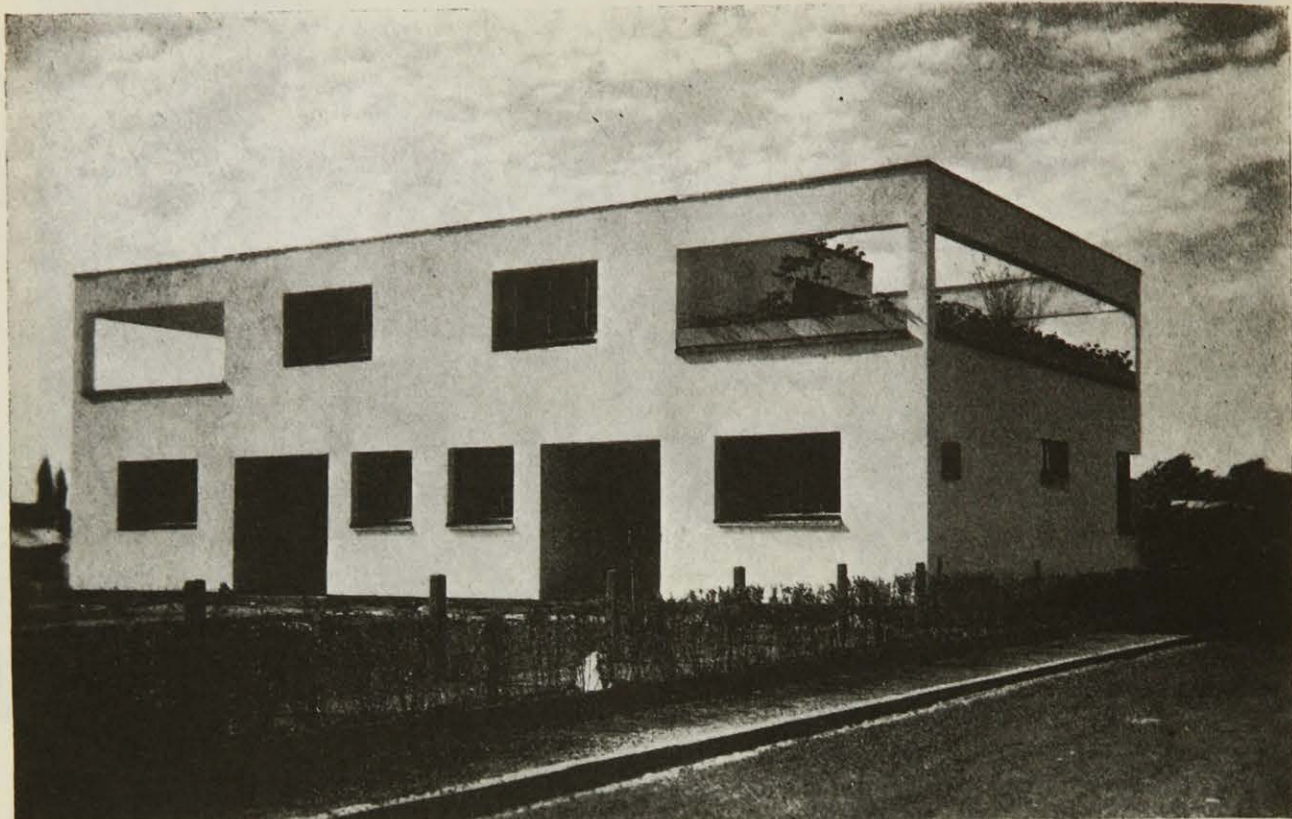


Brüder Luckardt und Anker, Das wachsende Haus



Erwin Gutkind, Waschraum im Kinderheim





A. Fischer, Einfamilienhaus (Karlsruhe)

Supper



Haus aus der Zarenzeit (Zentral-Rußland)

Lubinski



gebogen oder aus mehreren Stücken in handwerklich primitivster Weise zusammengefügt; Metalltische in ähnlicher Konstruktion mit einer Glasplatte abgedeckt. Es wird mit Absicht eine Armut an Form und Farbe, ein Mangel an Ausdruck und Geist betont. — Das Publikum hat sich längst die altmodische Vorliebe für schlechte Wärmeleiter abgewöhnt; durch das gütliche Zureden der Architekten und die Reklame der Industrie wird es jetzt schon als Vorzug empfunden, daß das Stahlmöbel sich im Sommer so schön warm und im Winter so kalt anfühlt.

### *das treppenhaus*

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer reformbedürftigen, mutig vorwärtstürmenden Zeit, daß sie das Holz und selbst einen der modernsten Werkstoffe, den Beton, für Treppenhäuser verpönt. Die heute nur noch verwendete Gittertreppe aus patentiertem Eisenblech (Boardinghaus von Architekt *Vorboelzer* u. a.; Doppelgeschoßwohnung von *baesler & völker*; Aussichtsturm von *gropius*) hat weit größere Vorzüge: sie ist leicht konstruiert, schnell montiert, spielerisch zart anzusehen und schwingt bei jedem Schritt sanft und neckisch mit. Die Trittstufe besteht aus Tezett-Gitterblech, das sich als Abtreteroste gut bewährt hat, und soll möglichst weitmaschig sein, damit endlich einmal die dünnen Absätze der hohen Stöckelschuhe verschwinden. Die Setzstufen können gespart werden, zumal dadurch auch die spitzen Schuhe länger halten. Die ganze Treppenhalle ist mit allen ihren windigen Wendel-Windungen mit einem einzigen Blick von unten bis oben zu übersehen. Man kann, wie das heute so beliebt ist, die ganze Architektur von unten besichtigen. Die Feuerwehr ist geradezu entzückt über diese Neuerung, weil sich diese Eisentreppe in der Hitze sofort ausdehnt, dann automatisch alle mit ihr verbundenen Bauteile, insbesondere das Stahlgerippe, mitreißt und mit den einstürzenden Mauern sofort den ganzen Brand im Keime erstickt.

### *der neue baustoff*

Außer den uralten Baumaterialien (Ton, Bims, Schiefer, Kalk, Gips, Zement usw.) sind uns die neueren kombinierten Baustoffe (Schlacken, Holzwolle, Holzfaser, Kork, Torf, Asbest und Asphalt u.a.m.) geläufig geworden. Neuerdings werden geringwertigere Materialien (Stroh, Seegras, Kokos- und Zuckerrohrfaser usw.) durch irgendwelche Bearbeitung veredelt und mit heldenmütiger Begeisterung angepriesen. Leider kosten die Ersatzbaustoffe ein Sündengeld, doch ist das erklärlich bei der großen Nachfrage, den hohen Patentgebühren, Frachten, Zöllen und andern sozialen Lasten. Es kommt heute weniger darauf an, den Surrogatwert systematisch zu erforschen (die Reichsforschungsgesellschaft hatte leider, bevor sie sanft entschlief, zu viel wichtigere Dinge zu ergründen), sondern man will unbedingt etwas Neues schaffen. Warum hat man aber nicht die grandiose Frankfurter Erfindung (System *May*), die ganze Wand in einem als Platte zu gießen und diese Wandplatte oder Plattenwand mittels Wendepatte zu versetzen, weiter entwickelt? Es muß doch möglich sein, eine Steinmasse wie Farbe herzustellen: man schneidet dann in einen entsprechend großen Pappkarton Fenster und Türen ein, taucht das Ganze in Steinfarbe, und das Gehäuse ist fertig!



# Psychoanalyse des Struwelpeters

Von

*Ronald A. Knox*

FALL I. *Peter* . . . , sechs Jahre, von seinen Kameraden „Struwelpeter“ genannt. Weigert sich hartnäckig, seine Haare und Fingernägel schneiden zu lassen, welche dementsprechend in erstaunlichem Maße gewachsen sind. Statt seinen Entschluß gutzuheißen oder ihm irgend zu helfen, versäumen die Eltern keine Gelegenheit, ihm ihren krankhaften Widerwillen gegen seine Entscheidung auszusprechen. Mein erster Eindruck war natürlich, daß er eigentlich ein Mädchen sein will; doch seine Hartnäckigkeit in bezug auf Nägel scheint diese Hypothese nicht zu unterstützen. Ich habe ihn vorläufig notiert als einen Fall von Nervenschock, hervorgerufen durch Granatfeuer, wobei die Kompensierung folgenden Weg gegangen sein mag: die Nägel suggerieren natürlich die Granatsplitter und das lange Haar den Schock. Andererseits ist keine positive Evidenz vorhanden, daß er jemals unter Artilleriefeuer gestanden hat. Möglicherweise ist er lediglich ein Fanatiker des Wachstums — es gibt so etwas wie Vegetative Hypertrophie. Ich habe den Eltern gesagt, daß seine Wünsche in dieser Richtung peinlichst respektiert werden müssen; das ist seine einzige Rettung.

FALL II. *Friedrich* . . . , neun Jahre. Ließ seit frühester Jugend Symptome von fälschlich sogenannter „Grausamkeit“ erkennen, indem er mit bemerkenswerter Agilität Fliegen fing und diesen dann die Flügel ausriß. Sodann schritt er zur Tötung von Vögeln fort, sowie — ein bezeichnender Charakterzug — zum Zerschlagen von Stühlen. Erst als er die Hauskatze die Treppe hinunterwarf, begannen seine Eltern zu fürchten, daß hier etwas nicht in Ordnung sei; es ist außerordentlich zu bedauern, daß sie nicht sogleich einen psychologischen Experten zu Rate gezogen haben. Denn bis zu diesem Punkt war die Perversion ja höchst einfach: ein ganz gewöhnlicher Gravitations-Komplex. Doch ein Jahr



oder zwei vor seiner Geburt war eine Tante von ihm als Augenzeugin mit knapper Not einer Aeroplan-Katastrophe entgangen, und daher ist die ganze Idee des Fliegens dem Unterbewußten des Knaben höchst abstoßend. Die Fliegen müssen ihrer Flügel beraubt werden; die Vögel, weniger leicht zu verstümmeln, müssen geradezu den Tod finden. Seine Leidenschaft stürzt sich sogar auf Stühle, weil diese ebenfalls die menschlichen Wesen vor Zubodenfallen bewahren. Eine krankhafte Neugierde seinerseits beharrt auf dem Wunsch, die Katze aviatische Experimente machen zu lassen. Darauf aber scheint jedenfalls eine plötzliche Transferenz ihn in die Richtung der Flagellomanie gedrängt zu haben. Er peitscht zuerst die Kinderfrau, Gretchen . . . , welche zusammen-



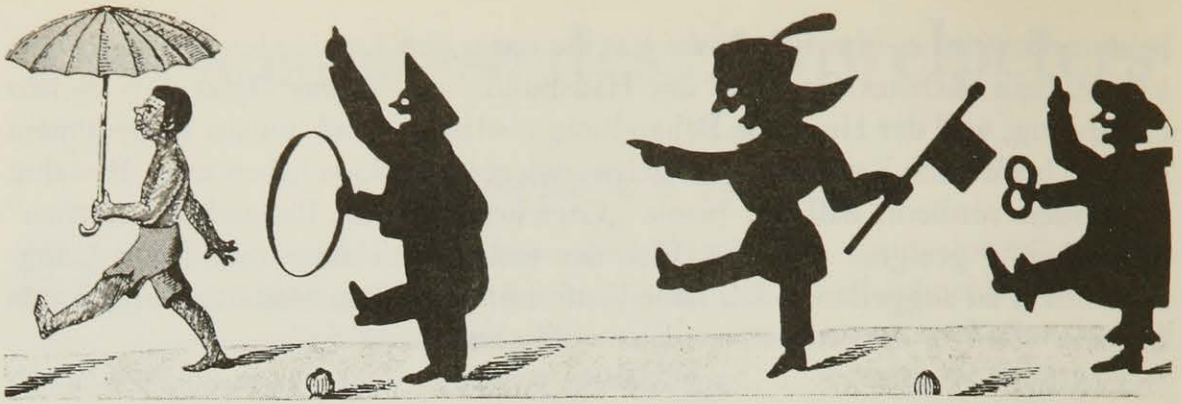
bricht und weint — das Falscheste was sie unter den Umständen überhaupt tun konnte. Sein nächstes Opfer ist der Haushund — d. h. das Opfer ist vielmehr beiderseitig, weil der Hund die Behandlung übelnimmt und ihn aus Ressentiment ins Bein beißt: eine Verletzung, die schwerwiegende Folgen haben kann. Erwähnt zu werden verdient, daß der Name „Gretchen“ in dem Bestandteil „retchen“ („Rädchen“) geeignet ist, die Idee der technischen Aviation seinem Unterbewußtsein zu suggerieren. Ich habe Entfernung der vom Hausarzt verordneten Medizin verfügt, da Patient sie nicht wohlschmeckend findet.

FALL III. *Paulinchen* . . ., acht Jahre, verdächtig der Pyromanie. Es ist gefährlich, erklärt die Mutter, das Haus zu verlassen solange eine Streichholzschachtel in Reichweite bleibt; Paulinchen beginnt die Hölzer sofort anzuzünden und zeigt ein perveres Vergnügen am Beobachten des Brennens, sie „freut sich sehr und springt im Zimmer hin und her“, lautet die Deskription der Mama. Ich fragte Paulinchen, was sie dabei empfinde; sie konnte mir bloß sagen. „Das Hölzchen brennt gar hell und licht, es flammt und kracht und knistert laut, grad wie ich’s bei Mama geschaut“. Von äußerstem Interesse ist hierbei der grammatikalische Solözismus: die Mama, als Streichholz-Anzünder, scheint hier mit dem Hölzchen selber identifiziert zu werden. Viel Schaden ist hier von der Mutter getan worden, indem sie Paulinchen mit Schelte gedroht hat, falls der Vorfall sich wiederhole. Diese Drohung hat in der Kinderseele einen ungewöhnlichen, wahrscheinlich totemistischen Komplex entwickelt: sie steht dauernd unter der Halluzination, daß zwei von der Familie gehaltene Katzen sie anflehen, die Streichhölzer nicht anzuzünden. Ich schlug vor, diese Katzen zu entfernen, wobei ich die Mutter daran erinnerte, daß Pür das griechische Wort für Feuer ist (siehe „purren“ — „schnurren“) und daß solches die Tiere vielleicht für die Brandstiftungs-Suggestion verantwortlich macht — es kann allerdings auch eine Inversion vorliegen, indem „Wasser“ auf dem Wege über „Katzenpfote“ suggeriert worden ist. Die Mutter ist anscheinend nicht völlig überzeugt. Möglicherweise natürlich wünscht Paulinchen, sie wäre als Knabe geboren worden, so daß hier eine Kompensierung fürs Tabakrauchen vorliegt.



FALL IV. Eine ganze Gruppe von Knaben, *Ludwig, Kaspar und Wilhelm* . . ., pflegten ziemlichen Verdruß dadurch zu verursachen, daß sie schreiend hinter einem „farbigen“ Gentleman herliefen, der in der Nachbarschaft lebt. An sich scheint der Fall ein gewöhnlicher Japhet-Komplex: es sind zwar keine amerikanischen Vorfahren nachzuweisen, jedoch scheint der patriotische Sinn überbetont, da z. B. Ludwig beschrieben wird: „— und trug sein Fähnchen in der Hand“, als er hinter dem unglücklichen Gentleman herrannte, was seiner Handlung zweifellos eine politische Färbung gibt. (Überhaupt ist bei allen drei Knaben

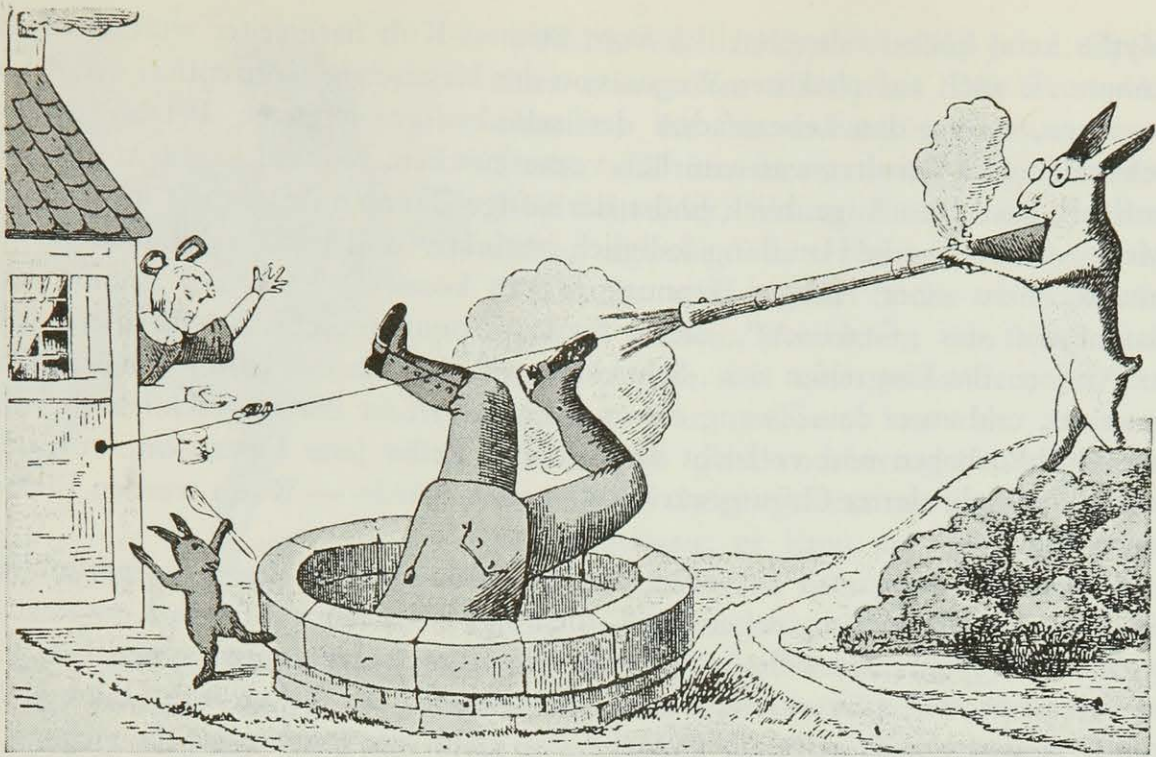




der Spieltrieb überentwickelt; Wilhelms Reifen mag dem Knaben wohl „Heirat“ suggeriert, und so den Lynch-Impuls angeregt haben.) Die Sache wäre durchaus harmlos verlaufen, wenn dieser Fall nicht einem völlig unqualifizierten Mann, einem gewissen Dr. Nikolas überantwortet worden wäre, der seine Zuflucht zu dem gänzlich verfehlten Verfahren der Argumentation genommen hat: „Ihr Kinder, hört mir zu und laßt den Mohren hübsch in Ruh! Was kann denn dieser Mohr dafür, daß er so weiß nicht ist wie ihr?“ Diese Methode ist selbstverständlich wirkungslos (und übrigens auch bezüglich der Fakten zweifelhaft: ich verweise auf den Fall Clarkson Thomas, Louisiana, der eine deutlich unterscheidbare graue Hautnuance erzielt haben soll.) Nachdem seine Ermahnungen natürlich in den Wind geschlagen worden, schreitet Dr. Nikolas zu der drastischen Maßnahme eines Tinten-Bades! Es ist für mich zu spät, noch irgend etwas zu tun, und was für Symptome die Knaben daraufhin entwickeln werden — entweder in der Japhet-Tendenz oder in der Abneigung gegen Zahlung der Einkommensteuer —, kommt voll und ganz aufs Konto der Einmischung eines dieser Quacksalber, welche der Profession solchen Schaden zufügen.

FALL V. — (*Name unterdrückt*): ein Mann mittleren Alters, der offensichtlich an einer akuten Nimrod-Inversion leidet. Es ist seine Gewohnheit, abends auszugehen, um Hasen zu schießen — und zwar mit einem veralteten Jagdflinten-Modell. Er ist ein wenig myopisch; die Wahl eines grasgrünen Kostüms für seine Jagd-Ausflüge mag vielleicht auf unterbewußte atavistische Schutzfärbungs-Instinkte zurückzuführen sein. In jüngster Zeit ist er von einer (traum-entstammten) Halluzination besessen, daß ein großer Hase seine Brille aufgesetzt, sein Jagdgewehr ergriffen habe, und nun auf ihn schieße. Zuweilen, so erzählt er, schießt der Hase vorbei, um statt seiner eine Kaffeetasse zu treffen, die des Jägers Gattin, an der Haustür stehend, in der Hand hält; der Kaffee fließe auf die Nase von „des Häschens Kind, der kleines Has“ und verbrühe sie; der kleine Has hält einen Löffel in der Pfote und schreit: „Wer hat mich da verbrannt!“ Ich habe den Fall bereits eine Zeitlang in Arbeit gehabt, bin aber erst kürzlich zur Einsicht über die Hemmung gekommen, welche diese ganze Störung verursacht hat. Der Mann ist offensichtlich ein chauvinistischer Patriot, der während des Krieges irgendeinen Schock oder sonstwie Schaden erlitten hat. Das Wort „Has“ hätte mir viel früher bereits den Schlüssel liefern können; es muß in Wirklichkeit natürlich „Haß“ heißen und bedeutet einen symbolischen Vertreter des deutschen Volkes. Patient ist von der Sensationskampagne „Handel mit dem Feinde“ belästigt worden: daher gebraucht der „Has“ seine, des Jägers, eigene Flinte,





welche ein veraltetes Modell ist, vielleicht weil Patient sich auch über „Munitionsmangel“ Sorgen gemacht hat. Der „Has“ verfehlt ihn und trifft sein Gattin — ein Echo des Schreckbildes von den „Deutschen Greuelthaten“; der Verlust des Kaffees gemahnt an die Handelsverluste während des Unterseeboot-Krieges. Endlich war Patient ohne Zweifel ein Enthusiast der Repressalien-Politik, und die Tatsache, daß die Strafe auf „des Hasses Kind, der kleine Haß“ zurückfällt, weist auf intensives unterbewußtes Verlangen nach Bombenabwurf auf unbefestigte deutsche Städte hin. Möglicherweise auch sandte er Zuschriften an die Tagespresse, deren Veröffentlichung abgelehnt wurde. Was die Identifizierung des „Has“ mit Deutschland restlos schlüssig macht, ist das Faktum, daß der Hase eine Brille trägt.

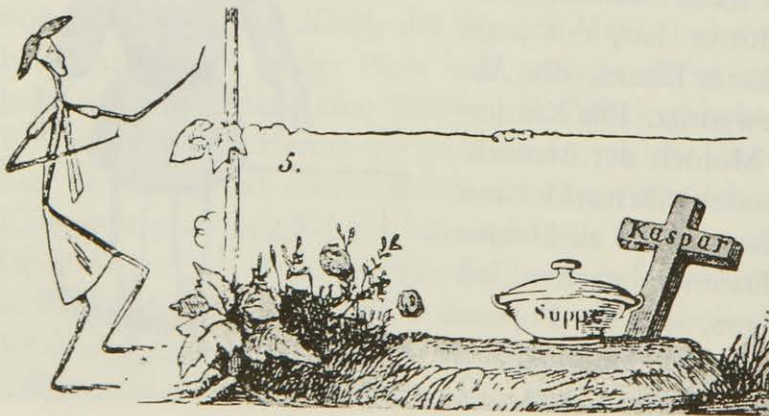
FALL VI. *Konrad* . . ., ein pathetisches Beispiel von Selbstverstümmelung bei starker unterbewußter Suggestion. Ursprünglich ein gewöhnlicher Fall von Kannibalismus, der dann autophage Richtung genommen hat. Konrad ist ausgesprochener, doch durchaus nicht hoffnungsloser Daumenlutscher. Seine Mutter hat, mit jener fatalen Tendenz unaufgeklärter Eltern, die Abschreckungs-Methode angewendet. Die Kinderstuben-Mythologie, dieser Moloch der Menschheit, hat ihr von einem großen „Schneider mit der Scheer“ erzählt, welcher immer zu kleinen Jungen kommt, die ihren Daumen lutschen. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß der Popanz als einer geschildert wird, der die Daumen mit der Scheere abschneidet. Die in Frage kommende





Mythe kann höchstwahrscheinlich vom Mithras-Kult hergeleitet werden; doch könnte sie auch auf obskuren Wegen von der klassischen Konzeption der Parze stammen, welche den Lebensfaden der schicksalsgezeichneten Person durchschneidet. Das Resultat war natürlich vorauszusehen. Konrad ist allein gelassen worden: im selben Augenblick findet der saftige Daumen Aufenthalt in Konrads Munde. Soweit ist die Handlung lediglich instinktiv und hätte, schlimmstenfalls, höchstens zu einer Hunger-Hypnose führen können. Aber fast unmittelbar darauf tritt das „Gewissen“, dieses fatale Erbgut fetischistischer Vorfahren, in Aktion: das Eingreifen des „Schneiders mit der Scheer“ wird jeden Moment erwartet, und unter dem Zwang dieses Impulses stürzt der unglückliche Knabe zum Nähkörbchen und vollzieht an eigenem Leibe jene Operation, vor der selbst ein qualifizierter Chirurg zurückschrecken würde. — Wann werden Eltern zulernen? —

FALL VII. *Kaspar*: . . ., zehn Jahre, wurde mir in einem vorgerückten Stadium der Abmagerung zugeführt — die Folge eines Erschöpfungs-Komplexes, welcher die nicht ungewöhnliche Form von Etnophobie angenommen hat. Er ist seinerzeit, wie man mir berichtet, „kerngesund, ein dicker Bub und kugelrund“ gewesen, auch zeigt die Tatsache, daß er bis vor kurzem nie die geringste Schwierigkeit im Essen der Suppe gefunden hat, daß hier keine organische Unfähigkeit vorliegt (oder lag). Es war ein kalter Wintertag, als sich die Hemmung zum erstenmal manifestierte in den Worten: „Ich esse keine Suppe! Nein! Ich esse meine Suppe nicht! Nein, meine Suppe eß ich nicht!“ Hier ist offensichtlich die Temperatur irgendwie für die Hemmung verantwortlich; wahrscheinlich ist die extreme Hitze der Suppe als extreme Kälte empfunden worden. Immerhin muß vermerkt werden, daß der Vater, ein Mann von jokoser Gemütsart, zu *Kaspar* öfters gesagt hat: „Na, da wirst du in einer schönen Suppe sein, mein Junge, wenn du nicht aufmerkst“ — oder ähnliches, so daß die Störung vielleicht unterbewußt bereits von längerer Dauer war. Die Behandlung war jedenfalls von monströser Stupidität: die Eltern verboten ihm, irgend etwas zu essen, bevor er nicht die Suppe ausgelöffelt habe. Ich durfte ihnen deswegen nicht einmal (wie ich gern gewollt) Vorstellungen machen — in Furcht, bei ihnen einen Kindesmord-Komplex zu stärken, der bereits deutlich in Erscheinung tritt. Noch ist einige Hoffnung, daß die Symptome lediglich zur



gourmandistischen Perversion gehören, weshalb ich dem Knaben Mittagessen verordnet habe, die mit dem Dessert anfangen und von Speise zu Speise bis zur Suppe ansteigen. Sollte der Fall auf diese Behandlung nicht respondieren, so werden wir auf Bovril-Injektionen zurückgreifen müssen, wiewohl ich gestehe, daß ich vor solchen Methoden zurückschrecke.





FALL VIII. *Philipp* . . ., fünf Jahre, Opfer eines seismischen Kollapses. Die Eltern beschreiben ihn als unvermögend, an einem Tische still zu sitzen; ein eingefleischter Stuhl-Schaukler, hat er einen traurigen Ruf dafür, zuweilen konvulsivisch nach dem Tischtuch, wie in der Suche nach einem Halt, zu greifen. (Anzeichen von lokomotorischer Ataxie sind *nicht* vorhanden, und der Hausarzt war geradezu imstande, an dem ganzen Fall glatt vorüberzugehen.) Das ursprüngliche Störungszentrum ist sehr schwer zu lokalisieren; er kann auf dem Meere geboren sein, oder es kann auch eine Verdrängung vorliegen: hat z. B. seine Mutter oder

Großmutter als Modell Akt gestanden? (NB.—Weitere Nachforschungen machen.) Sicher ist diese Tendenz durch die Haltung der Eltern verschärft worden, welche zu sagen pflegten: „Ob der Philipp heute still wohl bei Tische sitzen will“, zuweilen aber auch in bezeichnendem Bilinguismus: „Let us see if Philipp can be a little gentleman; let me see if he is able to sit still for once at table.“ Diese Kombination von Ironie mit einem Appell ans Klassenbewußtsein hat die verheerendsten Ergebnisse gezeitigt. Vor allen Dingen habe ich darauf bestanden, daß das Binden der Serviette um den Hals sofort aufgegeben werden muß; denn es besteht kein Zweifel, daß der Knabe während der Mahlzeiten unterbewußt ständig schwer nach Luft ringt.

FALL IX. *Hanns* . . ., acht Jahre, geht regelmäßig zur Schule. Die Gewohnheit beim Gehen den Kopf in die Luft zu heben ist stark prononciert, doch habe ich den Fall noch nicht lange genug studiert, um zu entscheiden, ob dies in gewöhnlicher Platzangst seinen Grund hat, oder in einem komplizierteren Zustand, wie etwa Geophobie oder Himmels-Fetischismus. Seine Darlegung: „nach den Dächern, Wolken, Schwalben schau ich aufwärts allenthalben“, mag auf die letztgenannte Lösung hinweisen. Er hat kürzlich eine Kollision mit einem Hunde gehabt, die in einem Niederpurzeln endete. Letzteres scheint eine falsche Hydrophobie entwickelt zu haben, da er am nächsten Tage, in die Nähe des Flusses kommend, sich plötzlich unfähig fand den Kopf zu senken — was einen Sturz ins Wasser zur Folge hatte. Menschenleben gingen hierbei nicht verloren, weil zwei Passanten ihn in mißverständlicher Hilfsbereitschaft mit Stangen herauszogen. Das einzig Richtige wäre natürlich gewesen, ihn von Anfang bis Ende in der vertikalen Position zu belassen: man hätte nie zulassen dürfen, daß der Halswirbel eine horizontale Lage einnimmt. Die Eltern versichern zwar, daß er,

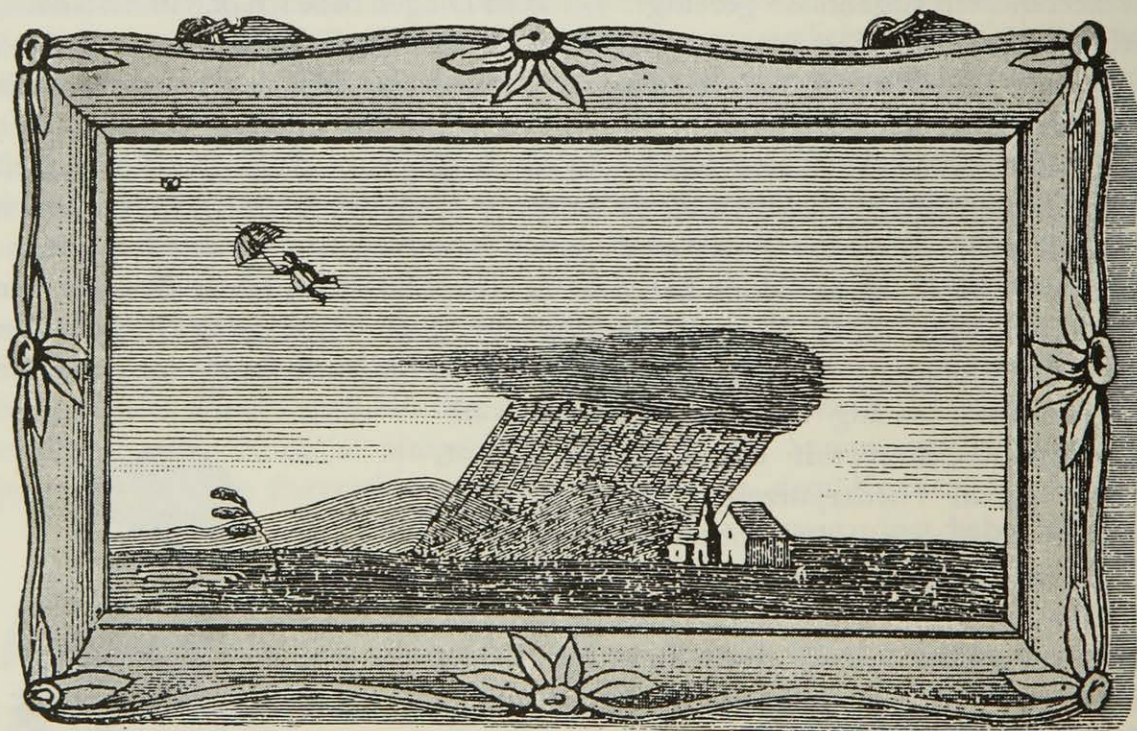




triefend naß, ausgerufen habe: „Ei, das ist ein schlechter Spaß!“ und daß er den Sturz nie vergessen werde — ich dagegen befürchte ernstlich, daß er es dennoch tut, und *wenn* er vergißt, so ist die Wirkung auf sein Unterbewußtsein einfach nicht auszudenken! Schon jetzt lebt er unter der Halluzination, daß die Fische „streckens Köpfelein aus der Flut“ und über ihn „lachen, daß man's hören tut“, und wenn nicht größte Vorsicht genommen wird, so steht zu befürchten, daß er nicht ohne dauernde Rückgratverkrümmung davonkommen wird.

FALL X. *Robert* . . ., sieben Jahre. Die Eltern waren in diesem Fall in größter Besorgnis, weil Robert darauf bestand, bei jedem Wetter auszugehen; und zweifellos spricht hier eine gewisse morbide Vorliebe für Regen mit, die nicht angenehm an Hypaethromanie gemahnt. Aber der Bursch ist noch jung, und es bleibt zweifelhaft, ob wir vorderhand mit was Schlimmerem als Klaustrophobie werden rechnen können. Er scheint das Gefühl zu haben, daß seine Eltern ihn ungesetzlich zu Hause festhalten, und seine Wahl eines roten Regenschirmes indiziert höchst wahrscheinlich, daß er sich in einem Stadium der Auflehnung befindet. Ich habe den Eltern bedeutet, seine diesbezüglichen Wünsche unter keinen Umständen zu durchkreuzen: „Ihr Sohn“, sagte ich, „wird sich noch in diesen Tagen zu einem großen Aviatiker entwickeln.“

(*Deutsch von Sigismund v. Radecki*)



*Die Bilder zu diesem Aufsatz sind von Dr. med. Heinrich Hoffmann  
in Frankfurt a. M.,  
dem Verfasser des berühmten Kinderbuches „Struwwelpeter“,  
das er einst für seine eigenen Kinder schrieb.*





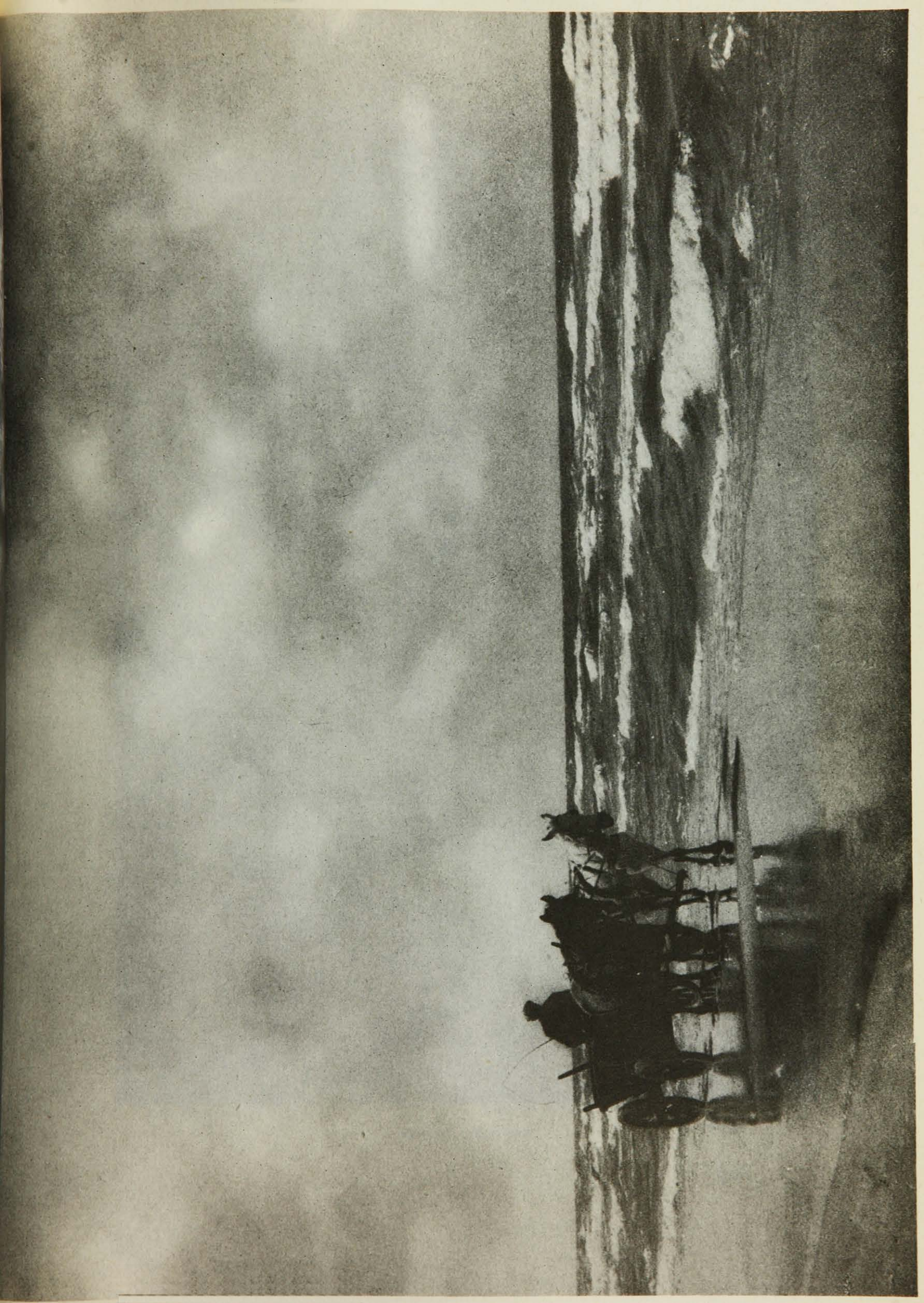
Mai

Lotte Eckener













Javanischer Vulkan



# Krisenlyrik

## Men love me not !

*Men love me not! They're fools, they cheat, you say?  
I know, I know; are mean and lie; their balls  
And guts and viscera of mind cry: „Hey!  
Fame, food and fucking answer these our calls!“*

*Men love me not! Alone; a quiet room;  
The window facing wall; unpainted pine  
For table, chair. Naught else. And words; they loom  
From out the dark to paper, and are mine.*

*The love of men is not. Friendship is not,  
Not common comforts; common love's not mine;  
Nothing is mine; — and when on pillow hot  
I sleepless lie, there's but the angry line,*

*Not love of men to cool me. Oh! Don't think;  
Just work, just sleep. And if you cannot: Drink!*

*Nathan Asch*

## „Les snobs de la purée“

Si vous voulez être à la page,  
Je vous engage,  
Ma chère,  
De porter une robe grise —  
Dernier cri: la crise.

Il y a longtemps, longtemps  
Environ deux ans,  
Ma chère,  
Il était bon ton  
De poser aux millions.

Cette mode est bien passée!  
On porte la purée,  
Ma chère!  
Moi je n'ai plus le sou,  
Plus le sou — et vous?

Cette robe ne coûte rien —  
Je l'ai faite à la main,  
Ma chère!  
Mon parfum? nouveau foin  
De l'épicier du coin!

Mon ami le marquis?  
C'est fini,  
Ma chère!  
Je raffole d'un flic  
C'est beaucoup plus chic.

Ma voiture est crottée —  
Dernière nouveauté,  
Ma chère!  
On la prend — que j'ai ri!  
Pour un vieux taxi!

Nous vendimes nos bibelots  
A l'hôtel Drouot,  
Ma chère!  
Puis on vint chez nous  
Pour une soupe aux choux!

Oh, c'était charmant,  
Très émoustillant,  
Ma chère!  
Tous en bras de chemise —  
La crème de la crise!

*Anita*



## Kubitz leider in Ordnung

Es schellt  
am Irrenhaus  
nachts.

Der Portier  
schlaftrunken  
hält  
den Kopf  
heraus:  
„Wer ist denn hier?!“

„Bitte Verzeihung,  
ich bin Kubitz,  
der langjährige,  
kürzlich  
entlassne Bewohner  
von Nr. 4,  
Herr Portier,  
und möchte gern  
wieder hinein.“

Der Portier  
zieht  
den Kopf  
etwas ein  
und klappt  
den Kragen hoch.  
„Möchte ist gut,  
Möchte,  
verstehn Sie,  
zählt hier nicht.  
Haben Sie einen Schein?“

„Schein weniger,  
Herr Portier,  
nur schlicht  
gesagt:  
Herzweh,  
ziemlich.  
Das Leben  
sticht  
und plagt  
unsereinen,  
Herr Portier.

Niemand gibt mir Blumen  
zu begießen,  
Nirgends leuchten farben-  
frohe Wände  
dem Gemüt.  
Keiner borgt mir grüne  
Wiesen

oder findet  
frischgewaschne Hände  
schön.  
Ich verzehre mich  
Herr Portier  
nach euern sanften,  
glatten, reinen Betten  
und vor allem  
nach den netten,  
guten Psychotherapeuten,  
niemand mag  
fortan  
meine Seele häuten  
dreimal im Tag.

Sonntag morgens  
gab es stets  
Kakao  
bei euch  
und im Anschluß  
wurde musiziert  
und dann legten wir uns  
mitten  
in die Sonnenstrahlen.  
Nein, wir wußten  
nichts  
von ausgedörrten Zahlen.

Wir benutzten  
nie  
ein Portemonnaie.  
Kindlein  
waren wir,  
geborgen  
in der selig-süßen  
Irre,  
staatsbetreut  
ohne Sorgen.

Ach, wie hat's mich  
schon gereut,  
daß ich  
den Verstand  
wieder fand.

Warum habt ihr euch  
so mit mir beeilt?  
Warum habt ihr mich  
hinausgeheilt?  
Einfach

hingeschüttet  
auf die Zeit,  
wie in eine  
Aschengrube?

Niemand kocht mir  
mehr Kakao,  
alles gibts nur  
gegen bar, Herr Portier.

Bitte lassen  
Sie mich  
wieder ein!“

Aber der bekommt breite  
Schultern

und schreit:

„Nein!

Das könnte manchem so  
passen,

Nr. 4 ist längst besetzt  
und überhaupt  
haben Sie jetzt  
gar keinen

Anspruch mehr  
auf staatliche Karität,  
denn Sie sind ja  
total

normal!

Ich verbitte mir  
die Belästigung  
so spät.“

Kubitz blieb  
noch lange stehn  
am Irrenhaus  
und er rechnete  
sich still  
die vielen, schwarzen  
Fensterscheiben aus.

Doch dann  
ist er fröstelnd  
fortgegangen.  
Etwas später  
hat er sich erhangen.  
Denn er war,  
wie gesagt,  
total  
normal.

Annemarie Hering



# Anmerkungen zur Pornographie

Von

*Karel Čapek*

In keinem Bereich der Literatur wird andauernd das gleiche mit einem geringeren Inventionsaufwand wiedergekaut wie in der Pornographie. Es ist ein eng begrenzter Typus, der sich fast nur aus gesellschaftlichen Zügen und stehenden Konventionen zusammensetzt. Es ist kein Zufall, daß viele pornographische Illustrationen aus einem Buch ins andere wandern; sie passen in jedes hinein. Aber mag diese Lektüre auch noch so trostlos sein, sie hat ihre Konsumenten und verdient schon um ihretwillen einige Aufmerksamkeit.

\*

Eine der beliebtesten Konventionen der pornographischen Literatur ist die, daß sie sich eine gewisse Wichtigkeit als „Sittenstudium“ beilegt; sie pflegt „dem wissenschaftlichen Leser“ gewidmet und „zu wissenschaftlichen Zwecken“ unter dem Titel eines „Zeitdokuments“ oder „Beitrags zur Sittengeschichte“ ediert zu werden. Diese Wißbegier erinnert an einen Jüngling, der die Bars und Freudenhäuser besucht, um, wie man sagt, das Leben zu studieren.

Wenn sich die Pornographie so gern als Dokument der Zeit und Beitrag zur Sittengeschichte aufspielt, tut sie dies aus zwei guten Gründen: zunächst befreit sie ihren Konsumenten von jeglicher Verlegenheit, denn das Sammeln von Zeit-



Kurt Werth

— Ja, heute noch auf stolzen Rossen, morgen durch die Brust —  
— Aufhören, Kleiner!



und Sittendokumenten ist gewiß keine unwürdige und knabenhafte Beschäftigung. Sodann sichert sie sich dadurch im Handumdrehen ein großes Privileg, das der Wissenschaft zuerkannt zu werden pflegt: sich mit allen Dingen auseinanderzusetzen, und zwar ohne Prüderie und Vertuschungen; nichts zu übergehen und alles beim wahren Namen zu nennen. Darin liegt, nebenbei bemerkt, eine gewisse kulturelle Entwicklung: Ovid, die Renaissance und zum Teil noch das galante Zeitalter haben diese Dinge als *ars amandi* gezüchtet und es als Kunst bezeichnet. Heute wird die Vignette der Wissenschaft aufgepickt; auch hier trägt das Zeitalter der Wissenschaft über die alten ästhetischen Ideale den Sieg davon. Wohlan, der Wahrheit die Ehre: auf diesem Felde ist die Wissenschaft weitaus gröber als die Kunst.

\*

Eine etwas spaßhaftere Konvention der Pornographie ist moralisch geartet: diese Bücher behaupten ziemlich oft von sich, daß sie die Sittenverderbnis ihrer Zeit „unbarmherzig enthüllen“ oder „unerbittlich spiegeln“, und dann führen sie dies wirklich unbarmherzig und unerbittlich durch, ohne sich und uns auch nur *eine* Verderbnis ihrer Zeit zu ersparen. Wunderlicherweise bleiben diese zeitgenössischen Verderbtheiten im Laufe der Generationen einander gewaltig gleich, manchmal erkennt man nur an der Kleidung, daß diese Sittenverderbnis zur Zeit unserer Großväter grassiert hat, während jene aus den neunziger Jahren stammt und diese dritte dem moralischen Niedergang nach dem Kriege zugeschrieben werden muß. Alle diese Zeitdokumente gleichen einander wie ein Ei dem andern; mit Ausnahme gewisser Unterschiede im Stil und in der Grobschlächtigkeit wird man eine englische Pornographie nicht von einer deutschen oder eine französische nicht von einer orientalischen unterscheiden. Und mit allen Abirrungen ergeben sich etwa zwei oder drei Dutzend Situationen, durch die bis zum Überdruß der persische Khan, der französische Abbé oder der deutsche Leutnant schreitet.

\*

Es wäre freilich möglich, die gesamte Literatur auf eine bestimmte begrenzte Anzahl von Grundmotiven wie Liebe, Ehrgeiz, Desillusion und so weiter zu reduzieren; nur daß die Mannigfaltigkeit des Lebens und der geistigen Beschaffenheit, der sozialen Beziehungen und der persönlichen Schicksale unendlich ist. All dessen begibt sich die Pornographie radikal; sie weiß, was von ihr verlangt wird; sie wird ihren Lesern nicht überflüssig mit ganzen Seiten oder Kapiteln aufhalten, in denen sie ihm erotisch so untergeordnete Dinge vorführt wie Charakter, sittliche Persönlichkeit, Milieu, Beruf, Lebenslauf und andere Umschweife. Auf der dritten oder spätestens auf der fünften Seite muß der Leser finden, was er sucht; und dann werden bis zum Schluß weitere ähnliche Episödchen wiedergekaut, ohne Atempause, womöglich ohne Abschweifungen, ohne Handlung, ohne alles, was nicht unmittelbar zur Sache gehört. Das ist aneinandergereiht wie Korallen an eine Schnur, höchstens mit der schwierigen und vergeblichen Bemühung um gewisse Variationen oder eine Art von Gradation; das muß eine Plackerei sein. Jeder Mann ist stattlich und sehr reich, gewiß aus dem Grunde, um sich nicht durch seinen Beruf aufhalten lassen zu müssen. Jede Frau ist schön, üppigen Wuchses und leidenschaftlich. Für den, der mehr verlangt, ist sie eine Blondine oder Brünnette; aber das spielt weiter



keine große Rolle, und der Autor selbst verwechselt gelegentlich ihren schwarzen Schopf oder die blonden Locken. Sie ist weder dünn noch dick: ihr Leib ist universal wie ein anatomisches Modell. Sie ist durch kein Charaktermerkmal näher gekennzeichnet; sie ist nur, wie man sagt, temperamentvoll. Da ein monogames Verhältnis wenige Variationen hat, müssen aus technischen Gründen mehr Männer oder Frauen dasein; es kommt hier freilich nicht auf ihre persönlichen Unterschiede an, sondern auf die Stückzahl. Daher tauchen hier regelmäßig Wüstlingsklubs, Mädchenpensionate oder große Hetären auf. Die Sexualhelden reisen von Ort zu Ort mit der Übersiedlungsleidenschaft von Geschäftsreisenden, um eine neue Umgebung für die Wiederholung ihrer gewohnten Funktion zu finden. Ein pornographischer Roman hat zwar gemeinhin einen Anfang, aber niemals ein Ende; mit Rücksicht auf den Charakter des Gegenstandes kann er weder mit dem Tod noch mit dem Alter, weder mit Resignation noch mit einer Katharsis, ja nicht einmal mit dem üblichen reizenden Kindchen endigen. Es gibt keinen Abschluß, weil es keine Handlung gibt; im Interesse der Sache muß sich die Liebesbefriedigung möglichst oft wiederholen, wodurch sie zu einer bloßen Episode degradiert wird. Ein gewöhnlicher, sentimentaler Liebesroman, in welchem die Liebenden nach unzähligen Unbilden auf der letzten Seite einander in die Arme fallen, ist als erotische Begebenheit viel pathetischer und leidenschaftlicher, denn er macht das zum Lebensgipfel und triumphalen Abschluß, was in der Pornographie nur eine vorübergehende Episode ist. Die Pornographie ist literarische Prostitution: sie dient nicht nur zur Befriedigung, sondern auch zur Entwürdigung des Erotismus.



Altes Titelblatt

\*

Zum Unterschied von den „saftigen“ Anekdoten ist die echte Pornographie durchaus ohne Humor und Spott; sie nimmt ihre Sache fast pedantisch ernst und mit trostloser Friseurleganz, vollkommen von der Versuchung verschont, das Groteske ihres Gegenstandes zu durchschauen. Niemals flammt in ihr auch nur leise Abscheu und Revolte auf, Mitleid, Bitterkeit oder Selbstquälerei; sie empfindet weder das Lächerliche noch den Schmerz, weder Erniedrigung noch Häßlichkeit; wahrlich, nichts ist der Wirklichkeit so fremd wie dieser pomadisierte Eros. Was immer hier geschildert wird, alles ist wundervoll, duftig, anmutig, süß, vollkommen, paradiesisch, kostspielig, weißschimmernd wie Samt, wie



Seide, wie Marmor, wie, ich weiß nicht was noch. Aus dem sentimentalsten Roman für junge Mädchen tropft nicht so viel Erhabenheit und Idealisierung wie eben aus der Pornographie. Schönheit und Wollust, das ist die konventionelle Grundlüge der Pornographie.

\*

Wir sind hier tatsächlich in einer maßlos vereinfachten Welt: in einer Welt ohne Unzulänglichkeiten und Komplikationen, ohne Konsequenzen und Verantwortlichkeiten. Die Liebe quält hier niemanden mit Erfolglosigkeit oder Eifersucht, weder mit Geburten noch Krankheiten, weder mit Desillusionierung noch mit Versklavung; sie ist so mechanisch, daß mit ihr verglichen das Kegelspiel von dramatischen und geheimnisvollen Überraschungen geradezu überströmt. Hier bedarf es keiner Wahl und keiner Werbung; der pornographische Held lebt in der Zauberwelt eines Schlaraffenlandes, umringt von herrlichen und immer willigen Frauen wie der Türke im Paradies. Vielleicht läßt sich dieser Zusammenhang zwischen Geschlecht und Luxus durch die sinnliche Wollust erklären, an der alle Sinne des Menschen beteiligt sind; aber ich bin der tugendhaften Ansicht, daß hier noch ein anderer Faktor im Spiel ist, und zwar ein Traumfaktor. Diese sardanapalischen Orgien sind nämlich ebenso unwirklich, ebenso erträumt wie die Prachtgemächer und goldenen Tablette. Dies gehört schon zum Charakter der Phantasie, daß sie sich eher die Vorstellung eines seidenen Himmelbetts schafft als jene der gestreiften Bettkissen eines Dienstmädchens. Die erotische Vorstellungskraft erträumt sich eher die Fiktion einer leidenschaftlichen Gräfin als die einer Hausmeisterstochter oder eines Ladenfräuleins. Das geschieht nicht allein deshalb, weil der Luxus zugkräftiger, sondern auch deshalb, weil er unwirklich ist. Zum großen Teil kann man die Pornographie in das Gebiet der Traumvorstellungen einreihen: was ein Mensch tun würde, wenn er furchtbar reich (und überhaupt erfolgreich) wäre.

Erfolg: auch dieses Traummotiv spielt in der Pornographie eine bemerkenswerte Rolle. Geschlechtliche Großmannssucht, Renommierhähne gehören ziemlich wesentlich zu den sekundären Merkmalen der Männlichkeit. Wenn die Frau gefallen will, so will der Mann erobern; er prahlt mit seinen erotischen Erfolgen genau so wie mit siegreichen Schlachten. Für den Geschlechtshelden gibt es ebensowenig eine unbesiegbare Frau, wie es für den epischen Bramarbas eine verlorene Schlacht gibt. Wenns nicht anders geht, so trägt er den Sieg durch List oder Gewalt davon: diesem Sammler der Erfolge ist alles erlaubt. Der Sexualheld in der pornographischen Fiktion erkaufte allerdings die Liebe nicht: er erobert sie, wo immer er hinkommt, mit der gleichen Märchenleichtigkeit, wie der Prinz mit dem Zauberschwert die Häupter der Feinde abschlägt. Letzten Endes ist die erotische Phantasie typisch romantisch: sie kompensiert die unzureichende Realität durch phantastische Träumerei.

\*

Eine der Ursachen, warum Pornographien gelesen werden, ist meines Erachtens nicht die Reizung, sondern die Scham. Die erotische Erfahrung jedes Menschen hat ihre schmerzhaften und bitteren Stellen: ach, daß doch dies oder jenes lieber ungetan oder unausgedacht bliebe; daß es diesen oder jenen unehrenhaften, unwürdigen und schmutzigen Umstand nicht gäbe! Aber da kommt die Porno-





Werner Bürger

— *Ach, süße Puppe, wenn du auch kochen könntest!*

graphie mit ihrem niederträchtigen Trost: sieh doch, Menschenkind, welche wüste und tolle Dinge da getrieben werden — was bedeutet dagegen diese deine schändliche Erfahrung? Mach dir nichts draus; wie du siehst, begeben sich ärgere Stückchen.

(Deutsch von Otto Pick)



# MARGINALIEN

---

## Aus der Mannequin-Schule geplaudert

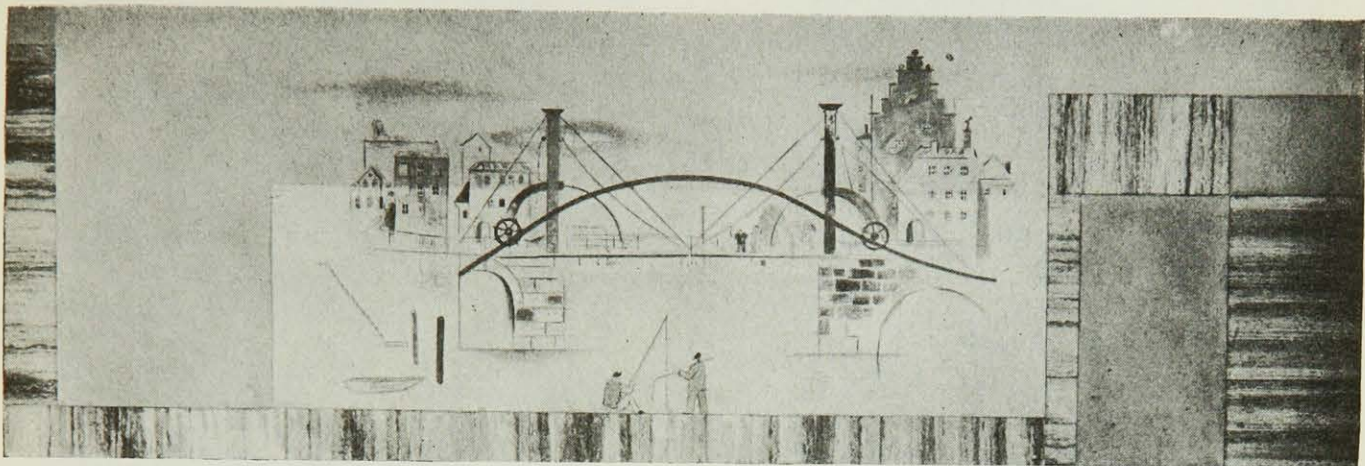
„Würde man nicht gerne solch eine Puppe sein, ohne Gefühl, immer auf ein unsichtbares Ziel zuschreitend, nie dort angelangt?“ fragte die Dame, 30 Jahre alt, in der Mannequinschule. Ich spreche aber von den wirklichen Puppen, die Professor A. in Berlin in Bestellung gibt, ein Mann, der drauf und dran ist, von Amerika entdeckt zu werden. Diese Puppen sollen den Mannequins, deren Schulung der Herr Professor besorgt, die richtigen Mannequinbewegungen und -umgangsformen beibringen. Ist das so schwer? Der Pädagoge behauptet es. Er muß es schließlich wissen. Er hat soviel Mannequins erzogen, geprüft, daß man seinen Erzählungen, natürlich nur insoweit sie amüsant sind, den Glauben nicht verweigern wird.

Anfangs klingen sie allerdings — wie die eines empörten Weltverbessers. Aber vielleicht hat er recht. Da hat man unlängst gehört, daß ein Mannequin herausgeschmissen werden mußte, weil sie eine unmögliche Anforderung an ihre Kunden richtete. Also, das hätte sie von den Puppen sicherlich nicht gelernt! Zuerst hatte Herr Professor A. alle möglichen weiblichen Lehrer des Charmes an seine Schule engagiert. Zuerst eine Schauspielerin, die aber mengte der Grazie soviel weibliches Selbstbewußtsein bei, daß die weniger hübschen Kundinnen schon unruhig wurden. Die zweite Lehrerin, eine Tänzerin, lehrte die unglücklichen Mannequins bloß auf den Fußspitzen gehen, was den Eindruck der Toiletten fast vernichtete. Eine weitere Lehrerin, eine berühmte Schönheit, zeigte den Damen zwar, wie die Aufmerksamkeit auf sich selbst zu lenken sei, aber nicht auf die Kleider.

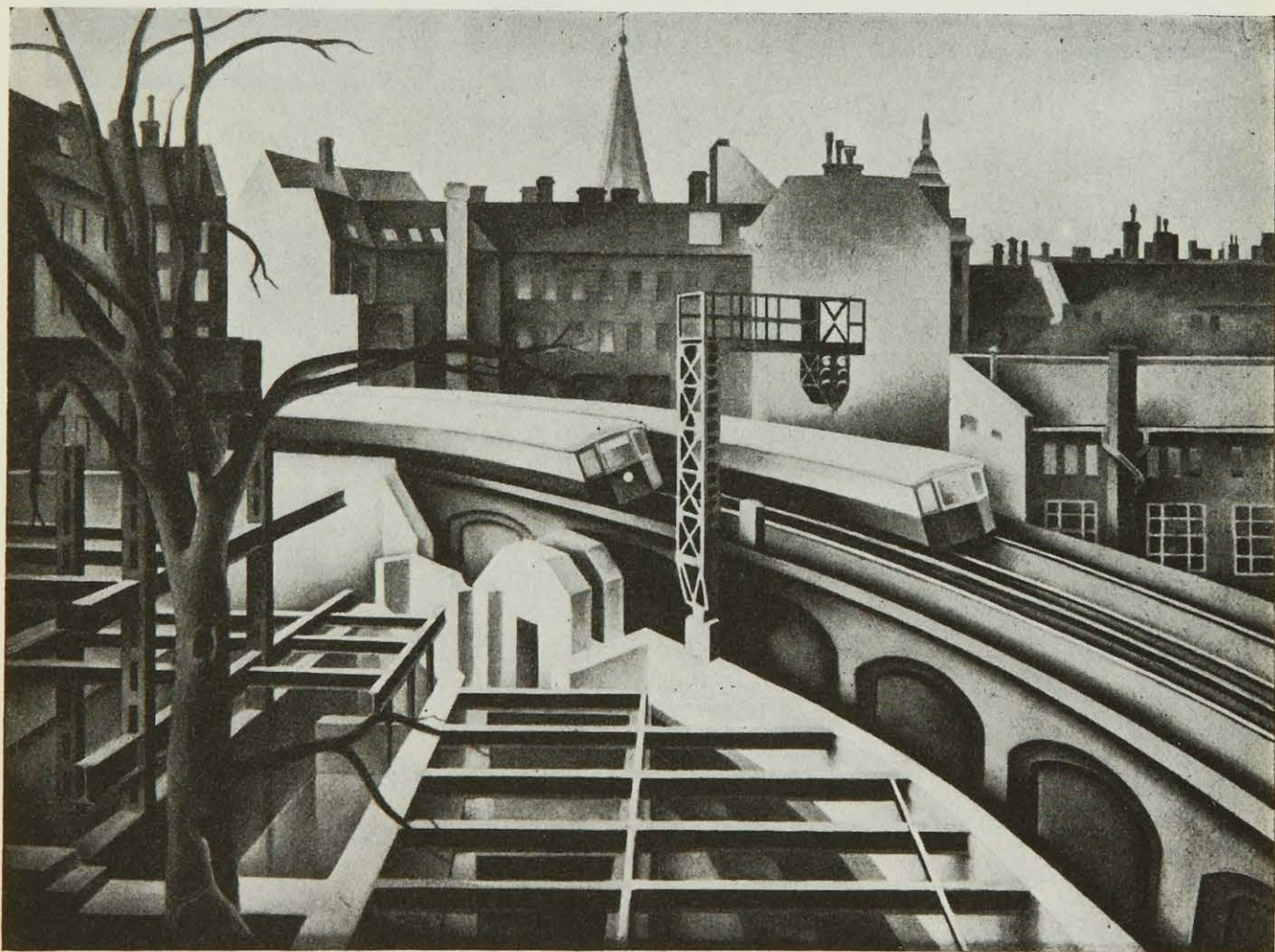
So flüchtete der Leiter der Anstalt schließlich zum unfühlenden Holz, um dort zu finden, was er suchte. Vielleicht dient es zum bessern Verständnis dessen, was der Professor wollen kann, wenn man sich erinnert, daß der englische Ausdruck für Mannequin eigentlich „clothe-horse“ heißt, also „Steckenpferd für Kleider“. Na, es ist schon etwas Hölzernes dabei. Hundert Steckenpferde im Jahr bildet der Professor aus. Man sagt, daß sie von der haute couture sehr gern genommen werden. Allerdings behauptet Herr A., daß von 100 Mädchen, die seine Schule zu frequentieren wünschen, nur 5 über die Hindernisse seiner Vorprüfung hinwegkommen. Scheint Herr A. . . . g sich nicht selbst etwas im Wege zu stehen? Aber es wird schon eine richtige geschäftliche Erwägung seinem Vorgehen zugrunde liegen.

Professor A. hat also bewegliche Puppen, nach welchen er lehrt. Dreißig Stellungen der Grazie und Schönheit hat er herausgebracht, die er seinen Schülerinnen mit Fanatismus vermittelt. Die Damen, die in einem hemdartigen, peplonartigen Turnanzug antreten, müssen sich dabei sehr plagen. Es geht wie beim Militär zu. Jedes Detail der Haltung wird gelehrt, wird unaufhörlich geübt. Wie die Hände gehalten werden, was die Hüften zu tun, zu unterlassen haben, zeigt der Lehrer an den beweglichen Puppen, die von Bildhauern verfertigt sind. Die Damen erlernen, indem sie langsam schreiten, von einer Pose in die andere zu fallen. Zum Schluß muß das ohne sichtbare Anstrengung geschehen, als ob bloß der Zufall diktierte. Das vermögen sie dann auch sehr lange Zeit zu tun, ohne zu ermüden. Es sitzt voll-





George Ramon, Wandmalerei im Restaurant Wollenberg (Berolina-Haus, Berlin)



Alfred Weissenberg, Berliner Stadtbahn (Oel)





1914

Ein 50-Pfennig-Brot



1932

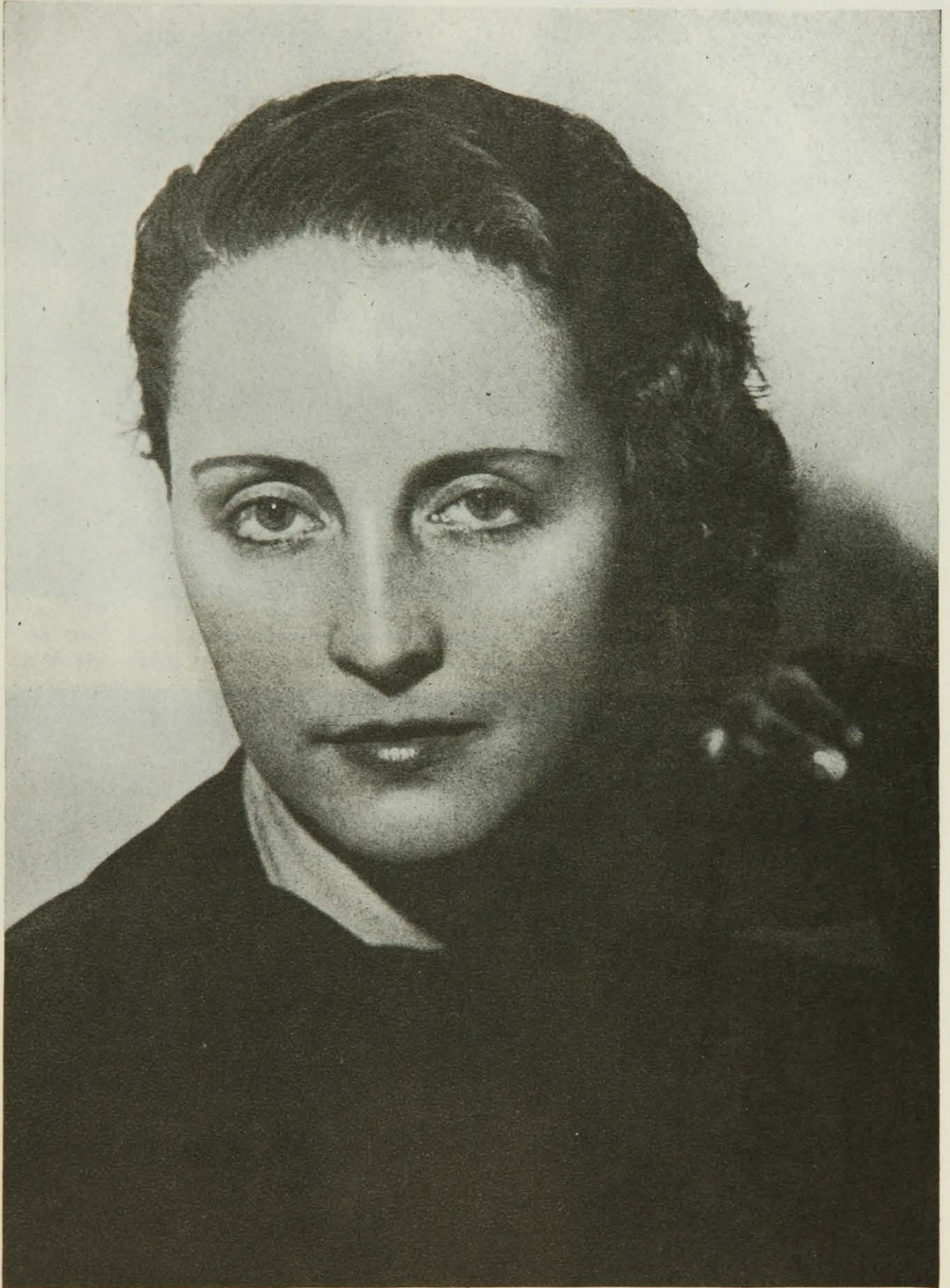
Jacobi



Bar und Schweinekoben (Berlin, Zentralviehhof)

Kurt Hübschmann





Die Schauspielerin Dorothea Wieck

Gerty Simon





Deutsche Couleurstudentinnen (Prüfung der Fuchsin)

Neofot



Aus dem Brecht-Film „Kuhle-Wampe“

Prometheus-Film



kommen, es ist trotz seines vollendeten ästhetischen Reizes zur wiederholbaren Turnübung geworden.

Herr A. scheint darauf gekommen zu sein, das ganze Mannequin-Wesen zu versachlichen, zu objektivieren. Sonst improvisiert ein Mannequin vor dem Spiegel das Arrangement des Kleides und das „Wie“ des eigentlichen Tragens und Vorführens. Der Mannequinpädagoge glaubt hier aber objektive Gesetze eruiert zu haben, die er an seinen Puppen verdeutlicht. Die Schülerinnen lernen an diesen Puppen auch die Kleider zu arrangieren, und zwar nach jenen Gesetzen, die die haute couture unbewußt bei ihren Kreationen befolgt. Auch darin müssen die Damen sehr fix arbeiten lernen!

Vier Wochen lang, vierzig Lektionen lang, je 2 Stunden, gehen die werdenden Mannequins mit „berauschendem Charme“ vor ihrem Lehrer einher, Puppen kopierend, selbst Puppen. Was muß der Lehrer dabei denken? Er denkt nichts, er beobachtet und setzt zurecht. Es spielt Musik, aber nicht, um die Schülerinnen zu befeuern, sondern ganz im Gegenteil, um von ihnen ignoriert zu werden. Dadurch sollen sie lernen, auf Bewegungsimpulse von außen — die Musik ist ein solcher — nicht zu reagieren. Nun, dies taubstumme Agieren ist in seiner Geist- und Temperamentlosigkeit gespensterhaft! Seine Wirkung eine ähnliche wie die der Auslagefiguren — entkleideter Auslagefiguren — in der Nacht. E. Th. A. Hoffmannsche Spukgestalten, von Nacht und Straße durch dicke, klare Fensterscheiben getrennt und zugleich durch sie geheimnisvoll mit Nacht und Straße vereinigt!

Nach Professors Meinung muß man zum Mannequin geboren sein, wenn man dazu ausgebildet werden soll. Deshalb mißt er auch seine Schülerinnen mit dem strengsten aller ästhetischen Maße, mit dem Zentimetermaß. Frauen, deren Körpermaße nicht passend sind, sollen sich gar nicht den

Hallen der Mannequinschule nähern! Diese Maße sind: Hüftumfang 91 cm, Schulterumfang genau 8 cm geringer. In Paris, und das ist ein ganzes Kulturprogramm, sind die entsprechenden Abmessungen um 5 cm geringer, also 86 und 78 cm. Das hängt nicht von der Größe des Menschenschlags ab, denn für die so langen amerikanischen Mannequins gelten auch die französischen Maße. Wie streng das zu nehmen ist, zeigt sich darin, daß Pariser Firmen, die in Berlin vorführen, sich eigene Mannequins mitbringen, weil die französischen Kleider natürlich nach den Maßen der französischen Mannequins gefertigt sind.

Das Leben der Mannequins ist auch darin beschwerlich, daß sie stets Nährkraft und Quantität ihres Essens zu kontrollieren haben, auch ängstlich immer wieder ihren Schulter- und Hüftenumfang. Schon die Zunahme um einen Teil eines Zentimeters, um einen Teil eines Pfundes, der das entsprechende Körpergewicht darstellt, kann ihre Karriere vernichten. Ueberhaupt, meint Professor A., kann dieser Beruf nur zehn Jahre betrieben werden, zwischen dem 18. und dem 28. Lebensjahr. Sehr gute Mannequins seien die Französinen, noch mehr körperliche Vorzüge und Charme hätten vielleicht die amerikanischen Mannequins, aber dies werde dadurch wieder aufgehoben, daß sie zu stolz sind und dadurch nicht so angenehm den Kunden.

Es scheint nicht leicht, in diese Laufbahn zu kommen, ja: sich darin zu halten. Wieviel ein Mannequin Gehalt hat? Fast so viel, wie heute der arme Bankdirektor, mit dem sie soupiert: 140 Mark im Monat, wovon noch Abzüge abgehen. Karl Lohs

**Mitteilung.** Bei den Bildern „Kameraden“ und „Herr Barbette“ von Hoyningen-Huené im Aprilheft des Querschnitts unterblieb irrtümlich die Verlagsunterschrift *Copyright Condé Nast*.



## Vom Einbruch der Wirtschaft in den Feuilletonismus

Wenn man Große Zeit die Kriegszeit nannte, in dem stolzen Bewußtsein, einem ungewöhnlichen Weltabenteuer beizuwohnen — welches Lebensglück, und wer weiß, wann die Gelegenheit wiederkäme! —, dann ist doch verwunderlich, daß es noch keinem Zeitgenossen beigefallen ist, jene Rangsetzung auch für unsere Gegenwart zu beanspruchen: eine Kriegszeit auch sie, ein „Weltgeschehen“, ein Weltgewitter. Und was das für ein Dynamit ist, was wir einst mit dem vermeintlich niederen Worte „Handel“ aus unserer belletristischen Weltbetrachtung ausschlossen, das erfahren wir Tag für Tag am eigenen Ohr, worein die Zusammenbrüche donnern. Gestern Kreuger, heute Insull, morgen mehr.

Kreuger war der erste Streich. Kreuger war ein Drama, das man fälschlich als eine bürgerliche Tragödie ansah, denn sie enthüllte sich, mit dem typischen Rücklauf vom Schuß zur Exposition, als ein Kriminalstück. Dazu gehören die immer wilderen Ueberraschungen. Und dieses Kriminalstück ist so raffiniert angelegt, daß niemand aufstehen kann und sagen, er hätte das schon längst gewußt, er hätte längst gewarnt usw. Aber wie kommt's, daß niemand diesen Abenteurer durchschaut hat? Wie konnte dieser Mann so lange seine Gaunereien betreiben?

Nun, er konnte es, weil er bescheiden war, zurückhaltend und einfach. Das ist es: Die Welt läßt sich auch rätselhafte Erscheinungen gefallen, wenn sie nicht aggressiv sind. Kreuger hatte Kinderstube, er war lebenswürdig und gewinnend. Während jeder kleine Spekulant der Inflation Anfälle von Größenwahnsinn bekam und damit die Zweifler und Neider herausforderte, nahm Kreugers Bescheidenheit mit seinem Weltruhm zu. „Er macht nichts aus sich“ — das war sein Nimbus.

Ein Berliner Enthusiast, Angestellter Kreugers, erzählte, auf welche charmante Weise er die Bekanntschaft seines Chefs gemacht hätte: Eines Tages sei ein fremder Herr dagewesen, der saß mitten im Zimmer auf einer niedrigen Kiste und scherzte mit den Herren — kein anderer als Kreuger persönlich. Der Enthusiast hat vergessen nachzuschauen, was diese Kiste an Heimlichkeiten barg, die Kreuger mit seinem ganzen Gewicht verschlossen halten mußte . . .

In Paris, da liest man die reizenden Anekdoten:

Ivar Kreuger war ein ganz ungewöhnlich diskreter Mensch. Wenn man ihn den „König der Streichhölzer“ nannte, legte er den Zeigefinger an den Mund und sagte: „Mein Königreich gehört zu jenen, deren Hauptstadt Incognito heißt.“

Es bestand freilich für Kreuger keine Veranlassung, dieses Incognito zu lüften.

Herrn Dr. Schacht, der ihn im Haag einen genialen Finanzmann genannt hatte, antwortete er: „Ich habe nur die Waldbrände in Aktiengesellschaften verwandelt, das ist alles.“

Indessen haben sich alle seine Aktiengesellschaften in Waldbrände zurückverwandelt.

Aber wie jede unmoralische Geschichte hat auch das Kreuger-Abenteuer eine Moral: Gauner müssen heutzutage gut aussehen, dezent gekleidet sein und *zart auftreten*; sie müssen jede Reklame von sich weisen und sich so aufführen, daß man (wie unser Gewährsmann im vorderen Teil dieses Heftes) von ihnen berichten kann, sie verbrächten ihre einsamen Abende zu Hause. Diese abendlichen Einsamkeiten sind dann auch die beste Gelegenheit, still vor sich hin Unterschriften zu fälschen.

Wenn die ganze Sache nicht durch jenen Pariser Schuß aufgefliegen wäre, so hätte sich auch bald, da der Name



Kreuger langsam aus dem Handelsteil ins Feuilleton übergriff, ein Schöngeist gefunden, der eine überraschende Parallele zwischen Thomas Manns sanftem Tonio Kröger und Ivar Kreuger nachgewiesen hätte: denn auch von Kreuger hieß es zuletzt, daß er ganz schüchtern sei und sich nach dem Leben, dargestellt von einer schönen Berliner Frau, vergebens verzehre.

Tatsächlich interessieren sich die Belletristen in einem steigenden Maße für Wirtschaftsführer und Finanzkönige — und darin zeigt sich die gründliche Aenderung eines Weltbildes, das zur selben Kriegszeit, als Walther Rathenau sich heimlich den Kopf mit Rohstoff-Sorgen zerbrach, die Menschheit in „Händler und Helden“ einteilte (Werner Sombart).

\*

Heute ist es nicht nur nicht verdächtig, Handelsgedanken zu wälzen, sondern schick. In der Konversation unserer smarten Boulevardiers hat das heutige Wort *Wirtschaft* das gestrige von der *Mentalität* verdrängt. *Der Schöngeist gibt sich als Geschäftsgeist*. Mimikry: er möchte nicht auffallen. Spricht man von Künsten, nennt er Ziffern. Bei Bildern mag das immerhin in der Natur der Sache bzw. des Sammlers liegen. Spricht man aber von Büchern, zählt er die Auflagen. Höchstes Lob eines Werkes: es „geht“. Spricht man vom Theater, so unterscheidet man, jenseits von Gut und Schlecht, zwischen Geschäft und Niete.

Ein Film ist idiotisch? — „Aber ein Geschäft“, antwortet der Filmjüngling, voller Anerkennung für die Leute, die dahinter stehen. *Der Kassenerfolg ist ein ästhetischer Maßstab* geworden.

Vielleicht erklärt sich diese Verschiebung im Standpunkt der Bewertung durch die geistige Krise, der alle unsere Künste, aber auch das ganze Kunstgewerbe ausgesetzt ist: Denn wenn die letzten Theaterstücke so minderwertig sind wie die meisten Filme, dann hat es freilich wenig Wert, ästhetische Maßstäbe an Werke zu legen, die bestenfalls die Kassen auffüllen könnten. Wohl aber kann man dann den Kassenstandpunkt einnehmen und zwischen halben Nieten und ausgesprochenen Pleiten unterscheiden.

Nun aber zeigt sich, daß die eine Sache so schlecht ist wie die andere, und ein Geschäft so problematisch wie das nächste. Wenn dem aber so ist, dann ist auch nicht einzusehen, warum wir nicht wieder den Geschäftsstandpunkt verlassen sollten, um zum ästhetischen zurückzukehren! Mitten in der Geldkrise ist ja jedes Geschäft zweifelhaft geworden: Keine bessere Gelegenheit für eine Revolution des Geschmacks, der nicht nur von Romanen, sondern auch von Theater und Film irgendwelche künstlerische Werte oder Anregungen oder Reizungen fordern kann!

Und räumen wir doch endlich mit der Lüge auf, daß Erfolg nur hat, was niedrig ist und auf die schlechtesten

KURHOTEL

**MONTE VERITA BEI ASCONA**  
**SCHWEIZ**

REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,  
TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE





Instinkte spekuliert! Die tägliche Erfahrung zeigt uns in Wirklichkeit, daß unser Publikum, nach Persönlichkeiten hungernd, exemplarische Biographien liest, nach Erkenntnissen dürstend sich mit dicksten Wälzern einläßt.

\*

Was für die Künste gilt, das gilt auch fürs Kunstgewerbe. Der Studiofilm *Mädchen in Uniform*, dem von den Fachleuten ein rascher Untergang prophezeit wurde, weil er zu fein sei, zu tragisch und überdies ohne einen einzigen Mann auskomme, dieser Film also war einer der größten Erfolge. Und über alle Filmschwänke triumphiert Erich Engels musikalisches Lustspiel *Fünf von der Jazzband*, aber nicht nur wegen seiner netten Einfälle und Scherze, sondern vor allem, was unseren Fachleuten noch nicht bewußt geworden ist, weil das Grundmotiv dieses Tonfilms an sich *musikalisch* ist: Ein zufälliges Mädchen fällt von einer Leiter in die Pauke einer auf Engagement konzertierenden Jazzband und fällt in den richtigen Taktteil, den sie dröhnend pointiert. Engagiert! ruft der Varieté-Direktor. Wie nun dieses Grundmotiv durch alle die Szenen *gehalten* wird, daraus erwächst die Spannung, die Neugier auf den Schluß. Dieser ist allerdings problematisch: die Autoren haben sich das erwartete Endegut aus dem Herzen gerissen, sie ließen Jenny Jugo zu spät zum Debüt der Jazzband kommen, und statt ihrer springt ein Ersatzmädchen in die Pauke — dafür bekommt Jenny einen Jugosklaven geschenkt und das Publikum rasch noch eine Liebesszene. Also doch happy. Wie schön wäre es aber gewesen, wenn uns diese Szene auf der Leiter erspart geblieben wäre — statt dessen hätte Jenny zwar verspätet, aber doch noch zurechtkommen können, um ihre Nachfolgerin am Sprunge zu hindern und statt ihrer selbst zu springen — und nun nicht mehr auf dem geraden Taktteil, aber *als Synkope* anzukommen!



Hoffentlich ist dieser Film „ein Geschäft“ — dann werden ihn auch jene billigen, denen der „Verleih“ die kritischen Maßstäbe leiht.

Mit dem neuen Sternberg-Film verglichen, ist Engels reizendes Lustspiel allerdings mehr Foto-Theater als Film. *Schanghai-Express* ist der Gipfel des filmischen Films, dem im übrigen ein Bestandteil „Kitsch“ unentbehrlich zu sein scheint. Aber wer will Wahrscheinlichkeiten vom Film fordern! Sicherlich ist auch Sternbergs faszinierendes, genial rhythmisiertes Milieu chinesischer als China, so wie René Clairs Apachen-Paris ganz und gar romantischen Charakter hatte.

Der Film hat die Wirklichkeit zu überwirklichen! V. W.

**Rechenschaftsberichte.** Freitag mittags. Ich sitze im Vorraum einer großen internationalen Filmgesellschaft. Bin bei einem Direktor gemeldet und warte. In der Ecke des Zimmers steht ein Pult, dahinter der Botenmeister, um ihn herum ein halbes Dutzend uniformierter Pagen. Die lange Wartezeit zwingt mich, die Gespräche aus der Botenecke mitanzuhören.

Botenmeister: Daß morgen alles klappt! Bleistifte und Blocks auf den grünen Tisch, Kognak und Liköre auffüllen, Zigarren, Zigaretten und Aschbecher bereitstellen. Nicht vergessen, die Sessel abstauben und zurechtrücken!

Ein Page: Wieviel Bleistifte und Blocks?

Botenmeister: Dreißig Bleistifte, dreißig Blocks.

Page: Sind doch nur zwanzig Vorstandsmitglieder?

Botenmeister: Dussel! Die Presse ist eingeladen. Jedes Jahr, wenn Generalversammlung ist.

Page: Und was kommt heute in den Sitzungssaal?

Botenmeister: Zwanzig Blocks... aber alte! Heute wird nur geprobt.



können Sie jederzeit den Lichthunger Ihres Körpers befriedigen, seit es die „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau — gibt. Schon wenige Bestrahlungen bewahren Sie und Ihre Familie vor Winterkrankheiten und ihren Folgen. Ein Versuch wird Sie von der erstaunlich belebenden Wirkung der intensiven ultravioletten Heilstrahlen überzeugen. Die Bestrahlungen dauern **nur wenige Minuten**. Sie spüren bald größere Vitalität, gesteigertes Wohlbefinden, neue Spannkraft und Frische sowie besseren Schlaf. Sie erhalten ein blühendes Aussehen, Ihre Kinder leben auf, Ihr Gatte fühlt sich frischer und lebensfreudiger. Besonders segensreich sind Bestrahlungen für werdende Mütter.

• Leicht transportable Höhensonne (Tischmodell — Stromverbrauch nur 0,4 KW) schon für **RM 136.60** für Gleichstrom und **RM 262.50** für Wechselstrom erhältlich. Teilzahlung gestattet. Jetzt minus **10% Preisabbau** (nur innerhalb Deutschlands).

• Es ist ein Gebot der Vernunft, gerade in der jetzigen so ungemein schwierigen Zeit zuerst an die Gesundheit zu denken. Gesundheit für sich und die ganze Familie sollte allen anderen Ausgaben vorangestellt werden.

Bitte verlangen Sie ausführlichen Prospekt von der **Quarzlampen-Gesellschaft m.b.H. Hanau a. M., Postfach Nr. 187**

(Zweigstelle Berlin NW 6, Luisenplatz 8, Telefon D 1, Norden 4997). Zweigfabrik Linz a. D., Zweigniederlassung Wien III., Kundmannngasse 12. Unverbindliche Vorführung in allen medizinischen Fachgeschäften und durch die AEG in allen ihren Niederlassungen.



## Namen, die man nicht verwechseln darf

- Johann Strauß Vater (Radetzkymarsch)  
Johann Strauß Sohn („Fledermaus“)  
Josef Strauß } Brüder von Johann Strauß II.  
Eduard Strauß }  
Johann Strauß III. (Sohn von Eduard Strauß)  
Richard Strauß  
Oskar Straus („Walzertraum“)  
Erwin Straus (Oskar Straus Sohn)
- Franz Hessel („Die Witwe von Ephesos“)  
Hermann Hesse  
Otto Ernst Hesse („Voruntersuchung“)  
Otto Ernst („Flachsmann als Erzieher“)
- Leonhard Frank („Die Räuberbande“)  
Bruno Frank  
Paul Frank  
Hans Franck  
César Franck (Komponist)  
Frank Heller
- Heinrich Eduard Jacob  
Hans Jacob (Übersetzer)  
Monty Jacobs  
Egon Jacobsohn (B.Z.)  
Siegfried Jacobsohn  
Fritz Jacobsohn (Pressechef)  
Leopold Jacobson (Librettist)
- Otto Ludwig  
Emil Ludwig  
Max Ludwig („Der Kaiser“)  
Paula Ludwig (Lyrik)
- Erich Kästner  
Johann Christian Kestner (Charlotte Buff)  
Hermann Kesten („Glückliche Menschen“)  
Kurt Kersten (Sozialist)  
Hermann Kesser  
Joseph Kessel (Französische Romane)
- Erich Everth (Zeitungskunde)  
Franz Evers (Mystiker)  
Hanns Heinz Ewers  
Georg Ebers (Aegypten)
- Hans Flesch („Die Amazone“)  
Hans Flesch (Rundfunk)  
Carl Flesch (Geiger)
- Curt Götz (Lustspiel)  
Carl Götz (Alter Schauspieler)  
Wolfgang Goetz (Gneisenau)
- Wilhelm Schäfer (Anekdote)  
Albrecht Schaeffer (Epiker)  
Emil Schaeffer (Kunsthistoriker)  
Paul Scheffer (Journalist)  
Willy Schäffers (Kabarett)  
Victor Scheffel (Trompeter von Saeckingen)  
Karl Scheffler (Kunsthistoriker)  
Albert Steffen (Essayist, Romancier, Dornach)
- Alfred Kantorowicz („Kaiser Friedrich II.“)  
Alfred Kantorowicz (Literaturkritiker)  
Hermann Kantorowicz („Der Geist der englischen Politik“)  
Kantorowicz (Liköre)
- Willy Fritsch (Film)  
Willy Forst (Film)  
Rudolf Forster (Schauspieler)  
Carl Forest (Schauspieler)  
Forster-Larrinaga (Regisseur)  
Elisabeth Förster-Nietzsche  
F. W. Foerster (Sozialpädagoge)
- Arnold Zweig  
Stefan Zweig  
Stefan Ehrenzweig (Journalist)  
Albert Ehrenstein (Lyrik)  
Hugo Ehrenfest (Wiener Credit-Anstalt)
- Alfred Neumann (Historische Romane)  
Robert Neumann (Parodien)  
Karl Eugen Neumann (Buddha)  
Therese Neumann (Konnersreuth)  
Angelo Neumann (Prager Theater)  
Heinrich Neumann (Wiener Ohren-Professor)
- Josef Roth („Hiob“)  
Walther Rode (Pamphletist)  
Erwin Rhode (Nietzsche)  
Hans Rothe (Shakespeare-Übersetzer)
- Paul Wegener (Golem)  
Alfred Wegener (Grönland)  
Armin T. Wegner (Lyrik)
- Henri van de Velde (Architekt)  
Theodor Hendrik van de Velde („Vollkommene Ehe“)  
Emile Vandervelde (belgischer Sozialist)
- Goethe  
Schiller



Drei bedeutende Neuerscheinungen

**ROBERT NEUMANN**

**Die Macht**

ROMAN / 1.—20. Tausend

Kartoniert M 5.80, Ganzleinen M 7.80

**EMIL LUDWIG**

**Schliemann**

GESCHICHTE EINES GOLDSUCHERS

Mit 22 Bildtafeln

1.—20. Tausend

Ganzleinen M 6.50

**EGMONT COLERUS**

**Matthias Werner**

oder

**Die Zeitkrankheit**

ROMAN / 1.—6. Tausend

Ganzleinen M 8.75

**PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN**



## Wenn Wilhelm Ostwald . . .

Im Getöse der Zeit wäre beinahe das Verschwinden eines großen Zeitgenossen überhört worden, um den es freilich zuletzt recht still geworden war. Es leben im Deutschland des Jahres 1932 kaum ein halbes Dutzend Männer von der Bedeutung Wilhelm Ostwalds, und einer von ihnen, Walter Nernst, nennt sich seinen Schüler. Unsere großen Naturwissenschaftler waren das Beste, was die wilhelminische Aera uns hinterlassen konnte, wobei nicht übersehen werden soll, daß ihre Wurzeln in eine frühere Zeit und ins Zeitlose reichen, aber auch nicht vergessen werden darf, daß sie einen erheblichen Teil ihrer Wirkungsmöglichkeit dem wissenschaftlich-industriellen Aufschwungsgeist der wilhelminischen Aera verdanken. Der etwas vergessene Lamprecht, Ostwalds Leipziger Kollege, hatte diese Aera, als sie noch blühte, mit einem Charakterzug Wilhelms II. als *das reizsame Zeitalter* etikettiert, hatte im unruhig-geschäftigen Kaiser seine repräsentative Figur gezeichnet; und uns Späteren mochte es erscheinen, als habe selbst im Vater der physikalischen Chemie neben Ostwald ein Stück Wilhelm gesteckt. Was brauchte er, der schließlich mit dem Schweden Arrhenius und dem Holländer van't Hoff die Welt der Physik und der Chemie so

erfolgreich aus den Angeln gehoben hatte, daß sie nunmehr bloß *eine* Welt bilden: was brauchte er auch noch das Weltformat zu erfinden und weltliche Sonntagspredigten zu halten? Es gibt aber Kenner, die uns versichern, das Wunderliche an Ostwald sei nicht wilhelminisch, sondern baltisch; er komme aus der dort ansässigen geistigen Familie genialer Querköpfe, der Deutschland schon so viel zu verdanken gehabt habe. Sei dem wie ihm wolle, die blässen Verlegenheitsworte, die hierzulande bei Ostwalds Tod gesprochen wurden, waren in ihrer Mischung von Abwehr und Ahnungslosigkeit eine Zeiterscheidung. Ein ehrfurchtgebietendes wissenschaftliches Werk, eine zeitgestaltende Persönlichkeit, ein guter Kampf halb vergessen, und, erstaunlicher, selbst jene Ostwaldsche Erfindung blieb beinahe unerwähnt, die Deutschland, neben dem Haber-Bosch-Verfahren den Materialkrieg länger durchhalten geholfen hatte. Man stelle sich die deutschen Ostwald-Nekrologe vor, wenn Ostwald 1910 gestorben wäre. Man stelle sich die Nekrologe eines französischen Ostwald vor. Er hätte dort Marcelin Berthelots Bahn laufen können, der kein größerer Chemiker war als Ostwald und nun im Pantheon ruht und eine Briefmarke hat.

Ernst Lorsy

## Der Straßenbahnschaffner

*Mütze, Auge und Gebiß ist Erz.*

*Niemals hörte ich aus diesem Munde Scherz.*

*Immer: „Goethestraße“, „Schillerdenkmal“, — ohne Halsbelag ab März. „Fahrgast“, „Kind“ sind ihm die Menschen (Kind ists, plärrts).*

*Erz ist auch der taschenreich umwundne Sterz,  
und auch er scheint einer unbegreiflich mächtigen Idee zu dienen.*

*Stumm und unbekümmert tritt nur er auf Füße, spuckt auf Nerz.*

*Nach acht Stunden läßt er Herrschermienen  
und durchschwankt die Straßen heimatwärts.*

*Doch dann sieht er bunte Luft, sieht Schmetterlinge und sieht Bienen,  
und daß diese nicht bezahlen, ist sein größter Schmerz, —  
seine Seele läuft auf Schienen,*

*„Scheine — Groschen — Groschen — Scheine“, betet blind sein Herz.*

Herbert Günther

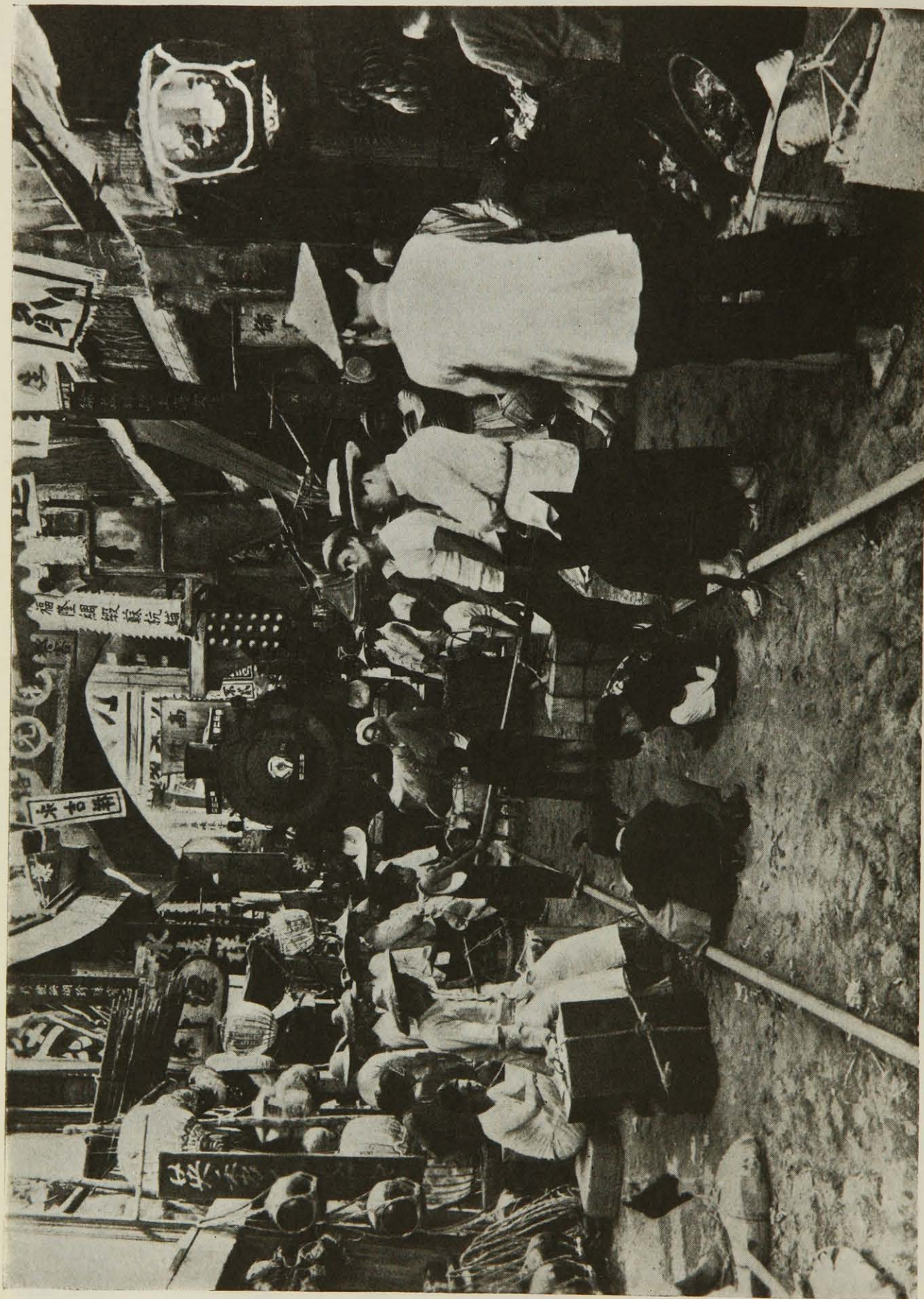




Paramount

Clive Brook und Marlene Dietrich im „Shanghai-Express“

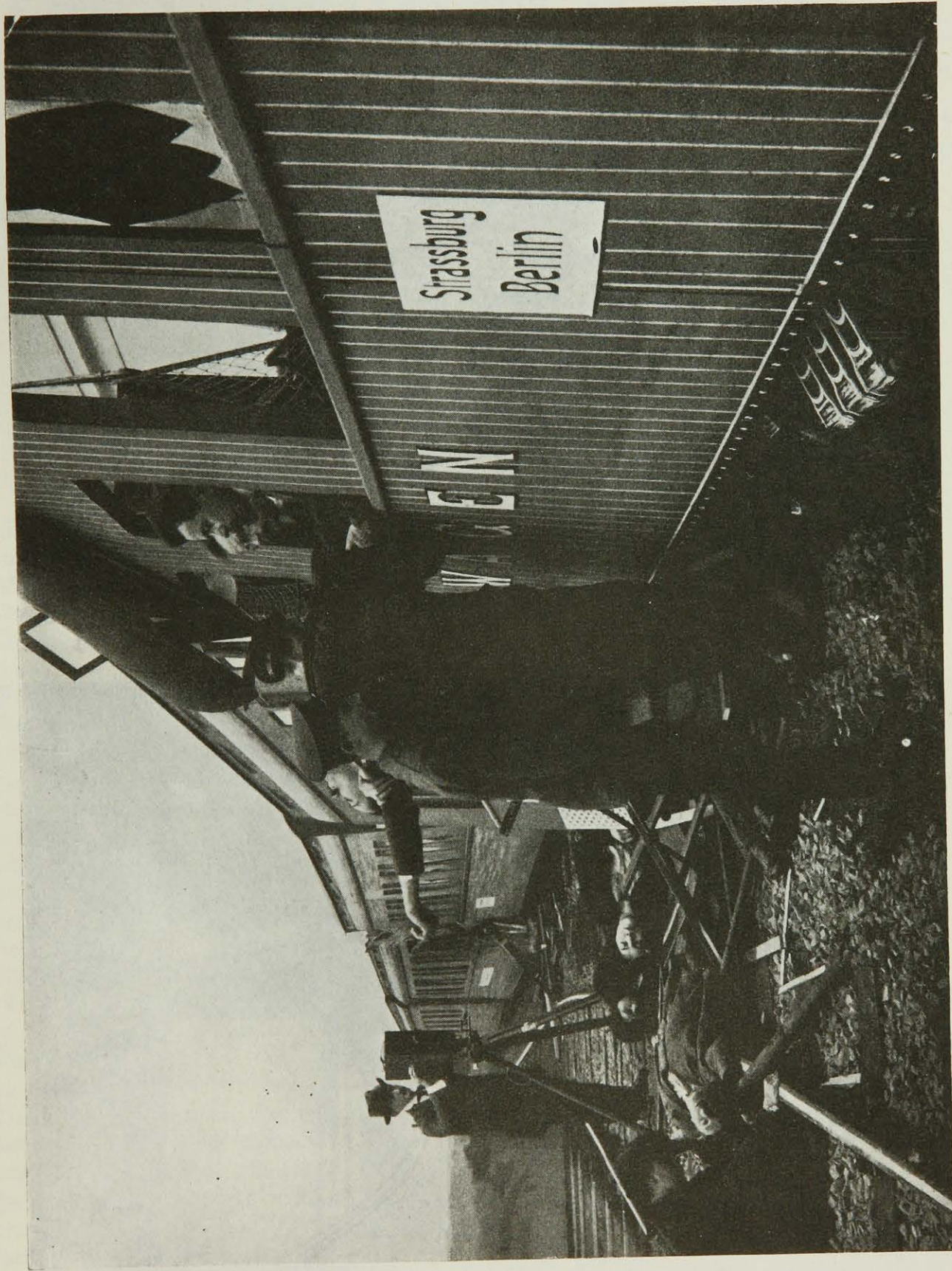




Paramount

Sternbergs Shanghai-Express





Die erste filmische Rekonstruktion eines Eisenbahnwagens (1910)





Der Maler und Schriftsteller Julo Fehr in einer Münchner Ausstellung Fuld



Asta Nielsen in ihrem Berliner Heim (1910) Lemki



## Erfahrungen mit nordischen Mädchen

Von Hermann Rößler

Der reizvollste Teil der norwegischen Winternatur, obwohl diese auch an sich sehr ansprechend aussieht, ist das norwegische junge Mädchen.

Wie diese Landschaft aussieht, wissen wir: Gletscherwelt im Winter, visionär durch flackernde Nordlichter. Wie in Norwegen ein junges Mädchen aussieht, sehen wir am besten, wenn es in Skitracht steckt: blauäugig, gelenkig, manchmal blond, kräftig, aber nicht derb im Typ. Die Stimme hat, da die norwegische Sprache durchaus nicht unschön ist, oft etwas vom reinen Wohllaut eines Bergquells, wobei höchstens die rollenden R's ein paar Kieselsteine im Quell sind.

Das Wort „Je jünger, je besser“ gilt nicht allgemein. Uns Zentral-europäern erscheint das norwegische Mädchen meist jünger, als es ist, im Durchschnitt um fünf Jahre. Eine Dreißigjährige wirkt oft wie 25, und grade das 25jährige Mädchen hat in Norwegen den größten Charme: sie hat das Knospenhafte der 18jährigen, erscheint aber reifer, gescheiter, ohne deshalb intellektuell zu werden. Man führt deshalb besser keine langen intellektuellen Gespräche mit einem norwegischen jungen Mädchen. Sie können es tun, Verehrtester, und das Mädchen kann es auch, vielleicht sogar noch besser; aber es wird immer eine Katastrophe. Lassen Sie, wenn Sie in Norwegen sind und neben dem Skisport das junge Mädchen studieren wollen, Schopenhauer und Nietzsche zu Hause. Suchen Sie auch nicht die Liebe durch Gespräche über geschlechtliche Dinge zu erwecken . . . das norwegische junge Mädchen kennt zwar all diese Komplexe und ist weit weniger prüde als anderswo, es ist fern von der Wort-Heuchelei, und selbst vom allgemeinen europäischen Snobismus nur gelinde angesteckt. Aber die Uninteressiertheit, die das

junge Mädchen dort in diesen Dingen zeigt, ist keine Verständnislosigkeit, sondern mehr ein gesundes Gefühl der Zwecklosigkeit alles ästhetisch-intellektuellen Gefasels.

Und die andere, zwar veraltete, aber noch immer beliebte mozartische Methode „Komm den Frauen zart entgegen?“ . . .

Auch die verfehlt in der nordischen Luft ihre Wirkung. Galanterien werden nicht oder falsch verstanden. Ein Handkuß, den Sie einem norwegischen Mädchen geben, gilt beinahe schon als Heiratsantrag, und wer Arm in Arm mit ihr geht, ist sozusagen moralisch verpflichtet, sie zu heiraten. Höchstens, wenn Sie Wiener sind, dürfen Sie sich diese Galanterien erlauben, müssen sich jedoch gefallen lassen, daß Sie niemals ernst genommen werden, und wenn Sie auch noch so sehr Ihre Aufrichtigkeit beteuern. Denn „Wiener“ ist nach den Begriffen der norwegischen jungen Mädchen ungefähr das, was man an Treue und Verlässlichkeit bei uns ungefähr von einem Süd-sizilianer, Korsen oder Griechen erwartet.

Und warum das alles? Warum liebt das norwegische Mädchen keine Zartheiten? Weil diese für sie nur Halbheiten sind.

Ich rate Ihnen aber: machen Sie mit Ihrem weiblichen Gegenpart eine Skitour! Sie werden staunen über die Veränderung. Solch ein Skiausflug übers Wochenende mit allen Reizen des Hüttenlebens zeigt das norwegische junge Mädchen im Naturzustand, als bezaubernde Lebensgefährtin zweier Tage.

Und bei alledem ist das norwegische junge Mädchen nicht im geringsten sentimental.

Sollten Sie, falls sie Ihnen diesen Skiausflug ins Land der Gletscher und der Liebe bewilligt, diese Gaben, die



sie Ihnen freiwillig gibt („das Gute antun“, sagt Hamsun so schön), scheu ablehnen oder zimperlich sein, so wird sie das unverständlich finden...

Das Schöne in Norwegen ist, daß auch die Bauernmädchen keine Trampel sind. Oft haben Städter, ja hervorragende Geistesmenschen in Norwegen junge Landmädchen geheiratet. Der Begriff „Dame“ und „einfaches Mädchen“, der bereits überall seine falschen, süßlichen und impertinenten Abgrenzungen verliert, ist in Norwegen noch mehr verwischt. Ein Bedienungsmädchen in einem Kaffeehaus sieht dort oft aus wie eine junge Sekretärin; übrigens nennt man es auch „serverings-dame“.

Als schlechte Eigenschaft wird den norwegischen Mädchen die Heuchelei nachgesagt. Mag stimmen. Sie drehen dem, der „zart entgegenkommt“, den Rücken oder einen anderen klassisch schönen Körperteil zu, oder sie setzen sich im Speisewagen, wenn man Blicke zu werfen versucht, ostentativ an den entferntesten Tisch und zeigen den Rücken. Aber das Bezaubernde an den norwegischen jungen Mädchen ist wiederum, daß sie den Grundsatz haben: Bilde, Künstler, rede nicht!

**Vor dem Pariser Kindergericht.** Die „Beschuldigte“, ein junges Mädchen von 11 Jahren, das sehr schüchtern ist, bleibt, trotz aller wiederholten Fragen des Vorsitzenden, stumm. Ein Beisitzer will ihr Mut machen, und sagt: „Fürchte nichts, mein Kind, man will dir nichts Böses. Wir alle hier lieben sehr die kleinen Mädchen...“

Aus dem Publikum ertönt schallendes Gelächter. Worauf der Vorsitzende, um der allzu augenscheinlichen Zweideutigkeit die peinliche Spitze abzubiegen, mit ernster, würdiger Stimme hinzufügt: „... und auch die kleinen Knaben.“

Wie durchschlagend aber erst der Effekt dieser Worte war, brauchen wir nicht mehr zu berichten.

## Amerikanische Bemerkungen zum chinesisch-japanischen Konflikt

Für Japan gibt es nur zwei Arten von Chinesen: diejenigen, die flüchten, sind Soldaten; diejenigen, die kämpfen — Banditen. (San Diego Union)

Wenn es Japan gelingen wird, alle chinesischen Banditen zu unterwerfen, wird man ihm dann den Friedensnobelpreis verleihen?

(Rochester Demokrat)

Auf der letzten Genfer Konferenz haben die Japaner eine neue Klage gegen die Chinesen eingebracht. Sie beschwerten sich, daß die Chinesen ein gräßliches und die Ruhe im Fernen Osten störendes Lamento erheben, wenn man sie mit japanischen Waffen in Berührung bringt.

Die Japaner besetzen Schanghai?! Anscheinend wollen sie damit nur beweisen, daß sie bereit sind, sich in „Konzessionen“ einzulassen.

Die letzten Nachrichten, die wir aus Schanghai erhalten, zeigen uns, daß der Friede immer noch Wutanfälle im fernen Osten erzeugt.

(Life, New York)

Vorläufig wird sich Europa in den chinesisch-japanischen Konflikt nicht einmischen, da Amerika kein Geld hat, um das zu bezahlen.

(Gesammelt und übersetzt von Woldemar Klein)

**Schadenfreude** ist eine menschliche Ur-Eigenschaft. Jeder freut sich im Grunde seines Herzens, wenn dem lieben Nächsten etwas Unangenehmes passiert.

*Th. Th. Heine über Wilhelm Busch*  
(„Frankfurter Zeitung“)

---

**Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 9. Juni als Sonderheft unter dem Motto: Sport.**

---



## Umgang mit Töchtern

Von Monty Jacobs

*Die Neugeborene.* Das Endgültige zu diesem Thema hat der begabteste deutsche Prosaschriftsteller Otto von Bismarck gesagt, in der Geburtsanzeige an seinen Schwiegervater: „Ich bin recht froh, daß das erste eine Tochter ist, aber wenn es auch eine Katze gewesen wäre, so hätte ich doch Gott auf meinen Knien gedankt, in dem Augenblick, wo Johanna davon befreit war.“ Zwei Dinge lassen sich zwischen den Zeilen dieses Briefes lesen. Zum ersten war Bismarck, als er ihn schrieb, im Bewußtsein noch gar kein Vater, sondern nur ein Ehemann. Zum zweiten lebte insgeheim auch in ihm die Anschauung, die heute noch vom italienischen Volke auf der Straße, bei der Begegnung mit einer Schwangeren, in aller Unschuld ausgedrückt wird. Man schenkt ihr eine Blume und sagt: Ich wünsche, daß es ein Sohn wird.

*Das Kind.* Der Vater merkt bald, daß die Italiener Unrecht haben. Denn kleine Töchter sind viel netter als kleine Söhne. Auch Väter ohne alle Talente zum Oedipus-Komplex empfinden ihre Nähe als Wohltat. Söhne verbreiten Radau, Töchter Behagen.

*Die Schülerin.* Bei Söhnen gibt es Zittern und Zagen vor der Versetzungskonferenz. Töchter hingegen sind hübsch, wissen, daß die Lehrer auch bloß Männer sind, lächeln ihnen die scharfen Zensuren aus dem Notizbuch fort,

schwindeln sich durch Versetzung und Examen. Wenn sie mit der Schule fertig sind, wissen sie (ebenso wie die Söhne) schrecklich viel, nur nicht, was sie wollen und was sie werden wollen.

*Die große Tochter.* Jetzt vereinfacht sich der Umgang mit Töchtern wesentlich. Erziehung besteht ja darin, dem Kinde zu verheimlichen, daß es gewitzter ist als der Erzieher. Es kommt nur darauf an, wann das Kind hinter diese Wahrheit kommt. Töchter merken es viel früher als Söhne. Ist es soweit, so fällt jede geistige Hemmung fort, nicht für die Tochter, aber für den Vater. Sagt er etwas Unpassendes, der heutigen Welt Fremdes, von ererbten Vorurteilen Genährtes, so atmet er auf, wenn die Tochter ihn duldsam und freundlich zurechtweist. Sie teilt ihm nämlich einfach mit, daß er Komplexe des vorigen Jahrhunderts habe. Das vorige Jahrhundert kann er nicht ableugnen. Ein fatales Bewußtsein, ihm zu entstammen, sorgt dafür, daß das Gewissen ihn beißt. So wird er reif zur Stimmung der Versöhnlichkeit, zur Ausrottung aller Konflikte.

In früheren Generationen wuchsen diese Konflikte wild, und Sudermannsche Väter rieten in dynamitgeladenen Situationen: Ich habe keine Tochter mehr! Jetzt ist der Kampf um die Autorität längst entschieden. Die Nachsicht, die früher von der Tochter mit

**NORDSEEBAD  
NORDERNEY**

KURBAD • STRANDBAD • WELLENBAD



zusammengebissenen Zähnen erkämpft wurde, gewährt sie jetzt lächelnd dem Vater. Er kann ja nichts dafür, er ist ja aus dem vorigen Jahrhundert! Aber sie denkt gar nicht daran zu sagen: Ich habe keinen Vater mehr!

Grade weil diese gegenseitige Duldung blüht, entsteht indessen ein neuer Konflikt. Jugend will sich tyrannisiert fühlen. Sonst kann sie ja, mangels Masse, nicht rebellieren, und ohne Gelegenheit zur Rebellion pfeift sie auf das ganze Familienleben.

Deshalb nimmt die Tochter, drei Stockwerke unter der Schwelle des Bewußtseins, dem Vater übel, daß er ihr seine Meinung nicht aufzwingt. Sie darf tun, was sie will. Deshalb wird sie nervös, und sogar die Nachsicht mit dem Vater leidet darunter. „Du lieber

Himmel, man kann ja mit diesem Herrn, der sich komischerweise noch immer so munter, so gegenwärtig, so vorhanden fühlt, nicht rechten. Er weiß es eben nicht besser. Aber, zum Teufel, wo bleibt die Despotie, auf die ich Anspruch habe? Wenn ich radikale Meinungen in politischen, ethischen, künstlerischen Dingen äußere, so kränkt der Mann mich dadurch, daß er mit mir übereinstimmt. Unsere Mütter hatten es besser. Ihre Väter trugen weiße Bärte und taten, was sich schickt: sie verboten. Ihre Verbote zu hintergehen, machte Spaß. Wir Töchter von heute sind viel zu selbstbewußt, um zu hintergehen. Aber warum in aller Welt verbieten die Väter von heute nicht mehr? Es wird endlich Zeit, daß sie sich wieder Vollbärte wachsen lassen.“

---

## Erlebnis mit einem Berliner Serviermädchen

Der junge Zeichner Christian ging an jedem Abend in ein kleines, trüb beleuchtetes Restaurant zum Essen. Das bescheidene Mahl — drei Gänge für 60 Pfennig, Kartoffeln nach Belieben — trug ihm an jedem Abend ein blasses Mädchen auf. Sie war schlank und hochgewachsen, und sie hatte eine Vorliebe für Kunst. Bei der zweiten Portion Kartoffeln kam daher an jedem Abend ein kurzes Gespräch über Malerei zustande. Die Eigenart der Bekanntschaft brachte es mit sich, daß die Kürze der Unterredung durch Regelmäßigkeit ausgeglichen wurde, und Christian zeigte ihr einmal — es regnete draußen, und der Drang nach einer Gemeinsamkeit war stark — eine kleine Zeichnung, die er angefertigt hatte. Das Mädchen nahm das Blatt und besah es ernst und still. Und dann zuckte es über ihr Gesicht, und sie brach in ein unbändiges Gelächter aus. Sie drohte dem Zeichner mit dem Finger und kicherte und hielt das Blatt eng an sich gepreßt, so, daß es niemand im Raum sehen

konnte. Christian nahm erschrocken die Zeichnung zurück: Bäume mit frischem Grün, ein Stückchen Wasser, die Andeutung einer Frühlingsstimmung.

„Was finden Sie denn so komisch?“, fragte er.

„Ha, ha, Sie Harmloser, nein großartig.“

„Aber so sagen Sie doch, was Sie daran so ulkig finden, ich versichere Ihnen, ich begreife Ihr Lachen nicht!“

„Ach — so viel verstehe ich schon von Kunst, daß ich die symbolische Bedeutung der ... der Gegenstände auf Ihrem Bild erkenne, ha, ha, sehr gut, die Aeste und die Spiegelung im Wasser, es ist ja ein bißchen sehr unanständig, und nun stellen Sie sich noch dumm, sehr gut.“

Christian bestellte traurig ein paar Kartoffeln nach und überprüfte noch einmal seine Zeichnung:

Bäume mit frischem Grün, ein Stückchen Wasser, die Andeutung einer Frühlingslandschaft.

*Paul Baumgarten.*



# KULINARIA

## *Peltzer*

Telefon: A2 Flora 1017, 1705

## **LION**

UHLANDSTRASSE 18

BAR  
RESTAURANT

ABENDESSEN AB 7.30 UHR

## **CASCADE**

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“  
Die Küche für den Gourmet

Souper M 3.50

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

## *Max Schlichter*

LUTHERSTRASSE 33

Hier  
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der  
Gemütlichkeit, der

## *Maenz*

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und  
der Feinschmecker Berlins

## **RIO-RITA**

TAUENTZIENSTR. 12

DIE TANZ-BAR

4 1/2 Uhr Tanztee  
Abd. Beg. 9 Uhr

## **FEMINA**

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester  
Berlins

Originellste Unterhaltung  
4.30 Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone: Saalrohrpost

## Hotel-Restaurant **ALHAMBRA**

Kurfürstendamm 68

Die internationale Küche

Tanz im neueröff-  
neten Dachgarten



## Bekenntnisse eines Backfisches

Er war gleichzeitig mit uns zur Sommerfrische in dem kleinen Kurort. In der Stadt seines Wirkens erzählte man sich Wunderdinge von ihm. Er sei so wahnsinnig brutal, vollkommen rücksichtslos, und richte jede Frau zugrunde, in deren Leben er trete. Seine eigene Frau sei eine Märtyrerin. Oft werden Gesangsschülerinnen ohnmächtig in seiner Wohnung aufgefunden. Welch' ein gefährlicher Mann, Welch' dämonischer Verführer! Er begann mich zu interessieren. So oft hatte ich schon von brutalen Männern reden gehört und mir dabei immer gewünscht, einem zu begegnen. Ich suchte ihn zu treffen. Dreimal fuhr ich im Dunkeln mit dem Rad um ihn herum. Endlich gelang es.

„Wollen Sie Freitag abend im Stadtpark sein?“ redete er mich siegesgewiß an und versuchte, mich mit einem seiner berühmten durchbohrenden Blicke zu versengen. „Aber gern.“

„Fürchten Sie sich auch nicht?“ fragte er, indem er beim Reden wie ein Tiger die Zähne zeigte.

„Ach wo! Was kann denn hier auf dem Land schon passieren?“ erwiderte ich, ohne zu verstehen.

„Ich erwarte Sie!“ donnerte das Raubtier und lief eiligst davon. Denn im Hintergrund hatte sich seine Frau gezeigt.

Endlich kam der ersehnte Abend.

„Warum kommst du denn mit der schmutzigen Bluse zum Abendessen?“ begrüßte mich meine Mutter.

„Weil die andere beim Radfahren zerrissen ist“, log ich. Denn ich hatte absichtlich eine alte Bluse angezogen. In frühester Jugend hatte ich einmal gelesen, daß brutale Männer Kleider vom Leibe reißen, und hatte mir daraufhin den ganzen Nachmittag vorgestellt, wie der heutige mir in der verschwiegenen Dunkelheit des Stadtparks meine Bluse unter Gebrüll in Stücken herunterfetzen und sie in die Erde trampeln würde.

Er stand schon an der verabredeten Ecke und starrte in die Luft.

„Warum sehen Sie mich denn so an?“ fragte ich.

„Weil Sie mir gefallen.“

„Gott sei Dank, daß ich endlich einem anständigen Sänger gefalle. Sonst wirke ich nur auf dämliche, unerweckte Studenten.“

Der so Angeredete hielt sich die Hand vor den Magen und stöhnte laut (offenbar wollte er damit Leidenschaft markieren): „Wirklich? Also werden Sie sich auch in München mit mir verabreden?“

Ich war bereits enttäuscht. Das war mir noch lange nicht brutal genug. Wo blieb das erwartete Kleiderherunterreißen? Und wenn er nach mir stöhnte, war mir das auch nicht interessant. Ich wollte etwas Unerhörtes erleben. Aber mit dem?!

Die Sache wurde mir langsam zu dumm. Ich lehnte immer noch an meinem Rad. „Herr Kammer Sänger!“ unterbrach ich das Geschnaufe, „warten Sie einen Augenblick! Ich will nur mein Rad bei der Toilettenfrau einstellen, sonst wird es gestohlen.“

Er ergriff meine Hand und verdrehte die Augen. „Herr Kammer Sänger!“ sagt sie, *jetzt wo die Stunde der Liebe schlägt!*“

Nun war es aber ganz mit mir aus. Diese kitschige Opernkulisse! Redet die abgedroschensten Phrasen! Stöhnen anstatt Frauenvernichtung! So brutal war ich auch allein. Ich verließ diesen Ort so schnell wie möglich und erfuhr später, daß er selber den Ruf von seiner Brutalität verbreiten ließ, um seine Konzerte zu füllen. Marysa

---

**Mitteilung.** Die ganzseitigen Fotos zwischen Seite 344 und 345 (*Fuhrwerk am Strand und Windstärke 12*) wurden aufgenommen von Max Ehlert bzw. Hanns Tschira.



## Neues aus Düsseldorf

Wenn ein Junge mit einer Butterstulle in der Hand über die Straße geht und einem Künstler in die Nähe kommt, rufen neuerdings mitleidige Seelen dem Jungen zu: „Jung, du de Stulle weg, es küt e Möler“ (es kommt ein Maler).

\*

Ja, und überhaupt die Maler, sagt man nicht immer, das sei ein ganz gewaltig faules Volk? Das ist aber gar nicht wahr: in Düsseldorf nehmen sie abends schon ihr Modell mit ins Atelier, damit sie am anderen Morgen gleich anfangen können zu malen.

\*

Der neue Frühjahrsgruß: „Hasch mich, ich bin arbeitslos“ hat sich hier rasch durchgesetzt.

Mitgeteilt von Charlie Dörrbecker

## Wiener Aristokraten-Anekdoten.

Mucki: Geh, ruf mich morgen an!

Rudi: Du hast ein Telefon? Was hast denn für eine Nummer?

Mucki: Ja sag, liest denn du nie das Telefonbuch?

\*

Rudi: Du, weißt du vielleicht die Telefonnummer von der Baroness Mitzi?

Mucki: Leider nicht.

Rudi: Nicht einmal approximativ?

\*

Tassilo begegnet Aristide spät nachts auf der Kärntnerstraße. „Wo warst denn heit abend gwesen, Aristide?“

„Im Theater war i gwesen.“

„Was hats denn geben?“

„I weiß es net genau: einer hat halt nach Obst geschossen.“

In Frankfurt fragte ein Fremder einen Einheimischen nach dem Haus Goethes. „Haus Goethe? Haus Goethe kenn ich nicht. Wird wohl pleite gemacht haben.“



EINTRITT FREI · BIER · KAFFEE

# Autofahren



Ein famoses Ullstein-Sonderheft für alle Auto-Freunde. Überall für jetzt nur noch **85 Pf.** (statt bisher 1 Mark 85)



## Nacktkultur in England

Dies ist die Schilderung eines Besuches in einem Londoner Vorort, den der Schreiber auf eine Aufforderung hin abstattete, die er erhielt, nachdem er eine Zeitungs-Anzeige beantwortet hatte: in dieser wurden ‚Vorurteilslose‘ aufgefordert, an die Adresse zu schreiben, wenn sie Interesse an der Gründung einer ‚Nature-Farm‘ hätten.

„Ich komme“, schreibt der anonyme Verfasser, „gerade von einer Versammlung zurück, auf der die Anwesenden sich unterhielten, aßen und sich überhaupt vollkommen normal aufführten, nur daß sie unbekleidet waren, wenigstens alle außer zweien. Als ich in das Zimmer trat, mit vielen Entschuldigungen für meine normale Bekleidung, die nötig war, wie ich erläuterte, weil ich Nacktkultur nur im Freien triebe, schien es mir, als ob ich der einzige nicht nackte Mensch im Zimmer sei. Aber als sich ein kleiner Mann mit beginnendem Schmerbauch erhob, um mir die Hand zu schütteln, bemerkte ich, daß er ein diminutives Höschen anhatte. Die übrigen fünf Anwesenden trugen auch nicht den geringsten Fetzen, bis auf die einzige vorhandene Frau, die Pantoffeln anzog, wenn sie im Zimmer herumging. Auf der Einladung war vermerkt gewesen: „Annahme dieser Einladung verpflichtet beide Geschlechter zu vollständiger Nacktheit, aber diejenigen, die an diese natürliche und anständige Lebensweise noch nicht gewöhnt sind, dürfen, bis sie ihren anfänglichen Widerstand überwunden haben, ein einziges kleines Kleidungsstück tragen.“

Ich hatte erwartet, eine Gruppe Exzentriker oder Menschen mit versteckten Absichten kennen zu lernen, aber diese Leute schienen durchaus normal, bis auf ihren seltsamen Wunsch, ihre Kleidung abzulegen. Außer der Frau waren versammelt der Gastgeber, ein sympathischer Mann etwa Mitte Dreißig, der kleine Mann, der zu Embonpoint neigte, ein magerer, brünetter Mann mit behaarter Brust und geschickt tätowierten Armen, und ein fetter, begüterter und gesprächiger Geschäftsmann, wie man ihn in türkischen Bädern trifft. Keinem der Anwesenden schien das äußerst Unkonventionelle ihrer Nacktheit irgendwie aufzufallen. Bloß das Problem, was sie mit Taschentüchern, Pfeifen, Streichhölzern und Zigaretten anfangen sollten, bereitete ihnen Sorgen. Taschentücher hielten sie in der Hand oder zogen sie durch die Riemen einer Armbanduhr, und die anderen notwendigen Artikel deponierten sie auf Stühlen und Tischen. Der Gastgeber saß meist in der Pose von Rodins ‚Grand Penseur‘ da, unterhielt sich, und schien sich sehr wohl zu fühlen. Dann gab es Kaffee, Tee, Sandwiches und Kuchen, die von der Frau herumgereicht wurden, worauf die Unterhaltung zu stocken begann. Der dicke Mann besann sich plötzlich auf eine Verabredung, zog sich bemerkenswert schnell in einem Nebenzimmer an und war verschwunden. Die Frau ging auf und ab, nieste heftig, sah aus, als ob sie fürchtete, sich einen Schnupfen geholt zu haben, und nahm gleich wieder eine Miene an, die mehr im Einklang mit ihren spartanischen Prinzipien stand. Ich verabschiedete mich und ging.

*(Sunday Chronicle)*

**Michael Arlens liebster Gesprächsgegenstand** ist sein Sohn, „der schreckliche Bengel“, wie er sagt. Mit seinem Leben ist Arlen sehr zufrieden: „Wir leben sehr ruhig, meine Frau und ich. Mir liegt gar nichts daran, einen Haufen Leute in meinem Hause zu haben. Ich lebe nur für meine Familie und meine Arbeit. Ich arbeite ganz regelmäßig jeden Tag — anders kann man nicht schreiben.“

*D. Patmore*





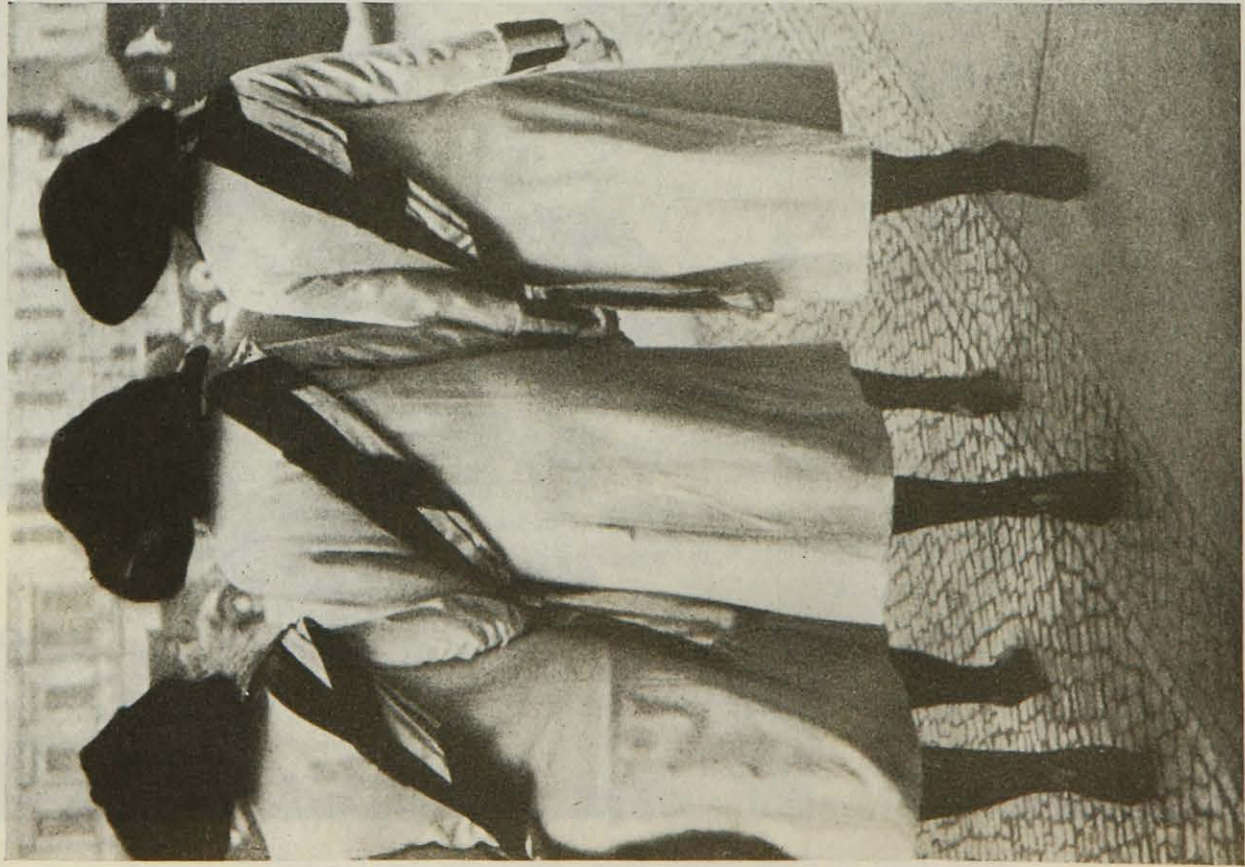
Uebungen am Trommelbock (Alte Armee)



Jenny Jugo in Erich Engels Film „Fünf von der Jazzband“

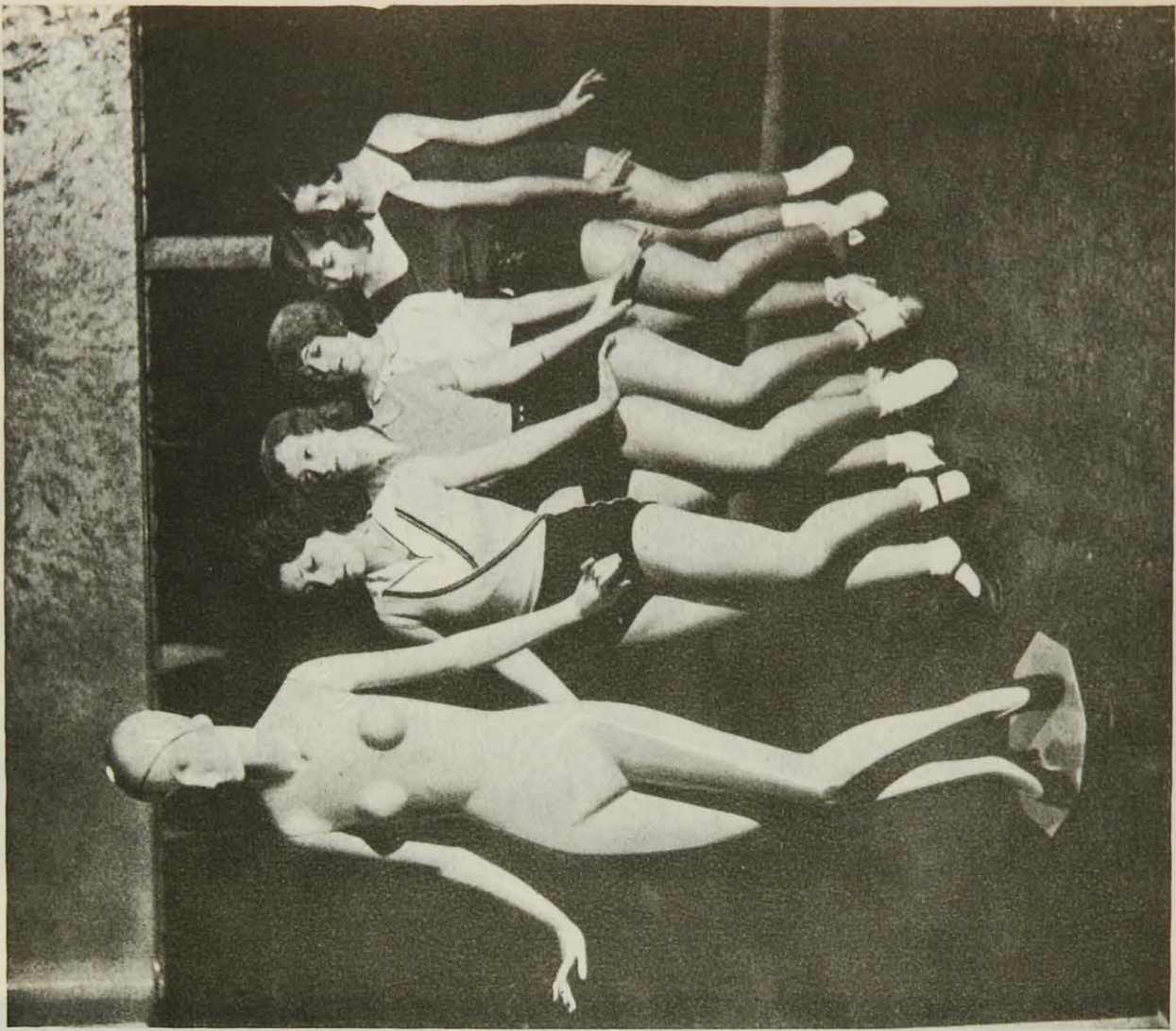
Universal-Film





Neofot

Bummel der Couleurstudentinnen (Berlin)



Keystone

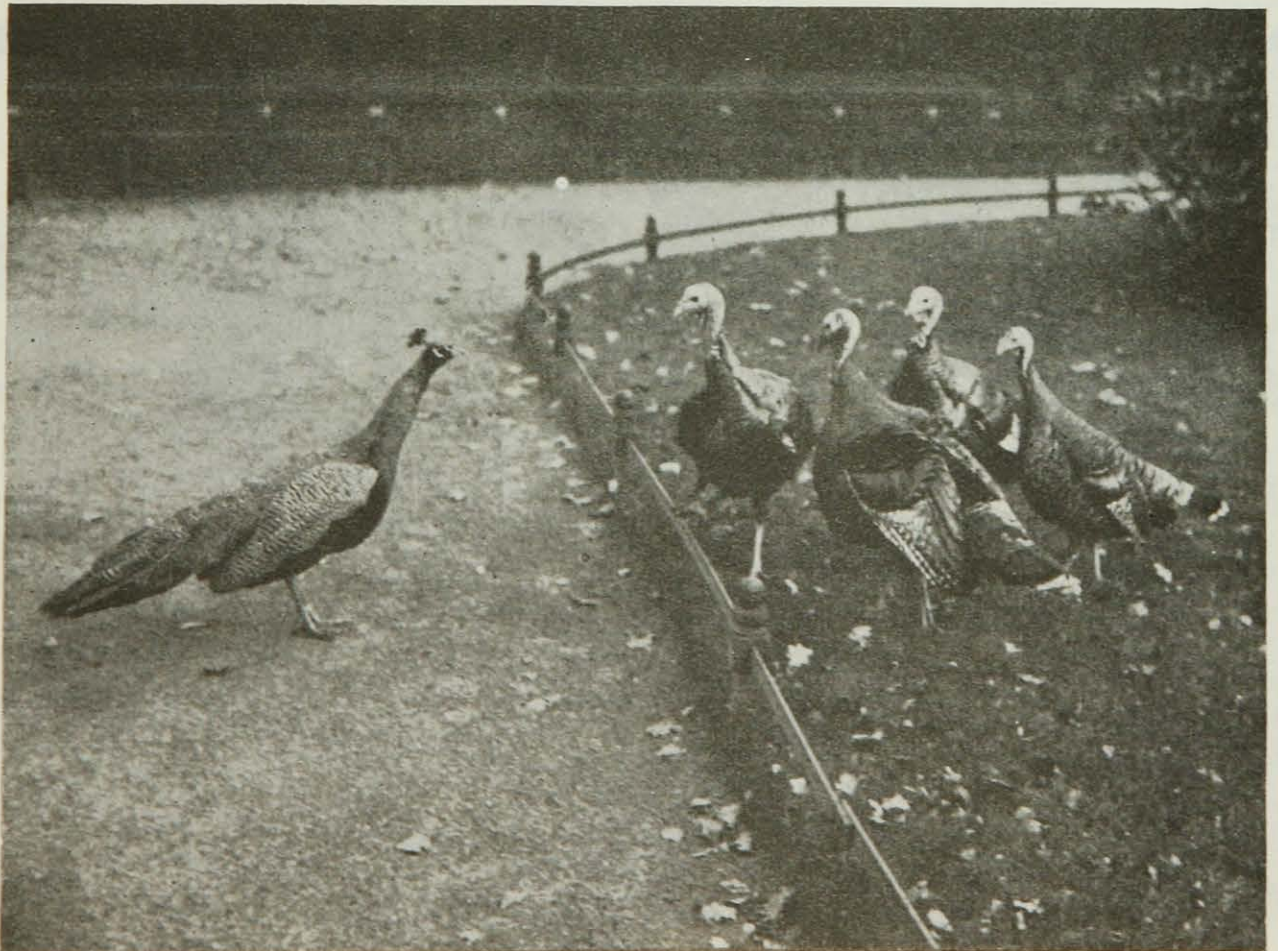
In der Mannequin-Schule





Der englische Maler Robert Gibbins mit Frau und Zwillingen

Weltbilderdienst



Pfau und Puten

Seidenstücker





Schaufenster im Goethe-Jahr

v. Pechmann u. Köster





Associated Press

Chinesische Studentinnen in Chicago



Fanta

Agnes Straub (Maria Stuart) und Tilla Durieux (Elisabeth) im Theater der Schauspieler, Berlin





Gesangsvereinsparodie Berliner Lehrer

Walter Reuter



Professor Otto Pankok mit den Zigeuner-Modellen seiner Düsseldorfer Ausstellung



# Das Mädchen mit den Glasscherben

Von Harry Domela

In einer Villa am Harvestehuder Weg arbeitete ich seit einigen Tagen als Gärtnergehilfe. Drei Mark pro Tag und das Mittagessen. Es war Herbst. Regen, Regen, Regen. Tagsüber harkte ich das welke Laub vom Rasen, kittete die Scheiben der Gewächshäuser, und um 5 Uhr, wenn vom Hafen die Sirenen der großen Werften Feierabend verkündeten, lieferte ich mein Handwerkszeug in der Gerätekammer, in der es angenehm nach Geranien und Erde roch, ab, kassierte beim Hausmeister meine 3 Mark und trabte nach St. Pauli. Um diese Zeit flammten rechts und links des Alsterbassins die Gaslampen auf. Wie Perlenschnüre säumten die Lichter das Ufer ein.

Am Untergrundbahnhof Millerntor stand ein Bücherwagen. Ich versäumte es nie, im Vorübergehen die Bücher anzusehen. Das Ansehen kostete ja nichts. Neben dem Bücherwagen befand sich ein Kasten mit ganz alten zerlesenen Büchern. Das Stück zu zwanzig Pfennig. Das konnte ich mir schon ab und zu leisten. Außer Jack London barg die Kiste viele Karl-May-Bücher und unzählige Kriminalromane von Conan Doyle und Edgar Wallace. Ich betrachtete im grellen Schein der zischenden Karbidlampe die bunten Umschläge. Einmal fiel mir ein Buch in die Hände: „Das Mädchen mit den Glasscherben.“ Ich dachte, es wäre ein Kriminalroman, zahlte 20 Pfennig und nahm es mit.

Am Abend, in meiner Kammer im Logierhaus, schlug ich es auf. Es war eine Enttäuschung. Statt eines Detektivs war ein junges Mädchen, Gunhild, die Hauptfigur. Ich war damals siebzehn Jahre alt und hielt Detektive für bedeutend interessanter als junge Mädchen. Aber merkwürdig, ich konnte das Buch nicht aus der Hand legen. Durch das offene Fenster hörte ich, wie der Regen müde und eintönig auf die

Dächer fiel. Hin und wieder durchzitterte unheimlich der rhythmisch abgedrosselte Sirenenruf eines ausfahrenden Dampfers die Nachtluft, die erfüllt war von verworrenem Getöse, das hier in St. Pauli bis zum Morgenrauen aus unzähligen Kneipen und Kaschemmen auf die Straße schallte. Es war 4 Uhr morgens, als ich die letzte Seite umwandte. Ich verschief die Zeit und erschien erst gegen  $\frac{1}{2}10$  Uhr in der Villa, grade als der dunkelgraue Wagen des Reeders über den gelben Kies zum offenen Gartentor glitt. — Am Abend mußte ich im Logierhaus noch 50 Pfennig für den Mehrverbrauch an Licht während der vergangenen Nacht nachzahlen.

Es vergingen Jahre. Ich war inzwischen ein Vagabund geworden. In den Bremshäuschen der Güterzüge reiste ich kreuz und quer durch Deutschland, immer auf der Hut, von Beamten der Eisenbahn gefaßt zu werden. Wie oft war ich schon im Bogen die Bahnböschung hinuntergeflogen. Romantik des Schienenstranges und der Landstraße? Weiß Gott, ich hatte eine andere Vorstellung von Romantik. Manchmal, wenn ich nachts verfroren im Bremshäuschen eines endlosen Güterzuges saß und stundenlang auf das eintönige Rattern der ruhelosen Räder unter mir lauschte, wurde mir ganz traurig zumut. Nur eine Rast, eine kurze Rast! Nicht immer neue Städte und neue Menschen, die man heute sieht und morgen schon vergessen hat! Die Einsamkeit war so schwer zu ertragen. Und immer, wenn mir so elend zumut war, mußte ich an Hamburg, an das Logierhaus und an „Das Mädchen mit den Glasscherben“ denken. Jenes kleine, einsame dänische Mädchen, das sich an trüben Tagen die Welt durch eine rote oder gelbe Glasscherbe ansah, die es irgendwo aus dem Schmutz der Straße aufgelesen



hatte — und schon war alles Graue und Traurige verschwunden und die Welt so schön wie je zuvor. Ich schämte mich dann und nahm mich zusammen. O ja, das Leben war schön, trotz allem, barbarisch schön.

Im Jahre 1925 lernte ich in Frankfurt am Main einen netten Jungen kennen. Er war von zu Hause durchgebrannt und trieb sich seitdem in der Welt umher. Wir trafen uns im „Eisernen Steg“ und waren nach Jungensart schnell gut Freund. Er hatte einen ganz verdrehten polnischen Namen, den ich nie behalten konnte, nur seines Vornamens entsinne ich mich noch, er lautete kurz und prachtvoll: Alfons. Alfons pumpete mir einmal ein Buch: „Das Geheimnis“ von Karin Michaelis. Der Name kam mir irgendwie bekannt vor. Ich begann es zu lesen, stutzte — ich hatte die Fortsetzung des Buches „Das Mädchen mit den Glasscherben“ in der Hand. Keinen Jack London habe ich so atemlos gelesen. Ein Mensch, den ich lieb-gewonnen hatte, erzählte mir nach langen Jahren, wie es ihm ergangen war. Alfons verstand meine Begeisterung nicht und machte sich darüber lustig. Ich ließ ihn reden. Schon am nächsten Tage ging ich in eine Buchhandlung, um mir den dritten und letzten Band der Gunhild-Bücher zu erstehen. Er kostete 6 Mark. Ich hatte kaum 2 in der Tasche. Den Buchhändler interessierte es, warum ich so auf dieses Buch erpicht war. Ich wußte es selbst nicht. Er unterhielt sich mit mir. Ich erfuhr, daß die dänische Dichterin in diesen drei Büchern ihre eigene Lebensgeschichte niedergeschrieben hatte. Gunhild war *Karin Michaelis*.

Ich hatte damals drei wirklich große Wünsche: Erstens einmal Geld zu haben, zweitens: den Dichter Thomas Mann kennenzulernen und drittens: Karin Michaelis zu sehen und zu sprechen. Der dritte Wunsch war vielleicht der brennendste. Es ist merkwürdig — alle drei Wünsche gingen

in Erfüllung. Für kurze Zeit konnte ich ein sorgenfreies Leben führen. Ich habe das Geld so leicht ausgegeben, wie es mir in die Hände gefallen war. Wie soll man den Wert des Geldes kennen, wenn man niemals welches besessen hat? — Auch die Bekanntschaft Thomas Manns durfte ich machen. Er war so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte: vornehm, gütig, bescheiden und doch von einer unnahbaren Würde. An die Erfüllung meines dritten Wunsches glaubte ich selbst nicht mehr.

Im Herbst 1927 wohnte ich in einer Berliner Pension. Die Pensionsdame bat mich eines Tages zum Essen. Ich wurde vielen Leuten vorgestellt. Nach dem Essen, grade als ich mich verabschieden will, betritt eine weißhaarige Dame den Raum. Ich bleibe noch eine Sekunde, um nicht unhöflich zu erscheinen. Plötzlich werde ich angesprochen: „Sind Sie Harry Domela?“

Ich wende mich um. Die weißhaarige Dame steht vor mir und hält mir die Hand hin: „Ich bin Karin Michaelis.“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. „Sie sind schon lange mein Freund“, sagt sie, „von dem Tage an, an dem ich Ihr Buch gelesen habe.“

Während ich ihr wortlos die Hand küßte, verspürte ich einen leisen Schmerz in mir. Ich wußte nicht recht warum. Vielleicht deshalb, weil das „Mädchen mit den Glasscherben“, das ich so sehr liebte, plötzlich als erwachsener Mensch vor mir stand. Wie in einem Märchen von Andersen hatte die Zeit in einer Sekunde viele, viele Jahre übersprungen.

Wenn man mich nach dem glücklichsten Augenblick meines Lebens fragen würde, so wüßte ich wahrscheinlich nicht gleich zu antworten. Jedenfalls, einer der schönsten Augenblicke war der, als ich plötzlich unvermutet Karin Michaelis gegenüberstand, denn nie habe ich einen gütigeren und verständnisvolleren Menschen kennengelernt als sie.



## Kleine Reisefreuden

Wenn in einer Kopfstation die Lokomotive umgeschnallt werden muß, so daß du plötzlich nach vorn fährst.

Wenn zudem dein präventives Visavis durch diese Wendung sehr überrascht wird. (Ist es eine junge Dame, empfiehlt es sich, ihr sofort die Fahrtrichtung anzubieten; das ist sehr klug, und außerdem kannst du gewiß sein, daß noch eine Kopfstation kommt, wo der Zug wieder wendet; war die Dame bis dahin abweisend, nun, dann behältst du ruhigen Gewissens den neuen Vorwärtsfahrplatz.)

Wenn ein fremder Herr in Basel die Postkarte, die du in Freiburg geschrieben und mit Ebert frankiert hast, mit sich nimmt, um sie einem deutschen Briefkasten zu übergeben.

Wenn, wie vorauszusehen ist, diese Postkarte doch nicht weiterkommt: denn in diesem Fall kannst du der Adressatin schwören, sie abgeschickt zu haben, ohne doch die Konsequenz einer in den Kurort folgenden Korrespondenz auf dich geladen zu haben.

Wenn das Grammophon, das die lustigen Damen im Nebenabteil öffnen, auch so verstaubt ist wie deines zu Hause.

Wenn dein Koffer jenem Herrn auf den Arm fällt, der dir auf den Fuß getreten ist.

Wenn der eigensinnige Herr aus eben der Zeitung, mit der er den Sitz auf ewig belegt haben wollte, gleich nach der Abfahrt eine unangenehme Nachricht erfährt.

Wenn der liebe Mitreisende, der sich gleich bei deinem Eintritt ins Coupé mit „Alles besetzt!“ begrüßte, beim Umsteigen in die Kleinbahn kein bißchen Platz mehr findet (denn beim Reisen mit Umsteigen gilt das alte Bibelwort: Die ersten werden die letzten sein!)

Wenn die hübsche Dame gegenüber, deren Zeitschrift du lesen willst, nach deiner Zeitung äugt.

Wenn ein lauter Herr dich im D-Zugang begrüßt „Da sind Sie ja!“ — und siehe, er hat sich geirrt, aber jene formvollendete Frau ist auf dich aufmerksam geworden, die bisher die Landschaft vorgezogen hat. (Du mußt dich sofort an ihr Lächeln knüpfen.)

Wenn diese Frau, vom Rhythmus deines hingesummten Liedes bezwungen, den Takt ganz leise mit der Schuhspitze mitschlägt (doch kommt das selten vor).

Wenn der freundliche Mann im Goethe-Haus, von dem du nicht weißt, ob er nicht ein Forscher, ein Gelehrter ist, das Trinkgeld, das du ihm, ungewiß und zitternd angeboten hast, mit Dank einsteckt. *Vivo.*

# Bad Wildungen

für Niere und Blase

# Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·  
Badeschriften · sowie Angabe billigsfer Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung



# Verleger, Autor und Werk

Von *Gustav Grüner*

Eine Warnung an den Verleger: Der Verleger soll Bücher verlegen, nicht Autoren. Auch der Verleger kann natürlich weder den wirklichen inneren Wert eines Buches mit objektiver Gültigkeit einschätzen noch auch den materiellen Erfolg voraussagen. Aber eine Fehlerquelle soll er ausschalten. Er soll sich das Buch nicht vom Autor einreden lassen, ebensowenig wie wir uns den Inhalt eines Buches durch den Umschlag einreden lassen wollen. Er soll sich selbst nicht das Werk durch den Autor einreden, wie er ihn als persönliches Lebewesen als wandelnden Menschen der Substanz nach zu begreifen glaubt.

Denn Autor und Werk gehören zwar zueinander, aber nicht in einer Art, daß die Qualität des einen auch die des anderen wäre. Eher im Gegenteil. Was dem einen fehlt, kann der Vorzug des andern sein. Menschen mit einer in sich geschlossenen und abgerundeten Persönlichkeit werden es nicht nötig haben, sich in Büchern zu manifestieren. Aber grade die guten Autoren, die als Autoren gut sind, werden vielleicht ganz insuffiziente Menschen sein, die im Leben keinem andern höhern Anspruch genügen können, als nur dem einen, gute Bücher zu erzeugen. Projektionsapparate, außerhalb ihrer Verwendbarkeit uninteressant und wertlos. Sie sind nichts ohne das Werk. Je unabhängiger aber das Werk an sich und ohne sie bestehen kann, um so vollkommener mag es als Kunstwerk sein.

Die sofort als Gegenargument auftauchenden großen scheinbaren Gegenbeispiele aus der Geschichte werden erledigt teils durch die Konzession, daß die aufgestellte These natürlich nicht den ganzen Sachverhalt bis zum letzten Rest ins Reine bringt, teils auch mit einer Erwägung, die grade der eng verschwistert ist, die dem Verleger zur

Beherzigung dienen soll. Eben weil Autor und Werk zusammen organisch ein Ganzes bilden, eben weil sich die Züge des einen auch im andern finden, wenn auch — roh gesprochen — vielleicht mit verändertem Vorzeichen, eben deshalb wird der, der den Autor in persona kennt, auch bei der größten Routine nicht vermeiden können, sowohl das Werk im Hinblick auf die wohlbekannte Gegebenheit der Person zu lesen, als auch umgekehrt die Person selbst wieder durch das Werk anders zu schauen als ihr von allein zukäme.

So wird das Urteil jeder Mitwelt über die Person eines großen Schreibers verdächtig.

Es ist also besonders und dreifach schwierig, das Werk eines persönlich bekannten Autors in der richtigen Weise als Kunstwerk zu würdigen. Daraus ergeben sich für den Verleger folgende Maximen, deren auch nur annäherungsweise Umsetzung in die Welt der Tatsachen allerdings durch die Natur dieser Tatsachen auf das äußerste erschwert wird.

Möglichst Bücher persönlich oder überhaupt unbekannter Autoren zu verlegen. Dadurch würde er in seinem Urteil über den Kunstwert auf ein Minimum an Irrtümern zurückgedrängt werden, das für sich betrachtet, noch immer ein Maximum genannt zu werden verdient.

Möglichst Bücher persönlich unsympathischer Autoren zu verlegen. Das ergibt a) die Chance, daß das Werk den komplementär entgegengesetzten, also sympathischen Aspekt biete, und läßt b) die beruhigende Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß die durch den Gedanken an den Autor erzeugte Verwirrung das Ueberlegen wenigstens nicht in positivem Sinn fälsche. Außer es tritt Staunen ein, daß ein solcher Mensch ein solches

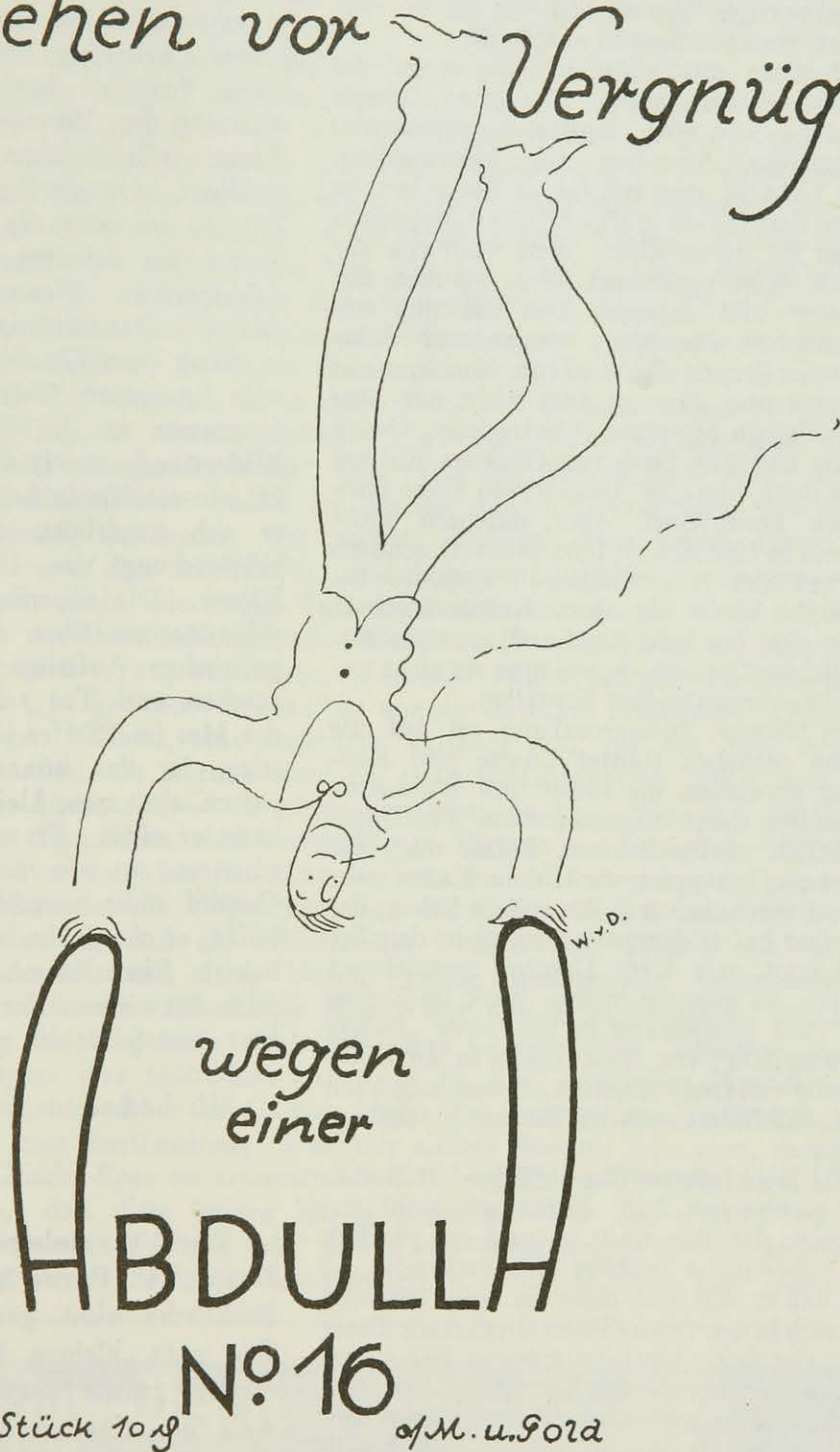


Buch schreiben konnte, was vielleicht doch wieder eine Ueberschätzung des Werkes herbeiführt.

Wenn die persönlich sympathischen

pathische Art sind sie ja sonst im Leben bevorzugt. Das sind allerdings auch die weniger sympathischen, dafür aber besonders geschäftstüchtigen Auto-

# Kopfstehen vor Vergnügen



Autoren — es gibt sicher solche — in Konsequenz dieser Maximen schlechter zu fahren scheinen, so braucht das keine allzu heftigen Gewissensbisse hervorzurufen, denn durch ihre sym-

ren, die zu verlegen der Verleger noch den zweiten Beweggrund haben dürfte, daß er hofft, damit auch in der von ihm selbst nicht gering geschätzten zweiten Beziehung gut abzuschneiden.



## Beschwerden beim Querschnitt

Hamburg, den 29. Februar 1932

Im Januar-Heft Ihrer geschätzten Zeitschrift sieht sich Herr Ladislaus Lakatos veranlaßt, für den Kaffee eine Lanze zu brechen und den Tee dabei gewissermaßen als etwas Minderwertiges hinzustellen. Es sei uns gestattet, hierauf etwas zu erwidern.

Es liegt uns gänzlich fern, wenn die Menschheit nur „auch“ Tee trinkt, andere Getränke wie etwa Kaffee herabzusetzen. Kulturvölker brauchen eine Abwechslung. Herr Lakatos aber scheint es übersehen zu haben, daß Tee ein uraltes Getränk derjenigen Völker ist, deren Kultur doch wohl von der ganzen Welt anerkannt wird, nämlich der Chinesen und Japaner. Das hat mit den bürgerlichen Requisiten vergangener Jahrzehnte in Europa nichts zu tun. Man kann die Chinesen und Japaner doch nicht nur vom symbolischen Standpunkt betrachten. Gewiß ist das herrliche Buch von Okakura Kakuzo „Das Buch vom Tee“ im gewissen Sinne symbolisch geschrieben. Aber durchaus nicht Symbol in Hinsicht als Lustspielstoff, sondern oft von der menschlichen Tragikseite betrachtet. Wenn die alten Kulturvölker in Asien dem Tee huldigten, und zwar als tatsächliches Getränk, so soll man sie nicht nur als Liebesbriefschreiber hinstellen.

In diesem Zusammenhang sei auf die großen östlichen Geister Laotse und Konfuzius verwiesen, die sicher ihre Weisheiten wesentlich durch ungeschmunkte Teedämpfe beeinflußt niederschrieben. Balzac mag, wie allgemein behauptet wird, dem Kaffee sehr viel zu verdanken und ihn geliebt haben, damit aber hat er durchaus noch nicht den Tee verdammt, wie Herr Lakatos anzunehmen scheint. Es gibt ein kleines Werk im Verlag von Paul Steegemann in Hannover „Balzac in Pantoffeln“ von Leon Gozlan in der Übertragung von Ossip Kalenter, in dem man lesen kann, daß Balzac auch den Tee sehr zu schätzen wußte.

Da Herr Lakatos dies abfällige Urteil über Tee geschrieben hat, dürfen wir wohl annehmen, daß ihm noch niemals ein wirklich gut zubereiteter besserer Tee vorgesetzt ist und daß er sich noch nicht die Mühe gemacht hat, sich in den vorzüglichen Geschmack dieses edlen Getränkes hineinzusetzen. Seine Ausführungen können nur als persönliche Ansichten gelten, wir müssen Einspruch dagegen erheben, daß sie eine „Wahrheit“ über Tee im Zusammenhang mit Kaffee sind.

Hochachtungsvoll

Verband des deutschen Teehandels e. V.

O. Brandenburg,

Vorsitzender.

Gehrte Herren!

Veranlassung zu diesem Brief ist der etwas zwiespältige, fragwürdige Eindruck, den mir Tendulkars Betrachtungen hinterlassen haben. Kurz und in dürren Worten ausgesprochen ist meine Ansicht die, daß Gandhi kritischer Betrachtung stand hält, unter den mir heute bekannten Staatsmännern der Vertrauenswürdigste ist und darum volle Bejahung und Unterstützung verdient. Ob die ihn treibende Kraft der Ehrgeiz sei oder die Sehnsucht nach dem Reiche des Friedens auf Erden, lasse ich dahingestellt. Wesentlich sind mir die Resultate. Das wichtigste dieser Resultate, in dieser vom Glauben an die brutale Gewalt besessenen Welt ist das neu erweckte Vertrauen in die Wirksamkeit passiven Widerstands, sowie die Forderung persönlich einwandfreier Lebensführung, oder wie er sich ausdrückt, disziplinierter Selbstbeherrschung von Innen, wenigstens der Führer. Die säuerliche Klage Ihres Gewährsmannes über die Erschwerung des politischen Aufstiegs für Leute, die gern rauchen und Tee trinken, zeigt uns, wo der Has im Pfeffer liegt. Politischer Aufstieg, ja, das könnte Herrn Tendulkar passen, aber seine kleinen Schwächen opfern kann er nicht. Er scheint am Versuch gescheitert zu sein und seinen Mißerfolg Gandhi nicht verzeihen zu können. Ich hoffe, er werde im neuen Jahr eine sachlichere Einstellung gewinnen und freue mich inzwischen darüber, daß auch Freiherr von Schönau zu Ihren Mitarbeitern zählt.

Mit hochachtungsvollem Gruß

H. Rü.

**Zur Ethymologie des Wortes „Backfisch“.** In Ihrem Mädchenheft sind die Backfische nicht ganz richtig abgeleitet: Die ganz kleinen Fische wirft man ins Wasser zurück (back) — aber Backfische sind die halbausgewachsenen, die als Sorte für sich auf die *Back* des Schiffs (Aufbau auf Vorderdeck, Wohnraum) geworfen werden. Sie werden nicht verkauft, der Fischer ißt sie selbst; woraus höchstens auf Sparsamkeit zu schließen ist.

W—l



Zur „Jungen Frau von 1914“ von *Arnold Zweig* (Kiepenheuer Verlag) lassen sich zwei prinzipielle literarische Anmerkungen machen. Erstens: Es zeigt sich, daß die Form der Trilogie oder der Tetralogie, die in letzter Zeit von prominenten Autoren bevorzugt wird, eine überflüssige Belastung des Lesergedächtnisses ist. Der Leser vermag nicht über drei oder vier Jahre hinweg die Namen der Helden und Heldinnen zu behalten, und es kommt für ihn bei dem Vierband nicht mehr heraus als jenes quälerische Nachdenken, das man auf Gesellschaften hat, wenn einem unbekannte Bekannte oder bekannte Unbekannte begegnen. Der Vorteil der Vertrautheit, der Entwicklung von Schicksalen über große Distanz, durch verschiedene Stationen, wiegt diesen Nachteil nicht auf. Zweitens: Es gibt bei literarischen Themen so etwas wie den Fading-Effekt. So wie eine Radiosendung an bestimmten Erdstellen unhörbar wird, um an weiter entfernten Zonen wieder aufzutauchen, so können bestimmte Themen nur zu bestimmten Zeiten vom Publikum empfangen und verarbeitet werden. Als wir in einer genau zu umgrenzenden Entfernung vom Kriege waren, 1924 nämlich bis 1928, waren wir für das Thema Krieg und Vorkrieg empfänglich. Und es ist anzunehmen, daß die endgültigen Bücher über Krieg und Kriegsursachen in ein oder zwei Jahrzehnten geschrieben und gelesen werden können. Augenblicklich aber sind wir in einem Zwischenzustand. Lebendig ist das Kriegserlebnis nicht mehr und historisch ist es noch nicht, und deshalb müssen die Kriegsbücher auf unempfindliche Herzen stoßen! Schon aus diesem Grunde also, einem Zeitgrunde, muß der „längst erwartete“ erste Teil des Grisca-Epos hinter seinem Vorgänger weit zurückbleiben. Leider ist darüber hinaus festzustellen, daß dieser Roman die Erwartung enttäuscht. Das private Schicksal einer jungen Dame, die 1914 von ihrem Freund, dem Schriftsteller und Armierungssoldaten Bertin, geschwängert wird, und nun allein mit dieser Tatsache fertigwerden muß, allein mit einer Abtreibung, allein mit ihren schwankenden Gefühlen für den Vater des Kindes... dieses Schicksal ist weder 1914 noch 1932, es ist mit einigen äußeren Veränderungen durchaus ewig. Die „Junge Frau von 1914“ ist nur die durchaus berechnete bürgerliche Variante des ewigen Themas, eine begrenzte Variante also, die aus ihrer Begrenzung keine Stärke zieht. Es werden wohl ein paar außerordentlich beobachtete und geschilderte Typen hingestellt — ein alter skeptischer Bankier etwa und ein junger ebenso skeptischer Gymnasiast sind unvergeßbare Figuren — aber das Allgemeingültige, das alle Packende kommt nicht heraus, weil die Begrenzung gegen die anderen Lebenskreise oder die Ueberschneidung mit anderen Lebenskreisen fehlt. — Es ist selbstverständlich, daß ein Schriftsteller von Zweigs Graden ein klares, schönes Deutsch schreibt, und einen klaren, guten Romanaufbau zustandebringt. Selbstverständlich, daß seine Erkenntnis über Krieg und Kriegsursachen, daß seine subtile Schilderung des langsamen Abgleitens eines intellektuellen Menschen in den Stand eines Schippers ihre Gültigkeit haben, es ist klar, daß seine Betrachtungen richtig und gescheit sind. Aber im Ganzen bleibt das Buch zu eng, zu begrenzt, zu zufällig, es bleibt eine Enttäuschung. Und mit einiger Bangnis liest man, daß noch zwei Bände des Grisca-Epos zu erwarten sind. Die zahllosen Freunde des Dichters wünschen herzlich, daß diese beiden Bände außerhalb des literarischen Fading-Effektes ans Licht kommen mögen oder daß Zweig seine Kräfte auf näherliegende — oder fernerliegende — Aufgaben konzentriert. *Walther von Hollander*



**Bad Schwalbach**  
STAHL-QUELLEN  
EISENMOORBÄDER

Jahrhunderte  
Jahresheilbad

**Frauenleiden**  
für Blutarmut  
Bleichsucht  
u. nervöse  
Beschwerden



Heizbare Trink- und Wandelhalle

**Neues staatliches Kurhotel**

Golf- und Tennisplätze • Prospekte und  
Auskünfte durch Auskunftsstelle der preußischen Staatsbäder, Berlin W9, Stresemannstr. 128



**Rudolf Alexander Schröder**, *Mitte des Lebens*. Geistliche Gedichte. Inselverlag, Leipzig.

Omnia versus erat, erzählt Ovid von seiner Jugend, könnte Schröder von der seinen sagen, da er mit bedeutender versifikatorischer Begabung von keinerlei Was ein Bedenken trug, ihm mit seinem dichterischen Wie auf den Leib zu rücken. Es gab Liebeslieder in kurzen Strophen, gab Bänkelsongs spaßiger Reime, gab Wielandsche Verserzählungen, und was die Sonette betraf, gingen sie in die Tausende. Mit zunehmenden Jahren kam die Weisheit, von der schon der junge alte Schröder so viel besaß, daß er sie in gereimten Sprüchen von sich gab und mit ihr das Maß in der Beschränkung. Wie jeder wirkliche Dichter, erhob er nicht sein Physiologisches und dessen Zufälligkeiten zum Gesetz seiner Neuheit und Freiheit. Er verzichtet durchaus auf solche „Originalität“, sowohl in der Weise wie in der Art. Er übernimmt, ohne auch nur im geringsten daran zu rühren, die überlieferten Elemente der sittlichen und geistigen Haltung als die einzigen Garanten ordnungsmäßigen Lebensverhaltens. Natürlich lassen also diese geistlichen Gedichte an jene guten Dichter des protestantischen Kirchenliedes auch denken. Aber nun auch. Denn die Sensivität, die hier einfließt, ist ganz und gar schröderisch. Wer überhaupt für Gedichte ein Organ hat, der wird sie ohne weiteres spüren. Eine etwas, der Dezenz wegen, abgedeckte Flamme, mehr Licht als Brennen. Ein Ich, das, kaum gesagt, sich aus Diskretion schon wieder zurücknehmen möchte, aber nun mit dem Stolz der Bescheidenheit hingesprochen sein läßt.

F. Blei

**Die Schicksale des belgischen Finanzmanns Löwenstein** liegen dem Roman *Palang* von *Paul Gurk* (Union, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) zugrunde. Aber der Dichter versucht keine Analyse dieses immerhin merkwürdigen Charakters, sondern er gibt eine Synthese aus Elementen, aus denen nie und niemals ein erfolgreicher Finanzier gebildet werden kann. Dieser Palang liebt es, sich gegen jedermann vollkommen auszusprechen, er schwärmt von der „Magie der Wirtschaft“ und ist seelisch ziemlich eng verwandt mit seinem angeblichen Gegenpol, dem wandernden und bedürfnislosen Dichter „Herr Alexander“. So stürzt er denn auch aus dem Flugzeug, nicht in bewußter oder unbewußter Selbstmordabsicht — nach erlittenen Mißerfolgen —, sondern auf voller Höhe seines Glücks, weil ihm ein kleines Buch mit den Sprüchen des Heraklit, das Alexander gehört, durch die Fensterluke des Laufgangs entfallen ist, und er die Empfindung hat, daß dieses Buch „das Wichtigste und Kostbarste der Erde sei, ein Geschenk der Ewigkeit an die Zeit, das nicht verlorengehen dürfte!“ So erhalten wir denn auch kein wirkliches und mögliches Bild von seinen Finanzgeschäften und Kämpfen, sondern es werden nur einige Gegenspieler ziemlich typisch charakterisiert, und die Erzählung bewegt sich meist um Sekretäre, Sekretärinnen und sonstige Angestellte, die meist Spione der Gegenpartei sind. Im übrigen ist der Roman recht unamüsant, es finden sich auch zuweilen sehr gute Bemerkungen, aber er erfüllt seinen Zweck nicht, er gibt vom Wesen der Finanziers weder eine Schilderung noch eine Vision.

Alfred Schwoner

**Der unvollkommene Abenteurer** des *A. E. Johann* (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin) gehört zu jener Art guter, ja vorzüglicher Belletristik, die weltzugewandt und intelligent realistisch dem blöden Kitsch wie der falschen hohen problemdrapierten Literatur das faule Wasser abzugraben beginnt. Der junge baltische Baron, der als Adjutant Koltshaks sein tolles Leben beginnt, das ihn durch den ganzen weiten Osten bis nach Kanada verschleppt, wo er sich in dem primitiven Dasein eines Fischers beruhigt, ist gar kein „toller Kerl“, sondern ein feiner, zarter, unentschiedener. Die Art, wie Johann das fragwürdige Bruder-Schwester-Verhältnis und die von da abgeschattierte uneinfache Erotik seines jungen Menschen aus der Oberfläche modelliert, ist feiner als die übliche literarische Tiefenpsychologie. Das unwahrscheinliche Abenteuer ist nicht unwahr. Das Buch ist mit Weltkenntnis geschrieben, frisch, lebendig, erfreulich unterhaltend.

sch.



In Zeiten wirtschaftlicher Krise steigert sich das Bedürfnis des Menschen zu glauben, und — „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“. So ist auch unsere Gegenwart voll von Zauberern und Verzauberten aller Arten und Klassen. Von den merkwürdigsten dieser Propheten und Abenteurer berichtet dieses Werk und zeichnet in schnellem Aufriß Sinn und Unsinn unserer Tage.

## I N H A L T

- RUDOLF OLDEN:  
Über das Wunderbare
- RUDOLF OLDEN:  
Märkische Reinkarnation ·  
**WEISSENBERG**, der  
göttliche Meister
- BENNO KARPELES:  
**KONNERSREUTH**
- RAFAEL HUALLA:  
**ZEILEIS** · Die Hochfrequenztherapie von Gallspach
- RUDOLF KALMAR:  
**SCHAPPELLER**, der Magier des Kaisers ·  
Was ist Raumkraft?

## PROPHETEN IN DEUTSCHER KRISE

# Das Wunderbare oder die Verzauberten

★

EINE SAMMLUNG  
herausgegeben von  
**RUDOLF OLDEN**

1.—6. Tausend  
Kartonierte RM 5,50

WERNER RICHTER:  
Der Prophet der feinen Leute · **GOLDMACHER  
TAUSEND**

AYI TENDULKAR:  
**KRISHNAMURTI**

CHRISTINE FOURNIER:  
Das Reich d. Gotteshysterie  
**CHRISTIAN SCIENCE**

WALTER KIAULEHN:  
Geschichte der wunderbaren Heilungen durch Berliner Leitungswasser

C. Z. KLÖTZEL:  
Die Erlösung von Gold und Zins · **DAS WAERAWUNDER** im Bayrischen Wald

A. H. ZEIZ:  
**DIE OKKULTISTEN**

XXX YYY:  
Das Knospnwunder · **KAREZZA**, die Prophetie der unvollendeten Liebe

WILH. SCHEUERMANN:  
**ANTHROPOSOPHIE**  
statt Kali

*Die mystischen Mistiker · Mond und Saturn als Landwirte · Der Drahring um die Geranie · Das vegetabilische Radio · Eine astrologische Prognose.*

# 3 NEUE ROWOHLT BÜCHER

WILHELM SPEYER

## Roman einer Nacht

1. — 7. Tausend  
Umschlagzeichnung von Fritz Heinsheimer  
Kartonierte RM 4,50 · Leinenband RM 5,50

Hier ist es dem Dichter gelungen, den Kriminalroman auf die hohe Stufe der Kunst zu heben. Aus einer Nacht im bayrischen Hochtal beschwört er die Ereignisse, die in das stille Landhaus eines Liebes- und Ehepaares Angst, Schuld und Schrecken tragen. Berg, See und Landstraße spielen mit im Liebes- und Todesspiel.

EUGEN FISCHER-BALING

## Volksgerecht

1. — 4. Tausend · Kartonierte RM 4,80

Der namhafte Politiker leuchtet hier die Wege ab, auf denen der Staatswagen des kaiserlichen Deutschlands ins Verderben rollte. Er schildert ergreifend den Zusammenbruch eines opferbereiten und schließlich zu Tode gebluteten Volkes und erledigt damit die Dolchstoßlegende ein für allemal.

*In jeder guten Buchhandlung vorrätig!*



**Dieser Heine.** Ein Leben zwischen gestern und morgen — so unternimmt Heines letzter Biograph *Ludwig Marcuse* sein bei Rowohlt erschenenes und mit Liebe, die sehend macht, geschriebenes Buch. *Zwischen gestern und morgen* meint Heines Situation zwischen bürgerlicher Kultur und nachbürgerlicher Gesellschaftsordnung: sie ist auch die unsere und ein Buch über Heine zeitgemäß. Mir fällt dabei der merkwürdige Umstand auf, daß die mehreren Schmähler Heines jene sind, die ohne sein Prosa-Wunder überhaupt keine literarische Existenz hätten, zum Exempel sämtliche Feuilletonisten. Wie leider Gottes sämtliche Couplettdichter in ihren dreckigsten Reimen sich mit Recht auf Heine als ihren Ahn berufen dürfen. Nicht natürlich auf dessen außerordentliches dichterisches Ingenium, das gedichtete Gedichte sehr wohl empfand, aber auf diese fatale Neigung Heines, mit dem zu beginnen, womit andere Dichter enden: mit dem Eindruck, den es auf ihn selber machte, und den er, an seine Stelle den Leser setzend, genau berechnend verwirklichte. Aber zur Entschuldigung: alles war gesagt, und es war nur noch zu variieren, Adieu zu sagen. Aber zu solcher resignierten Haltung lassen Heine nicht die ihm immer wieder geschenkten tiefen und versonnenen Eingangstakte kommen, bis ein äffischer Teufel darauf seinen Schwanz legt. Das ist nicht von den politischen Gedichten gesagt, die so sein müssen, wie sie sind, Kritik der Zeit, verstärkt durch Reim und Rhythmus. Aber von den andern. Marcuse rückt die politische Figur Heines ins Licht, wie selbstverständlich bei einem heutigen Buch über den Dichter, über den ästhetisch zu deliberieren nur längst Gesagtes noch einmal sagen hieße. Und das war schon beim Vordermann ganz uninteressierend. *Franz Blei*

**Erfolg. Drei Jahre Geschichte einer Provinz.** (Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin.)

Bayern, 1921/24. Es geht um das Schicksal eines Mannes, des Museumsdirektors Dr. Martin Krüger, der den bäurisch-konservativen Machthabern im Lande als Vorkämpfer einer modernen Kunstrichtung mißliebig geworden ist, auf Grund eines gewitzten Einfalls des Justizministers Dr. Otto Klenk in ein Meineidsverfahren verwickelt und unschuldig ins Zuchthaus gesperrt wird. Es geht um mehr; es geht um das Unrecht in jener Zeit, und der Fall des Dr. Martin Krüger, der Kampf, den seine Freunde um sein Recht und seine Freiheit führen, ist nicht mehr und nicht weniger als ein Sinnbild. — Man hat gefunden, daß der Roman „Erfolg“ ein Haßgesang gegen Bayern sei; dieser Vorwurf wäre für die literarkritische Beurteilung des Romans unzuständig, aber er scheint mir auch sachlich nicht gerechtfertigt. *Feuchtwanger* nimmt kein Blatt vor den Mund, er beschönigt nichts, aber er verzerrt auch nichts. Das München der Justizskandale, der Hitlerversammlungen, der Raufhändler, die Keimzelle von norddeutscher Reaktion und süddeutschem Konservatismus ist ohne Schönfärberei dargestellt, aber daneben werden auch bayrische Menschen in all ihrer Querköpfigkeit liebend gesehen und neben ihnen qualifizierte Vertreter eines weltläufig behäbigen Münchener Großbürgertums, eines starrköpfig rechtlichen Beamtentums, einer liebenswerten, liberalistischen Aristokratie. Es wird in diesem Buch eine Katze eine Katze genannt und ein Saustall ein Saustall; aber nicht minder ein anständiger Mensch ein anständiger Mensch und ein guter Patriot ein guter Patriot. Letztlich ist sogar die breite Komposition bayrischer Menschen und bayrischer Zustände nichts anderes als ein Sinnbild; der Inhalt dieses Buches aber ist zeitlos und raumlos: es ist der ewige menschliche Kampf um Recht, Wahrheit und Fairness. Um den Rahmen dieses Kampfes, um Zeit und Schauplätze dicht und zugleich transparent zu machen, holt *Feuchtwanger* oft zu weit aus; viele Figuranten, viele Situationen bleiben nur Ornament. Die Breite ist manchmal von einer Behaglichkeit, die sich mit der straffen und klaren Anlage dieser historischen Dichtung nicht verträgt. Dies Zuviel ist aber der einzige Einwand gegen die im übrigen strenge, formal untadelhafte Architektur dieses zeitgeschichtlichen Romans, mit dem *Feuchtwanger* ohne Einseitigkeit, aber auch ohne jede Drückebergerei Stellung zur Gegenwart nimmt (was nicht nur die, die anderer Meinung sind, sondern vor allem die ewig Lauen ihm zu verübeln scheinen.)

*Alfred Kantorowicz*



Der Herzog Heinrich von Liegnitz zieht, wie man es in den Memoiren des Georg von Schweinichen und in dem ein wenig moralisierenden Essay Gustav Freytags nachlesen kann, so um 1580 durch Deutschland. Frißt, säuft, stapelt ein wenig hoch, randaliert, brüllt, spielt, wird schließlich vom Kaiser abgesetzt: aus diesem Stoff ist der Roman *Narrenspiegel* von Alfred Neumann gemacht. (Berlin 1932, Propyläen-Verlag). Ohne all die analytischen Blähungen des ‚Teufel‘, der ja doch Psychologie für Sanitätsgefrenkte war und deswegen vermutlich zum ‚Reißer‘ wurde. Dieser Roman ist anders gemacht. Handfest, eiskalt, mit dem bewußten und erfolgreichen Willen, gut zu erzählen (wie sich das gehört, wenn sechzig Millionen ihre Sorgen und Anspruch darauf haben, daß die Dichter sie nicht mit einem Knallgasgebläse von Langweile anhauchen. Einschlafen wird man bei dieser Lektüre auf keinen Fall. Und noch mehr: dies ist... Schweinichen und der Herzog... eine fabelhafte Doppelfuge von Burleskerie und uneingestander Vasallentreue, ein virtuosos und erschütterndes Spiel auf der schmalen Schneide zwischen Orgie und Melancholie, zwischen unbändigem Leben und Totengruft. Nehmt diesen Herzog: äußerlich ein klassischer Fresser und Säufer, ein riesiger, mit Pasteten und dickem Bier angefüllter Schachturm. Am Ende aber ist er doch ein König. Und Ihr werdet lachen, wenn er lacht, und Ihr werdet weinen, wenn der Tod ihn anfaßt und er in den Hades steigt. Und Ihr werdet den Andern, seinen grauen Schatten Schweinichen, zuerst verachten und werdet dann doch sehen, wie er eben nur der Schatten ist, den der Andere, der große Oger, auf Gottes bunter Erde wirft. Die Fuge zwischen diesen beiden menschlichen Stimmen: das allein ist ein Meisterwerk. — Ich habe mich niemals erwärmt für die Klaubereien in Neumanns ‚Teufel‘, ich hasse alle die Windigkeiten, mit denen man gern derartige Bücher zu dicken Wälzern aufbläht... ich will nicht, daß man Geschichte in psychoanalytischen Jargon übersetzt. Aber mein Herz wird warm, wenn ich wirklich einmal ein Buch ohne achtzig Prozent Wassergehalt finde, und ich bin ehrlich froh, daß dieses starke, bunte Buch geschrieben wurde, das neben Brehms ‚Apis und Este‘ für mich das einzig lesenswerte der letzten Monate gewesen ist.

*Friedrich Reck-Malleczewen*

## Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

### TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.

*Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.*

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition“ ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

#### Neuerscheinungen:

**Eden Phillpotts:** „Found Drowned“

**R. C. Sherriff:** The Fortnight in September

**Henry Holt:** The Wolf's Claw

**Kate O'Brien:** Without my Cloak

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes“ vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG



**Georg Rendl**, von Kindheit an mit Imkerei vertraut, hat sich im vorigen Jahr mit seinem „Bienenroman“ ausgezeichnet in das junge deutsche Schrifttum eingeführt. Jetzt folgt ein Arbeitslosenroman, für den er den treffenden Titel *Vor den Fenstern* gefunden hat. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) Auch hier kann Rendl aus eigenen Erfahrungen schöpfen. Ziegler, Glasbläser, Streckenarbeiter und immer wieder entlassen, hat er lange auf der Landstraße gelegen, getipelt, vor den Fenstern gestanden und vergeblich angeklopft. Schon damals schrieb er, meist in Wärmehallen, an dem Entwurf zu diesem Buch. Rendl erzählt weiter nichts als die Hoffnung eines Arbeitslosen auf Arbeit, die Unmöglichkeit, welche zu finden, die Anstrengungen, trotzdem nicht umzukommen. Es ist nachgerade eine Unsitte geworden, jeden zweiten neuen Autor mit Hamsun zu „vergleichen“, in diesem Falle aber wüßte ich nur einen einzigen Roman, in dem „des Menschen Notdurft und Nahrung“ so ausschließlich Gegenstand der Schilderung ist wie hier: Hamsuns *Hunger*. „Ich muß mein Essen teilen, und für zwei reicht es nicht“, sagt Rendls Klaus Raab einmal, und als er darauf gefragt wird: „Für zwei? Bist du denn verheiratet?“, antwortet er: „Nein, nicht verheiratet, aber wir sind zwei: Ich und mein Hunger.“ — Rendls Roman überzeugt. Er ist ungezwungen, absichtslos, „natürlich“, aber er verfällt bei allen Realismen niemals in platten Naturalismus. Umgekehrt: er poetisiert nicht ein einziges Mal, aber er bewahrt noch in der Darstellung bittersten Elends Melodie. Er ist wirklich wie eine Reportage, wahr wie nur Dichtung sein kann. Ein Dichter hat die Wirklichkeit erlebt und verdichtet. So wurde sein Bericht Gedicht. Ein Buch von heute, doch nicht nur für heute. Rendl verdient doppelte Anerkennung: für den künstlerischen Mut, mit dem er das aktuellste Thema angepackt hat; für die künstlerische Kraft, mit der er es bewältigte. Seine Szenen um ein Stückchen Brot, ein Ende Speck, um eine Stunde am Ofen und um ein bißchen Liebe müssen sich jedem in die Seele brennen. Viele, viele sollten sie lesen! *Herbert Günther*

**Hans Natonek**, *Geld regiert die Welt*. Roman. Paul Zsolnay Verlag, Wien. — Die innere Geschichte eines bürgerlichen Revolutionärs, nicht eines Deklassierten, sondern eines Klassierten mit großem Einkommen. Erzählt als Biographie des Helden, eines „Mannes, der nie genug hat“. Der geschichtliche Ablauf folgt keinen Gesetzen. Jede Philosophie der Geschichte ist ein Trugbild. Kennte man alle Ursachen der französischen Revolution oder des Weltkrieges, müßte man beide historischen Geschehnisse wieder eintreten lassen können. Aber man kann nur in den exakten Naturwissenschaften ein Experiment wiederholen. Auch der geschichtliche Ablauf eines Einzellebens ist zufällig. Zureichende Gründe können wir zu einem Tun nur ein paar angeben, und auch die können falsch sein. Das Leben ist ein Experiment, das nicht wiederholt werden kann. Die einzige bekannte Tatsache des Lebens ist, daß wir in es durch die Geburt hineingeschleudert werden. Sicher ist auch der Tod, aber er ist außerhalb des Lebens. Dieses Buch hat den Witz. Der Held

---

**D**as von Unzähligen längst erwartete neue Buch von Bô Yin Râ, J. Schneiderfranken, das unter dem Titel „Der Weg meiner Schüler“ soeben erschienen ist, hat die Bedeutung eines Schlüssels zum Gesamtwerk dieses einzigartigen Vermittlers einer von Tatfreude erfüllten in sich selbst ruhenden Lebenssicherheit. Mit kaum faßlicher Objektivität seinem eigenen Werk gegenüber legt er das Wesen und die Absicht seiner Bekundungen klar, stellt sie vor Mißverständnissen sicher und läßt die hemmenden Vorstellungen erkennen, durch die der Angstversklavte sich die leuchtende Einfachheit der letzten befreienden Wahrheit verbirgt. Das Buch kostet gebunden RM 6.— und ist durch jede gute Buchhandlung zu beziehen sowie durch den Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegründet 1816) Basel-Leipzig.



wird von seinem Biographen mit wohlwollender Ironie behandelt, die der Held dem Biographen zurückgibt. Gegen den Schluß hin kann man sie nicht mehr unterscheiden, man weiß da nicht: wer ist wer? Da springt der Biograph mit seinen politischen und sozialen Wünschen für eine Neuordnung an des Helden Stelle, der der vorangehenden analytischen Erzählung nach, derlei nicht haben dürfte. F. B.

**Das Buch von San Michele.** Clare Sheridan hat in ihren Memoiren klug und elegant geschildert, daß sie in *Doktor Munthe* hypnotische Kräfte gespürt habe. Diese hypnotischen Kräfte dringen auch aus dem Buch voller Erinnerungen und seltsamer Geschichten, das Munthe geschrieben hat, und das nach großen Erfolgen im Ausland auch in Deutschland sehr rasch eine hohe Auflage erreichte. (Paul List Verlag.) Nüchtern betrachtet: man liest — besonders in der Uebersetzung — mittelmäßige Schilderungen von mehr oder weniger ungewöhnlichen Vorgängen. Man wird sogar dadurch betroffen, daß der Autor Zwiesprache mit Wichtelmännern, Geistern im roten Mantel und Erzeugeln hält. Die magische Gewalt des Buches liegt in der Selbstsicherheit (nicht Selbstgefälligkeit), mit der dieser Mensch seinen Weg geht. Er ist von einer beruhigenden produktiven Klarheit, unerschütterlich in seinen Zielen, die er anscheinend mühelos erreicht. In jungen Jahren nimmt er sich vor, sein künftiges Haus auf der Insel Capri zu errichten, über den Resten einer Villa des Tiberius. Er baut sich dieses Haus mit eigener Hand und findet sogar die Sphinx, die er sein Lebenlang gesucht hat. (Symbol ist mang, pflegt Kerr in solchen Fällen zu schreiben.) Es ist sehr verständlich, daß dieses Buch einer klaren Lebenslinie in unserm dunklen Zeitalter großen Widerhall findet und verdient. In allen europäischen Ländern hat Munthe glaubliche und unglaubliche Geschichten erlebt. Die Größe seiner Persönlichkeit dokumentiert er in schönen beschwingenden Sätzen über die Frau und über die Tiere. Er ist mit allen Größen seines Zeitalters zusammengetroffen, sogar unser ehemaliger Wilhelm taucht auf, wie er eine schlechte Plastik des Canova zu einem Meisterwerk des Phidias emporbefiehlt. — Das Schönste an diesem Buch aber ist, daß es den Leser ganz unauffällig in nützliche Erörterungen mit sich selbst bringt, daß sehr viel Beruhigung und Rat zwischen den Zeilen liegt, und das scheint nicht die geringste Absicht des Arztes Munthe gewesen zu sein, als er sein Lebensbuch schrieb.

Hans Rothe

**Verschollene Kulturen.** Eine packende Gestaltung vom Werden und Vergehen der Vorzeitwelten, Wissenschaftlichkeit in Epik umgesetzt, Urania-Großfilm von erschütternden Maßen. Verfasser ist der eigenwillige *Eugen Georg* (Verlag Voigtländer, Leipzig.) Das Kapitel „Atlantis“ zeigt die Fritz-Lang-Phantasie des Universums auf einem Gipfel. Etwas Neues, Atemraubendes stellt dieses Buch dar: kosmische Reportage. —ub



Ende Mai erscheint:

O. B. SERVER

## Matadore der Politik

26 amüsante Politikerporträts mit Zeichnungen von GOLTZ

Erweiterte und vervollständigte Ausgabe der im „Querschnitt“ erschienenen Artikel

Aus dem Inhalt: Otto Braun / Thälmann / Gröner  
Breitscheid / Höltermann / Göring / Stöhr / Heinz Neumann  
Drewitz / Leipart / Schlange - Schöningen / Oldenburg-  
Januschau / Hugenberg / Graf Reventlow / Dingeldey

In steifem Pappband M 4.50 / UNIVERSITAS, BERLIN W 50

GOLTZ-  
Gröner





VICTOR WITTNER:

## *Der Mann zwischen Fenster und Spiegel*

Leinen RM 4.10

Gedichte, die mir durch ihre liebenswürdige und eindringliche Neuheit, ihre frische und zarte Kraft eine sehr glückliche Stunde bereiteten. Ich glaube, ihr Klang ist mir der liebste in aller jüngsten Lyrik, und er ist ein ganz eigener.

*Thomas Mann*

„Die geographischen Lieder“, das ist ein Wort! Der junge Goethe hätte gejauchzt!  
*Hanns Johst*  
*in Velhagen & Klasings Monatsheften*

Dieser stark realistischen Persönlichkeit ist jeder Feuilletonismus fremd. Ganz neu ist daher auch seine Dichtkunst.  
*Der Zwiebfisch*

Er ist amüsant und graziös, ohne flach zu werden. Solche Lyrik können auch Männer lesen.

*Deutsche Zeitung Bohemia*



Früher erschien:

## *Sprung auf die Straße*

Kartoniert RM 3.—

Victor Wittner muß man so liebevoll willkommen heißen wie den jungen Werfel, als er uns seinen „Weltfreund“ zutrug.

*Prof. Ferdinand Gregori in der „Literatur“*

**PAUL ZSOLNAY VERLAG**  
BERLIN UND WIEN



## Bach auf Platten

Von *Hans Reimann*

Johann Sebastian Bach — am 21. März 1685 zu Eisenach geboren, als zehnjährige Waise nach Ohrdruf verschlagen und mit 15 nach Lüneburg —, schon als junger Organist die Gemeinde durch erstaunliche Improvisationen verblüffend und die Akustik eines Gotteshauses intuitiv erfassend — mit der Technik des Orgelbaues aus dem Effeff vertraut —, beim Abspielen sämtliche nebeneinander gelagerten Stimmen zusammenfassend (wie außer ihm allenfalls Mozart) und über die Orgelpedale jagend, als seien ihm beschwingte Füße zu eigen — von 1703 bis 1707 in Arnstadt — bei Buxtehude in Lübeck zu Besuch — 1708 in Weimar (5000 Einwohner) — 1717, an einem Septemberabend, in Dresden kontra Jean Louis Marchand: Geburtstag der neuen deutschen Kunst — berühmt als Orgelvirtuos, doch keineswegs als Komponist — von 1717 bis 1723 in Köthen (1719 erschien Defoës „Robinson“) — brachte im Mai 23 bei der Uebersiedlung nach Leipzig 295 Kantaten mit und schrieb in den folgenden zwanzig Jahren (bis 1744) etwa 265 Stück, also pro Monat eine Kantate — hauste in ungesunder, muffiger Wohnung (acht Söhne aus zweiter Ehe siechten dahin) — schleppte neben beruflichem Aerger schwere Sorgenlast ob zweier mißratener Söhne — mußte sich schikanieren lassen von den Herren Stadtvätern, die da fanden, er leiste Mangelhaftes, und der Hungerlohn bedürfe der „Verkümmerung“ — schrieb und lehrte, arbeitete und orgelte — tat am 28. Juli 1750 ein Viertel vor neun Uhr abends den letzten Schnauser — ward im Eichensarg beerdigt hinter der östlichen Stadtmauer — erhielt keinen Grabstein, und erst ein Jahrhundert später (1850 erfolgte die Gründung des Bach-Vereins) eine Gedenktafel, jedoch an falscher Stelle — mußte am 22. Oktober 1894 die Exhumierung seiner Gebeine dulden, für deren Echtheit keine Garantie übernommen wird — und als man ihn auf der Höhe seines Schaffens um das Geheimnis der eigenen Meisterschaft befragte, gab er in einer mitnichten aus Arroganz, sondern aus Gott geborenen Bescheidenheit zur Antwort: „Das ist eben nichts Bewunderungswürdiges. Man darf nur die rechten Tasten zu



rechter Zeit treffen, so spielt das Instrument von selbst.“

Der Größten einer, die je gelebt haben. Gute und vollständige Biographie von Charles Sanford Terry (Insel) und von Richard Batka (Reclam). Trotz seiner Innigkeit, Sinnigkeit, Kraft und Hoheit, trotz seines Glanzes und Feuers vielen Laien lange Zeit unfaßlich und außerhalb des musikalischen Horizontes, weil scheinbar zu konsequent und nahezu mathematisch. Seit der Schallplatte und seit Radio sogar dem Kleinrentner und Schrebergärtner verständlich und nahe. Vorteil der Schallplatte: man kann sie achtmal hintereinander laufen lassen.

Hier eine Aufstellung der besten Platten mit Johann Sebastian Bach.

#### 1. *Gesang.*

Aus der „Matthäus-Passion“: „Wer hat dich so geschlagen“ — „O Haupt voll Blut und Wunden“ — „So ist mein Jesus nun gefangen“: Kittel-Chor mit Lotte Leonhard: Grammophon 66721. Schluß-Chor (Kittel): Grammophon 66720. „Aus Liebe will mein Heiland“ (Elisabeth Schumann und John Amadio): Electrola EJ 243.

„Willst du dein Herz mir schenken“ (Lotte Leonard): Parlophon B 48017.

„Hört doch der sanften Flöten Chor“ (Debitzka, Prüwer): Grammophon 95422.

#### 2. *Streichmusik.*

Menuett (Kreisler): Electrola DA 777.

Gavotte E-Dur (Kreisler): Electrola DA 262.

Präludium und Gavotte E-Dur: Electrola DB 669.

Partita G-Moll (Kreisler): Electrola DB 995.

Konzert D-Moll für 2 Violinen (Kreisler-Zimbalist): Electrola DB 587.

Sonate C-Dur für Violine (Nr. 5): Yehudi Menuhin: Electrola DB 1368/70.

Partita D-Moll für Solo-Violine (Busch): Electrola DB 1422/4.

Sonate G-Dur für Violine und Klavier (Busch-Serkin): Electrola DB 1434.

Konzert E-Dur, 3. Satz (Thibaud): Electrola DB 791.

Air auf der G-Saite (Elman): Electrola DB 226.

Air (Bottermund): Grammophon 19973.

Sonate C-Moll (Szigeti): Columbia DWX 5024/5.

Sarabande und Air (Carola Hanke): Electrola EG 1291.

Adagio (Casals): Electrola DB 851.

Die erste weibliche Kulturgeschichte

## Sir Galahad

### Mütter und Amazonen

Ein Umriß weiblicher Reiche

Leinen 11.50 Mark

„Ein Buch, daß geschrieben werden mußte, das gelesen werden soll — von Frauen, die sich und ihr Geschlecht wahrhaft verstehen wollen, von Männern, denen es um Einsicht in die wahre Berufung der Frau zu tun ist. Bewunderungswürdig die Kraft und Konzentration von Stil und Inhalt, die Fülle des verarbeiteten, historischen, kulturellen, ethnographischen und biologischen Wissens.“

(Wiener Neueste Nachrichten)

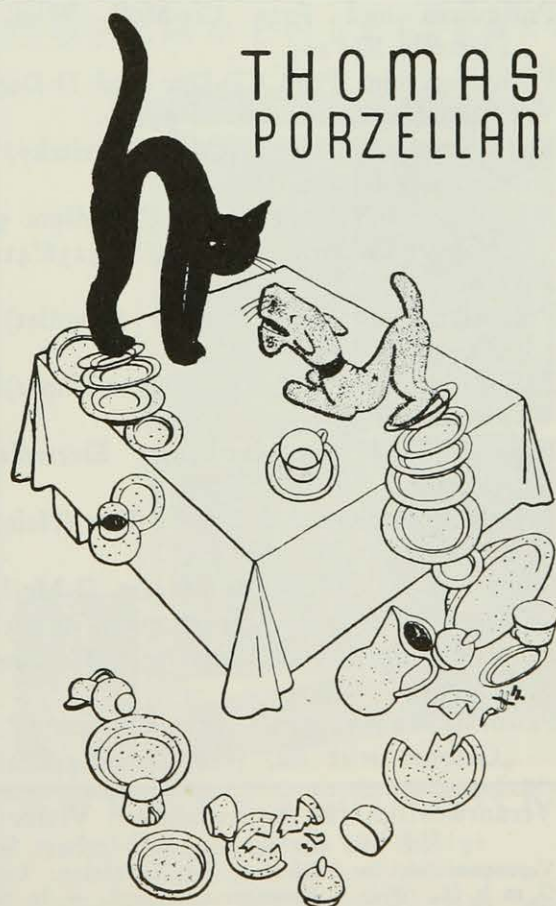
„Auch die entschiedensten Vorkämpfer für die Herrschaft des männlichen Geistes werden dieses Buch mit größtem Vergnügen lesen.“

(Bücherwurm)

„Wir haben viel aus dem Buche dieser Frau zu lernen.“

(Literarische Welt)

**Albert Langen / Georg Müller**



in allen einschlägigen Geschäften.



- Sonate C-Moll, Adagio und Sicilienne (Amar-Ramin): Grammophon 19869.
3. *Klavier und Cembalo.*  
Toccata und Fuge D-Moll (Winifred Christi): Electrola EH 661.  
Toccata und Fuge D-Moll (Hambourg): Electrola EH 378.  
Das italienische Konzert (Alice Ehlers): Homocord 4-8760.
5. Brandenburgisches Konzert, 2. und 3. Satz (Ehlers): Homocord 4-8761.  
Konzert für Cembalo und Streicher, 1. und 2. Satz (Ehlers): Homocord 4-2270.  
Fuge A-Moll (Lucie Caffaret): Grammophon 66642.  
Choralvorspiele G - Dur, B - Dur; Orgelkonzert A-Moll (Feinberg): Grammophon 27115.  
Englische Suite A-Moll (Samuel): Electrola EH 220.  
Weinen, Klagen (Hirt): Electrola EH 467/8.  
Sarabande und Partita B-Moll; Menuett 1 und 2 (Samuel): Electrola EJ 269.  
Courante und Partita B-Moll; Präludium und Allemande B-Moll (Samuel): Electrola EJ 267.  
Gigue; Praeludium und Fuge C-Moll (Samuel): Electrola EJ 268.  
Präludium und Fuge Cis-Moll (Hirt): Electrola EH 105.  
Präludium und Fuge Cis-Dur und D-Dur (Kempff): Grammophon 95107.  
Präludium und Fuge A-Moll (Levitzy): Electrola EJ 242.  
Präludium und Fuge 1 bis Präludium 9 (Harriet Cohen): Columbia LS 3236/41.
4. *Orgel.*  
Präludium und Fuge E-Moll (Gogniat): Ultraphon E 597.  
Präludium und Fuge G-Dur (Dupre): Electrola EJ 251.  
Fuge D-Moll (Dr. Marchant): Electrola EH 417.  
Kleines Präludium und Fuge B-Dur (Heitmann): Ultraphon E 815.  
Präludium E-Moll; Orgelkonzert D-Moll, Allegro (Sittard): Grammophon 66553.  
Fantasie G - Moll (Commette): Columbia 9552.  
Pastorale und Choral „In dulci jubilo“; „Gelobet seist du, Jesu Christ“; Präludium C - Dur (Bachem): Electrola EH 458.  
„In dir ist die Freude“; „Christus lag in Todes Banden“ (Vierne): Odeon 0-4112.  
Toccata und Fuge D-Moll (Sittard): Grammophon 95159.  
Toccata und Fuge D-Moll (Heitmann): Ultraphon E 216.
5. *Orchester.*  
Toccata und Fuge D-Moll (Stokowski): Electrola EJ 231.  
Präludium Es - Moll; „Ich ruf zu dir“ (Stokowski): Electrola EJ 348.  
Passacaglia C-Moll (Stokowski): Electrola EJ 578/9.  
2. Brandenburgisches Konzert (Stokowski): Electrola 504/6.  
3. Brandenburgisches Konzert (Furtwängler): Grammophon 95417/8.  
6. Brandenburgisches Konzert (Henry J. Wood): Columbia LX 41/2.  
Suite II H - Moll (Stock): Electrola EJ 479/80.  
Suite III D - Dur (Defauw): Columbia 9916/8.  
Partita in E (Wood): Columbia DX 10.  
6. *Hobe Messe H-Moll* (Londoner Philharmonisches Orchester unter Coates, Londoner Philharmonischer Chor mit Elisabeth Schumann, Friedrich Schorr und W. Widdop): Electrola EH 433/49.
- Nachwort.* Die Gesangsplatten sind brav und bieder. Bei der Streichmusik finden sich ältere Aufnahmen, und Menuhin, obwohl technisch kaum anfechtbar, ist dem Meister geistig noch nicht gewachsen. Busch - Serkin bieten wohl neben Kreisler die reifste Leistung. Vortrefflich gelungen sind die leider auf mäßiges Material gepreßten Wiedergaben der Alice Ehlers. Auch die Caffaret ist makellos reproduziert. Orgelplatten sind sämtlich erstrangig und trotz der Verkleinerung einigermaßen originalgetreu. Gradezu gigantisch wirkt die Partita in E (Wood), und auch die Stokowskis sowie der Frederick Stock dürfen bei aller modernen Aufpulverung zu den Spitzenleistungen heutiger Phonotechnik gezählt werden. Besser, einen mäßig geglückten Bach in der Hand als eine Hekatombe von Tonfilmschlagern auf dem Dache.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



# KUNST *und* AUKTIONEN



## Auktion in Frankfurt a. Main, 14. und 15. Juni

Nachlaß Dr. H. Wagner / Schweizer u. deutsche  
Scheiben aus fürstlichem Besitz / Gemälde aus  
Frankfurter Privatbesitz und Nachlaß R. u. S.  
Jüdische Kultgegenstände

### HUGO HELBING

Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstraße 8

## Gemälde alter Meister

### GALERIE FRITZ ROTHMANN

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

## Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

### GALERIE FERDINAND MÖLLER

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

## Gemälde moderner Meister

### GALERIE WEBER

Berlin W 35, Derfflinger-Straße 28

## Das Kühl-Wunder

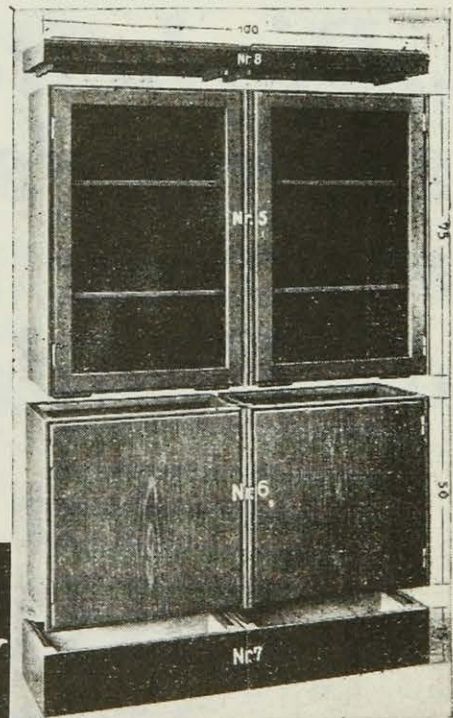


# DKW

Der DKW-Kühlschrank  
ist schöner, praktischer  
und sparsamer als man  
in irgendeinem Inserat zeigen kann. Verlangen Sie  
kostenlos unseren illustrierten Prospekt! Er bringt  
Ihnen viel Neues und wird Ihnen Freude machen.

**DKW**-Kühlanlagen  
Scharfenstein 70, Erzgebirge

## ZUSAMMENSETZBARE



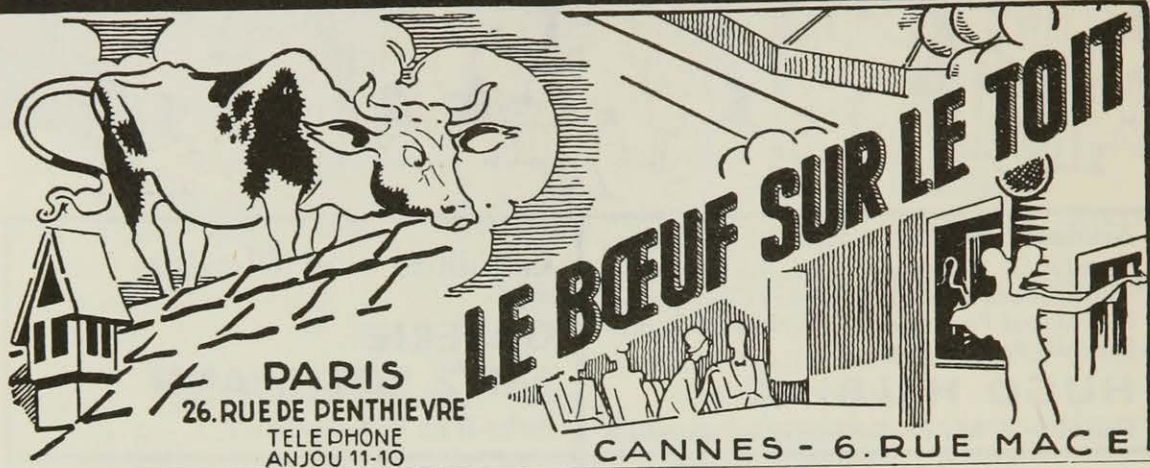
## BÜCHERSCHRÄNKE

Sind praktisch und billig!  
Preisbuch R 33 unentgeltlich.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A G  
HELLERAU BEI DRESDEN



**EMPFEHLENSWERTE  
HOTELS UND RESTAURANTS  
IN FRANKREICH**



**CAFÉ—BRASSERIE**

Dîners — Soupers  
son Bar Américain  
**PARIS**

Zentrum des  
**MONTPARNASSE**

**Le Dôme**

Rendez-vous inter-  
national des artistes.

Ouvert toute la nuit

**RESTAURANT BOSCH**

Paris, 135, Avenue Malakoff  
(Porte Maillot), am Eingang  
des Bois de Boulogne.

Vorzügliche Küche, gepflegte  
Weine, mäßige Preise.  
Spezialitäten: Poularde,  
Côte de Veau et Foie gras.

L. DEFAYE NACHF.



*„Die heiterste und ent-  
zückendste Novelle, die  
uns seit langem unter  
die Hände kam“* schreibt als erstes Blatt die Deut-  
sche Allgemeine Zeitung über

**Z u c k m a y e r s  
A f f e n h o c h z e i t**

in der die zärtlichkeitshungrige, treu-falsche Äffin Colombine drei tolle Tage lang im Hause Roberts des „Fährtensuchers“ und seiner Noline springt, klettert, schreit, weint, frißt, schmutzt und alles auf den Kopf stellt. Die „Affenhochzeit“ erschien in reizender Aufmachung: bunt im Einband, mit buntem Schub und von Emil Orlik illustriert. Preis 3 Mark 50. Propyläen-Verlag



# DER QUERSCHNITT

---

XII. Jahrgang

Berlin, Ende Juni 1932

Heft 6

## FUG UND UNFUG DES SPORTS

<i>Hans Seiffert: Weltreligion des 20. Jahrhunderts</i>	385
<i>Tibor Déry: Zur freundlichen Erinnerung</i>	388
<i>André Maurois: Sittlicher Wert des Sports</i>	390
<i>Alfred Polgar: Der Sport und die Tiere</i>	392
<i>Hans Breitensträter: Soll ein Sportsmann heiraten?</i>	394
<i>Henry de Montherlant: Die Stafettenläufer</i>	396
<i>Professor Dr. Julius Tandler: Sport und Arzt</i>	397
<i>Janice Taylor: Die Herren Athleten</i>	400
<i>Richard Wiener: Empfehlung eines neuen Sports</i>	403
<i>Peter Amondo: Der beleidigte Baseballgott</i>	405
<i>Achille Campanile: Dienstbeflissene Inkompetente</i>	408
<i>Heinz Alexander: Was verdienen Amateure?</i>	409
<i>Rudolf Arnheim: Arme Irre</i>	412
<i>Robert Musil: Kunst und Moral des Crawlens</i>	413
<i>Johnny Weißmüller: Mein Körper</i>	417
<i>Anton Mayer: Hippologie der Denkmäler</i>	420
<i>Franz Kafka: Zum Nachdenken für Herrenreiter</i>	422
<i>Marieluise Fleißer: Schaukampf in Nürnberg</i>	423
<i>Willy Meisl: Ausblick auf das 10. Olympia</i>	425
<i>Sport-Gotha</i>	428
<i>Jockeis / Franz Werfel: Fußball und Nationalismus / Lieblingssports unserer Filmieblinge / Louis Adlon: Ski- Jöring / Paul Baumgarten: Sprache des Sports / Camillo Eyssen: Der Damensattel / Heinz Rühmann: Fliegen privat / Eugen Wagener: Zur Soziologie des Managers / Rochus Aper: Exzellenz Lewald / Kuhlwein: Erfahrungen der Sport- masseurin / Rudolf Belling: Ringen gegen Boxen / Helene Mayer: Kleine Anleitung zum Fechten / Walther Kiaulehn: Die Hochschule für Leibesübungen sucht Philosophen / Hans Sobek: Fußball-Strategie / Hans Samek: Der Geist des Golfs / Luis Trenker: Lektüre des Sportmannes / Aus Sportberichten / Hans Borowik: Die Zahl 13 im Sport</i>	

Umschlagbild von Felix Nußbaum

Nachdruck und Uebersetzung verboten / Copyright 1932 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

---

Chefredakteur: Victor Wittner





Forquet

LEUNA

DEUTSCHES 16 BENZIN

Y





A. Pommeranz-Liedtke

Bei allen Sekten, populären wie exklusiven, bestand der Grundsatz des allgemeinen Priestertums: jeder Gläubige konnte dem Dienst am Ball huldigen. In der Praxis jedoch wurde dieser Grundsatz meist verlassen. Nur eine auserwählte Schar einheitlich gekleideter Priester diente dem Ball nach strengen Regeln, deren strikte Befolgung ein amtierender Oberpriester (Schiedsrichter) überwachte. Die Massen der Gläubigen schauten dem Mysterium zu und brachen des öfteren in eine Art kurzer Chorgesänge und Responsorien aus, wenn die zelebrierenden Priester in wilder Begeisterung, des Gottes voll, im heiligen Bezirk ihr verantwortungsreiches Werk vollbrachten. Von der geradezu fanatischen Inbrunst dieser Sport-Kulthandlungen geben viele aufgefundene Berichte beredtes Zeugnis; nicht selten kam es sogar wegen irgendwelcher Unstimmigkeiten in der Auslegung der Dogmen (Sport-Regeln) zu blutigen Zwischenfällen; wir lesen auch, daß manche Priester und Priesterorden der Sport-Religion sich besonderer Beliebtheit erfreuten und oftmals hunderttausend Gläubige gleichzeitig um sich versammelten.



# Zur freundlichen Erinnerung

Von

*Tibor Déry*

In den sanften bürgerlichen Zeiten der neunziger Jahre liebte man Schwäne, laß Korinthenbrot, und die wollenen Strümpfe der Damen dufteten nach Lavendel oder zerriebenen Zitronenschalen. Die Großmütter blickten gütig lächelnd durch eisenumränderte Brillen. Man glaubte an Metschnikoff und Professor Jäger.

Einmal in der Woche wurde gebadet. Fahrzeuge mit heißem Wasser in Fässern zogen durch die Straßen und boten für billiges Geld ihre Ware feil. Aus den Fenstern angerufen, hielten sie vor dem Haustor, und die bärtigen Kutscher brachten, danaidengleich, Wasser in zahllosen Bottichen und einen Badetrog über die steilen Treppen herauf. Die Köchin fütterte den Trog mit einem blütenweißen Leinentuch, in das man sich beim Baden rettungslos mit allen Gliedmaßen verstrickte, wie in ein Spinnennetz. Spät am Abend holten die Männer die leergebadeten, seifenschaumigen Gefäße ab, wobei sie mit zusammengepreßtem Mund und leicht gelangweiltem Gesichtsausdruck den Kopf zur Erde neigten. Man hatte ein Gefühl, als hätten sie unserem körperlichen Dasein die Beichte abgenommen.

Um diese Zeit, acht Jahre alt, im Sommer, wurde ich in das Sportleben eingeführt. Nach der ersten Schwimmstunde in der Badeanstalt öffnete sich meiner sechs Jahre alten Kusine der lichtblaue Bademantel, und ich sah, wie Frauen beschaffen sind. Dann ging ich Tee trinken und riß unbekümmert viele Blätter von den Lorbeersträuchern im Park, um aus ihnen, wenn der Sommer einmal vorüber sein wird, Öl und Erinnerungen zu pressen.

\*

Sport galt um diese Zeit als gefährlich. Gute Turner hatten einen schlechten Leumund beim Lateinprofessor, und wer Bock und Reck beherrschte, galt für verrückt. Fußball war fast gleichbedeutend mit Kartenspiel oder verbotener Liebe; nur die Schlechtesten in der Klasse waren gelenkig. Der Turnlehrer grüßte die Herren Kollegen weit vorgebeugt mit inferiorem Hutschwung. Er war der einzige unter ihnen, der keinen Bart trug.

\*

Das Zeitalter roch nach Pomade, Hauskost mit viel Einbrenne und einer penetranten Verehrung von Dichtern und Musikern; Dinge, die der freien Entwicklung des Körpers hinderlich sind. Es gab noch wenig Leute, die der Meinung waren, daß die Frauenfigur der Fortuna auf einem Medizinball einherrollt, und keinen, der Mädchenbrüste mit Tennisbällen verglich. Als die Kunde von England kam, daß es für die Entwicklung des Geistes, also der Geschäfte, nicht unbedenklich sei, den Körper auch unterhalb der Gürtellinie täglich mit kaltem Wasser abzureiben, gab es ein allgemeines Kopfschütteln, wie bei Erfindung der Dampflokomotive. Der zart rosafarbene Schleier einer unhygienischen, aber milden Weltanschauung bekam von der Nachricht ein Loch wie von einem Messerhieb. Es war der Anfang des Endes der humanistischen Idee.

\*

Sport betrieben nur die Gentry, Grafen, Barone und ein Bierbrauereibesitzer. Sie setzten im Frühling graue Zylinderhüte auf und fuhren zum Rennen hinaus, worauf es sofort in Strömen zu regnen begann. Um diesem magischen



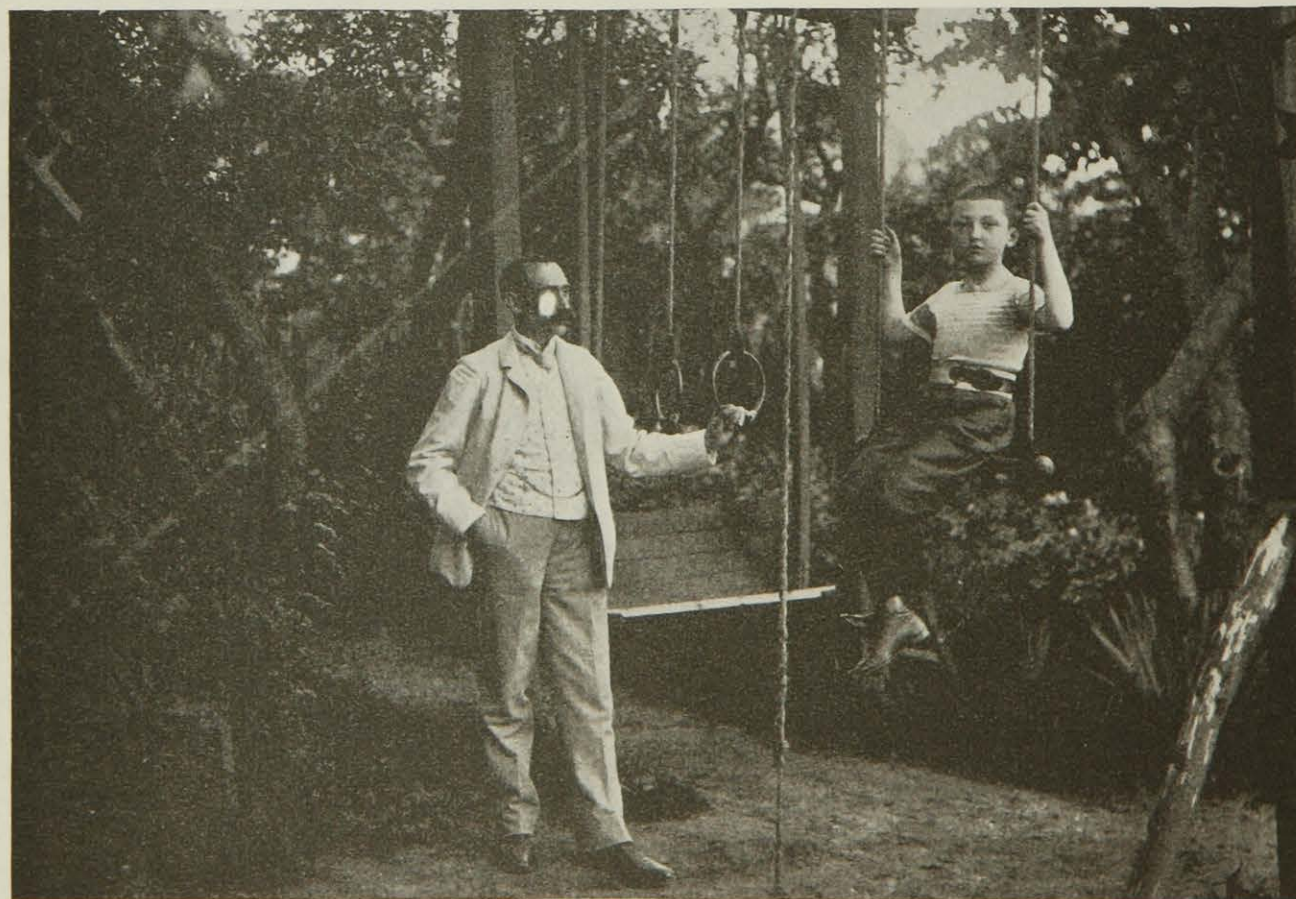






Novofot

Oesterreichische Offiziere springen über eine Hürde (1887)



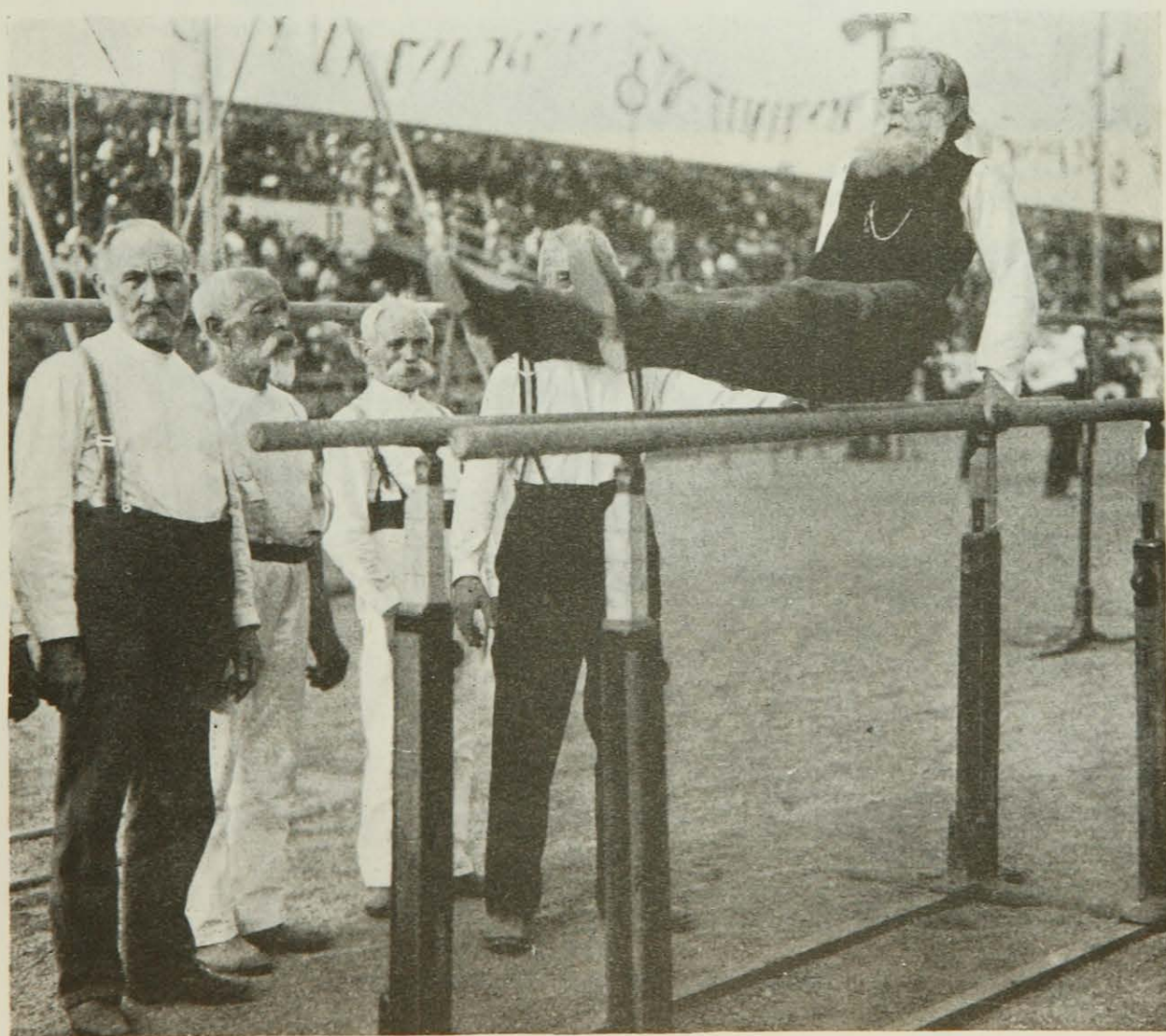
Ein Arzt verordnet Trapez (1905)





Novofot

1908

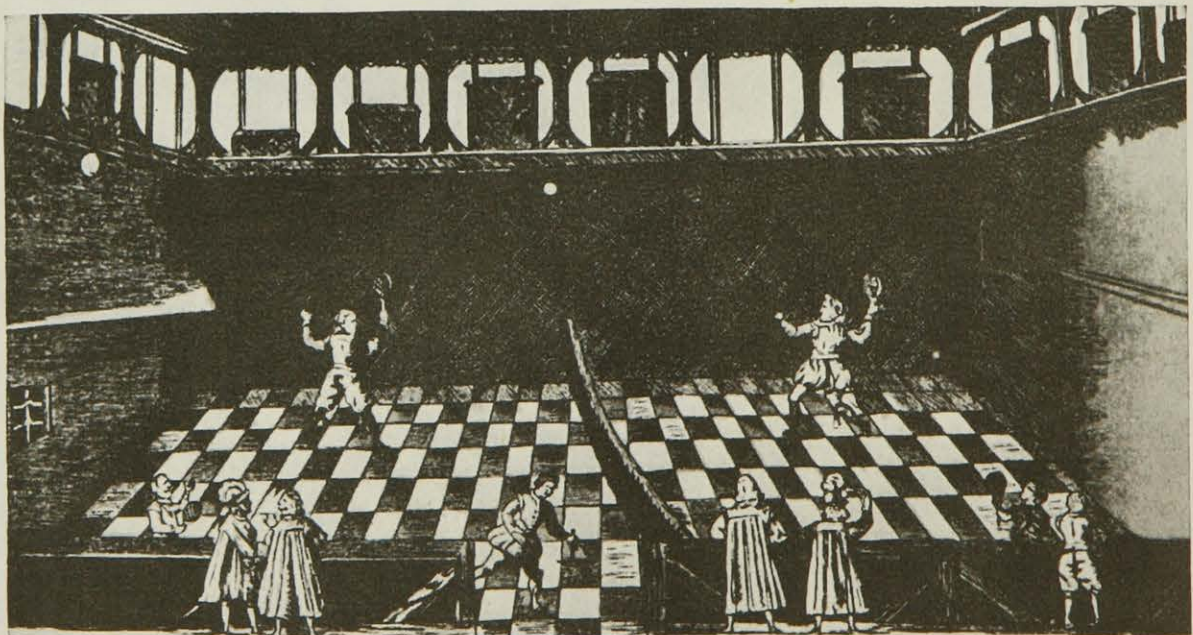


Vom deutschen Turnerfest in Leipzig 1913





Turnvater Jahn (Karikatur 1848)



Hæc PYTHI domus est qui primus in ære palmis } quæ pilas radius palmis hic tractat. Honores  
 dicitur inuentas exagitasse pilas } Palmarum uel uito iudice Victor habet

Beide Bilder aus dem Museum für Leibesübungen, Berlin  
 Ballspiel der Tübinger Studenten 1589



Schauspiel beizuwohnen, defraudierten einige kleine Kassierer und Versicherungsagenten, Kassenboten und Schweinezüchter und je ein Beamter des Agrar- und des Kultusministeriums, letztere sozusagen ex offio. Mit dem ersten Revolverschuß konnte die Saison als eröffnet betrachtet werden. Am selben Abend schüttelten in sämtlichen Lehnstühlen des Landes die bürgerlichen Väter ihre bärtigen Köpfe und hoben vor den Söhnen warnend den Zeigefinger. Als weiterer Beweis für die Gefährlichkeit des Sportes galt noch der bekannte Haifisch von Fiume und das Abbrennen von Feuerwerk am k. u. k. Geburtstag (da einmal eine Rakete vorzeitig explodierte). Die Detektivromane waren noch nicht erfunden, und der radikalere Teil der Jugend las billige Witzblätter, stieg den Hausmeisterstöchtern nach und schlug im Vorbeigehen den Droschkengäulen klatschend auf die Schenkel.

\*

Amerika war um diese Zeit noch nicht entdeckt. Wie sollte man Sport treiben? Ein Mann konnte sich noch so sehr ausziehen, er mußte den Bart anbehalten, der beim Laufen wie ein Feigenblatt der Seele protestierend im Wind flatterte. Je keuscher man den Körper hielt, desto kühner dachte man sich den Geist, der damals noch Seele hieß. Das Nebeneinander der Zwei, die schwere Trapez-Balancier-Nummer des Menschen, wurde zu einem unerquicklichen Gegenüber, bei dem der Geist hoheitsvolle Fratzen schnitt und in angeblich lichte Höhen schnellte, was dem Körper ständigen Brechreiz verursachte. Er hielt sich dafür im Dunkeln schadlos. Gestalten, wie der Ritter Freystädler, dessen Palais jahrzehntelang von nächtlichen Orgien (?) widerhallte, hielt die Phantasie eines ganzen Landes (Ungarn) im Bann.

\*

Die Zeit hatte einen französischen Zug. Man nannte *dernier cri* was heute *up to date* heißt. Doch das einzig Verständige was man aus Paris bezog, waren die Gouvernanten, die dem Jüngling zu einem feineren Verständnis der Liebe verhalfen.

\*

Der Mensch hat Freude am Spiel, und so findet er heraus, daß man sich gegen die Unbilden der Witterung und des Geschlechtes durch Kleidung schützen sollte. Schön ist auch ein Zylinderhut und Glasketten auf dem tätowierten Körper, darüber ein sinnloser Sonnenschirm. Doch die Bürgerlichen der neunziger Jahre hatten den Geschmack am Spiel verloren und somit den Geschmack schlechthin, gegen sogenanntes schlechtes Wetter schützten sie sich durch Zuhausebleiben, sie wußten daher mit ihrer Kleidung ebensowenig anzufangen, wie mit ihrem Körper. Es entstand ein dunkles, faseriges Wesen, das den Sonnenschein floh, im Regen sich hüpfend vorwärtsbewegte, während es sich bei Wind bald entblätterte, wie eine vertrocknete Zwiebel. Wurde es durch ein freudiges Ereignis in erregten Gemütszustand versetzt, dann hob es langsam das Bein, schaute sich ängstlich nach allen Seiten um und machte eiligst zwei kleine Schritte vorwärts und rückwärts. So entstand die Polka.

\*

Das Regenschirmtier dieser Zeit vermehrt sich durch Spaltung. Von ihm zum Idiosaurus einer kommenden Epoche führt der Weg über das fröhlich harmlose Muskeltier von heute. Den Anstoß zu dieser Entwicklung gab die Feuerwehr von Debreczin, die im Jahre 1896 den ersten Preis bei den olympischen Spielen in Athen gewann. Die Infektion verbreitete sich im Land fast so rasch wie geistige Seuchen, und bald begannen die ersten Exemplare der Gattung schamlos Fußball zu spielen. Das Antlitz der Welt veränderte sich langsam.

Dann kam der Weltkrieg.



# Sittlicher Wert des Sports

Von

*André Maurois*

Es ist ein alter Satz, der viele moderne Engländer stutzig macht, daß die „Schlacht von Waterloo auf den Sportplätzen von Eton gewonnen wurde“. André Siegfried erklärt uns in seinem Buch über England, daß auf den gleichen Fußball- oder Cricketplätzen die Friedensschlacht verloren gehen könnte. Ich bin genau, wie er, der Ansicht, daß eine Jugend, die sich ausschließlich dem Sport widmet, auf das Leben nicht genügend vorbereitet ist, aber ich möchte den Satz dahin erweitern, daß der Sport eine unvergleichliche soziale und moralische Schulung ist, wenn der große Spieler zu gleicher Zeit ein kultivierter, intelligenter Mensch ist (es gibt berühmte Beispiele dafür). Ich möchte hier einige Züge näher beleuchten.

Ein Sport ist eine Angelegenheit, die willkürlichen Regeln unterliegt, und diese nimmt der Spieler freiwillig auf sich. Ein Tennisspieler, der auch nur etwas Anstand besitzt, wird einen richtigen Ball nicht für falsch erklären. Ein Golfspieler, der allein auf dem Golfplatz ist, geht nicht hin und legt seinen Ball näher an das Loch heran, um zu gewinnen und zu schwindeln. Diese Menschen unterwerfen sich selbst der Spielregel, weil ohne Spielregeln kein Spiel bestehen kann.

Wenn eine solche Gewohnheit durch eine lange Sporttätigkeit einem ganzen Volk durch mehrere Generationen auferlegt worden ist, dann vermag sie Bürger und Menschen von hohen Qualitäten zu bilden. Nach und nach wird die Achtung vor der Regel zur Achtung vor dem Gesetz. Ich entsinne mich der aufrichtigen Entrüstung der Engländer während des Krieges, wenn unsere Gegner eingegangene Konventionen verletzen. „Er spielt nicht ehrlich“, sagen sie von einem Menschen, der in der Liebe oder der Politik schwindelt. Die persönlichen Beziehungen werden dabei wunderbar zuverlässig. Die Zivilisation ist nichts weiter als die Annahme gemeinsamer Konventionen durch alle Menschen. Viele dieser Konventionen sind genau so willkürlich wie die Spielregeln beim Tennis oder Golf, aber da man durch sie die Handlungen seiner Mitmenschen im voraus berechnen kann, so setzen sie an Stelle von Furcht Höflichkeit und die Aktivität des Spiels an Stelle der Aktivität des Krieges.

Der Sport lehrt den Menschen nicht bloß die Achtung vor den Regeln, er lehrt ihn auch die Achtung vor dem Gegner und die Hinnahme seines Sieges. Denn das ist kein natürliches, angeborenes Gefühl. Ein Kind, das zum erstenmal spielt, wird böse, wenn es nicht gewinnt, es stampft mit dem Fuß und stürzt sich auf den, der es besiegt hat. Langsam nur lernt es, sich zu beherrschen. Die sportliche Erziehung ist erst an jenem Tag vollendet, an dem eine Mannschaft fähig ist, mit ihrer ganzen Energie um den Sieg zu kämpfen und trotzdem den Gegner herzlich zu beglückwünschen, wenn er nach einem loyalen Kampf Sieger geblieben ist. Die sportliche Erziehung des Publikums ist vollendet, wenn es auch gelernt hat, als nationale und lokale Mannschaft die guten Züge der Fremden anzuerkennen und zu beglückwünschen. Ich liebe es zum Beispiel, wenn man in internationalen Kämpfen die Nationalhymnen der im Kampfe stehenden Länder spielt und wenn an amerikanischen Universitäten am Schluß des Kampfes der Triumphgesang des Siegers von



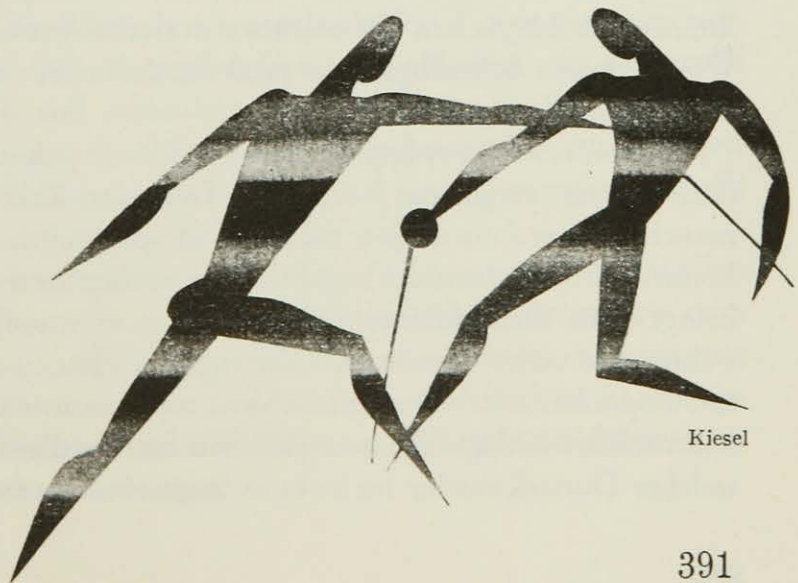
den Mitgliedern der besiegten Partei respektvoll angehört wird. Eine Masse, die unfähig ist, sich zu beherrschen, ist eine kriegerische Menge; sie ist genau das Gegenteil einer sportlichen Menge.

Und was auf die Massen zutrifft, trifft natürlich auch auf das Einzelwesen zu. Ein Spieler, der nicht mit Anstand verlieren kann, kann ein tüchtiger, aber nie ein großer Spieler sein. Und ich finde die Zeremonien ausgezeichnet, die den „Krieger“ zwingen, sich in einen kultivierten Menschen zu verwandeln: der Händedruck der Tennisspieler nach dem letzten Ball, das freundschaftliche Diner der beiden Fußballmannschaften nach dem Spiel. Ein echter „sportman“ findet in der Niederlage den Mut, seine Fehler zu verstehen und von neuem mit dem Training zu beginnen; wer den Gegner, die Schiedsrichter oder die Götter beschimpft, ist kein Sportsmann und wird auch nie einer sein.

Schließlich — und das ist nach meiner Ansicht der größte Vorteil des Sports — lehrt er, individuellen Wert und gemeinsame Arbeit miteinander verbinden. Man betrachte bloß einen Fußballspieler. Selbstverständlich soll er schnell, geschickt, erfinderisch, mutig sein, und er muß, um ein guter Stürmer zu werden, seine individuellen Eigenschaften tunlichst entwickeln. Aber der kräftigste, mutigste, schnellste und gewandteste Spieler kann unter Umständen wertlos sein, wenn er nicht den Geist der Mannschaft besitzt. Beim Fußball kann ein Spieler, der nur für sich spielt, der sich nicht um die Anordnungen des Führers kümmert, der, eifersüchtig auf seinen eigenen Ruhm bedacht, sich weigert, den Ball weiterzugeben, trotz seiner Vorzüge eher gefährlich als nützlich sein. Der große Spieler gibt sich ganz, so lange wie er der Mannschaft von Nutzen sein kann, er vergißt nie den Körper, von dem er nur eine Zelle ist, und sobald er sieht, daß ein anderer einen besseren Stand hat als er selbst, unterstützt er diesen neuen „Champion“, folgt ihm, und im Notfall ersetzt er ihn.

Diese Mischung, die die vollständige Einfügung und die restlose Ergebenheit des Individuums unter die Kollektivität bedeutet und die so schwer zu treffen ist, muß erstrebt werden, wenn unsere modernen Gesellschaften leben wollen. Diese modernen Gesellschaften sind zu vielseitig, als daß der Individualismus darin etwas anderes als ein Anachronismus sein könnte, und trotzdem können ihnen nur wirklich hochbegabte Einzelwesen von Nutzen sein. Sie sterben, weil es ihnen an großen Männern mit Gemeinschaftssinn mangelt. Der Sport ist eine Schule, in der solche Männer herangebildet werden können. Er lehrt die gleichen Tugenden wie der Krieg, ohne dabei wie dieser Grausamkeit und Haß zu wecken. Im Stadion werden nicht bloß die Schlachten des Friedens gewonnen, sondern das Volk lernt auch dort, mutig und ausdauernd zu sein, Bescheidenheit im Sieg und Festigkeit in der Niederlage zu zeigen.

*(Deutsch von Lissy Rademacher)*



Kiesel



# Der Sport und die Tiere

Von

*Alfred Polgar*

In jedem Zweig des Sports, soweit dieser nicht zu seiner Ausübung eigener Geräte bedarf, erscheinen auch die besten menschlichen Leistungen kümmerlich, verglichen mit jenen der Tiere. Die Tiere sind großartige Sportler; vor dem, was sie auf sportlichem Gebiet zuwege bringen, können wir uns verstecken.

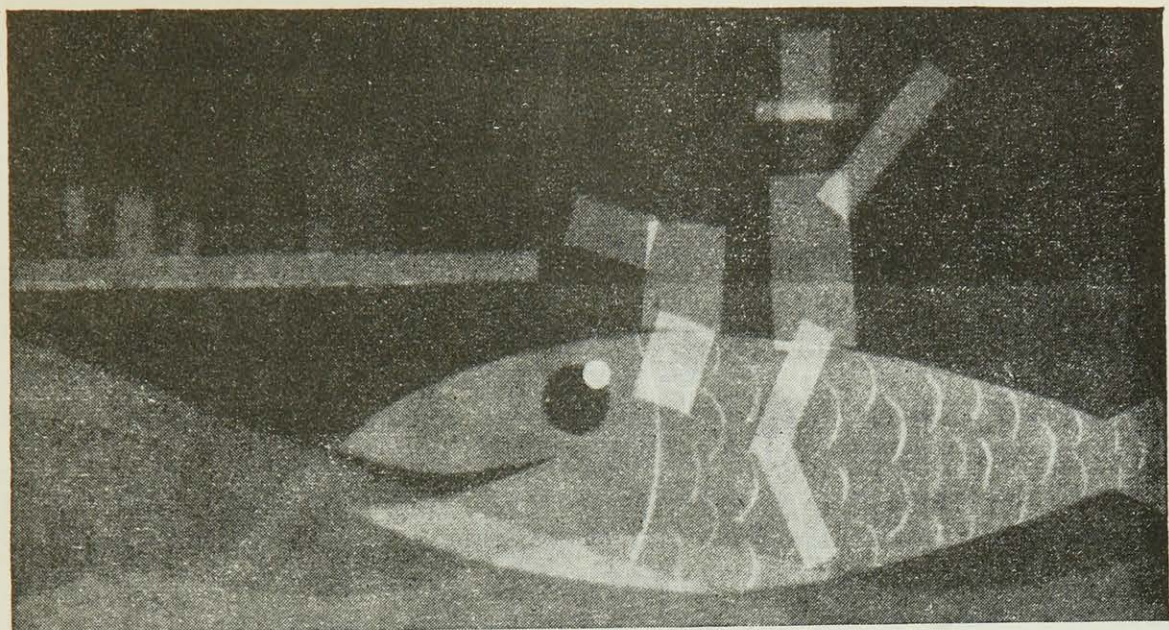
Zum Beispiel ist das Schwimmen der Fische, das kann man wohl sagen, über jedes Lob erhaben. Ihre Schwimm-Methoden sind vollkommen, ihre Ausdauer, auch auf langen Strecken, sowie die Geschwindigkeiten, welche sie erzielen, beschämen alles, was der Mensch in dieser Hinsicht leistet, und länger als sie, nämlich ein Leben lang, hält es kein Tauch-Weltmeister unter Wasser aus. Ja, sogar wenn sie tot sind, exzellieren sie noch als Rückenschwimmer. Dabei sind sie sehr konservativ in ihrer Schwimm-Technik, offenbar weil diese zu verbessern kaum noch möglich ist. Schon die kleinen Fische schwimmen wie die Erwachsenen und fühlen sich im Wasser in ihrem Element.

Wie hoch entwickelt der Flugsport bei den Vögeln ist, bedarf keiner Schilderung. Mit besonderem Neid blickt der Mensch auf die Sicherheit ihres Fluges, die eine fast absolute, hundertprozentige, ist und nur in einem Punkt vor der des Menschenflugs nichts voraus hat, nämlich darin, daß auch die Vögel herunterfallen, wenn sie abgeschossen werden. Im Sportflug also sind sie uns weit über, im Kriegsflug hingegen leisten die Menschen mehr, indem ihre Flieger-Bomben, Pfeile und Gastorpedos weit wirksamer sind als das, was die Vögel, und seien es auch die aggressivsten Raubvögel, aus der Luft fallen lassen.

Als Schwerathlet hat der Elefant nicht seinesgleichen, im Weit- und Hochsprung schlagen viele Tiere — denken wir nur an das Geschlecht der Katzen — unsere Spring-Matadore überlegen, Turner von solcher Kühnheit und Gelenkigkeit wie die Affen gibt es in keinem Turnverband der Erde, kein menschlicher Schwergewichtler nimmt es im Ringen auch nur mit einem Mittelgewichts-Bären auf, auf dem Gebiet der Hochtouristik werden wir niemals in die Nähe dessen kommen, was in diesem Sportzweig, noch dazu ohne besondere Ausrüstung, die Gemen leisten, und zahllos sind die Tiere, die im Laufsport alles, was Menschenfüße können, als kläglichen Dilettantismus erscheinen lassen. Ich erwähne da nur das Wiesel, dessen Schnelligkeit so groß ist, daß man von ihm mit vollem Recht sagen darf, es laufe wie ein Wiesel.

In allen erwähnten Sportzweigen (und wahrscheinlich habe ich einige, die noch dazu kämen, vergessen) halten die Tiere den Rekord. Sie halten ihn auch durch manche Dauer-Leistungen, die nicht als sportlich in des Wortes hohem Sinn gelten können, aber von uns doch sportlich gewürdigt und gewertet werden. Zum Beispiel bringt kein menschlicher Dauer-Tänzer es zuwege, sich ohne Unterbrechung während so vieler Stunden um die eigene Achse zu drehen, wie das die Tanzmäuse mit imponierender Unermüdlichkeit zu tun imstande sind, der Langschlaf des Murmeltiers schlägt alle menschlichen Standardleistungen auf diesem Gebiet, und welcher Durst-Künstler hielte es so lange ohne zu trinken aus wie das Kamel?





Oscar Nerlinger

Nun ist allerdings, einer gerechten Einschätzung halber, zu erwähnen, daß die Tiere zu ihren sportlichen Großtaten durch Körper-Hilfen, die ihnen von der Natur mitgegeben sind, befähigt werden. Schwimmhäute und Flossen erleichtern das Schwimmen, Flügel und hohle Knochen das Fliegen, der Affe mit seinen opponierbaren Daumen an beiden Füßen hat es nicht schwer, ein genialer Turner zu sein, mit vier Beinen läßt es sich selbstverständlich rascher laufen als mit zweien, usw. Im Sport-Wettkampf zwischen Mensch und Tier steht also die Partie nicht egal. Aber sie wird wieder halbwegs ausgeglichen durch etwas, das nur der Mensch sein eigen nennt, wogegen es den Tieren jeder Kategorie fehlt: nämlich durch den sogenannten *Geist*, der eine Spezialität des Menschen ist. Die Tiere entbehren seiner; sie haben wohl eine Seele, aber keinen Geist.

Kraft seines Geistes also kann der Mensch es wagen, mit dem Tier auf sportlichem Gebiet in eine gewisse, wenn auch aussichtslose, Konkurrenz zu treten. Der Geist ist es, der ihm die Flossen, Flügel, das zweite Beinpaar ersetzen muß. Sozusagen: der Geist des Sportmanns baut sich die Organe, die den Tieren ihre bewundernswerten schwer- und leichtathletischen Leistungen ermöglichen, er verwandelt sich geheimnisvoll in Körperliches. Und es ist klar, daß von seiner Substanz um so mehr aufgebraucht wird, je weiter diese mystische Verwandlung fortschreitet, je geeigneter also der Mensch sich macht, es den Tieren gleich zu tun. Dabei wäre noch anzumerken, daß die großen Geschicklichkeiten, die der große Sport erfordert, erst dann sich voll auswirken, wenn sie dem Sport-Treibenden unbewußt geworden sind, wenn er seinen Körper dahin gebracht hat, im richtigen Augenblick automatisch das Richtige zu tun. Auch solcher Automatismus stellt eine Art Umwandlung von Geistigem in Körperliches dar.

Hier haben wir vielleicht eine Erklärung für die tiefgehenden intellektuellen Veränderungen, die, im Antlitz sich spiegelnd, an vielen leidenschaftlich dem Sport ergebenden Individuen so auffallend merkbar werden. Nichts ist umsonst; und jedem das Seine! Man schwimmt nicht wie ein Fisch und läuft nicht wie ein Wiesel, ohne etwas spezifisch Fischiges bzw. Wiesliges erworben, und dafür etwas spezifisch Menschliches abgegeben zu haben.



# Soll ein Sportsmann heiraten?

Von

**Hans Breitensträter**

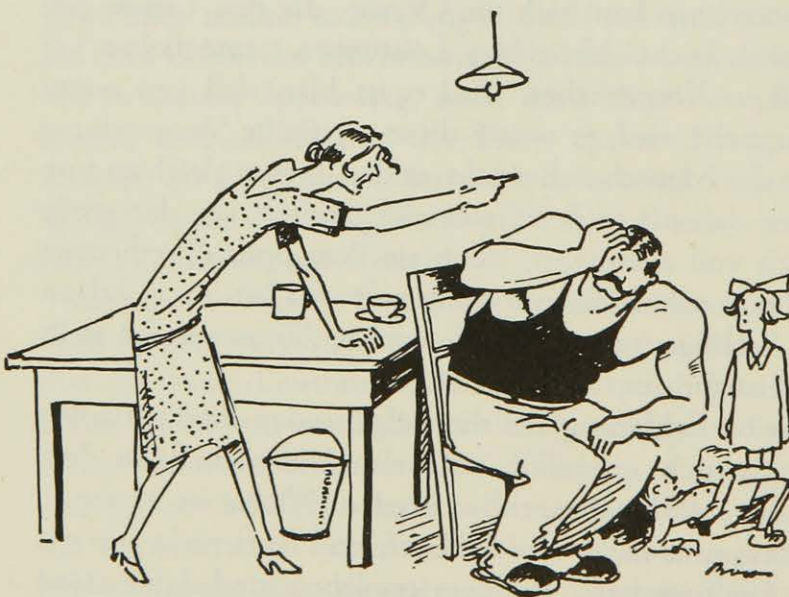
ehemaligem Schwergewichts-Boxmeister von Deutschland

Diese Frage ist sehr schnell zu beantworten, und zwar mit einem glatten Ja. Er soll heiraten, aber nur eine vernünftige Frau. Ob eine Heirat für einen Sportler, vor allem für einen Boxer, von Nutzen und Vorteil ist, hängt fast ganz allein von der Frau ab.

Wenn sie genügend Verständnis für das Leben eines Boxers und für die Besonderheiten seiner Tätigkeit hat, dann bedeutet eine Ehefrau eine außerordentliche Unterstützung für den Sportsmann. Er hat seine Ruhe, seine Ordnung und Pflege, er hat eine gute Gelegenheit, ein regelmäßiges Leben zu führen, und er kann sich darauf verlassen, daß er im Training nicht gestört und abgelenkt wird.

Natürlich muß die Frau eines Boxers auch hart sein, ebenso wie ihr Mann. Sie muß es ertragen können, wenn ihr Mann in den Ring geht und vor allem auch, wenn er zurückkommt, sie muß aber auch, und das ist wohl die Hauptsache, vernünftig genug sein, um dem Mann nach einem schweren Kampf und nach wochenlangem Training Ruhe und alle möglichen Freiheiten zu lassen. Die Schwierigkeiten für eine solche Ehe bestehen vor allem darin, daß ein Boxer, der in der Öffentlichkeit steht, eine Masse Verehrerinnen und Verehrer hat. Und da kommt es dann oft vor, daß er mal in der Gesellschaft oder bei einem Fest einen Kuß bekommt, ohne daß das irgend etwas auf sich hätte. Dann darf die Frau nicht gleich eifersüchtig werden und etwa Szenen machen. Denn solche seelischen Belastungen sind für einen Sportsmann Gift, und Eifersuchtsszenen können seiner Form mehr als irgendwelche Ausschweifungen schaden.

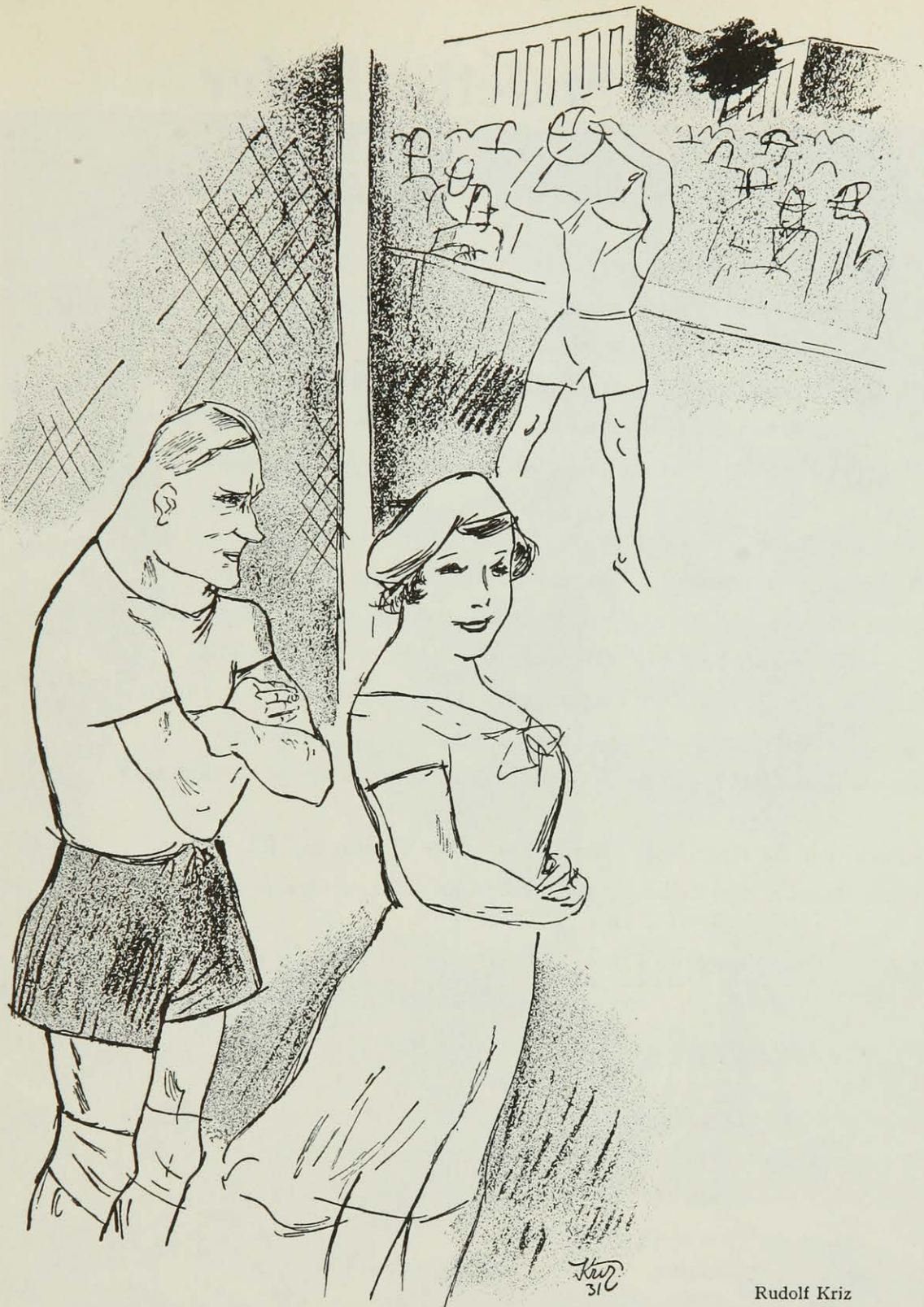
Unter den Reisen und vielfältigen Veränderungen braucht eine Boxerehe nicht zu leiden. Wenn die Ehegatten sich gut verstehen und gute Kameraden sind, dann schadet ihrem Zusammensein auch ein so anstrengender und aufregender Beruf wie der des Boxers nicht. Noch eine andere Voraussetzung für eine gedeihliche Sport-Ehe gibt es: Maß halten. Auch im Eheleben müssen die



Michael Biro

Der Ringer zu Hause





Rudolf Kriz

— *Fräulein Grete, wenn ich Sie sehe, wird mir zumut wie 2 : 5.*

Partner maßvoll sein. Ein Boxer kann sich nur auf der Höhe seines Könnens halten, wenn er in jeder Beziehung vernünftig und maßvoll lebt. Da hat natürlich die Gattin eine große Verantwortung zu tragen, und viele bekannte Sports-Ehefrauen stehen da ihren Männern gut bei — während es auch andere Beispiele gibt.

Alles in allem: der Sportler soll ruhig heiraten!



# Die Stafettenläufer

Von

*Henry de Montherlant*

*Vier Mann wir, die man abgeschneilt wie eine Waffe, ein Tier, ein Boot,  
Unser Größter am Heck, unser Kleinster am Bug voran,  
Mittschiffs selber ich eingepaßt, dieses lebendigen Leibs Organ,  
Alle in gleichen Farben wir, alle die Brust gemärkt mit Rot,  
Scharf gedeckt von dem Vordermann, daß uns Dreien kein Luftzug droht,  
Hüpfen in Kurzschrift herein, Hand auf der Schulter vor uns leicht ruht.*

*Unser Vier, aber doch nur Eins, Eins im Ganz-Miteinandersein,  
Großer Menschenakkord und so richtig, daß man ihn singen muß.  
Jedem von uns steht ein Aufsichtsrecht auf die drei andern Körper zu.  
Meine Waden, die dein sind, magst mit diesem Rechte betrachten du.  
Muskeln, Nerven und Kopf von dir gehen mich an, denn sie sind ja mein.  
Reißt du den grünen Faden durch, siegt nicht Einer, es siegen Vier.  
Der am schlechtesten lief, an Wert steht er dem Besten um gar nichts nach.*

*Schnell, auf die Posten, auf Wiedersehn! Alter Knabe, auf Wiedersehn!  
Winde, wenn er dem Zielpunkt naht, dürft ihr nicht ins Gesicht ihm wehn!*

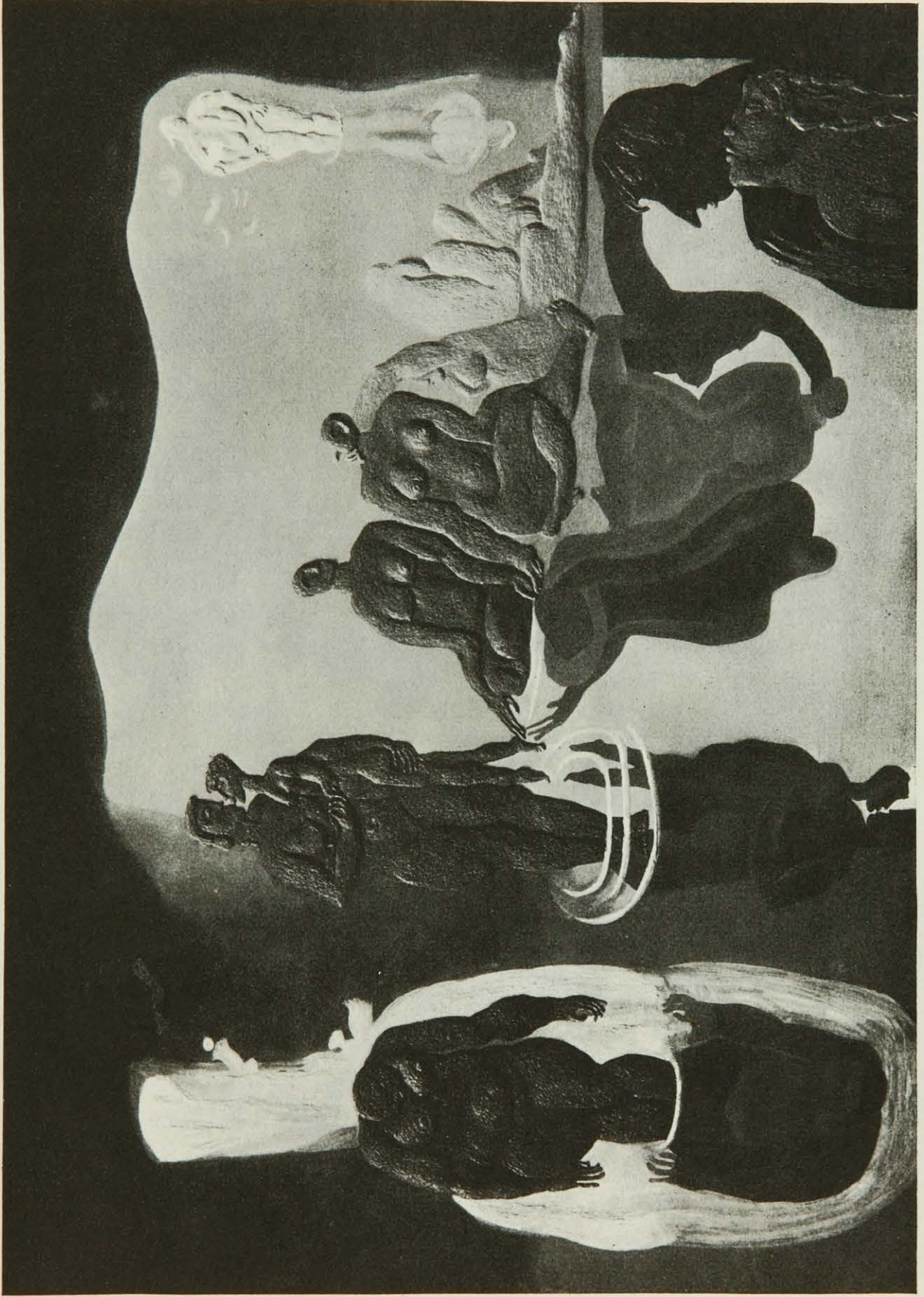
*Ach, ich seh, sie verlieren sich einzeln auf langer Bahn ganz klein.  
Und für sie, für die Drei nur jetzt, nicht für mich halt den Daumen ich.  
Wie sie abseits der andern sind, mehr als die andern, wie sind sie mein.*

*Ist in Ordnung. Es sollte nicht sein. Was man konnte, man hats getan.  
Keiner von uns sagt Girardot, daß durch ihn man den Kampf verlor.  
Und in der Brust sitzt die Ehre süß, gute Seele wie frisches Brot.*

*Meister meiner Gedanken, wie in der Stafette folg ich dir nach,  
Von dem Punkt, wo du stoppst, start ich mit dem Vorsprung, den du mir gabst.  
Seite an Seite durchmaßen wohl nicht die Strecke zusammen wir,  
Kanntest die Süße des Spruchs auch nicht: „Dein und mein Schritt sind ein Schritt bloß!“  
Raubte die Flamme dir, lief davon, kaum, daß ich dein Gesicht gesehn.  
Und das Kind, das voll Fieber harret an dem Punkt, wo versiegt mein Lauf,  
In der letzten Erschöpfung, wenn Menschenarme mir nottun, wirds  
Rauben mir, was ich ihm bringe und, ohne daß seine Hand ich fühle, fliehn.*

(Deutsch von Ernst Lorsy)





Amédée Ozenfant, Die Grotte der Badenden (Oel)





Englischer Damen-Club

International Graphic Press

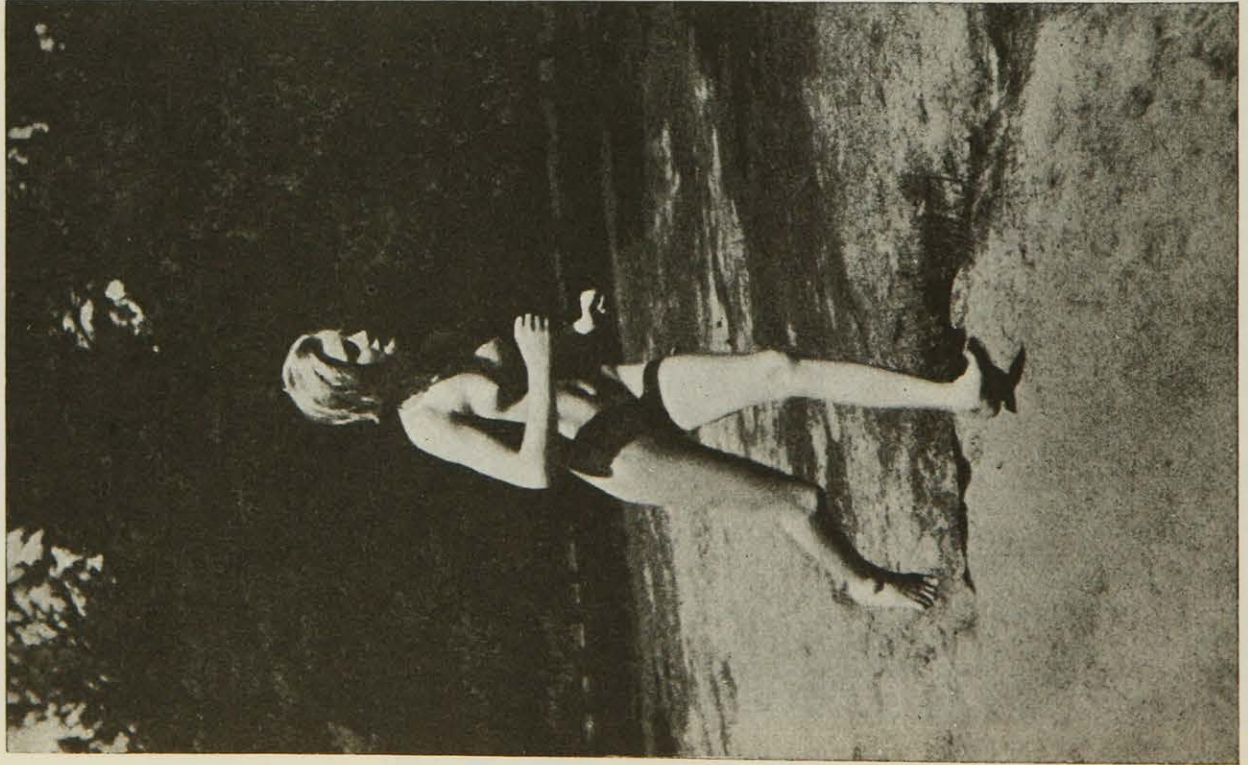




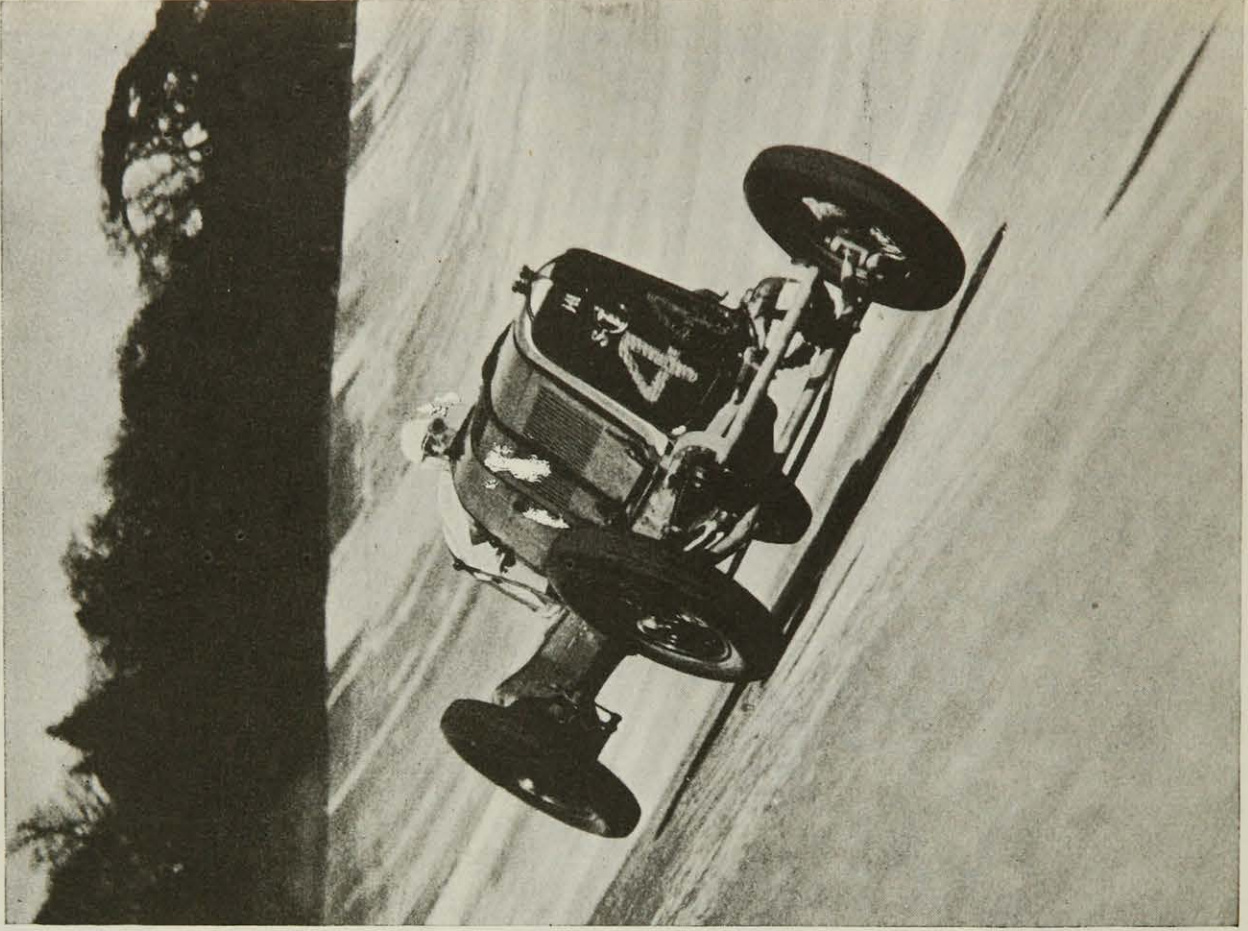
Henri Rousseau  
1908

Mit Genehmigung der Société du Droit d'Auteur  
Henri Rousseau, Ballspieler (Öl)





Birkhahn



Atlantic

Die Kurve



# Sport und Arzt

Von

*Professor Dr. Julius Tandler (Wien)*

Arbeit und Sport gehen auf zwei Urtriebe der organischen Materie zurück. Der Erhaltungstrieb hat allmählich zur Arbeit, die in allen ihren Komplikationen und Organisationen doch nur der Erhaltung des Individuums, der Art, der Gesellschaft dient, der Bewegungs- oder Spieltrieb, die körperliche Offenbarung instinktiver oder seelischer Euphorie, hat beim Menschen zum Tanz, zum Sport, zur Körperkultur geführt. Kulturelle Einstellung, Betonung des Rationalismus und des abstrakten Denkens haben das eine Mal die Geistigkeit in den Vordergrund geschoben, den Körper asketischer Vernachlässigung überantwortet, das andere Mal die plötzliche Wiederentdeckung des Körpers veranlaßt, die da und dort zur Überschätzung des physischen Seins, zur Muskelandacht, zum Biceps-Übermut entartet ist.

So hat man vor beiläufig vierzig Jahren auf dem Kontinent den Körper wieder entdeckt, seine Betätigung zu verstehen und zu würdigen begonnen, hat aus der anfangs belächelten oder bestaunten Körperkultur der Privilegierten — Massenerscheinung und Massengut der Allgemeinheit gemacht. Und heute läuft eine hohe Welle von Sportbegeisterung und Sportbetätigung über die Menschheit. Heute hat man erkannt, daß Körperkultur die Komplementärfarbe der Geisteskultur darstellt.

Aller Sport geht auf *Beanspruchung* zurück. Beanspruchung der Muskulatur und des Knochens, Beanspruchung des Gefäß- und Nervensystems. In der glücklichen Zusammenfügung dieser Beanspruchungsfähigkeiten am Individuum liegt seine Sparteignung. Sie ist — wie jede Eignung — *angeboren*, also konstitutionell, und dementsprechend unabänderlich; und so lebt und wirkt der Mensch nicht nur unter dem geistigen und körperlichen Fatum seiner Entstehung, sondern übt auch Sport mit den ihm von demselben Fatum vorausbestimmten Erfolg. Was wir Training nennen, ist Einfluß auf die wandelbare Kondition und nur mitbestimmend in der Wahl des Raumes, der Zeit, der Methode.

Schon aus dieser Analyse gehen Art und Grenzen ärztlicher Wirksamkeit auf den Sport hervor, wenn wir von jener therapeutischen Betätigung absehen, die Unfall, Überbeanspruchung und Abnützung von der ärztlichen Kunst heischen. Sie sind gewiß bedeutungsvoll, doch treffen sie nicht das Prinzipielle. Der Massensport hat unzweifelhaft die Massensportunfälle und die gesteigerte Beanspruchung der therapeutischen Medizin zur Folge. Wer kennt nicht die saisongemäße Aufeinanderfolge der Sportunfälle — im Sommer die Kletter- und Motorradunfälle, im Winter die Skiunfälle! Hier handelt es sich um Krankheit, deren Ätiologie der Sport ist, so wie es sich bei den Arbeitsunfällen um ähnliche Erscheinungen auf anderer ätiologischer Basis handelt. Viel interessanter, viel entscheidender, aber auch viel schwieriger zu umfassen und darzulegen ist die Wechselbeziehung zwischen Sport und Medizin auf dem prinzipiellen Gebiete. Man spricht so gern davon, daß der Sport gesund ist, daß er ertüchtigt — sicher richtig! *Ist er aber für alle gesund* und ist jeder Sport für jeden gesund — und wo liegt die Grenze zwischen Gesundheitsförderung und Gesundheitsgefährdung?

Die vieltausendfältige Multiplikation von Förderung oder Gefährdung, wie sie der Massensport heute mit sich bringt, erhebt die Einflußnahme des Arztes weit über das Niveau des Therapeuten, der an sich wohl interessanter, aber das Schicksal des organischen Kapitals nicht bestimmenden Schädigung, ja, Vernichtung des einzelnen,



und, ist der Arzt der Verwalter des organischen Kapitals, was er sein soll, dann gewinnt die Frage nach dem Mitbestimmungsrecht des Arztes auf dem Gebiete der Auslese und der Eignungsprüfung ungeheure Bedeutung. An der konstitutionellen Disposition kann der Arzt nichts ändern; er kann sie wohl feststellen, wenn auch, bei dem Mangel erschöpfender Kenntnisse, nicht mit absoluter Verlässlichkeit. Ihm gebührt die Auswahl, die Assentierung — in der einen Richtung, um die Geeigneten zu finden, in der anderen, um die Ungeeigneten vor Schädigung zu bewahren. Bei der Hochflut sportlicher Betätigung unserer Zeit bedeutet schon diese Auswahl Erfolg. Dort, wo Höchstleistungen vollzogen werden sollen, wo Erfolg an Ansehen oder an Geld in Frage kommt, hat man sich auch schon gewöhnt, dem Arzt *Mitbestimmungsrecht* einzuräumen. Wohlgefügte Organisationen haben gelernt, ärztliches Gutachten obligatorisch zu verlangen, immer aber erstreckt sich die Auswahl auf bestimmte Beanspruchungen, also auf bestimmte Sportzweige.

Auf dem Gebiete konstitutioneller Beurteilung bleibt der Arzt Begutachter. Anders ist dies schon auf dem Gebiete der *Kondition*. Bei gegebener Eignung die konditionellen Möglichkeiten anzugeben, ihre Durchführung zu überwachen, ihren Erfolg festzustellen, ist Aufgabe des Arztes. Jede körperliche Betätigung, sei sie Arbeit, sei sie Spiel, Sport, läuft in erster Linie auf *koordinative Benützung des Körpers* hinaus. Die Summe der Koordinationen in ihrem Ablauf und in ihrer Exaktheit gibt die Geschicklichkeit und damit die Durchführbarkeit bestimmter muskulärer Leistungen. Sie ist erlernbar, wenn auch nicht von jedem und nicht von allen in gleichem Ausmaß. Sie ist aber nicht lehrbar. Die *Hilfen* zu finden, zu beherrschen und



Carl Barth

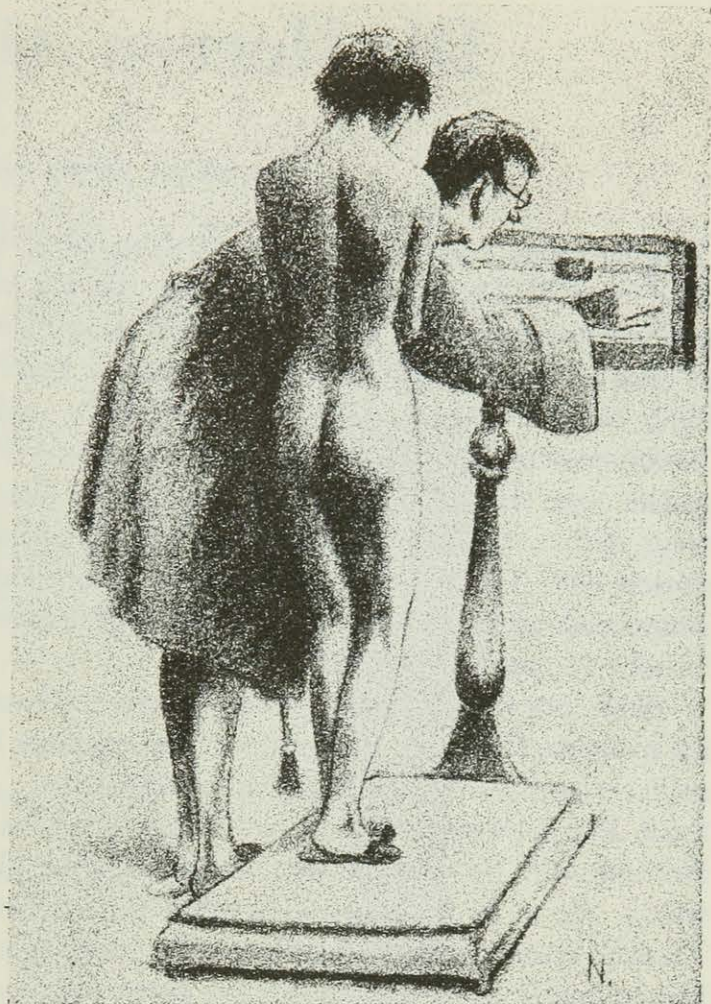
— Ein Glück ist noch das Telefon ... sonst würde ich gar keine Bewegung machen.



anzuwenden, die den Übenden leichter in den Besitz der koordinativen Erfordernisse bringen, das ist die eigentliche Aufgabe des *Trainers* — das kann der Arzt nicht. Das braucht er auch nicht, weil es nicht seine Aufgabe ist; Ernährung des Übenden in Ausmaß und Kostform, Beanspruchungsmaximum der einzelnen Organe zu bestimmen, das ist *seine* Aufgabe, von der er nichts abgeben soll. Er ist in Wirklichkeit der Ex-offo-Verteidiger des organischen Bestandes seines Klienten gegenüber den schädigenden, ja, vernichtenden Ansprüchen der persönlichen Eitelkeit oder des Ehrgeizes des Trainers. Der Arzt also hat Umweltbestimmung zu üben zusammen mit dem Sportbeflissenen, zusammen mit dem Trainer; wo das nicht geht, gegen sie.

Hier liegt ein ungeahnt weites Betätigungsfeld ärztlicher Kunst, um so einflußreicher, um so mehr schicksalsbestimmend, je größer die Zahl der sportübenden Menschen ist. Daß damit eine neue Wirksamkeit der ärztlichen Kunst entstanden ist, gebunden an eine neue Kategorie sich betätigender Ärzte, ist nur selbstverständlich. Sportärztliche Tätigkeit ist heute nicht mehr etwas Zufälliges, an sich Bedeutungsloses, sondern ein Erfordernis, dessen notwendige Erfüllung das Wohlergehen gerade der Tüchtigsten und Kräftigsten des Volkes verbürgt. Der Sport hat die Menschen nicht nur zur Natur zurückgeführt, sondern sie auch naturgemäßer gemacht. Sie scheuen nicht mehr die sengende Glut der Sonne, sie verkriechen sich nicht mehr vor der Gewalt des Sturmes. Auch diese *Natur-Annäherung* ist unzweifelhaft für die Gesundheit des einzelnen und der Masse von Bedeutung. Sie zu fördern, aber auch zu regulieren, ist Vorwurf ärztlicher Überlegung und ärztlichen Urteils.

Aus all dem geht für die ärztliche Kunst und ihre Träger nur der kategorische Imperativ hervor, sich viel mehr als bis nun mit den Einwirkungen und Auswirkungen dieser Umwelt auf den Menschen zu beschäftigen. Neue Erkenntniswege müssen bereitet, neue Wissensgebiete erschlossen werden, ein reiches Feld ärztlicher Betätigung, ärztlichen Forschens — an sich ein Merkmal des ungeheuren Fortschrittes, denn aus der Bekämpfung der akuten Epidemien sind wir zur Förderung und Eindämmung, zur Regulierung der *Sport-Epidemie* gekommen. Die Menschen werden auf dem Wege des Sportes zur Natur zurückfinden und jene Stufe körperlicher Vollendung allmählich erreichen, die unumgängliche Voraussetzung *geistiger* Erhöhung ist.



Otto Nückel

— Du, ist das möglich, daß die Mizzi nur 100 Kalorien und 15 Vitamine wiegt?



# Die Herren Athleten

Von

*Janice Taylor*

Der ödeste Abend, den ich je verlebt habe, war der, den ich in Gesellschaft eines Fußballkapitäns totgähnte, bis ich eines Tages mit einem Berufsgolfspieler zu Abend aß, der mich über seine Hemden unterhielt und davon, was er alles in England geleistet hätte, wenn er hätte nüchtern bleiben können. Das blieb dann ein neuer Rekord, bis ich nach und nach die Bekanntschaft eines Tennisspielers, eines Hockeystürmers und eines Preisboxers machte. Der Tennisspieler war der Gipfel puren Stumpfsinns, der Preisboxer wiederholte unentwegt, daß ihn niemand k. o. schlagen könne, und der Hockeyspieler, ein verwegener aussehender Teufel mit einem bezaubernden Profil, wurde gegen halb zehn Uhr jämmerlich schläfrig und mußte heimgeschickt werden. Ich fürchte, daß mich athletische Herren langweilen!

Einer der Glanzpunkte meiner bewegten Laufbahn war der Augenblick, als ich in einem Klubhaus stürmisch an die mächtige Brust eines Halbschwergewichtmeisters gerissen wurde, der mich anschnarrte: „Mit dir macht das Tanzen noch Spaß, Puppe. Puppe, das ist mal was anderes mit dir. Mit dir, Puppe, ist es ein Heidenspaß.“ Es wurde einem fast unmittelbar klar, daß das praktisch alle Worte waren, die er in irgendeiner Sprache kannte. Ich kann mich seines beleidigten Tonfalls erinnern, als er mir beim Abschied sagte: „Puppe, macht es dir mit mir keinen Spaß? Ehrlich, es macht mir einen Riesenspaß mit dir, Kleine. Es wundert mich, daß es dir keinen Spaß mit mir macht?!“

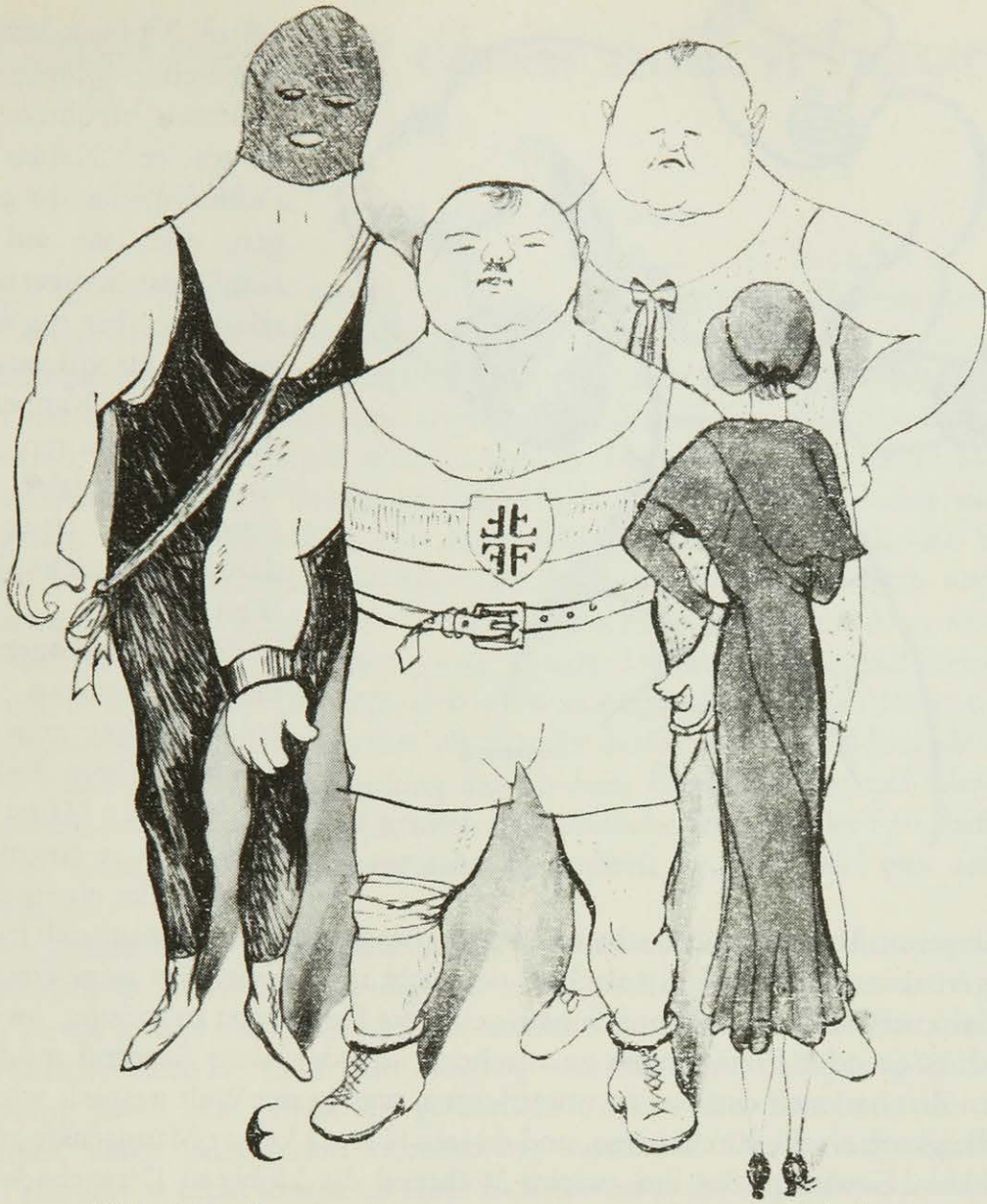
Mein gesellschaftliches und berufliches Zusammentreffen mit prominenten Athleten hat mir die Überzeugung beigebracht, daß sie in der Hauptsache eine Sammlung gutmütiger Tölpel sind, schöne sture öffentliche Gladiatoren, denen nie erlaubt werden sollte, ihre Flanellhosen, Fußballtrikots oder andere malerische Kostüme auszuziehen und den Versuch zu wagen, sich auf gleicher Ebene unter gescheite Leute zu mischen.

Die Eitelkeit jedes bekannten Athleten ist unerträglich, sein bevorzugter Gesprächsstoff seine körperliche Verfassung. Er erzählt einem entweder, daß er sich in Form fühle, nie besser daran war in seinem Leben, oder daß irgend etwas mit ihm los sei (er wisse nicht genau was), und daß ihn das beunruhige, denn bisher hätte ihm nie etwas gefehlt.

Ich habe mich das eine und andere Mal mit *Gene Tunney* unterhalten: er sprach von sich selber; mit *Charles Paddock*: sprach von sich; *Benny Friedman*: sprach von sich; *Walter Hagen*: sprach von sich (wenn auch in amüsanter Weise); *William T. Tilden*: sprach zwar nicht von sich, aber von seiner Tennisspielerei; *Primo Carnera*, der von sich selbst gesprochen hätte, wenn er hätte Englisch sprechen können, und der das auch prompt tat, als ich ins Italienische hinüberwechselte; mit *Max Schmeling*, der sein Eigenlob besser auch in seiner Muttersprache sang.

Man hat mich belehrt, daß Athleten ein großes Gut der Nation seien, und daß die Rasse mehr oder minder von ihnen abhängen, den physischen Standard aufrechtzuerhalten, vorausgesetzt daß tüchtige Weibchen beschafft werden





Eugen Croissant

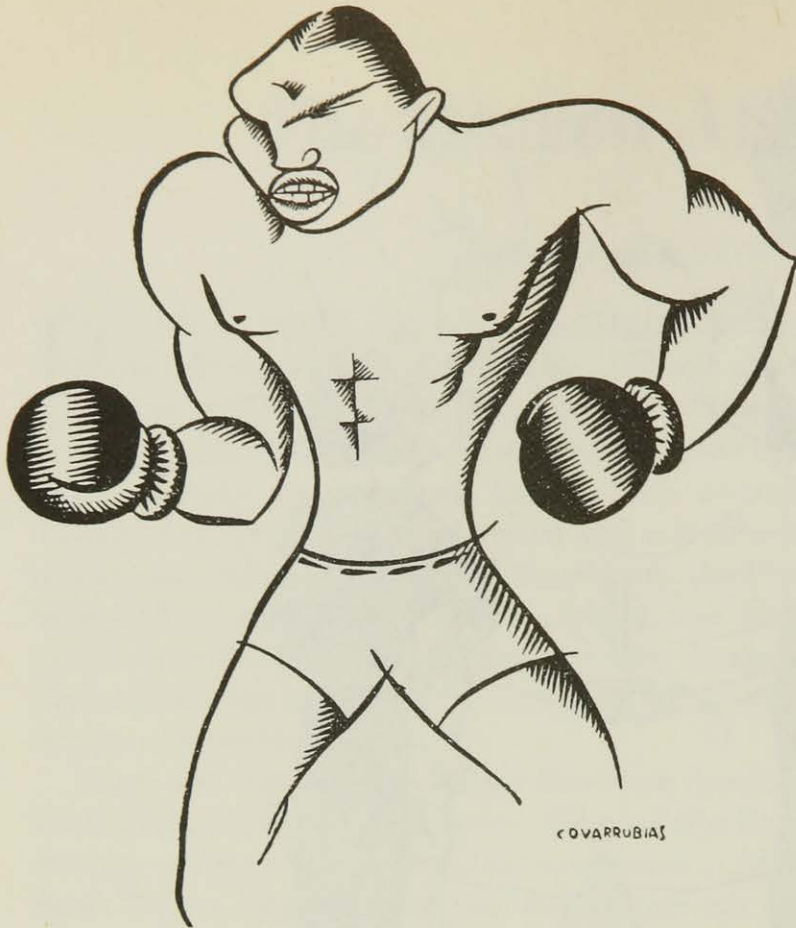
Interview

— *Wissen Sie, wer Shakespeare ist? . . . Mozart? . . . Einstein? . . .  
Können Sie überhaupt bis drei zählen?*

— *Bis zehn.*

können; aber eine flüchtige Nachprüfung erbrachte nicht den Beweis der Richtigkeit dieser These. Der augenfällige Erfolg der Verkuppelung eines Schwergewichtmeisters mit einer Millionärstochter steht noch aus. Die langweiligste Faustkampfschau, zu der ich je geschleppt wurde, zeigte als einen der Mitwirkenden einen kahlköpfigen, fetten, zeitlupenlangsamen Kämpfer, bekannt als Jung-Bob Fitzsimmons, der, wie man mir erzählte, der Sohn des berühmten Meisters einer anderen Ära war. Und die einstens so glückliche Vereinigung Jack Dempseys und Estelle Taylors, zweier stämmiger Geschöpfe, ist offenbar nicht gesegnet. Wenn auch mein Erinnerungsvermögen unvollständig sein mag, so ist mir doch bis zum heutigen Tag nicht zu Ohren gekommen, irgendein Regierungsmitglied, führender Finanzmann oder großer Wissenschaftler sei je der Vereinigung zwischen einem Schlagballer und einer Soubrette, einem Halblinken und





Covarrubias

Jack Dempsey

einem Tippfräulein entsprossen. Zugegeben, einstmals berühmte Fußballspieler scheinen neue Fußballspieler zu erzeugen, die sie auf die nämlichen Universitäten schicken, aber das ist nur ein *circulus vitiosus* und mag, was mich anbetrifft, jederzeit aufhören, denn ein Fußballspieler wird automatisch eines der dümmsten Geschöpfe der Welt.

Ein baumlanger Ruderer, Tormann oder Hochspringer geben einen hübschen Rahmen ab für ein Mädel und passen gut zu einem Pelzmantel oder einem neuen

Hut; aber zum Hausgebrauch sehe ich meine klügeren Mitschwester sich irgendeinen gerissenen kleinen Kerl anlachen, der nicht im Training ist, seine freie Zeit nicht dazu verwandt hat, sich auf eine ausgestopfte Stoffpuppe zu stürzen, im Kreis herumzurasen oder Freiübungen zu machen, und der nicht dauernd müde ist, sondern Zeit hat, sich darüber zu unterrichten, was in der Welt gespielt wird. Er kann die ganze Nacht durchtanzen, und da sein Körper keiner Mannschaft gehört, hat er kein Gewissen, das ihn zwickt. Während die klobigen Dickschädel sich gegenseitig in Klumpen schlagen und mit Blut besudeln im Wahn, sich dadurch anziehend zu machen, begleiten uns diese mittelgroßen Herren, die nichts Blutrünstigeres treiben als Bridge und Wochenendtennis, zu den Schaustellungen, unterhalten uns, während die Helden von ihren Trainern oder Einpaukern oder wer immer dieses zarte Amt übernimmt, ins Bett gesteckt werden, und heiraten uns vom Fleck weg, wobei sie uns Automobile halten, indem sie die Ex-Athleten für sich schufteten lassen.

Hier ist glücklicherweise nicht der Platz, sich über die schrecklichen Spitzbäuche, Verfettungen und Verschwemmungen auszulassen, die irgendwann einmal in den blühenden Vierzigern diejenigen Herren Athleten heimsuchen, die es haben aufgeben müssen, stramm und heroisch zu sein, um statt dessen ihr Brot zu verdienen. Sie werden Dickwänste, bekommen Doppelkinn und Stiernacken, wobei sie ewig versprechen, wieder schlank zu werden, eines schönen Tages . . .

Sie sind ganz recht auf ihrem Platz, Fußballspieler und Baseballspieler, Läufer und Schwimmer und Boxer und Ruderer und Springer . . . Sie sind pittoresk und tun aufregende Dinge zum Klang der Musikkapellen, aber, alles gut und schön: wozu sind sie nutz?

*(Deutsch von Hans B. Wagenseil)*



# Empfehlung eines neuen Sports

Von

*Richard Wiener*

Das Leben besteht — wenn man Kant nur einigermaßen glauben darf — aus Raum und Zeit, oder vielmehr, es spielt sich — so sagt er — in den Erscheinungsformen von Raum und Zeit ab, wie unser Gehirn sie produziert. Nun kann man den *Raum* zu allerhand verwenden. Manche lassen ihn von Architekten ausstatten. Andere benützen ihn, um in ihm Handelsbeziehungen anzuknüpfen und auszubauen. Auch Politik ist ohne Raum schwer denkbar. Seine wichtigste Beziehung zur heutigen Zeit aber liegt darin, daß er die wesentlichste Daseinsbedingung des Sports darstellt. Sport ist ein in seinen Motiven noch nicht ganz geklärtes Streben, die Lage der Dinge im Raume zu verändern. Man wirft Bälle verschiedener Größen und Härtegrade, Speere, Disken, Kugeln und Steine. Man trachtet, in Gestalt der Touristik, sich selbst in diagonaler Linie aufwärts im Raume zu verschieben. Oder durchsaust als Streckenläufer und Autofahrer den Raum in der Horizontalen. Überwindung des Raumes, Übertölpelung mit allen hierzu geeigneten Mitteln, scheint tatsächlich das heimliche Streben aller Sportbetätigung zu sein, wozu noch als integrierender Bestandteil *ein leiser Trieb zum Selbstmord* hinzukommt.

Die Gefahr im Sport, der unbewußte Wunsch nach Selbstvernichtung, der sich bei halbsbrecherischen Sportübungen kundtut, stellt gewissermaßen die Anschlußzone an die zweite Erscheinungsform unseres Daseins dar: an die *Zeit*, deren man begreiflicherweise bei tödlichem Ausgang verlustig geht. Völlig irrig ist daher die Meinung jener, die gerade im gefährlichen Sport eine Erhöhung des Lebensgefühles, einen gesteigerten Lebensdrang vermuten. Der sonnige Kletterer an der Felswand ist nicht so sehr als einer zu betrachten, der in jauchzender Lebenslust den Höhen zustrebt, denn vielmehr als ein solcher, der einen tiefeingeborenen Hang zum Abgrund in sich trägt und nur aus Gründen einer gewissen Koketterie Positivismus heuchelt. Es handelt sich also in jedem Falle — ob nun lediglich eine simple Prellung des Sprunggelenks beim Tennisspiel oder ein wirklicher Genickbruch in Aussicht steht — nicht um eine Überwindung, sondern um eine *Versuchung des Raumes*, über deren unterbewußte Wurzeln die einschlägigen Erklärungen der Psychoanalyse noch erwartet werden dürfen. Vielleicht um eine Art *Selbstverdrängung*, deren systematische Durchleuchtung das Wesen des Sports mit einem Schlage klarstellen könnte.

Nun gibt es aber freilich auch noch eine *Zeit*, die beim Sport — soweit es sich nicht um Zeitrekorde handelt — nicht im gleichen Sinn beansprucht wird und daher als unbefriedigte Komponente des Lebens nebenherläuft. In kurzen Worten: neben dem Raumsport, der unter der täuschenden Maske der Vitalitätssteigerung auftritt, wäre noch — aus Gründen der Pedanterie und des philosophischen Parallelismus — ein *Zeitsport* zu entdecken und psychologisch zu begründen.

Gesetzt den Fall, ein Mann ginge in den Laden eines Kunsthändlers und kaufte dort eine altrömische Marmorstatue, um sich in seinen Räumen an ihrem Anblick



ständig zu ergötzen. Gesetzt, er stünde stundenlang vor diesem Kunstwerk, diesem herübergeretteten Rest einer längst zugrunde gegangenen Kulturepoche, und in sein ästhetisches Wohlgefallen an der — nehmen wir an, vollkommenen und restlosen — Schönheit des Kunstwerks mengte sich Staunen und ehrfürchtiger Schauer über den langen Zeitraum zwischen ihrer Entstehung und ihrer gegenwärtiger Besichtigung. Was wäre das? Welche Lustgefühle wären hier die entscheidenden, wirklich maßgebenden? Man versuche nicht, mir einzureden, daß reine Schönheit diesen Mann zur Ausgabe von, sagen wir, sechstausend Mark veranlaßt haben könnte. Was ihn im tiefsten Grunde seines umschatteten Seelenlebens zu diesem Aufwand veranlaßt hat, war einfach die Erkenntnis, daß es sich bei dieser Statue um einen Gegenstand handelt, der ihn selbst an Dauerhaftigkeit weit übertrifft. Ein Mensch lebt siebzig oder achtzig Jahre. Aber so eine Statue wird, wenn man sorgsam mit ihr umgeht, gut ein paar tausend Jahre alt. Und von einem wonnig-schaurigen Vernichtungsgefühl durchrieselt, fühlt der angebliche Kunstfreund und Antiquitätensammler vor der uralten und so unglaublich dauerhaften Statue, wie die Zeit ihm entgleitet, wie er klein und nichtig wird, und sein Dasein in den tiefen Abgrund der Zeit vorzeitig hinabsinkt.

Hier haben wir ein kleines Beispiel für jenen *Zeitsport*, den — im Gegensatz zum Raumsport — zu entdecken ich ausgegangen bin. Und wenn man geneigt ist, mir Glauben zu schenken und wirklich als die eigentliche Wurzel des landläufigen Körper- (Raum-) Sports den unterbewußten Hang nach dem Abgrund zu sehen, so wird man unschwer als haargenaue Parallele zum Körpersport das *Antiquitätensammeln* erkennen. Auch scheint mir die Freude, die jeder Mensch beim Anfall einer Erbschaft empfindet, ein bißchen in dieses Fach zu schlagen, da zugleich mit ihr auch der Gedanke auftaucht, nun sei man das letzte Glied einer Kette, die zeitlich weit zurückreicht. Auch das Erben liegt benachbart dem eigentlichen Zeitsport. Vor allem dann, wenn das Erbgut wertbeständig ist, dauerhaft im Material, und die eigene Vergänglichkeit mit entsprechender Eindruckskraft vor Augen führt. Hierher gehört ferner noch das Pflanzen von Obstbäumen, deren Früchte erst künftige Generationen genießen werden, und das sich, unter Beibehaltung unseres Vergleichs, zum Ankauf einer kostspieligen alt-römischen Plastik etwa so verhält wie ein bürgerlicher Nachmittagsspaziergang zu einer kostspieligen Dolomitentour.

Wenn nicht alles trügt, so dürfte dem Zeitsport die Zukunft gehören. Denn der Raumsport führt sich unfehlbar selbst ad absurdum. Gestählt, durchtrainiert, muskelgeschwollen, bis ins Grenzenlose ertüchtigt, werden die Angehörigen unseres Zeitalters jedes Hindernis und vor allem jede Gefahr spielend zu nehmen befähigt sein. Jener zarte Reiz, der den Vorläufern der Sportwelle ihre Betätigung so genußreich machte, jenes leise Gefühl des gefährlichen Spiels, jene Ahnung von Vernichtung, die im Grunde ihrer Sportlust mitschwang, wird dahin sein, sobald auf allen Gebieten des Sports der unschlagbare Rekord und die absolute Vollkommenheit erreicht ist — ein grobschlächtiger Zustand, an den der wahre Sportfreund nur mit Schauern denkt. Dann aber kommt die Zeit, da alle Antiquitätenläden von Athleten überschwemmt sein werden, die im Sammeln zeitbeständiger Altertümer dem leichtfertig vertanen Reiz der Selbstvernichtung gierig nachjagen und sich mit Leidenschaft dem jungen Zeitsport in die Arme werfen.





Aus „Hellas und Rom“, Band II der Propyläen-Weltgeschichte  
Hockey um 500 v. Chr. (Marmorrelief in Athen)



Holländische Hockey-Hochzeit

Verenicde, Amsterdam





Central News

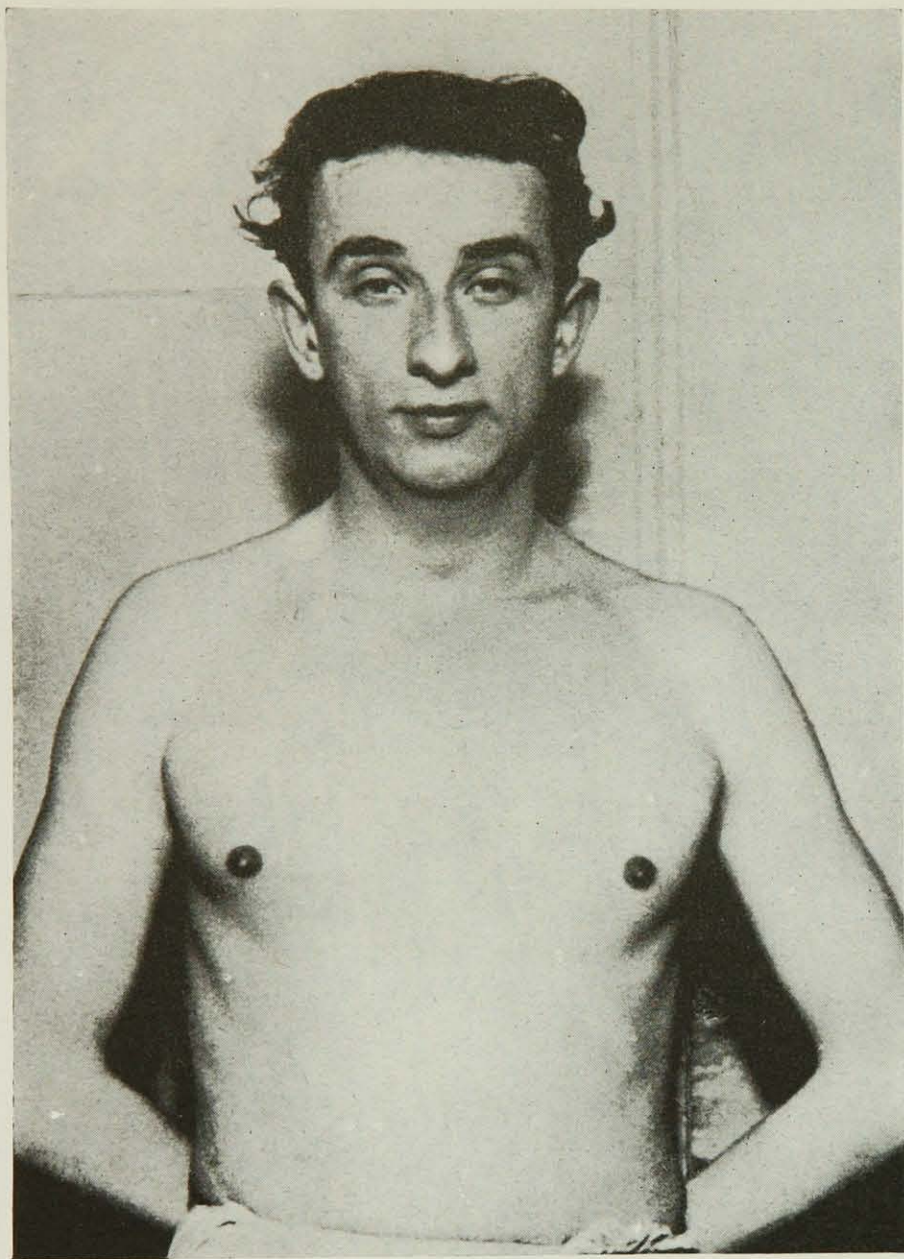
1905



College-Girl

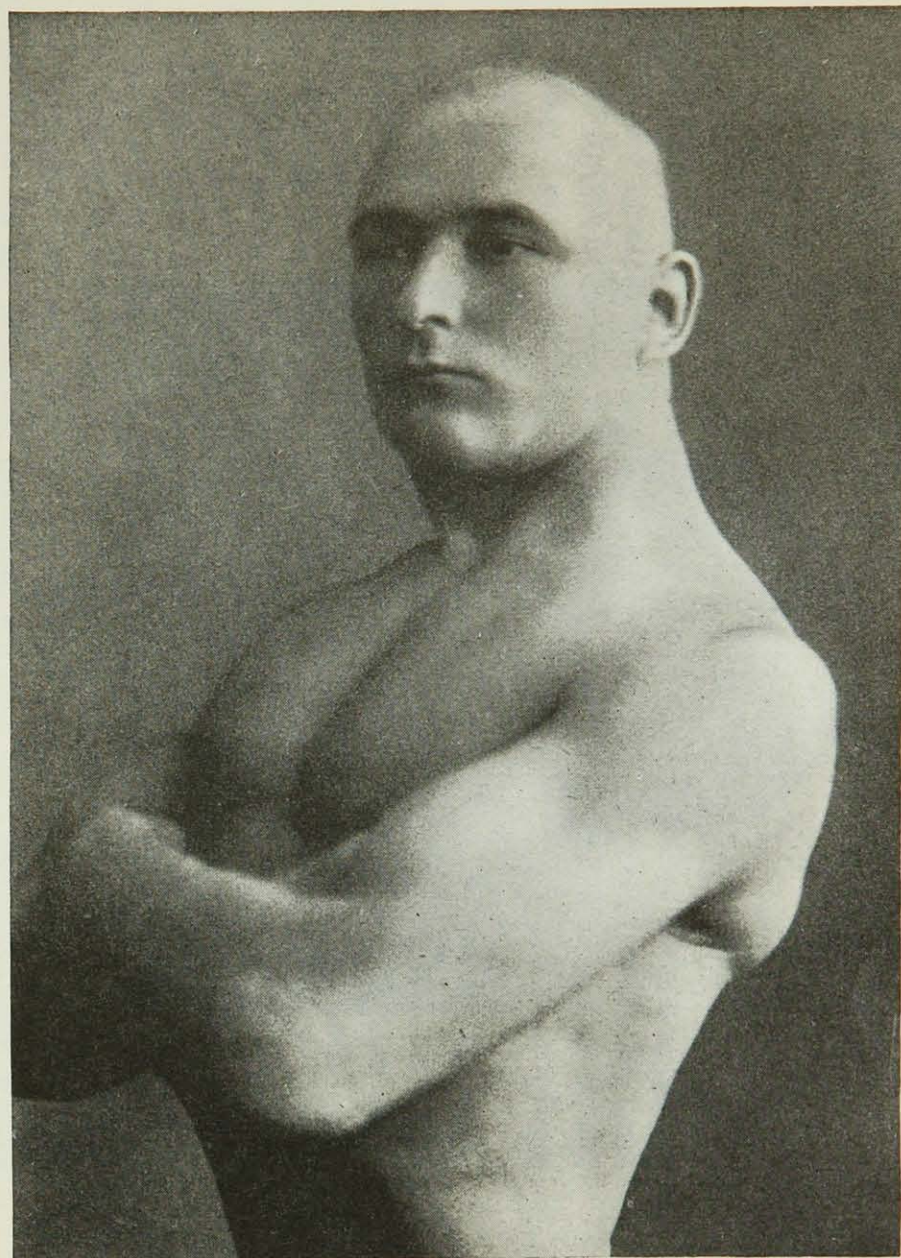
Special Press





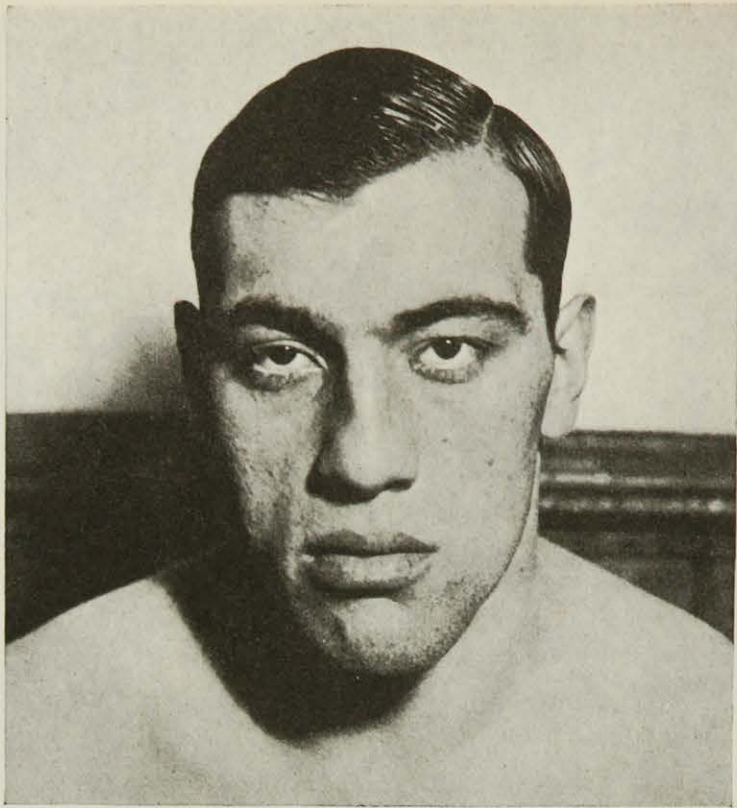
Schwimmer (Jean Taxis, Frankreich)

Atlantic



Ringkämpfer (Otto Huhtanen, Finnland)





Carnera

Keystone



Wide World



# Der beleidigte Baseballgott

Von

*Peter Amondo*

**B**abe Ruth, der Mann, dessen Name in den Vereinigten Staaten so bekannt ist, wie der Lincolns und Lindberghs, verdient mit seinem professionellen Baseballspiel 70,000 Dollar im Jahr. In den letzten zwei Jahren verdiente er 80,000. Wir leben in einer schweren Krise. Aber 70,000 oder 80,000: Babe Ruth, der Baseballgott, ist der unterzahlteste Mensch der Welt.

Den Beweis für diese frappante Behauptung entlehne ich Walter B. *Pitkin*, der an der Newyorker Columbia-Universität Journalistik lehrt und ein Buch über Leistungspsychologie geschrieben hat. Darin werden die Karrieren einer ganzen Anzahl von erfolgreichen und erfolglosen Personen untersucht, und zwar mit den modernsten Methoden. Babe Ruth ist von Johansen und Holmes schon 1921 psychotechnisch geprüft worden, genau so, wie man Arbeiter bei der Aufnahme in eine Textilfabrik prüft. Das Ergebnis übertraf die kühnsten Erwartungen. Babe Ruth wies in den Geschicklichkeitsversuchen eine 90prozentige Leistung auf, während es die meisten Menschen bloß auf 60 Prozent bringen. Aber das ist noch gar nichts. Seine Augen funktionieren 12mal so schnell wie Normalaugen, und was die Widerstandskraft seiner Nerven betrifft, die Zeit nämlich, die sie zur Erholung brauchen, um nach einer Beanspruchung wieder voll leistungsfähig zu sein, so übertrifft Babe Ruth darin von 500 Menschen 499. Die Fähigkeiten, auf die der Baseballgott untersucht wurde, variieren unabhängig von einander. Ein Mann kann ein besonders leistungsfähiges Auge haben, er braucht deswegen noch kein scharfes Gehör zu haben, dieses kann vielmehr sehr gut nur durchschnittlich oder gar unterdurchschnittlich sein. Seine allgemeine Aufmerksamkeit mag hochgradig sein bei keineswegs überdurchschnittlichem Gesicht und Gehör. Aber bei Babe Ruth — also bei Babe Ruth findest du alles beisammen.

Babe Ruths Augen, jawohl, diese kleinen Schweinsaugen unter den immerhin imposanten Augenbrauen werden von fünf beliebig gewählten Augenpaaren allezeit die besten sein. Genau so sind seine Ohren, diese fleischigen, allerdings gut anliegenden Ohren von fünf aufs Geratewohl gegriffenen Ohrenpaaren die leistungsfähigsten. Das bedeutet, daß Babe als Augen-Ohren-Kombination jede Durchschnittsgruppe von 25 Menschen anführen wird. Nun ist er aber hinsichtlich seiner allgemeinen Aufmerksamkeit von 100 Menschen sicher der beste. In bezug auf diese Dreiergruppe von Fähigkeiten übertrifft er also bereits 2499 von 2500 Personen. Die Widerstandskraft seiner Nerven jedoch, unendlich wichtig bei professionellen Baseballkämpfen, ist so vorzüglich, daß sie von 500 Menschen nur bei einem angetroffen wird. So steht er bereits an der Spitze einer Gruppe von 5 mal 5 mal 100 mal 500 gleich 1,250,000 Menschen. Wo bleibt da noch seine Muskelkraft, die ihn befähigt, den Ball weiter zu schlagen als irgendeiner? Glauben wir den Psychotechnikern: es gibt unter 50, ja 60 Millionen Menschen, ja Amerikanern, nur Einen, der ist wie Babe Ruth, und das ist Babe Ruth selbst. Kein Wunder, daß er Babe Ruth wurde: er verdankt es seinen meßbaren Qualitäten.



Nach den obigen wissenschaftlichen Ausführungen könnte es in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten höchstens noch einen einzigen Babe Ruth geben, aber der ist noch nicht entdeckt. Gäbe es Gerechtigkeit auf Erden, ginge es hier nach Verdienst, dann müßte Babe Ruth jährlich 10 Millionen Dollar verdienen. Und man wagte es, ihm einen Kontrakt mit 70,000 anzubieten. Wie nahm er es auf?

Der Vertrag war vor dem Frühstück gekommen. (Es sei daran erinnert, daß Babe 10 Mahlzeiten im Tage zu sich nimmt; er strahlt soviel Wärme aus, daß er am kältesten Wintertag keine Unterwäsche tragen kann). Das erste Frühstück ist eine wichtige Angelegenheit im Hause des Baseballgotts. Mrs. Clara Ruth und Julia und Dorothy Ruth wissen bereits von dem Eintreffen des impertinenten Angebots der New York Yankees. Babe Ruth läßt einen Ruf nach einer Füllfeder durch die Wohnung schallen. Mrs. Ruth rauscht in blaßgrünem Crêpe-Pyjama und grasgrünem Seidenkimono herein und flötet: „Um Himmelswillen, Babe, du wirst doch nicht unterschreiben?“

„Zum Teufel,“ brummt das Babe, „ich brauche doch eine Feder zum Zurückschicken!“

„Was ist bloß die Adresse von dem verdammten Büro?“ fragt das Babe plötzlich.

„Welches Büro meinst du?“

„Die Yankees. 42 ist die Hausnummer, aber die Straße?“

„55. Straße. West“ meint Mrs. Ruth aufhorchend.

„Ich sollte ihnen doch einen getippten Brief schicken.“

„Vielleicht solltest du zuerst frühstücken.“

Das Babe setzt sich indessen in den großen Armstuhl am Fenster. Er hadert mit Gott und der Welt.

„Was wollen die in der Liga? Was muß man tun, um es ihnen recht zu machen? Ich habe eine königliche Saison hinter mir und jetzt kürzen sie mich um 10 000.“ Das Babe schnaubt wie verwundetes Edelwild.

„Wenn ich ein schlechtes Jahr hinter mir hätte,“ schnaubt es, „meinetwegen, ich würde es verstehen. Bitte sehr! Kürzung! Jawohl! Aber es war eines der besten Jahre, die ich je gehabt! Man sollte glauben, ich bin den Yankees 80000 wert. Wo ist die Füllfeder? . . . Die Leute sollten doch soviel Kinderstube haben, solchen Dingen zumindest ein Antwortkuvert beizulegen.“

„Es ist gewiß nicht fair,“ beruhigt die Göttergattin. „Aber bevor du etwas unternimmst, komm und nimm etwas zu dir.“

„Was gibt es?“ fragt das Babe sachlich.

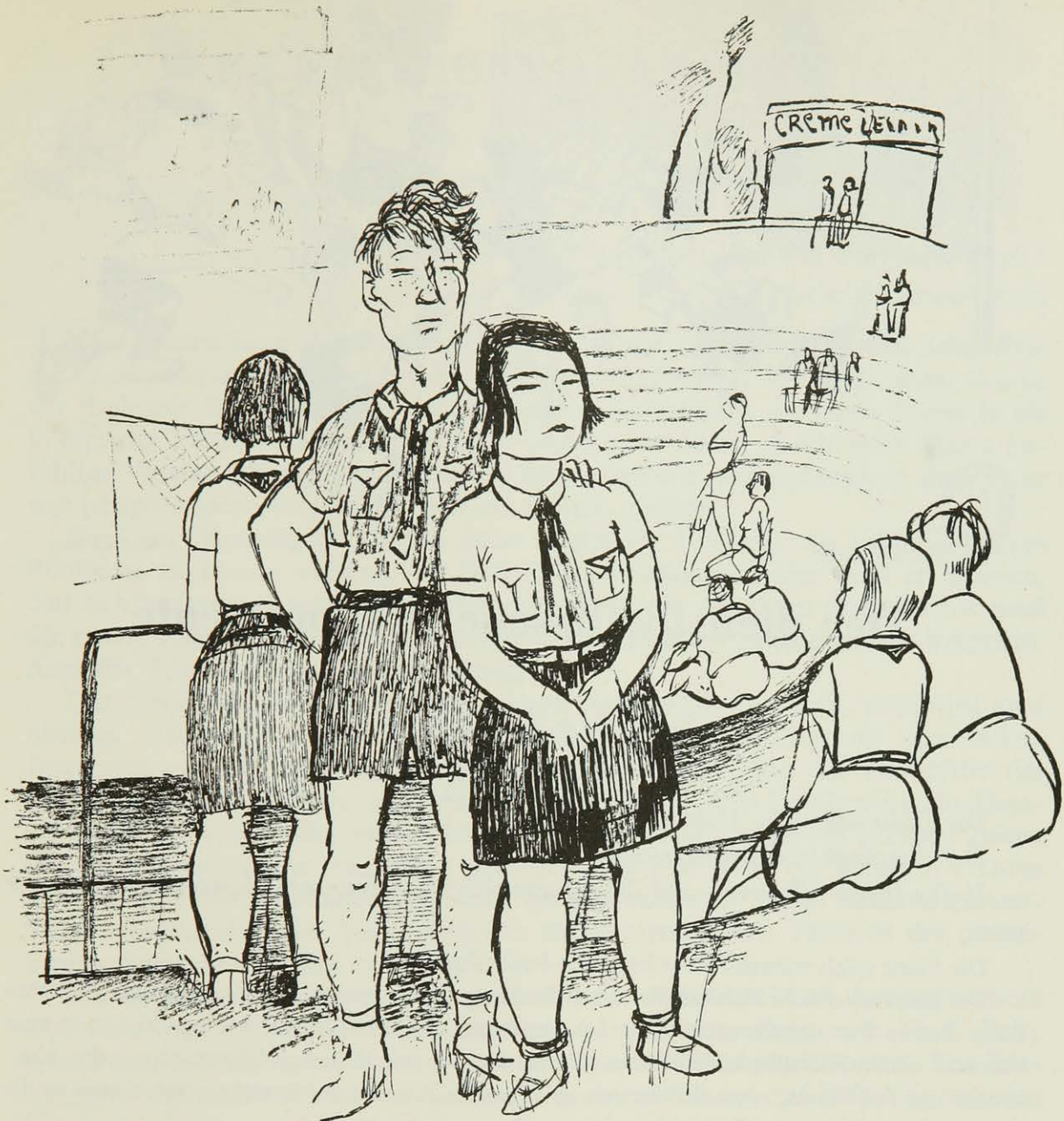
„Hammelsteaks.“

„Hammelsteaks,“ hallt es aus dem Babe zurück. Es öffnet die Schärpe seines olivengrünen Schlafrocks. „Das erinnert mich daran, daß ich bald Golf spielen muß.“

Eine Weile ist es still am Frühstückstisch. Das Babe nährt sich.

„Weißt du,“ läßt sich das Babe jetzt vernehmen, etwas undeutlich wegen des dritten Hammelsteaks, das es jetzt zermahlt, „ich würde mit 70 000 unterschreiben, wenn sie mir einen Kontrakt auf zwei Jahre geben wollten. 70 000, gar nicht so schlecht . . . Die heißen Semmeln, Clara . . . Es könnte schlechter sein . . . Also, wenn es ein Zweijahrkontrakt wäre, meiner Seel, ich unterschrieb's. Für ein Jahr,





Jeanne Mammen

- *Kommst du heut zu mir?*
- *Training?*
- *Nenn es, wie du willst.*

nein, das nicht. Hätte ein anderer das Jahr, das ich voriges Jahr hatte, sie würden ihn aufbessern; jedenfalls nicht kürzen. 80 000 für ein Jahr oder 70 000 für zwei Jahre, jawohl . . . Noch etwas Schinken, Clara. Ich schicke diesen Kontrakt zurück und gehe Golf spielen . . .“

Tatsache ist, daß Babe Ruth nicht mehr der Jüngste ist. Er ist ein Veteran. 154 Spiele in der Saison, das ist schon ein bißchen zuviel für ihn. Immer öfter muß er sich wegen Verletzungen aus dem Felde zurückziehen. Er ist langsamer geworden. Seine Zukunft ist unsicher. Trotzdem sprechen noch die Spieler: „Schön, ich bin kein Trumpf wie Babe. Aber ich bin halb so viel wert wie er, ein Viertel, ein Fünftel, ein Sechstel . . .“

Der Baseballgott hat den Kontrakt angenommen.





Der lachende Dritte

Michael Biro

## Der dienstbeflissene Inkompetente

Von

*Achille Campanile*

PERSONEN:

*Der leidenschaftliche Habitué*

*Der dienstbeflissene Inkompetente*

*Fußballspieler, Zigarren- und Zigarettenverkäufer, Schutzleute, Zehntausend Zuschauer usw.*

Die Szene spielt während eines lebhaften Fußballmatchs.

Der leidenschaftliche Habitué sitzt unter der Menge, ganz hoch oben auf einer Bank im letzten Rang. Neben ihm der dienstbeflissene Inkompetente, der natürlich nichts begreift, da er zum erstenmal einem Fußballspiel beiwohnt. Er beobachtet mit höflicher Überraschung die Ausbrüche des Publikums, ohne daß es ihm gelänge, die Ausrufe zu verstehen, mit denen es die verschiedenen Phasen des Spieles kommentiert.

Der leidenschaftliche, unfehlbare Habitué ist einer der enragiertesten. In einem gewissen Moment entspinnt sich auf dem Platz eine der üblichen Prügeleien unter den Spielern. Aus dem Publikum werden Rufe wie „Händel!“ und grelle Pfiffe laut. Aber den Schiedsrichter scheint dies nicht zu berühren. Das Getümmel steigert sich zu bedenklichen Proportionen.

*Der leidenschaftliche Habitué*, wie ein Irrer um sich fuchtelnd, im Zustand grenzenloser Erregtheit:

Ja, gibt's denn hier keinen Schiedsrichter?

*Der dienstbeflissene Inkompetente*, klein und plattfüßig, rennt atemlos hinunter, indem er von Stufe zu Stufe zwischen die tobende Menge springt, geht bis zum Netz vor, um sich zu vergewissern, daß der Schiedsrichter tatsächlich anwesend ist, dann macht er denselben Weg wieder im Laufschrift zurück, die Stufen zu zweit und dritt auf einmal nehmend, langt keuchend und in Schweiß gebadet oben an und sagt zum leidenschaftlichen Habitué:

Ja, es gibt einen.

VORHANG.

(Berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von A. L. Erné)



# Was verdienen Amateure?

Von

*Heinz Alexander*

„Wenn Sie verdienen: lebenslängliche Disqualifikation.“

(Alte Bonzenweisheit)

Die Absprechung der Amateureigenschaft, die dem französischen Läuferstar *Ladoumègue* zum Lohn für die erhebliche Füllung der Verbandskassen wurde, der drohende Bannfluch einer internationalen Bonzokratie, die einen *Nurmi* in die Wüste der Professionals schicken will, obwohl der Finne durch seine Starts unzählige Vereine vor der Pleite bewahrt hat, haben die Aufmerksamkeit einer sonst nur peripher interessierten Mitwelt zu erregen gewußt.

Darf ein Mensch, der durch seine sportliche Leistung ein zahlungswilliges Publikum zu fesseln vermag, ein Entgelt dafür beziehen, oder muß er zulassen, daß sich andere auf seine Kosten bereichern? Nach gerechten Grundsätzen muß die zweite Frage verneint werden, weil ihre Bejahung den guten Sitten widerspricht. Aber der Sport hat seine eigenen Gesetze.

Das Amateur-Problem besteht, solange Sport getrieben wird, und wird akut bleiben, solange die sportlichen Gesetzgeber — übrigens nur aus egoistischen Interessen — die Fiktion aufrecht erhalten, als ob der Sport der Gralhüter der Moral, und Geldverdienen ein satanisches Laster sei. Das Problem ist ein kleinbürgerlicher Popanz, den man radikal beseitigen sollte. Bei diesen lausigen Zeiten hält es sowieso schwer, im Sport pekuniär „auf den Topp zu kommen“. Diese sportamtliche Als-Ob-Philosophie vom „reinen Amateur“ wirkt heute als künstliches Nebelgebilde, zur Verhüllung des wenig olympischen Treibens der prominenten Sportshelden und -händler.

Welche Sportarten geben Gelegenheit zum Verdienst? — Ausgesprochene Mannschaftssports wie Hockey, Handball oder Rugby, aber auch Golf, Polo, Wasser- und Wintersport bieten kaum einkommenskräftige Möglichkeiten. Das Einkommen beschränkt sich auf die Beschaffung einer Stellung, auf Befreiung von den Mitgliedsbeiträgen und dergleichen. — Sportreisen sind selten und unterliegen der scharfen Aufsicht des Klubschatzmeisters, da bei diesen Sports die Unkosten zu Lasten des reisenden Klubs gehen.

Die Verhältnisse im Fußball sind bekannt. Der Deutsche Fußball-Bund hat den Spesen-Amateur sanktioniert, während die ihm angeschlossenen Vereine längst zum getarnten Professionalismus übergegangen sind. Fußball besitzt die Gunst und die Geldbörse der Massen. 20 000 Besucher, 15 000 Mark Einnahmen sind ortsübliche Ziffern eines Spiels von mehr als nur lokaler Bedeutung. Mit den Kräften seiner Spieler verdient ein Klub sehr hohe Summen, die er natürlich wieder für Klubzwecke verwendet, d. h. auch zur Beruhigung des eigenen Gewissens, das niemals diese Bereicherung ertragen würde, wenn sie nicht gleichzeitig auch der prominenten Elf zugute käme. Seit einem Jahr beziehen die Spieler ein amtliches Gehalt von 7,50 RM für jedes Spiel. Dafür läßt sich aber kein Fußball-Crack seinen Meniscus verletzen. Also bleiben das „Konto X“, in der Bilanz unter „Sonstiges“ enthalten, und die Privatbörsen solventer Gönner in Kraft, die die „gehabten Spesen“ angemessen begleichen und gar von Zeit zu Zeit eine geschickte Dividendenausschüttung vornehmen. So ist schon manche „Kanone“ zu einem Zigarrengeschäft oder einer Bäckerei gekommen. Diese Summen sind unmöglich zu erfassen,



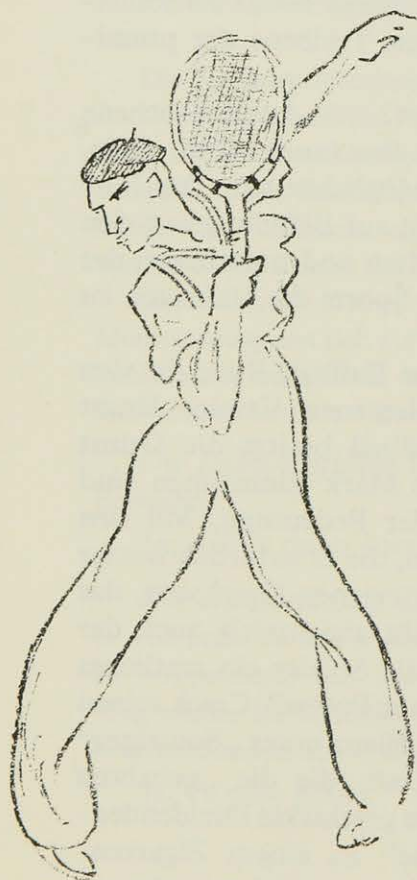
weil z. B. die Bedeutung *Sobeks* für *Hertha* einen irrationalen Wert hat. Über den metallenen Beigeschmack von Vereins-„Wechsel“ zu reden, wobei schon manch einer nicht nur symbolisch geplatzt ist, hieße den DFB. eine Blinden- und Taubeneinigung schelten!

Im Tennis gilt eine Maxime: wer mit einem Turnier die Jahresunkosten und noch etwas für den Reservefonds seines Klubs verdienen will, muß es sich etwas kosten lassen. Dieses „Etwas“ ist ganz individuell und richtet sich nach dem Renommee, das der Spieler bei *Wallis Myers* genießt. Ein Spieler von Format ist bei standesgemäßen Ansprüchen sehr wohl in der Lage, im Sommer eine Bädertournee zu absolvieren, den Herbst in Italien zu verbringen, im Winter auf gedeckten Courts sein Fortkommen zu suchen und sich im Frühjahr an der Riviera für die anstrengende Sommersaison beizeiten zu stählen. Neugierigen Fragen nach dem Beruf begegnet der Spieler zweckdienlich mit dem Hinweis, Vertreter für Tennisartikelfabriken zu sein. Doch hüte er sich, die einheimische Industrie vor den Kopf zu stoßen! Sonst vermerke man als Beschäftigung, Amateur zu sein. Dieser Beruf ernährt im Tennis seinen Mann und seine Frau. Und Arbeit schändet bekanntlich nicht, bestimmt nicht im Tennis!

In der Leichtathletik verdienen ausschließlich jene 25 bis 30 Cracks, die in der Saison als Wanderzirkus durch die Lande ziehen. Taucht z. B. in der Provinz ein Köhner auf, so ist er bald darauf in Berlin zu finden. Ein Klub hat ihn sich eingehandelt, bietet ihm eine gute Stellung, zahlt ein eventuell notwendiges „Studium“, bei freier Wohnung und Verpflegung im Klub selbst. Zur Zeit sind die Firmen-, besonders die Versicherungskonzerne en vogue. Sie bieten eine 150 RM-Stellung und 50 Rpf. für den Trainingstag. Geht dieser Köhner später einmal in die Provinz zurück, behält sein Berliner Verein ein Interesse daran, ihn fernerhin für seine

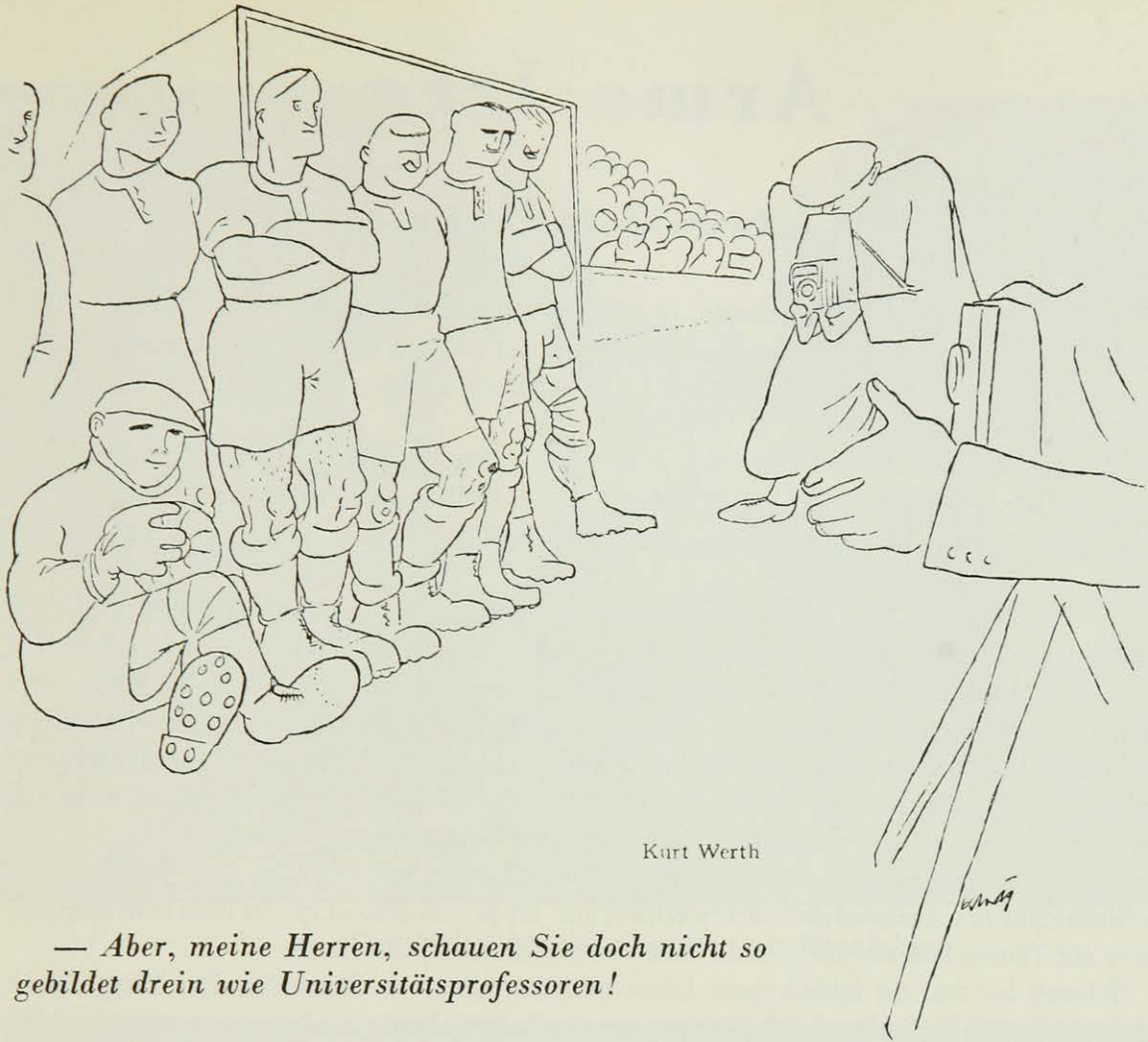
Farben starten zu sehen. Ist es dann wirklich ein Wunder, wenn dieser junge Mann, der keinerlei eigene Einkünfte hat, sich sein Auto halten kann? Die Behörden dulden dies, weil sie den jungen Mann für ihre eigenen Feste gebrauchen und sein Können als einnahme-kraftiger Magnet wirkt.

Die hauptsächlichen Einnahmequellen fließen aus den Sport-Reisen, die augenblicklich notgedrungen beschränkt sind, aber beträchtliche Möglichkeiten besaßen, „gehörig anzuschaffen“. Es ist hier üblich, bei bestimmter Fahrdauer die zweite Klasse mit Schlafwagen zu vergüten. Es gibt wohl keinen Athleten, der dann nicht Holzklasse reist, um die Differenz einzustecken. Ein anderer Athlet, der größtes Ansehen genießt, wohnt bei der Abrechnung nach einem Meeting immer in Ostpreußen, dabei ist er in Berlin garnisoniert. Er kann ganz schöne Einnahmen verzeichnen. Wer hat auf jenen Trupp geachtet, der mit bezahlter Rückfahrkarte aus der Schweiz kam, um hintereinander in Karlsruhe, Mannheim, Nürnberg, Halle, Berlin, Rheinland und Kassel zu starten? Einige Mitglieder gaben als Wohnort in Süddeutschland eine norddeutsche Stadt an, und jenseits des Maines bezeichneten sie sich als Angehörige süddeutscher Universitäten. Überall liquidierten sie zweiter Klasse, Schlafwagen, hin und zurück, und sonstige Spesen. Einige Herren dürften



Kiril Arnstam





Kurt Werth

— *Aber, meine Herren, schauen Sie doch nicht so gebildet drein wie Universitätsprofessoren!*

damals mehr als 1000 Mark verdient haben. Bei anderer Gelegenheit veranstaltete ein geschäftstüchtiger Athlet in seinem Heimatort ein Abendsportfest, engagierte sich einige durchreisende Kollegen, die bereits von einem späteren Veranstalter mit Billetts versehen waren, buchte mehrere Tausend Besucher, fand seine Freunde reichlich ab und steckte den beträchtlichen Rest selbst ein. Besonders schlaue Herren schicken Reisebegleiter zur Abrechnung vor, die einen erheblichen Posten an Reise- und Verpflegungsgelder, an Massage- und sonstigen Spesen zu liquidieren pflegen und später im eigenen Klub die Quoten anteilmäßig verrechnen, die um so höher sind, je stärker der gastierende Verein beim Veranstalter am Gewinn beteiligt ist. Der obersten Behörde werden getarnte Liquidationen vorgelegt, während das eigentliche Geschäft durchweg von „privat zu privat“ getätigt wird. Vereine, die Sportfeste aufziehen, wollen verdienen, und können es nur, wenn sie Zugnummern zu bieten vermögen: gute Ware gegen gutes Geld!

Vereine, Verbände und Behörden wissen durchaus von diesen Vorgängen, ohne dagegen einzuschreiten. Sie predigen zwar nach außen das hohe Lied von den ideellen Werten des Amateursports. Im Innern tolerieren sie diesen erbärmlichen Zustand von Heuchelei und Betrug, weil sie selbst daran finanziell interessiert sind. Sie schreiten nur ein, wenn es gilt, der Konkurrenz im anderen Land eines auszuweichen. Der Professionalboxer ist ein ehrlicher Mensch, der amatörichte Sprintermeister muß ein Lump werden, weil es seine vorgesetzten Bonzen wollen. Was verdienen die Amateure? Schnellstens einen Herkules, der diesen sportbehördlichen Augiasstall ausmistet! Der Ehrlichkeit und der Reinheit wegen führe man den Professionalismus überall ein. Denn heute ist im Sport nichts mehr zu verdienen.



# Arme Irre

Von

*Rudolf Arnheim*

**D**arauf habe ich ihm vorgeschlagen, er soll mir den kleinen Sechssitzer für Siebenhundertfünfzig lassen, wenn ich ihm Hundertachtzig bar auf den Tisch knalle und den Außenbordmotor von Arthurs fünfundzwanziger Kajütenkreuzer zugebe. Aber die Leute sitzen noch auf dem hohen Pferd.

— Haben Sie ja auch keine Freude von dem Wagen! Der hat jetzt gut seine Achtzigtausend drauf. Das hören Sie doch schon am Druck, daß der in der Kupplung sperrt, und ehe ich an der Lichtmaschine spare, lege ich lieber eine Rate zu, da weiß ich, was ich für Material unterm Sitz habe.

— Er wollte mir den Fünf-Sechszwanziger Sporttyp unter der Hand zedieren, weil doch Rohrbeck ein Interesse daran hat, das Modell aus dem Handel zu ziehen, aber wie soll ich bei dem Attrappenchassis sechs Zylinder ausfahren? Man merkt eben, daß die bei Rohrbeck nicht rechnerisch durchkonstruieren. Lassen Sie mal das Getriebe anlaufen, das spielt gar nicht, das ist alles viel zu sehr nach Schnauze gearbeitet. Und wenn ich nicht meine Hundertzwanzig korrekt ausfahren kann, steh' ich auf dem Standpunkt, dann habe ich mehr davon, wenn ich den kleinen Phaeton mit zweihundert Mark Abzug als Vorfürswagen bekomme.

— Der Wagen liegt zu breit auf der Stange.

— Sicher fällt er manchmal ein bißchen schwer aus. Ist ja kein Serientyp. Da muß man stoppen, wie er auf Touren kommt. Ist ja dann auch viel Augensache beim Kauf.

— Nehmen Sie mal die lachsfarbene Innensteuerlimousine von Schneider. Der hängt Ihnen auf staubigem Gelände den Sperber-Privat aus der kalten Hand ab, aber selbst wenn Sie bloß mal einen Hubraum von zwei Kubikdezimetern ansetzen, dann stellt der sich im Betrieb gut auf Zweihundertfünfzig.

— Dafür macht er Ihnen aber den Simplon glatt im Dritten. Dabei können Sie Zeitung lesen. Da holen Sie einen Durchschnitt von Achtzig raus, und der bleibt Ihnen stramm auf der Nadel.

— Ist ja viel Gefühlssache, und in der Machart mag er ja preiswert sein, aber dann muß ich ihn im November aufbocken, und die Steuer kostet mich ab März rückwirkend schon so viel, wie ich am Reifenverschleiß spare. Und schließlich muß ich doch auch mein Kapital amortisieren. Da fahre ich lieber Gemisch.

— Das ist Sparsamkeit am falschen Fleck. Wenn Ihnen dauernd der Kühler niest, da haben Sie keine Freude an der Natur, und ich sage immer, ein Kabriolett ohne Vollgas ist wie ein Armaturenbrett ohne Tourenzähler.

— Der Wagen zieht sehnig auf Achse. Der liegt Ihnen wie Spucke auf der Chaussee. Und die Betriebssicherheit! Er will mir ja einen Zuschuß zur Bereifung geben, wenn ich Elfriede den gebrauchten BFM zum Fabrikpreis vermittele, aber ich sage mir, sie hat bloß Führerschein 2a und polizeiliches Führungszeugnis, und das reicht nicht.

— Sie fahren ja die Damen sowieso auf Ihre Rechnung und Gefahr. Dafür nehme ich Kasko. Da stehe ich per Saldo ganz anders da. Und wenn Sie den heute angeben, dann bekommen Sie vielleicht Achthundert und haben ihn noch nicht mal ab Werk. Da müssen Sie sich noch die Steuer-PS einrechnen, und der Wagen haut Ihnen schlecht gerechnet zehn Liter auf den Kopf. Zehn? Fünfzehn.

Der Schaffner: Hier noch jemand ohne Fahrschein?

— Ein einfach.

— Ein Umsteiger Stadtbahn und zwei Kind.





Der Maler Amédée Ozenfant als Rennfahrer

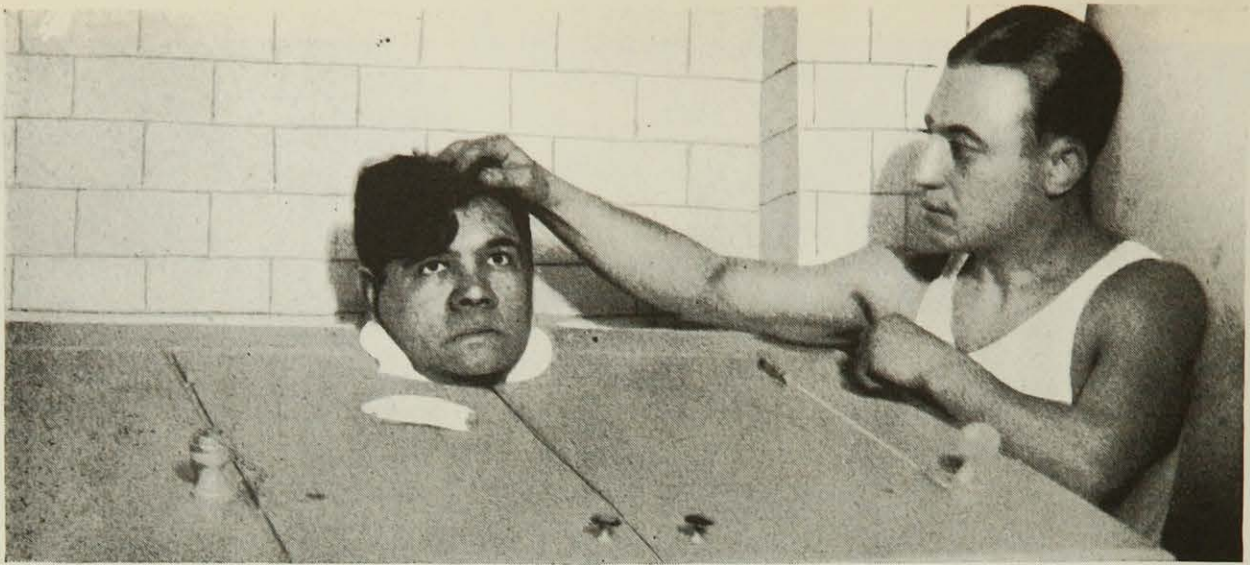
Bernès, Marouteau & Co.



Tandem-Fahrer

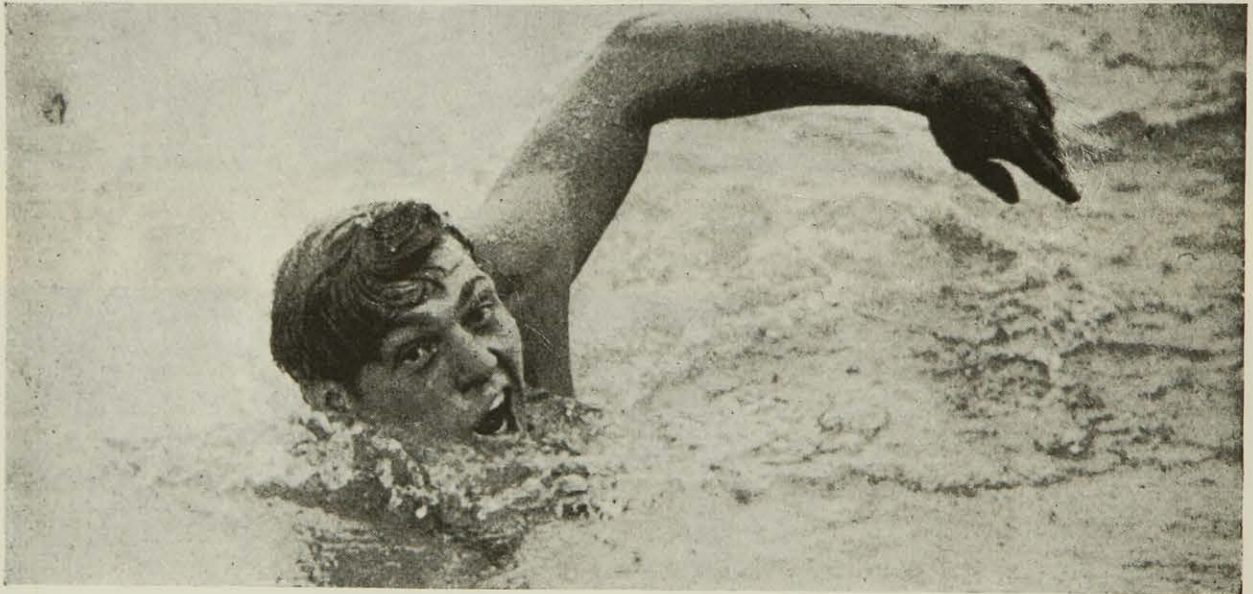
Sammlung Raoul Korty





Der Baseballkönig Babe Ruth im Schwitzkasten

Keystone View



Johnny Weißmüller

New York Times



Ansprung im Rugby

Federmeyer



# Kunst und Moral des Crawlens

Von

*Robert Musil*

Lieber Ferdi, Sie scheinen ja trotz Ihrer neunzehn Jahre noch ein Anfänger zu sein, weil Sie mich fragen, ob Crawlens eine Kunst oder eine Wissenschaft sei. Ich habe schon von vierzehnjährigen Knaben die entschiedene Erklärung empfangen, daß es eine Wissenschaft ist, und Siebzehnjährige zeigten sich fest überzeugt, eine Kunst auszuüben. Zweifeln ist nicht zeitgemäß. Aber ich will Ihre Frage, so gut ich es vermag, beantworten und so gescheit, daß Sie es mit den berühmtesten Hydrocephalen sollen aufnehmen können:

Das Paradoxon des Crawlens heißt:  $a < c$  und  $b < d$ , und trotzdem  $a + b > c + d$ . (Falls Sie sich gegen das Erlernen der Mathematik ablehnend verhalten haben sollten:  $<$  bedeutet kleiner als,  $>$  größer als). In Worten: Du schwimmst mit den Beinen allein oder mit den Armen allein in der Art der Crawlbewegung schlechter als in der gewöhnlichen, trotzdem mit Armen und Beinen zusammen viel schneller.

Woher kommt das? Welche physikalischen oder physiologischen Vorgänge erzeugen diesen Bewegungswiderspruch? Ich gestehe Ihnen meine ursprüngliche Hoffnung, in der Beantwortung dieser Zwischenfrage die Grundlage für unser Streben nach der Entscheidung *Kunst oder Wissenschaft* zu finden. Man kann ja in der „Geschichte“ des Schwimmens auf den ersten Blick eine steigende Stufenleiter der Schwierigkeit wahrnehmen, und zwar so, daß in den aufeinander folgenden Schwimmmarten nicht etwa das Erlernen, wohl aber merkwürdigerweise das Begreifen des Erlernen schwerer wird. Das gewöhnliche *Brustschwimmen* ist in seinem Grundtypus ein ganz verständiges Sich-einen-Weg-durchs-Wasser-Bahnen, nicht viel anders, als man es durch jede andre Menge täte. Das *Spanische Schwimmen*, das darauf folgte, war ihm in der Beinarbeit ähnlich, und auch der raumgreifende, schnellere, trotzdem die Atmung schonendere, Durchzug der Arme kam dem Verständnis entgegen. (Sie wissen? Diese Armbewegung war der des Crawlens ähnlich, nur griff sie weiter vor, kam flacher ans Wasser und wurde nicht nur gegen den Körper, sondern auch noch an ihm vorbei durchgezogen.) Aber schon der *gerissene* Beinschluß bei beiden Arten, gar die *Schere*, die man manchmal sah (Beinschluß mit leichter Kreuzung), das *Walzen* vieler guter „Spanier“, das Strecken oder weiche Durchhängen des Körpers waren in ihrer Wirkung hydrodynamische Geheimnisse. Vollends nun beim Crawlens kommt man mit der einfachen Mechanik der schiefen Ebene nicht mehr aus. Da müßte man wohl Stromlinien, Wirbel, Druckgefälle, Gleitwiderstände und andere Plagen der Theorie der Bewegung eines festen Körpers in Flüssigkeiten aus dem Schiffs-, Turbinen- und Flugzeugbau heranziehen, um erst am Ende auf den naheliegenden Gedanken zu kommen, daß der Körper, mit dem man es zu tun habe, gar kein fester, sondern ein elastischer und in sich veränderlich bewegter sei. Immerhin sollte es auf diese Weise möglich sein, wenigstens im Rohen ein Bild der physikalischen Verhältnisse zu gewinnen, die den Auf- und Vortrieb bei den verschiedenen

Gegenüber: Photo Aurel Abramovici



Techniken des Schwimmens zustandebringen, und schon das würde genügen, um der Ausbildung dieses Sports gewisse Richtungen zu weisen, abgesehen davon, daß eine solche Untersuchung an sich nicht ganz ohne Reiz wäre.

Nicht weniger wäre auch von einer biomechanischen, auf die Möglichkeiten des Körperbaus gegründeten, Betrachtungsweise zu erwarten, die das Schwimmen des Menschen mit dem der Tiere vergleicht. Wir sind im Wasser Vierfüßler. Die natürlichen Versuche eines „Nichtschwimmers“, sich über Wasser zu halten, haben bekanntlich große Ähnlichkeit mit dem Schwimmen des Hundes, noch größere mit dem des Affen, soweit ich mich nach ein paar Beobachtungen an dieses erinnern kann. Geht man davon aus, so erscheint das Crawlen als eine Rückkehr zur Natur ein abgefeimtes Nichtschwimmen, das allerdings auch mit allerhand Bewegungselementen versetzt ist, die dem Körper von Robben, Seehunden und südlicheren Meisterschwimmern abgeguckt sind; und dazwischen, aber abseits von dieser geraden Entwicklungslinie, wäre dann wohl erst das Brustschwimmen einzuordnen, als der ursprüngliche Versuch, besser zu schwimmen, als es einem von Natur gegeben ist, der sich scheinbar nach irgendwelchen rudernden Wassertieren, Käfern, Kröten oder ähnlichen, gerichtet hat.

Ich glaube, daß solche Untersuchungen recht fesselnd sein könnten, und auch in dem Wunsch, Ihnen ein Gefallen zu erweisen, da Sie doch nun einmal Ihren Sport „ernst“ nehmen wollen, habe ich mich bemüht, physikalische und biologische Literatur darüber aufzutreiben. Ich will nicht behaupten, daß es keine solche gibt, da ich nicht genug Zeit hatte, alle Möglichkeiten zu erschöpfen, aber das eine kann ich Ihnen melden, daß in der größten technischen Bibliothek Deutschlands bei Benutzung der Kataloge und aller üblichen bibliographischen Hilfsmittel keine einzige solche Behandlung unseres Gegenstands nachzuweisen war.

Demnach scheint Crawlen also doch noch keine Wissenschaft zu sein.

Das ist sehr bitter, denn dadurch rückt es in den Bereich der Kunst und der Persönlichkeit. Wahrhaftig haben Sie mich ja auch gleich gefragt, was es bedeute, daß das Crawlen nach einem *Stil* geübt werde, genau so wie die Kunst, und worauf ein solches Phänomen wie Stil überhaupt hinauskomme. Sie werden natürlich selbst beobachtet haben, daß alle Arten des Crawlens, wie es nicht anders sein kann, gewisse Eigentümlichkeiten gemeinsam haben, so die im allgemeinen flache Lage des Körpers, die weiche Streckung des Beins, die gestielt-blattartige und fliegenklappenähnliche Mitbewegung des Fußes; auseinander gehen dagegen die Meinungen zum Beispiel über die Zahl und Skandierung der Fußschläge im Verhältnis zum Armtempo, über den Weg des Arms, über den Grad der Körperstreckung und vor allem über das Zusammenwirken dieser Einzelheiten. Muß man durch irgendwelche Umstände mehrmals den Lehrer wechseln, so gerät man unweigerlich in die Gefahr des Ertrinkens. So zeigt sich der Stil. Ungefähr ebenso klar wird er sich Ihnen zeigen, wenn Sie Gelegenheit haben, ihn an berühmten Schwimmern zu beobachten: Jeder macht jedes in seiner Weise. Betrachten Sie die Figuren, so finden Sie alle Arten von ihnen auch innerhalb der gleichen „Strecke“, obwohl sich doch Körperbau und Leistung gegenseitig beeinflussen. Mann und Frau, ohne Zweifel ungleiche Verhältnisse dem





Heinz Meckel

— *Kusch, Meer!*

Wasser darbietend, schwimmen trotzdem in keinem auffällig verschiedenen Stil. Ja sogar der Anteil der Beinarbeit, der am geheimnisvollsten aussieht, versetzt uns nach langer Enträtselung erneut in Bestürzung, da es sich herausgestellt hat, daß auch ein Mann, dem ein Fuß fehlt, einer der besten Schwimmer werden kann.

Ihre Frage, was Stil sei und bedeute, möchte ich also doch lieber nicht auf einem Gebiet beantworten, das so anstrengende Ansprüche an den Geist stellt wie der Sport, ja ich möchte sie überhaupt nicht beantworten. Nur soviel davon: Von Stil spricht man immer dort, wo eine Leistung nicht eindeutig abgefordert ist, wo ein gewisses arbiträres Verhältnis zwischen Aufgabe und Lösung herrscht. Er ist ein Ersatz der Normierung, aber keineswegs ein willkürlicher. Denn dem Stil liegt immer eine mit oder ohne Bedacht ausgefeilte Methode zugrunde, die sich in ihrer Art vervollkommen läßt, bis ein Punkt erreicht wird, wo es *so* nicht weitergeht. In diesem Sinn hat die Schönheit Stile, und nahe verwandt damit sind die Moden, aber das Wesentliche daran ist nicht etwa, daß der Geschmack ein anderer wird, sondern daß er der gleiche bleibt, nämlich ein Etwas, dem es im Grunde nie klar ist, was es will. Wir scheinen die merkwürdige Eigenschaft zu haben, daß wir, wenn wir einmal etwas wollen, es so lange weiter wollen können, bis nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, daß wir aber im Ganzen nicht wissen, was wir wollen sollen. So verhält es sich ja meistens auch in der Kunst, wo die Stile aufblühen, in sich dicht werden und vermorschen wie die Bäume. Und so kann man sogar von Stilen der Moral reden, was verrät, daß diese nicht so sicher ist, wie sie selbstsicher tut.

Wenn Sie das nun auf das Crawlen anwenden wollen, so werden Sie erkennen, daß wirklich auch da der Stil die Kunst ist, eine Unwissenheit auszugleichen, in diesem Fall die um die rationellen Bedingungen des Schwimmens, die herauszubekommen bei einer verhältnismäßig so einfachen Zweckhandlung mit der Zeit sicher gelingen wird. Dann wird es nur noch soweit Stil geben, als die verschie-



denen Arten der körperlichen Anlage verschiedene Ausnutzung verlangen, und etwa noch so viel wie bei einem Rennboot, das doch immer eine Individualität ist, wenn es auch nach noch so genauen Formeln gebaut wird. Höhere geistige Vorgänge, wie etwa bei den eigentlichen Kampfsportarten oder beim Reiten, wo das Verhalten zu einem zweiten Wesen mit ins Spiel kommt, werden vom Schwimmen wenig in Anspruch genommen. Aber indem ich das Wort *böhere geistige Vorgänge* niederschreibe, brennt mir auch schon die Warnung auf der Zunge, die ich bisher zurückgedrängt habe: Suchen Sie auf keinen Fall im Sport das Hohe, sondern nimmer nur das Niedere! Das wird heute im Wert verwechselt und auf eine Weise, die so eigentümlich ist, daß ein paar Worte darüber schon wirklich lohnen.

Wir hören es nie anders, als daß der Sport menschlich erziehe, worunter ungefähr verstanden wird, daß er seinen Jüngern allerhand hohe Tugenden, wie Freimut, Verträglichkeit, Redlichkeit, Geistesgegenwart, klares und schnelles Denken verleihe. Nun, Sie wissen es: der große Sportsmann ist nicht nur ein Genie, sondern — solange er keine Prozente nimmt — auch ein Heiliger. In Wahrheit würde aber, ebenso ernst genommen, auch jede andere Beschäftigung die gleichen Tugenden verleihen, und was der Sport moralisch noch anderes bewirkt, ist höchstens eine Verfassung gelassener Nettigkeit und Aufmerksamkeit auf sich und andere, wie man sie auch aus den erschlossenen ersten Tagen eines Sommeraufenthalts kennt, und jenes sichere Verhältnis zur Natur, das sich in dem Gefühl äußert, man könnte Bäume ausreißen. Im Sport die Ausbildung höherer moralischer und intellektueller Fähigkeiten zu suchen, kommt von jener veralteten Psychologie, die geglaubt hat, das Tier sei entweder eine Maschine, oder es müsse, wenn es eine Wurst sehe, einen Syllogismus von der Art bauen: das ist eine Wurst, alle Würste sind wohlschmeckend, also werde ich jetzt diese Wurst essen. Nun ist das Tier aber weder eine Maschine, noch baut es Syllogismen, noch schließt und urteilt der Mensch in reizvollen Lagen so. Sondern was bei Tier und Mensch stattfindet, ist bei schnellen Handlungen ein geschichtetes Ineinandergreifen von artmäßig und persönlich festgelegten Verhaltensweisen, die beide fast mechanisch auf äußere Reize „ansprechen“, dazu eine vorausgestreckte Aufmerksamkeit, die auf ähnliche Weise das schon bereitstellt, was in der nächsten Phase in Anspruch genommen werden wird, und schließlich ein dauerndes, völlig unbewußtes Anpassen der vorgebildeten Reaktionsformen an das augenblicklich Erforderliche: auch ein Mensch vollführt die verwickeltsten Handlungen *ohne Bewußtsein*, ohne *Geist*, woraus man ja vielleicht auch schließen darf, daß die Rolle des Geistes nicht die ist, eine im Sport zu spielen.

Es ist kein unwitziger Widerspruch, daß es heute über solche Fragen sehr eingehende Untersuchungen von Philosophen und Biologen gibt, die den Begriff der menschlichen Genialität gerade dadurch neu aufbauen, daß sie ihn über einer tieferen Erforschung der tierischen Natur errichten, während unsere Sportschriftsteller noch immer dabei sind, den Besitz der sittlichen plus der theoretischen Vernunft für eine selbstverständliche Voraussetzung des Crawlens und des Sports zu halten.



# Mein Körper

Von

*Johnny Weißmüller*

Meine körperliche Ausrüstung für Schwimmen im allgemeinen und für Crawlswimmen im besonderen besteht in folgendem: . . . Das heißt, zunächst soll ich wohl sagen, daß mein Lehrer Bachrach der Meinung ist, ich sei fürs Crawlswimmen ideal ausgerüstet. Als er mich zum erstenmal sah, wog ich 77 kg und war 191 cm hoch, schmal, aber nicht knochig. Als Bachrach es zum erstenmal mit mir versuchte, war ich größer als die meisten führenden Schwimmer unserer Zeit. Heute schwanke ich zwischen 87 und 90 Kilogramm und bin 194 cm lang.

Die Schwimmer von einst waren fast immer Männer mit einem breiten Brustkorb und einem Stiernacken und schafften es mit *Dampfschiff*methoden. Mein Meister Bachrach jedoch, angeregt vielleicht durch die Beobachtungen, die er an den prachtvoll schwimmenden langen, schmalen Fischen, namentlich gewissen Barsch- und Hechtarten gemacht hatte, war auf der Suche nach einem *schlangenartigen* Schwimmer. Man hat vielleicht bemerkt, daß die meisten von ihm ausgebildeten Champions, Männer und Frauen, sogenannte „Schlangen“ gewesen sind. Robert Skelton, John Faricy, Sybil Bauer, Ethel Lackie und Paul Samson sind die hervorstechendsten Beispiele des Typs, den Bachrach bevorzugt. *Arne Borg*, der Schwede, ist zu zehn Prozent Schlange, zu neunzig Prozent Dampfschiff.

Nun ist eine lange, schlangenartige Person am besten geeignet, jene Hebelkraft in sich zu entwickeln, die zum Schwimmen über kurze Strecken unerlässlich ist, und gleichzeitig jene Entspannung, die das Blut frei durch die Adern kreisen läßt. Eine solche „Schlange“ begegnet geringerem Widerstand beim Gleiten durchs Wasser als ein vierschrötiger „Ziehhund“.

Mein Kopfumfang ist durchschnittlich, ich trage Hüte Nr. 7, mein Kinn ist nicht von der vorspringenden Art, so daß mein Gesicht dem Wasser nur wenig Widerstand bietet. Meine Schultern sind breit genug, um mir eine große Reichweite zu geben und meine Hebelkraft zu steigern, und doch rund und gepolstert genug, um nur ein Mindestmaß von Wasserwiderstand auszulösen. Mein Brustkorb ist umfangreich, so daß er mir einen großen Lungenspielraum gewährt, und doch ist meine Brust ziemlich breit und flach. Ich sage nicht, daß ich eine hohle Brust habe, meine Brust ist voll. Mein Körper verjüngt sich gegen die Taillenlinie zu, ich habe schmale Hüften, meine Beine gehen allmählich in die Füße über. Meine Arme sind verhältnismäßig lang. Meine Hände und Füße sind groß, vielleicht ungewöhnlich groß, mit langen Fingern und Zehen, nicht so groß, daß sie auffallen würden, aber groß genug, um mit ihnen zu paddeln wie mit Ruderblättern. Meine Schuhnummer ist 10½ B, meine Handschuhnummer 9.



de Togores



Ungleich den Muskeln aller anderen Athleten, sind die *Muskeln des Schwimmers lang, weich und biegsam*. Die durchschnittlichen Athletenmuskeln sind kurz, hart und elastisch, sie müssen sich ja zwischen je zwei Zusammenziehungen und Streckungen schnell und stark ändern können. Der Springer, der Läufer, der Boxer, der Ringkämpfer beziehen ihre Wirkungen aus schnellen und intensiven Muskelkontraktionen. Diese Kontraktion unterbindet vorübergehend die Blutversorgung der Muskeln. Da der Schwimmer in einem anderen Element arbeitet als die übrigen Athleten, in einem Element, das von ihm einen ständigen und gleichmäßigen Energiefluß fordert, kann er solche plötzliche, kräftige Muskelkontraktionen nicht brauchen. Wasser ist ein solider, wiewohl nachgiebiger Stoff. Soll eine Bewegung im Wasser wirkungsvoll sein, muß sie langsam sein. Immer und immer wieder hörte ich Bachrach sagen, im Wasser brauche selbst ein Stein Zeit, um zu sinken. Angestregtes Arbeiten im Wasser bleibt nicht nur wirkungslos, es ermüdet auch ungemein, und man hat nichts davon. Ich hörte schon von vielen großen Allround-Athleten, nie aber von einem Allround-Athleten, der auch im Wasser gut gewesen wäre. Keiner von den großen Schwimmern, von denen ich hörte, hatte sich jemals in einem andern Sport ausgezeichnet. Ich glaube, das dem Umstande zuschreiben zu sollen, daß der Schwimmer eben einer völlig andern Körperausrüstung bedarf als die übrigen Athleten.

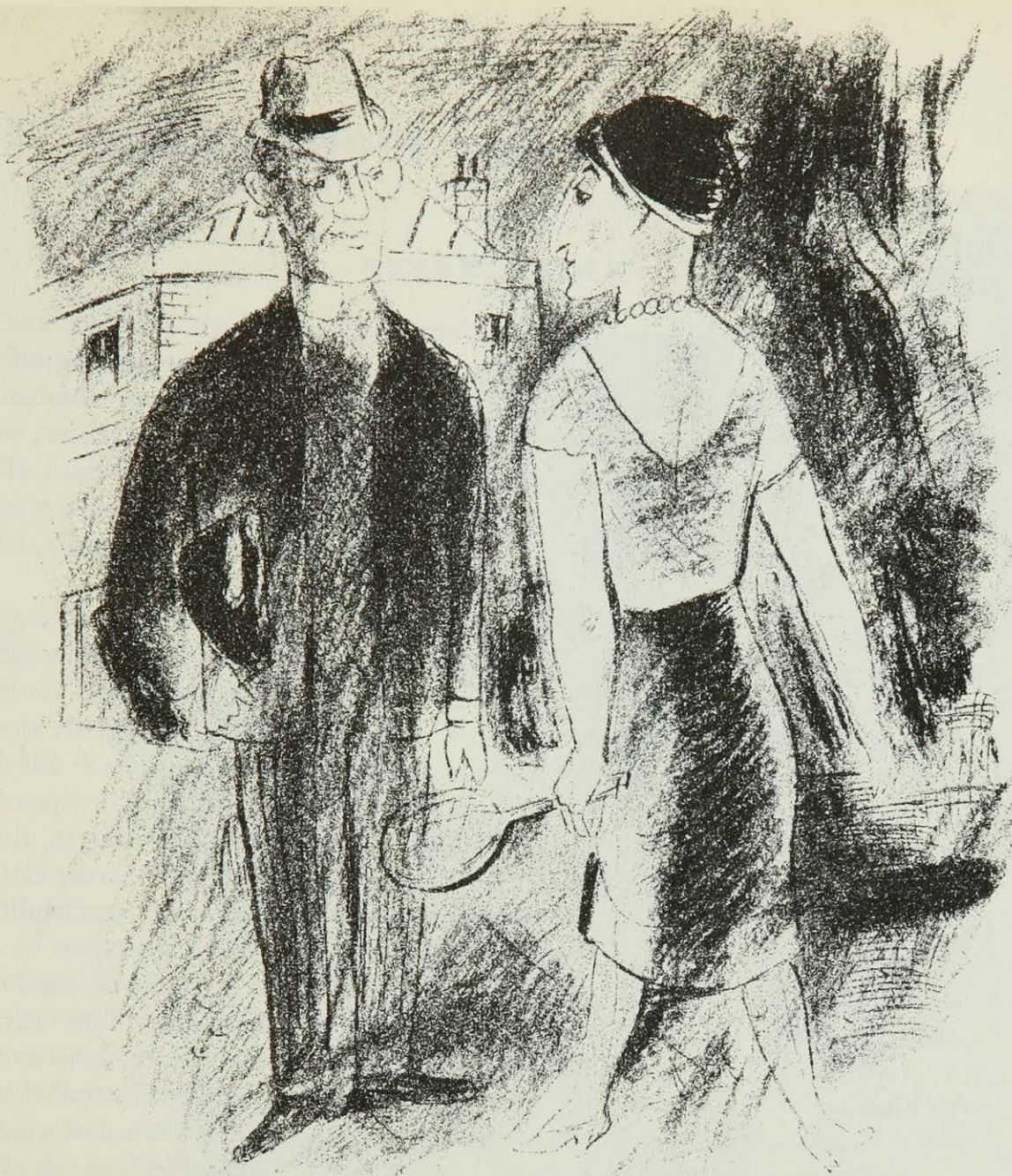
Wir in unserem Illinois Athletic Club sahen oft gute Athleten von ihrem Sportplatz kommen, wo sie Kraft und Ausdauer und gute Form gezeigt hatten: sie sprangen ins Wasser, schwammen eins, zwei Runden und waren dann atemlos und erschöpft. Sie begriffen gar nicht, wie das Wasser sie so schnell ermüden konnte. Der eine Grund ist selbstverständlich der, daß sie niemals Atemkontrolle üben gelernt hatten. Der andere Grund aber ist, daß sie immer Muskelspannung, statt Muskelentspannung geübt hatten. Sie haben plötzliche und heftige Bewegungen, sie stemmen sich dem Wasser entgegen und hemmen dadurch den stetigen und freien Blutkreislauf durch die Muskeln.

Jawohl, der Schwimmer muß lange, weiche, biegsame Muskeln haben. Hier ist ein anderer Faktor, der dem langen Individuum im Wasser einen Vorsprung verschafft. Da er ein langes Skelett hat, entwickelt er auch längere Muskeln. Der Schwimmer soll nicht starke Knochen haben und vor allem nicht klobige Gelenke. Sein Skelett besteht, wenn es ein gutes Schwimmerskelett ist, aus kleinen, aber gut mit Fleisch umpolsterten Knochen; sein Umriß soll Kurven statt Kanten zeigen. Knochen sind schwer wie Steine, Fleisch hebt. Fleisch erzeugt Kurven und Stromlinien. Das erklärt auch, warum die Durchschnittsfrau besser schwimmt als der Durchschnittsmann. Frauen werden vom Wasser gehoben, weil sie kleinere Knochen, mehr Fleisch und viele Körperkurven haben.

Zu allen diesen Merkmalen muß der Schwimmer noch ein starkes Herz haben, das große Blutmengen durch seinen Körper pumpt. Ärzte untersuchten Arne Borg und fanden, daß er ein außerordentlich umfangreiches Herz hat, „ein wahres Roßherz“ meinten sie; bei seiner Schwimmarbeit kann er es wahrhaftig brauchen; aber jeder Schnellschwimmer braucht ein umfangreiches Herz. Jeder große Schwimmer hat selbstverständlich ein stärkeres und leistungsfähigeres Herz als ein Durchschnittsmensch.

Ich schwimme mein Feld gerade durch: mich nach rechts oder links wenden





Ernst Graef

- *Warum halten Sie das Rackett in der linken Hand?*
- *Weil ich Ihnen mit der rechten eine schmettern will, Herr Schiedsrichter!*

würde die zu durchschwimmende Strecke verlängern, und es bedürfte eines besonderen Kraftaufwands, meinen Kurs wieder gerade zu machen.

Meistens kümmerge ich mich, während ich schwimme, überhaupt nicht um meine Mitschwimmer. Ich konzentriere mich darauf, eine möglichst vollkommene Form zu zeigen, aus jedem Stoß einen Höchstgrad von Wirkung herauszuholen, mit einem Wort, so gut zu schwimmen wie ich schwimmen kann. In den meisten Kampfsportarten übt das, was der andere Mann macht, auf unsere eigene Leistung einen körperlichen Einfluß: beim Schwimmen ist dieser Einfluß nur psychologisch. Läßt man sich beeinflussen davon, was unser Rivale macht, dann wird man abgelenkt davon, was man selbst macht, und konzentriert sich nicht darauf, eine vollkommene Form zu zeigen. Ich schwimme ein Rennen für mich allein.



# Hippologie der Denkmäler

Von

*Anton Mayer*

Allen, die die Absicht haben, reiten zu lernen, sei empfohlen, sich Denkmäler von Personen zu Pferde anzusehen: sie werden dann am besten begreifen, wie man sich auf dem Rücken des edlen Tieres nicht zu benehmen hat. Überhaupt *reiten lernen*: das ist ebenso unmöglich, wie malen oder komponieren zu lernen, weil es Sache der Intuition, der schöpferischen Begabung ist. Die Mehrzahl aller Reiter, die sich spazieren tragen lassen, kann froh sein, wenn sie möglichst wenig Fehler macht und das Pferd nicht stört — wie es nämlich die steingestalteten Kaiser, Fürsten und Feldherren zu tun pflegen.

Natürlich, es gibt einige Ausnahmen. Alle altgriechischen Reiterdarstellungen, die wir besitzen, sind einwandfrei im reiterlichen Sinne: etwa die rennmäßig galoppierenden, nicht nur kanternden Pferde auf einer Vase des frühen fünften Jahrhunderts im Berliner Museum, deren Reiter tadellos weich im Pferde sitzen und vollkommen in der Bewegung mitgehen; oder der archaische Torso auf der Akropolis in Athen, von dem nur Rücken und Hals des Pferdes, Mittelpositur und Oberschenkel des Reiters erhalten sind. So müssen die Schenkel liegen, dann rollen sie nicht beim Galoppieren, wie es häufig zu sehen ist, so muß sich das Gesäß in den Pferderücken schieben und sich „ansaugen“, wie der sehr anschauliche Ausdruck lautet, dann fliegt der Hinterteil beim Galopp nicht irgendwo in der Luft herum. Den höchsten, jemals erreichten bildhauerischen Ausdruck absoluter Reitkunst stellen die *Parthenonreliefs* dar, die jeder am Pferdesport Interessierte genau studieren sollte. Es reiten etwa zwei Jünglinge nebeneinander, künstlerisch in ein Quadrat hineinkomponiert, also den Eindruck größter Geschlossenheit vermittelnd. Dem reiterlichen Vorgang liegt folgende, genau beobachtete und wiedergegebene Situation zugrunde: der eine sieht sich um, stört sein Pferd mit einer unwillkürlichen Handbewegung im Maul, worauf das Tier böse wird, den Kopf hochschlägt und den Rücken wegdrückt. Der sonst sehr gut sitzende junge Herr macht einen Unachtsamkeits-Fehler, der nicht vorkommen sollte: das Pferd benimmt sich dementsprechend. Der andere reitet ganz konzentriert seinen abgekürzten Galopp, mit ruhiger Hand und aufmerksam im Sitz; das Pferd geht infolgedessen in völlig korrekter Haltung, der letzte Halswirbel steht am höchsten, der Kopf in der Vertikale — besonders nach den Begriffen der alten Reitinstruktion für die Kavallerie ein ideales Bild. Mir persönlich ist die englische, ganz ungekniebelte Haltung mit freierem Genick lieber, aber wir müssen die Bauart der Parthenonpferde — einer nordafrikanischen, importierten Rasse mit schwierigen Hälsen — in Betracht ziehen. Solche Tiere brauchen mehr Haltung, als das langhälsige, weniger sture, englisch gezogene Pferd. Jedenfalls ist die reiterliche Logik auf den Parthenondarstellungen mit vollkommenem Gelingen wiedergegeben — was ebenso für die Qualität der Reiterei wie für die der Plastik spricht.

Das berühmteste Reiterstandbild ist wahrscheinlich der *Marc Aurel* auf dem *Kapitolsplatz* in Rom: es ist, reiterlich, eines der schlechtesten. Erstens ist das

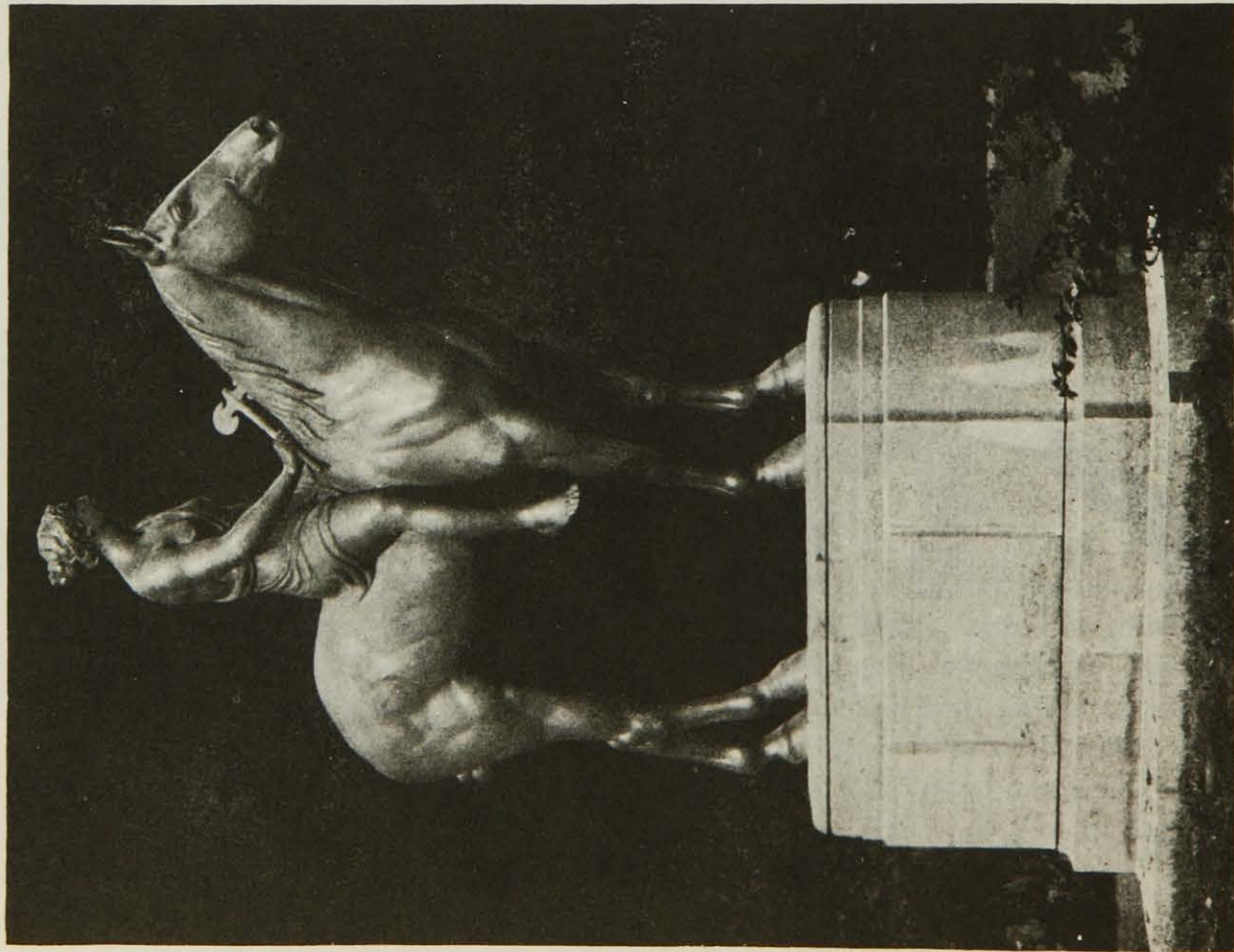




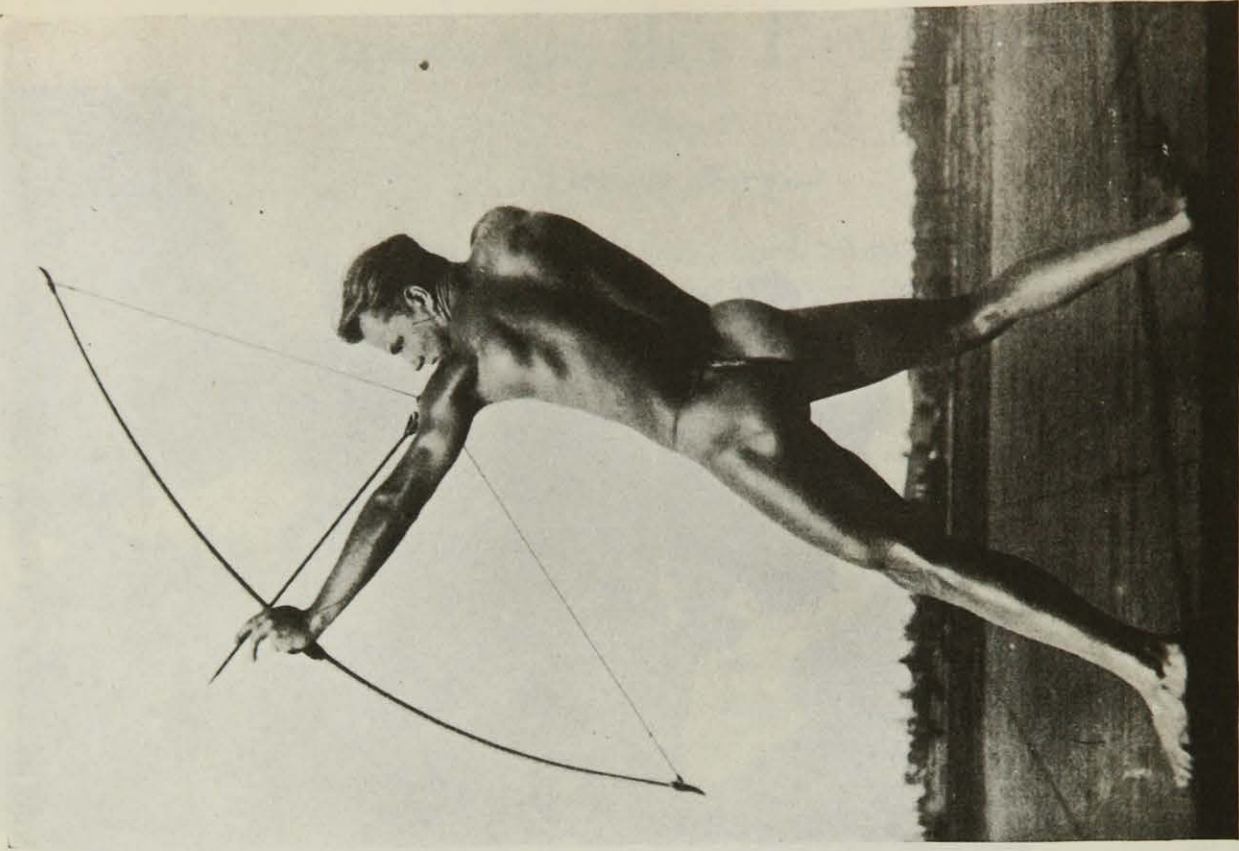
Reinemachen auf dem Wellington-Denkmal (London)

Associated Press





Touaillon, Die Amazone (Berlin)



Siegfried Dietrich

Der Bogenschütze





Diaz (Mauritius Verlag)

Im Herrensattel (Rechts: Maria Solveg)





H. v. Perckhammer



Pferd ein geradezu gräßlicher Bock, der höchstens als Krümper Verwendung finden könnte: vorne links eine heftig ausgeschnittene Sehne, so daß er nach jedem besseren Galopp vermutlich lahmen wird, beiderseitig hinten verletzte Linien — gelinde ausgedrückt: es sind schon beinahe Piephacken. Die Darstellung entspricht hier allerdings der Logik: der Kaiser sitzt auf ihm wie auf einem Sofa, die Beine hängen schlapp herunter, das Gesäß steht nach hinten heraus — da kann der Gaul natürlich nicht vernünftig gehen. Die Hinterhand befindet sich irgendwo in der Nähe der Albanerberge, so weit steht sie ab. „Nehmen Sie doch um Gottes willen mal die Beine ran, Majestät!“ möchte man sagen. „Machen Sie das Kreuz rund, schieben Sie's nach vorne und lassen Sie mal die Philosophie, momentan sitzen Sie zu Pferde!“ Interessant ist, daß der Kaiser jedenfalls dem Bildhauer Modell geritten hat — soviel Fehler kann sich kein Mensch selbst ausdenken!

Weiter durch die Jahrhunderte: Der *Reiter im Bamberger Dom*. Ein sonderbares Tier hat er unter sich, eine Kreuzung zwischen einem Esel und Boecklins „Schweigen im Walde“. Außerdem „schont“ es hinten, setzt also nur den Huf- rand auf. „Rechter Schenkel, Verehrter, wer Sie auch immer sein mögen — die nachlässige Haltung sieht scheußlich aus! Ist das Tier so müde und klapprig, wie es den Anschein hat, dann sitzen Sie gefälligst ab und gurten Sie locker!“

Nächste Station — der *Gattamelata* von *Donatello in Padua*: der kann sich als Reiter schon eher sehen lassen. Sitzt ruhig auf seinem schweren Kaltblüter — viel war ja auf den furchtbaren Rittersätteln und mit den Marterwerkzeugen von Kandaren nicht anzufangen. Aber immerhin, das mächtige Tier ist im Gleichgewicht, und der Condottiere stört es auch nicht. Angenehm wirkt seine Einfachheit im Gegensatz zu seinem etwas jüngeren Kollegen, Verrocchios Colleoni in Venedig. Der macht Feldherrn-Pose und sitzt auf einem Wagenpferd im Moment des Anziehens. Reiterlich ist der dargestellte Augenblick unmöglich: in der nächsten Sekunde läge der Gaul auf den Knien, vor allem, weil ihm durch den Sitz des Colleoni kein Halt geboten wird. (Kunsthistorisch ist das Denkmal aus Gründen der Stilpsychologie ungeheuer wichtig.)

Sehr komisch sind die Reiterdenkmäler des Barock, deren Vorbilder in der spanischen Reitschule in Wien zu suchen sind. Sie kombinieren die schwierigsten Schulgänge, die das Pferd wunderbarerweise ohne jede Hilfe ausführt, mit irgendeiner Regierungstätigkeit des betreffenden Monarchen oder Feldherrn — siehe z. B. *August den Starken in Dresden*. Künstlerisch stehen sie als Barockwerke natürlich hoch über den fürchterlichen Friedrich Wilhelm, Garibaldi, Wellington und andern, die auf überzäumten, überrollten, verrittenen Pferdekarikaturen durch das neunzehnte Jahrhundert geistern. Erst *Tuillon* hat wieder eine Statue geschaffen, die künstlerisch und reiterlich einwandfrei ist: die *Amazone* vor der *Berliner Nationalgalerie*. Ich kannte das Modell des Pferdes, das Ideal eines Hunters; der Künstler hat es naturalistisch nachgeformt, aber sein Werk mit der Gestaltung besten „plucks“ versehen. Trotzdem die Gruppe im Augenblick der Ruhe dargestellt ist, sind Reiterin und Pferd in höchster Anspannung: sie könnten sich jeden Moment in Bewegung setzen und befänden sich bald in jedem gewünschten Tempo. So sehr gehorcht der Reiterin das Pferd: seit den Parthenonskulpturen ist noch niemand wieder so gut geritten, wie diese Genossin Penthesileas.



# Zum Nachdenken für Herrenreiter

Von

*Franz Kafka*

**N**ichts, wenn man es überlegt, kann dazu verlocken, in einem Wettrennen der erste sein zu wollen.

Der Ruhm, als der beste Reiter eines Landes anerkannt zu werden, freut beim Losgehn des Orchesters zu stark, als daß sich am Morgen danach die Reue verhindern ließe.

Der Neid der Gegner, listiger, ziemlich einflußreicher Leute, muß uns in dem engen Spalier schmerzen, das wir nun durchschreiten nach jener Ebene, die bald vor uns leer ist bis auf einige überrundete Reiter, die klein gegen den Rand des Horizonts anritten.

Viele unserer Freunde eilen, den Gewinn zu beheben, und nur über die Schultern weg schreien sie von den entlegenen Schalthern ihr Hurra zu uns; die besten Freunde aber haben gar nicht auf unser Pferd gesetzt, da sie fürchteten, käme es zum Verluste, müßten sie uns böse sein, nun aber, da unser Pferd das erste war und sie nichts gewonnen haben, drehn sie sich um, wenn wir vorüberkommen, und schauen lieber die Tribünen entlang.

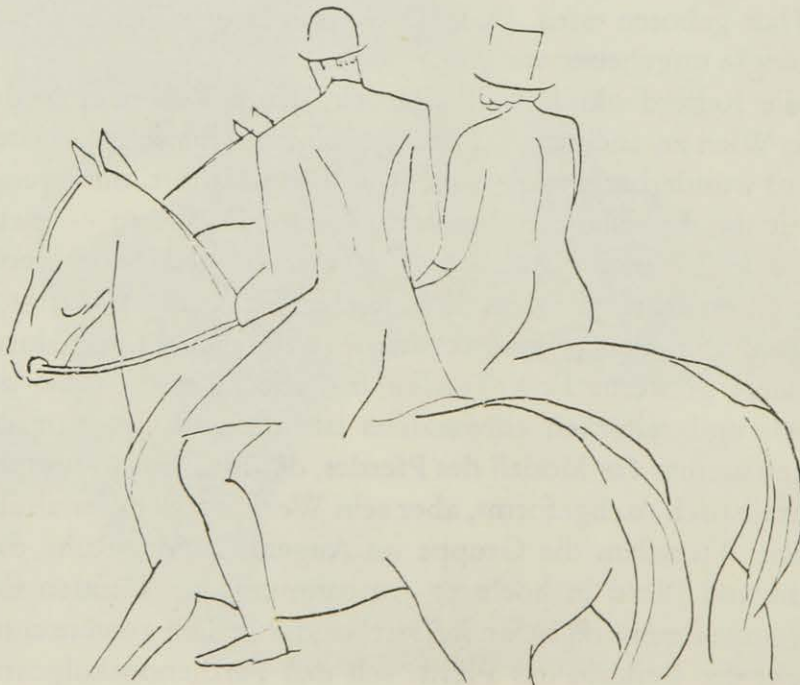
Die Konkurrenten rückwärts, fest im Sattel, suchen das Unglück zu überblicken, das sie getroffen hat, und das Unrecht, das ihnen irgendwie zugefügt wird; sie nehmen ein frisches Aussehen an, als müsse ein neues Rennen anfangen und ein ernsthaftes nach diesem Kinderspiel.

Vielen Damen scheint der Sieger lächerlich, weil er sich aufbläht und doch

nicht weiß, was anzufangen mit dem ewigen Händeschütteln, Salutieren, Sich-Niederbeugen und In-die-Ferne-Grüßen, während die Besiegten den Mund geschlossen haben und die Hälse ihrer meist wiehernden Pferde leichtin klopfen. Endlich fängt es gar aus dem trüb gewordenen Himmel zu regnen an.

(Aus dem Buch

*Betrachtung*, 1912)



Lilja Busse



# Schaukampf in Nürnberg

Von

*Marieluise Fleisser*

Die Teilnehmer am Wettbewerb halten sich neben dem Bassin in einem Raum mit schmalen Kästen auf. Rih stellt die Schuhe in seinen Kasten und zieht den Schlüssel ab; er hat die Kappe schon auf, als er von Gustl und Frieda begrüßt wird. Das wäre noch schöner, wenn sie ihn nicht aufgesucht hätten. Rih ist aufgeregt. Man hat ihm heute schon Angst damit gemacht, daß er gegen den Mann springen muß, der als einziger Turmspringer von München zu den Internationalen Wettspielen entsandt wird; gegen den wird er wohl nicht bestehn. „Vor den anderen ist mir nicht angst“, sagt Rih und das Herz schlägt ihm im Halse. „Aber wenn er für die Internationalen kandidiert, werde ich dagegen nicht aufkommen können.“

Der Weltatem feigt über den Springer aus dem kleinen unbekanntem Verein hin, das magische Wort, und schaltet seinen Willen für die nächste halbe Stunde vollständig aus. Gustl weiß, warum er mitgekommen ist. Das wären die richtigen Methoden, um einen Mann, bevor er anfängt, zur Strecke zu bringen. „Das hat man dir absichtlich gesagt, um dich zu entmutigen“, klärt er den unerfahrenen jungen Menschen auf. „Und wenn du dir nachgibst, haben sie erreicht, was sie wollten.“ Jetzt steuert ein Ordner auf Gustl los: „Wenn Sie nicht Teilnehmer von der Konkurrenz sind, müssen Sie diesen Raum verlassen. Der Raum ist nur für die Teilnehmer bestimmt.“ — „Servus, Rih! Wenn du was von uns brauchst, wir stehen am Steg, linke Seite vor den Kabinen.“

Die Schwimmausscheidungen setzen sich in Gang. Sie haben von ihrem Geländer im ersten Stock eine gute Übersicht. Gustl gibt für Friedas Laienverstand halblaute Bemerkungen hinüber. Er macht z. B. auf einen aufmerksam, der durch die Wende jedesmal einen ganzen Zug vor seinen Gegnern spart und dadurch aufholt. Da treibt es Rih in seinem grauen Bademantel wie ein Irrlicht auf den Steg. An einen Preisrichter soll ein Brief geschrieben worden sein, daß der internationale Kandidat unter allen Umständen siegen muß und sich in diesem internen Kampf keine Prügel holen darf. Ja, das wollte er Gustl schnell noch sagen. Wie wenn Gustl alles gutmachen könnte! Sportklatsch, gegen den der Sportler aus der Provinz nicht immun ist.

„Briefe, daß einer siegen muß, gibt es im Sport überhaupt nicht“, sagt Gustl. „Laß dir doch nicht solche Geschichten erzählen. Jetzt mußt du endgültig Schluß mit dem Grübeln machen. Alles ausschalten. Dich gegen eine Wand stellen. Tief und ruhig atmen.“

Die Springer werden namentlich aufgerufen. Eine Pause entsteht, nachdem der letzte Name verlesen ist. Niemand ruft „Hier!“ Dann tritt einer mit einem Satz aus dem Ankleideraum, ein stämmig gewachsener Mensch mit rabenschwarzem Haar. „Tarzan“, sagt Frieda. „Der ist es“, sagt Gustl gedehnt. „Den kenne ich. Der ist aus dem Wirtsgewerbe. Den halten die reichen Brauer. Den habe ich einmal mit Luber gesehen, als er noch ganz klein war. Aber bei den Internationalen hat der nichts zu bestellen. Er müßte sich denn sehr verändert haben.“

So giftig kann Riebsand gegen eine unliebsame Erscheinung in seiner Interessensphäre sein. Die Rivalität des kleinen aufstrebenden Vereins zittert in seiner Stimme. Der Star nimmt das Ganze wohl mehr von der lässigen Seite. Er läßt sich anmerken, daß er den Betrieb auswendig kennt und daß er ihm zum Halse heraushängt. Er hat eine beschränkte Schärfe in seinen Augen,



Van Dahlen

— *Aber Kind, ich merke es doch am Gewicht, daß Sie heimlich einen Windbeutel gegessen haben!*



mit denen er abschätzig Rihs grauen Mantel mustert. Bescheiden legt Rih das graue Ding seinem Nebenmann über den Arm.

Rih wendet den Kopf nach rechts und erhält den Befehl zu seinem ersten Sprung. In sich zusammengefaßt, Arme hoch, steht er auf den Zehenspitzen, das Gesicht nach dem Brett. Dann füllt sich seine Brust mit einem klaren tiefen Atemzug; mit einem plötzlichen Schwung setzt er an zum Kopfsprung rücklings vorwärts. „Sauber“, entscheidet Gustl kühl bis ans Herz hinan. „Aber ich habe schon bessere von ihm gesehen. Das macht das Stahlbrett.“

Was bekommt Rih für seinen Sprung? Fünf Punkte. „Fünf“, wiederholt Gustl wie ein schwerfälliges Fragezeichen. „Sieben wären auch ein Anfang gewesen. Er stellt eben nichts vor. Den nehmen sie nie unter die Großen, weil er keine Figur hat.“ So urteilt nun Gustl, der an den Wahnvorstellungen seines Stammes leidet und seinesgleichen verfolgt fühlt. Rih ist vollkommen ausbalanciert, aber mittelgroß und schmal. Er steht auf dem Sprungbrett wie ein knapper Span aus Stahl und Nerven, durchaus nicht Tarzan.

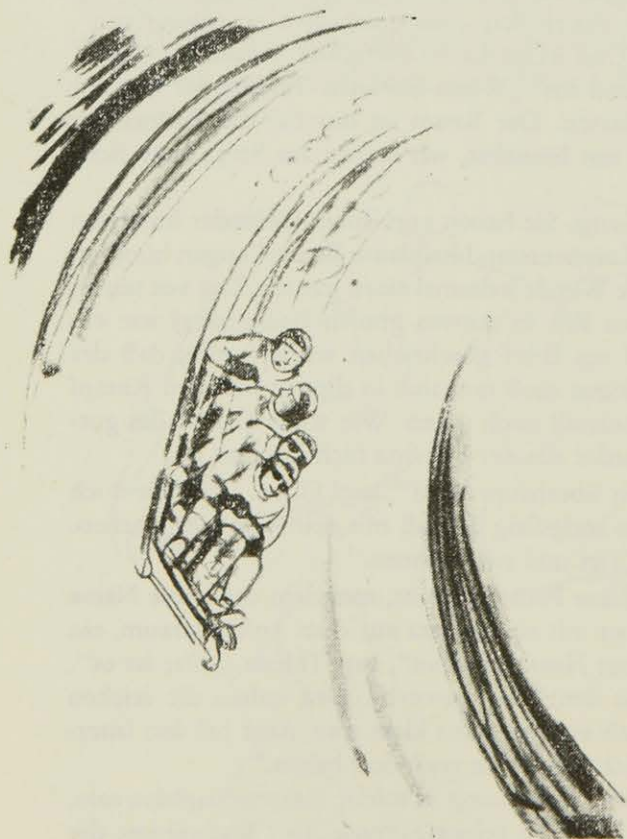
Tarzan auf dem Brett, das ist eben ein Anblick. „Es wird warm“, sagt Gustl. Seine Worte umschreiben den Eindruck, daß von der Gestalt da unten etwas ausgeht, das die Sinne der Zuschauer brutalisiert. Tarzan springt einen Hecht. „Vier Punkte“, schnaubt Gustl verächtlich. „Der Kerl hatte ja die Beine offen wie eine Geburtszange.“ Dann pfeift er scharf. Tarzan aus dem Wirtsgewerbe erhält sieben Punkte. Unterdessen schnellert er auf eine höchst anspruchsvolle Art aus dem Wasser. Die Leiter nimmt er in langen siegesgewissen Sätzen. Noch im Abtreten schindet er Eindruck. „Wenn Rih seinen nächsten guten Sprung macht, klatsche ich“, prophezeit ingrimmig Gustl.

Rih springt seine Mathematik. Gustl und Frieda klatschen ostentativ. Jetzt geschieht etwas. Fast alle anwesenden Sportler werten Rihs Sprung mit durch spontanen Beifall. Rih schaut sich verwundert um. Sein nächster Sprung fällt nicht ganz erstklassig aus, ist nicht restlos durchgedrückt. Rih fühlt sich wohl von der Sympathie ein wenig überrumpelt. Gustl wird rot und zieht schweigend den Hals ein. Er klatscht nicht mit den andern, die nichts gemerkt haben, wenn es

sich auch um seinen Landsmann handelt. So wenig korrupt ist Gustl. Aber dann erlebt er an seinem Schützling wachsende Freude. Rihs Sprung nach Wahl, sein Auerbach-Doppelsalto, bleibt vor dem ärgsten Feind eine Leistung. Rih wird Sieger vor Tarzan mit einer Mehrheit von eineinhalb Punkten.

Tarzan steht als Ehrengast mit einer Mappe unter dem Arm am Eingang der Halle und verschmäh't es nicht, soziale Vergleiche mit seinem Überwinder anzustellen. „Mit welchem Zug sind Sie gefahren?“ — „Mit dem Personenzug.“ — „Ich habe meinem Verein D-Zug zweiter Klasse berechnet“, kommt die Antwort mit deutlichem Abstand. „Wo wohnen Sie?“ — „In meinem Vereinsquartier.“ — „Ich bin im Hotel abgestiegen und habe ein Zimmer wie für einen Fürsten.“

Beinahe treten Rih die Mannestränen der zornigen Scham in die Augen. Er spürt, daß man ihn lächerlich macht, weil sein Verein arm ist. Tarzan spricht wie ein Star und läßt sein Wissen um die Sportbörse und das demnächst zu erwartende Steigen und Fallen von Größen wie Flammenzeichen aufblinken, die den Uneingeweihten aus seiner arrivierten Umgebung verweisen.



— Du, hab ich dich schon dem Jungen da vorn vorgestellt?

Aus dem Roman: *Mehltreisende Frieda Geier*  
(Gustav Kiepenheuer Verlag).



# Ausblick auf das 10. Olympia

Von

*Willy Meisl*

Vielleicht ist der Völkerbund völlig verkehrt. Vielleicht haben die Vielen recht, die ihn doch für ein kleines Fortschrittschrittchen halten, für ein Vorwärtskommen der Völkerverständigung, wenigstens in der Form. Vielleicht . . .

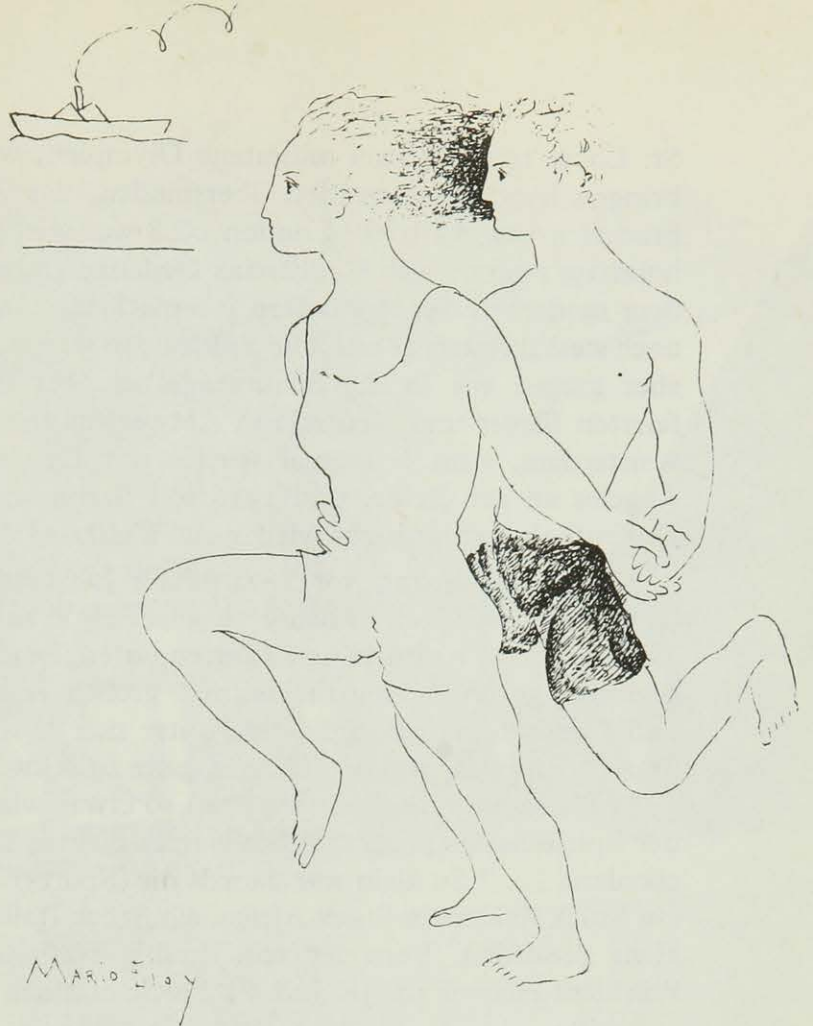
Vielleicht sind die modernen olympischen Spiele gar keine Völkerbrücke. Wenn man so mitmacht, wie die Nationen rüsten, um die andern Nationen zu überholen, wie die Preisrichter

zugunsten ihrer Landsleute mogeln, daß sich die Balken biegen und die Proteste prasseln — und wenn mal ein Preisrichter anständig ist, international, sportlich anständig, dann beschimpfen ihn seine Landsleute wegen Hochverrats —, wenn man so mitmacht, wie Phrasen gedroschen und von verantwortungslosen Führern Tausende zur Lüge in Sachen Amateurismus verführt werden . . . Vielleicht sind die olympischen Spiele gar keine . . .

Zwischen der Idee und ihrem Abbild in der Scheinwelt der Wirklichkeit klafft der bekannte platonische Abgrund. Die Idee der olympischen Spiele ist wunderbar. Die olympischen Spiele sind sogar eine wunderbare Sache. Sie sind schön, mitreißend schön, und ihre Vorzüge und Vorteile übertreffen bei weitem ihre Fehler und Schattenseiten. Es ist etwa so wie mit dem ganzen Sport.

Baron *Pierre de Coubertin* wollte vor fast fünf Jahrzehnten der Welt ein neues Erziehungsideal, eine neue Methode der Behandlung der Jugend zeigen. Er sah die krassen Schwächen der einseitig humanistischen Bildung, die Gefahr der einseitig realistischen Betätigung, er sah, wie dem Geist, wie der Seele der Körper fehlte, ohne den es nun einmal diesseits nicht geht. Das Land der Griechen mit der Seele suchend verlor er den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen. Er ließ die schon damals — als sie dem Sport noch näherstanden — schwerfälligen Sportführer nach Paris zu einer Konferenz „über die Auslegung des Amateurparagraphen“ kommen und überfiel sie hinterrücks mit seinem Gedanken, die alten olympischen Spiele neu erstehen zu lassen. Sie wußten nicht, was er meinte, geschweige denn was er wollte. Er galt als Phantast und — in wenigen Jahren hatte dieser Schwärmer sich durchgesetzt. 1896 hatte er sein erstes neuzeitliches Olympia im neuen Marmor-Stadion zu Athen. Griechenland jubelte, 60 000 Zuschauer füllten das Stadion, aus Amerika kamen Athleten, zum erstenmal horchte die Welt auf wegen eines Sport-Ereignisses.

Immer neue Widerstände wurden immer wieder überwunden. Paris 1900,





St. Louis 1904 — zwei mißratene Olympien, welche die ganze Sache hätten umbringen können — wurden überstanden, das Zwischen-Olympia 1906 zu Athen brachte neuen Auftrieb. London 1908 war wieder ein Weltsporfest, und in Stockholm 1912 setzte sich Coubertins Gedanke endgültig durch. Diese Spiele verhalfen dem modernen Sportgedanken international zum Durchbruch, jetzt konnte es nur noch steil aufwärts gehen. Die Spiele 1916 waren Berlin gesichert. Statt zum Olympia aber gingen wir in die Schützengräben. Kaum war der letzte Schuß verknallt, feierten Sieger und Neutrale in Antwerpen 1920 Olympia. 1924 folgte Paris, 1928 Amsterdam, zum erstenmal wieder mit Deutschlands Teilnahme. Nun ist Los Angeles an der Reihe, und 1936 soll Berlin wirklich zu seinen Spielen kommen. Hoffentlich kommt nicht wieder ein Weltkrieg dazwischen.

Das *antike Hellas*, vor zweieinhalb Jahrtausenden ungefähr, war ein Kosmos (eine Kulturwelt) wie es heute die ganze Erde zu sein vorgibt. Die einzelnen Staaten (Städte) dieses Kulturkreises führten untereinander — und nur gelegentlich beinahe geeint — gegen einen gemeinsamen großen Feind Kriege und Boykotte, Intriguen und Gesandtschaften. Sie waren unter sich so wenig einig, wie in unserer Zeit die Staaten Europas, von den übrigen ganz zu schweigen. Einig waren sie nur in einem — in Olympia. Nur dort fand man so etwas wie ein Pan-Hellas. Von Elis zur Zeit der Spiele hätte ein antiker Grillparzer dichten dürfen: „In deinem Lager ist Griechenland . . .“ So klein war damals die (Sport-)Welt: Griechenland, die Inseln und ein Stück Asien, ein Stück Afrika, ein Stück Italien. Heute ist die große Welt wieder klein geworden. Vertreter von dreißig Nationen fahren nach Los Angeles, wo Präsident Hoover am 31. Juli die Spiele eröffnen wird.

Zu Olympia durften in der klassischen Epoche nur freigeborene Hellenen starten. Das war der antike Amateurparagraph, denn der freigeborene Hellene ließ Heloten für sich arbeiten, war ein Gent und somit ein „Amateur“. Heute tun Weiße mit und Gelbe, Neger und Indianer und Gefleckte, wenn es sie gibt und ihr Land sie meldet. Damals hielten sich die Spiele — wenn auch immer mehr und mehr von dem höchsten Kult- und Kulturfest der hellenischen Welt zu einer Schau absinkend — weit länger als ein Jahrtausend. Völkerwanderung, Christentum und Erdbeben mußten sich zusammentun, Olympia zu zerstören, wo die Kunst in gleicher Weise heimisch war wie der Sport.

Der Welt fehlt Geld. Die Amerikaner fuhren alle vier Jahre zu jedem Olympia nach Europa. Sie brachten dafür jedesmal eine halbe Million Dollars auf und brachten jedesmal an dreihundert Athleten mit. Sie nahmen dafür wieder den größten Teil der Preise mit. Jetzt sollen die europäischen Nationen die zahlreichen Sportbesuche der Amerikaner erwidern und — haben keine Dollars. Immerhin werden die meisten kommen und — wenn Finnland nicht vereckelt wird — alle von sportlichem Rang.

Amerika hat seither beim Olympia am besten abgeschnitten, es muß also erst recht bei sich daheim, „in gods own country“, wie sie so bescheiden sagen, überlegen sein. Dazu kommt, daß die meisten Europäer erst recht knapp zu den Spielen werden kommen können, sie werden also nicht akklimatisiert sein, vielleicht noch die lange Seereise und die neunzig Stunden Eisenbahnfahrt New York—Los Angeles in den Knochen haben. Dazu kommt, daß in Amerikas Sport der Westen (Kalifornien) ohnehin die größte Rolle spielt und daß viele Athleten aus anderen Gebieten (so beispielsweise die Schwimmer) seit Monaten an Ort und Stelle üben. Dazu kommt schließlich, daß es eben Vereinigte Staaten von Amerika gibt, während die Vereinigten Staaten von Europa leider noch fehlen. Nicht einmal Kalifornien hätte die geringste Chance, gegen *Finnland*, zu bestehen. Dieses Volk von dreieinhalb Millionen Einwohnern ist eine der drei erfolgreichsten Sport-Großmächte der Welt.





Blick in die Dusche-Räume

Oskar Kreisel



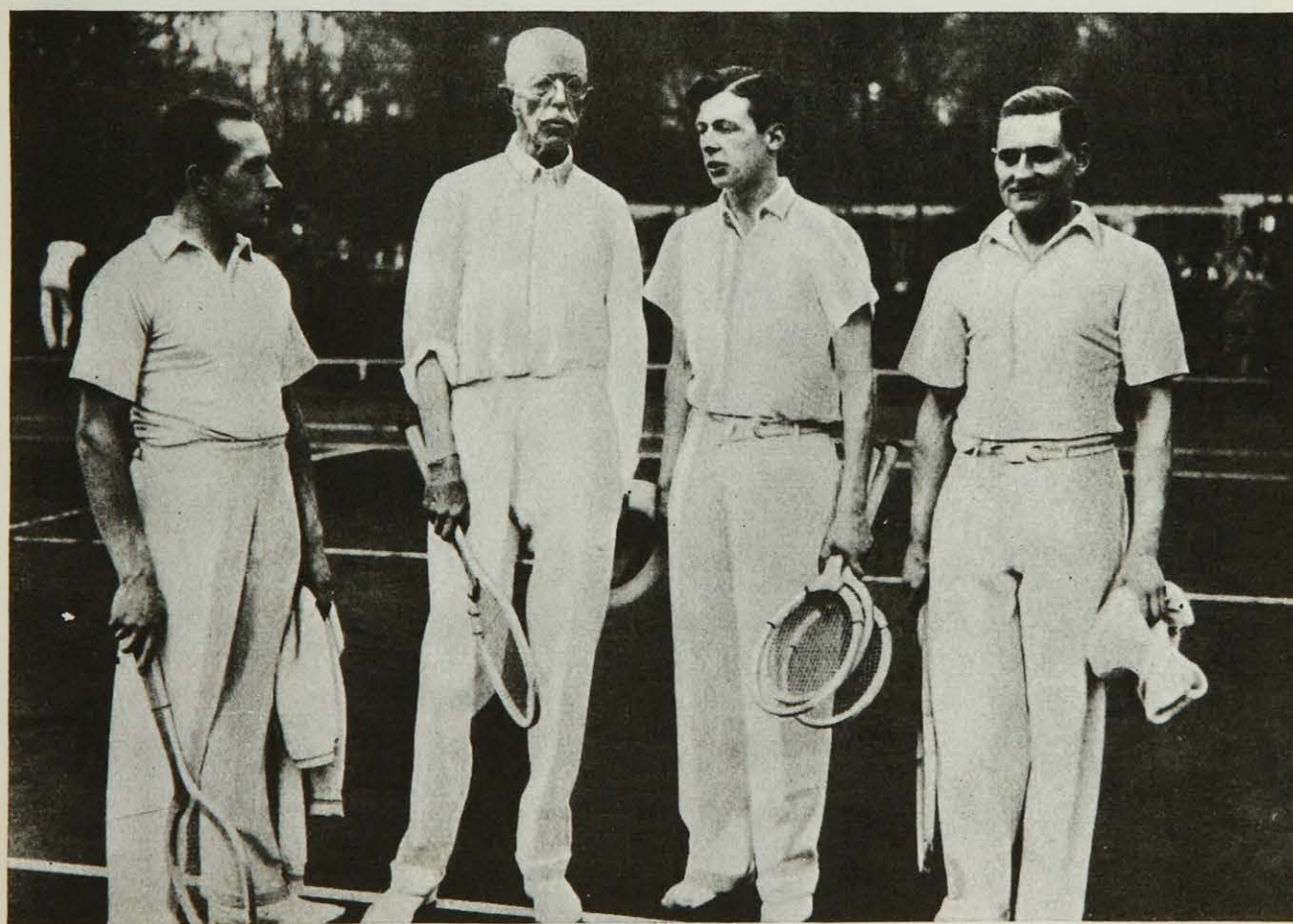






Publikum des Autorennens Bad Homburg 1906

T. H. Voigt



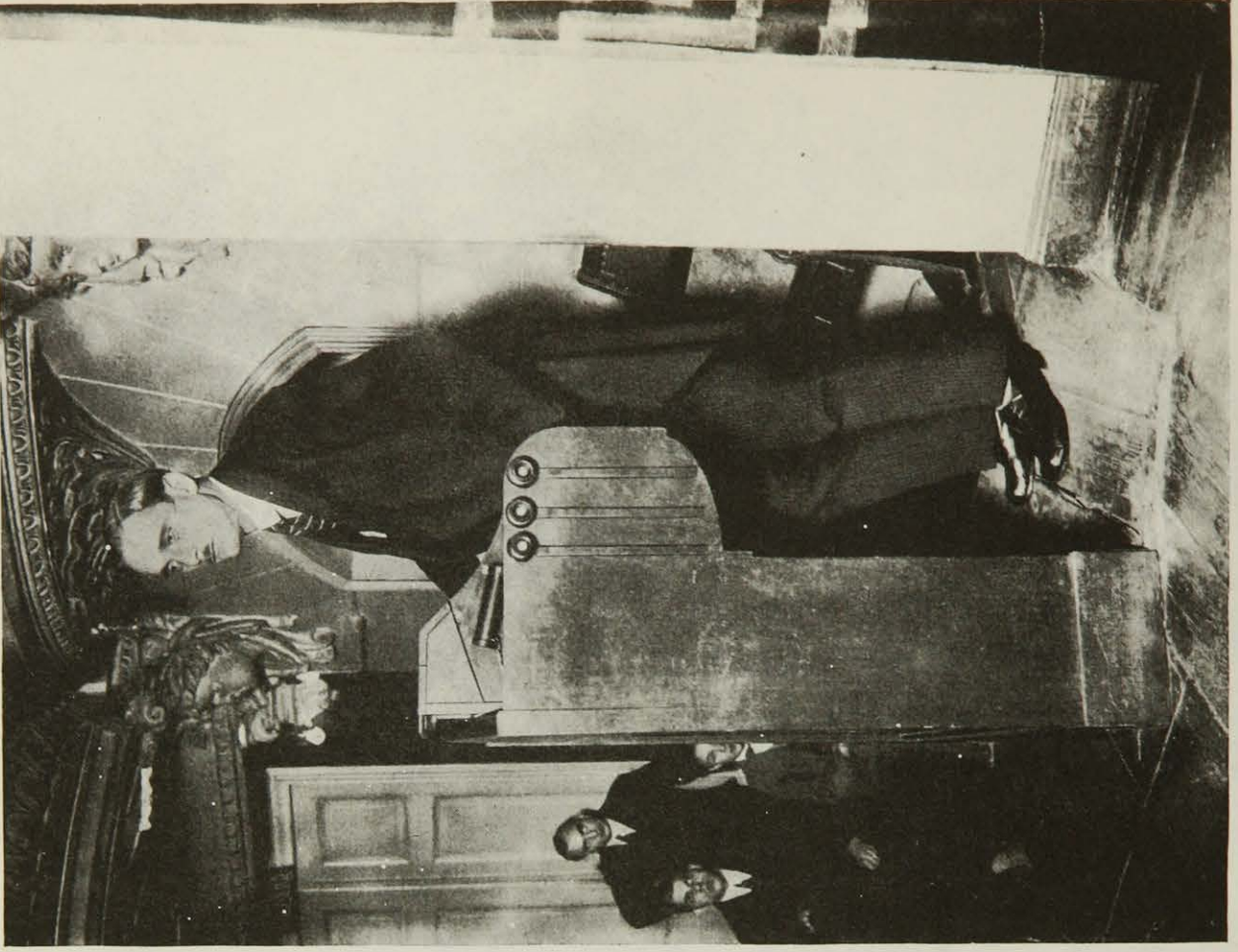
Cochet, König Gustav von Schweden, Boussu, Landry

Wide World





Filmstar übt Golf



Der Weltrekordläufer am Vortragspult (Dr. Peltzer)

Keystone View





Eduard Braun (Holzschnitt)

# MARGINALIEN

## Jockeis

Das flatternde Stück Seide, ein Stück Mensch umwickelnd, hat der Impressionismus erfunden. Er brauchte zarte Flecken für das Vollgrün der Landschaft; hingetupfte Farben als Widerspiel von Wolken, Wind und Gras. So entstand der Jockei.

Sich zu dieser optischen Gewichtlosigkeit zu eignen, erfordert einen mühevollen, dornigen Weg. Jockeis

sind Franziskaner der Abmagerung. Man kann im Wiener Prater ganz früh am Morgen kleine schmale Herren sehen, die, in dicke Stadtpelze gekleidet, vom Praterstern bis zum Lusthaus laufen, fünf Kilometer. Am Ziel sind sie um drei Pfund leichter. Sie dürfen nachmittags wieder in den Sattel steigen.

Eine strenge Diät wacht über ihnen.





*Hilf den Augen des Sportmannes*

Schaefer-Ast

Bier, Kartoffeln, Fett, Süßspeisen sind ihnen verboten. Hingegen ist ihnen alles erlaubt, was die Schwächung der Gesundheit fördert. Namentlich: die Liebe.

Da sie (mit oder ohne Grund) in deren Entgegennahme als Spezialisten gelten, werden sie von den großen Frauen von Welt gern zur Hauptmahlzeit eingenommen. Sie stellen überdies schon in ihrem Aeußern die Mischung dar, die komplizierten Ansprüchen gefällt: halb Kind, halb Greis. Tatsächlich scheint es, daß die Jockeis eine Entwicklungsstufe überspringen. Sie sehen mit ihren zugleich zerfurchten und unerwachsenen Gesichtern uralt aus und fünfzehnjährig.

Rührend ist ihr Anblick, wenn sie nach einem gewonnenen Hauptrennen neben ihrem lorbeerumkränzten Pferd stehen. Ihre Lungen keuchen noch; der Schweiß perlt ihnen von der Stirn;

sie lächeln vor Schwäche. Aber Held der Szene ist das Pferd. Neben ihm etwa noch der fernglasbehängene, mit grauem Zylinder bedeckte Besitzer des Rennstalls, der so gewichtvoll und ragend dasteht, als ob nicht bloß das Roß, sondern auch der Reiter sein Leibbesitz wäre. Der kleine Jockei ist jetzt nichts als sein Bediensteter.

Manchmal indessen kommt der große Tag, an dem die Kamera eine Umarmung zwischen ihm und seinem Herrn festhält. Jeder Jockei hat diesen großen Tag. Géza Janek, der jetzt in Königsberg Selbstmord versuchte, erlebte ihn mit sechzehn Jahren, als er noch Stallbursche war. Das war die große Sache mit Styrian im österreichischen Derby! Kopf an Kopf mit einem andern Pferd geht der Hengst Styrian, auf dem Janek sitzt, ins Ziel — der Richterspruch muß auf „totes Rennen“ lauten. Da, in der allerletzten

Sekunde, reißt Janek geistesgegenwärtig den Hals seines Pferdes in die Höhe — Styrian hat mit einer Nasenlänge das Derby gewonnen. Zum Lohn promoviert der Stallbursche Janek an Ort und Stelle zum Jockei.

Solche Finish-Taten befestigen den Jockei oft auf Jahrzehnte in der Gunst der Massen. Ein Beispiel war Taral, den die Berliner als Trainer kannten. Vorher war er in Wien Jockei beim Baron Springer. Aber der Ruhm seiner Finish-Kunst war so groß, daß noch Jahre nach seinem Abgang von der Wiener Rennbahn die Freudenau bei spannenden Endkämpfen vom Ruf widerhallte: Taral!... Taral! k.

**Der erfolgreichste Jockei bzw. Trabrennfahrer** der Sportgeschichte dürfte *Diokles* sein, der in der Antike 4257 Rennen bestritt und 1462 gewann. Er verdiente — gering gerechnet — an 10 Millionen Mark.



# Fußball und Nationalismus

Von Franz Werfel

Gewiß haben die Meisten unter Ihnen schon einem Fußballmatch beigewohnt. Es bietet jedenfalls einen höchst lehrreichen Anblick. Eine Masse von sechzigtausend Menschen Kopf an Kopf, zusammengeschmolzen zu einem kreisrunden Untier. Dieses Untier starrt besessen und ausbruchsbereit in die Arena hinab, wo die beiden Mannschaften ihren Kampf ausfechten. Eine dieser Mannschaften gehört dem Untier an, es vertritt die Sache seiner Stadt oder seines Landes. Dies soll nur Spiel sein!? So hören Sie doch dieses urweltliche Aufbrüllen, dieses frenetische Siegesgeprassel, wenn einer der Unsrigen ein Goal schießt! Und wenn der Schiedsrichter einen feindlichen Fehler ungestraft läßt, dieses niederschmetternde Huuh, den Nebelhörnern von zwanzig Ozeanriesen vergleichbar!! Haben die Anderen aber Erfolg, herrscht Totenstille, nur vom lauen Applaus einiger Abtrünniger und Defaitisten unterbrochen. Keine Großmut dem Feinde!

Bei jedem großen Länderwettspiel können Sie das Wesen des Nationalismus in einer grandiosen Zusammendrängung erleben, ja, als Teilchen der Masse werden Sie sich kaum selbst dem Siegesrausch entziehen dürfen. Der Anblick des tobenden Tiers beweist uns, daß der

Nationalismus nicht irgendeine erdachte Theorie ist, sondern ein dunkelriesenhafter Affekt, in dem sich die kollektive Eitelkeit, der gereizte Geltungswille der Masse selbst befriedigt. Demgegenüber ist das sogenannte Klassengefühl des Proletariats ein Dämon, der weit weniger tief sitzt, da die Masse, welche er meint, mehr zweckhaft als blutmäßig verbunden ist.

*Aus der Rede: Können wir ohne Gottesglauben leben? (Verlag Paul Zsolnay.)*

**Otto Jäger (1895) über den Fußball:** „. . . Wollen wir aber unserer Mißachtung und Verachtung Ausdruck verleihen, dann stoßen wir das Ding, das wir gering schätzen, mit dem Fuß beiseite. Wir geben dem bissigen Rötter einen Tritt mit dem Fuß. Dieses „Hundstritts“ halber, der beim Fußballspiel eine so große Rolle spielt, dann aber auch wegen der vorgebeugten, erbärmlichen Haltung, in welcher hier die Spieler dem Ball entgegen- und naheilen, verabscheue ich das Fußballspiel. Es sollte auf keinem deutschen Turnplatz Eingang finden . . .“

**Shakespeare über Frauensport.**  
It is the first that ever I heard, breaking of ribs was sport of ladies.

*As You Like It, 1, 2, 147.*

KURHOTEL

**MONTE VERITA BEI ASCONA**  
**SCHWEIZ**

REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,  
TENNIS • DIÄTKÜCHE • PROSPEKTE AUF ANFRAGE



## Lieblingssports unserer Filmlieblinge

Unsere Filmlieblinge sind Freunde des Sports. Das folgende Ergebnis einer Rundfrage: „Welches ist Ihr Lieblingssport?“ erhebt auf Genauigkeit keinen Anspruch.

*Hans Albers* — Walroßjagd, Stemen, kalte Brause.

*Brigitte Helm* — Gymkhana, Ball, Kniebeuge.

*Ernst Verebes* — Delphinreiten, Tennis, Domino.

*Ellen Schwannecke* — Fallschirm, Ringkampf, Federball.

*Magda Schneider* — U-Bootrennen, Kreisel, Wandern.

*Willi Fritsch* — Wisentfang, Treibjagd, Schwimmen.

*Renate Müller* — Albatrosjagd, Schaukeln, Sonnenbad.

*Lilian Harvey* — Falkenbeize, Ping-Pong, Rommey.

*Gustav Fröhlich* — Perlenfischen, Bridge, Krokodiljagd.

*Gittar Alpar* — Krokodiljagd, Bridge, Perlenfischen.

*Fritz Grünbaum* — Tarok, Klabrias, Hängematte.

*Felix Bressart* — Raketenflugzeug, Scheibenschießen, Franzefuß.

*Marlene Dietrich* — Schlangentanz, Diskus, Kinderwagen.

*Emil Jannings* — Schmetterlingsfangen, Kegeln, Löwenpirsch.

*Iwan von Petrovich* — Kamelreiten, Schach, Eisenbahn.

---

## Ski-Jöring

Von *Louis Adlon*

Einer der schönsten und amüsantesten Sports ist das Ski-Jöring. Es ist eine reine Freude, an einem sonnigen Wintermorgen sich von einem schnellen Pferd durch idyllische Bergdörfer, über glitzernde Hänge in den tiefverschneiten Hochwald ziehen zu lassen. Frei atmen die Lungen, und das Herz erfreut sich dieser Winterpracht.

In der linken Hand das Geschirrseil, in der rechten die Zügel, jeder Beinmuskel angespannt, um den Stand auf den Brettern zu behalten, so geht es in flotter Fahrt. Die Augen, zielsicher nach vorne gerichtet, achten auf den Weg. Breitspurig folgt man den Waldwegen talwärts, gekantet die Bretter mit äußerster Kraft, um durch den Schwung dem Pferd nicht in die Hanken zu fahren.

Um vieles leichter ist das Ski-Jöring mit einem Reiter, der dem Skifahrer die Sorge der Führung abnimmt. Hier achtet der Fahrer lediglich auf sich und seinen Stand. Bei diesen Ausflügen in die Bergwelt genießt man in vollen Zügen die Schönheit des Winters.

Der Gradmesser des Könnens im Ski-Jöringsport ist für Reiter und Fahrer das Rennen. Hier muß jeder sein Bestes hergeben. Obzwar das Rennen gewöhnlich nicht über 2000 Meter geht, sind es doch drei aufregende

Minuten. Schwer liegen die Fahrer mit ihrem ganzen Körpergewicht in den Kurven. — Hochauf wirbelt der Schnee unter dem gestemten Ski — für Sekunden dem Fahrer jede Sicht raubend. Nur ein Gedanke beseelt ihn: „Durchstehen bis zum Ziel!“

Wem ein PS nicht genügt, der kann den Rausch der Schnelligkeit hinter einem schweren Motorrad genießen. Die Seen der Alpen sind die geeignete Rennbahn dafür. Der Zauber der Natur aber offenbart sich mehr auf dem Rücken oder hinter den Hufen eines edlen Pferdes.

---

**Peter Altenberg** fühlte sich nicht wohl und ging zum Arzt. „Was trinken Sie?“ fragte der Doktor. — „Portwein.“ — „Wieviel?“ — „Täglich eine Flasche.“ — „Rauchen Sie?“ — „Ja.“ — „Na also, Sie müssen das Trinken und Rauchen aufgeben.“ Altenberg nahm sein grünes Hütchen und verschwand lautlos. Der verblüffte Arzt lief ihm nach: „Hören Sie, ich bekomme fünf Gulden für meinen Rat.“ — „Ich nehme ihn ja gar nicht an“, sagte Altenberg und ging die Treppe hinunter.





Badminton-Sport in Hollywood

New York Times





*Fr. Müller, Phot.*

*Buchs, Ct. St. Gallen.*

Touristik 1900



Mönch in Andermatt

Lilli Bielschowsky





Luftakrobat

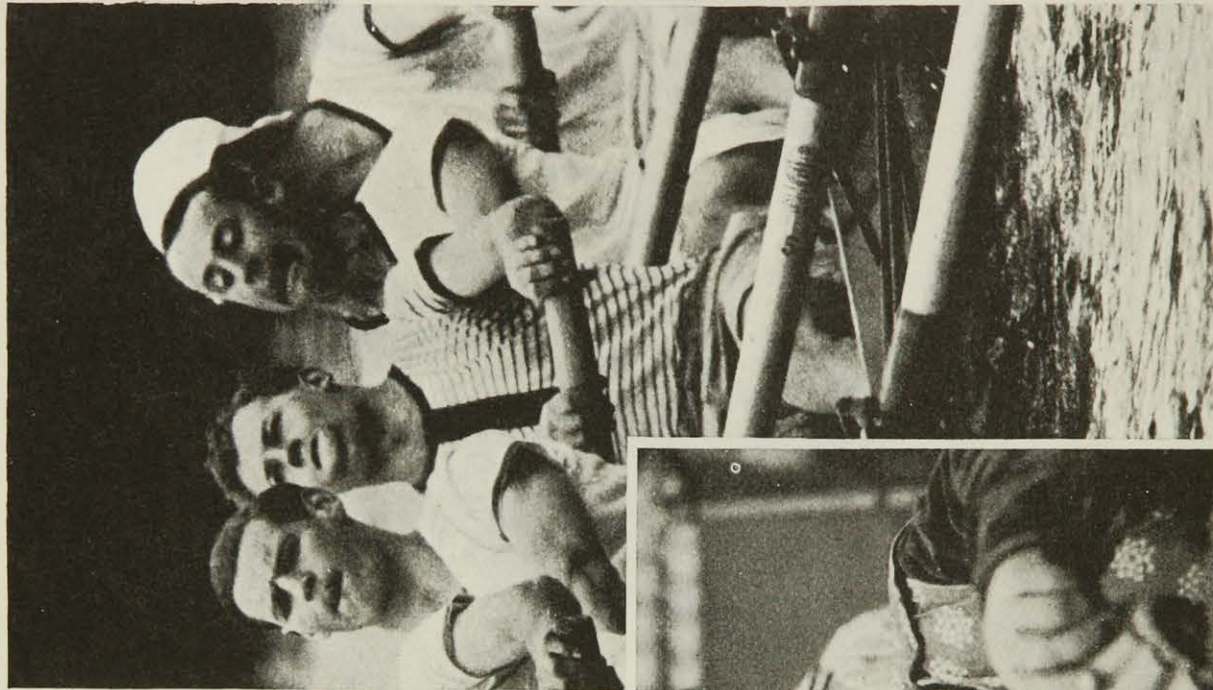
Hans Casparius



Die Bindung

Ernst Baumann, Reichenhall





Die Zunge



## Sprache des Sports

Es hat sich erwiesen, daß die normale Sprache für die besonderen Bedürfnisse des Sportes nicht ausreicht. Für bestimmte Situationen und Vorfälle sind Wörter geschaffen, die keinesfalls etwa durch laienhafte Ausdrücke und Beschreibungen ersetzt werden können.

Vor allem das Boxen gewährt dem Anhänger dieses Sportes durch die Möglichkeit, in kurzer Zeit eine ganze Reihe völlig unverständlicher Fachausdrücke zu lernen und falsch anzuwenden, eine aktive Teilnahme an allen Veranstaltungen, bei der in sachverständiger Form mit den zerschlagenen Nasen der anderen operiert wird.

\*

*Der Punkt* ist der Anfang und das Ende jedes Boxkampfes, er ist die Kinnspitze des Boxers, die ersehnte Stelle, die der Gegner genau treffen muß, wenn er dem Kampf eine günstige Wendung geben will. Ist das erreicht, dann wird sein Gegner gewöhnlich

*weich in den Knien*, ein Zeichen, daß der Punkt den empfangenen Eindruck bis in die entferntesten Körperteile weitergegeben hat. Der Boxer gerät jetzt gewöhnlich

*ins Schwimmen*. Schwimmen können alle Sportsleute außer Schwimmern. Wenn sie — Boxer, Radfahrer, Läufer — einzusehen beginnen, daß der Aufwand an Kraft und Mühe in keinem Verhältnis zu den Fortschritten steht, die der Gegner macht; wenn sie in dieser Erkenntnis ihre Anstrengungen verdoppeln und ihre Leistungen vermindern: dann „schwimmen“ sie. Der Konkurrent dagegen

*kommt in Fahrt*. In Fahrt kommen können alle Sportsleute außer Rad- und Autofahrern. Sie kommen in Fahrt, indem sie

*aufdrehen*, sie drehen auf, indem sie  
*losziehen*, sie ziehen los, indem sie

die anderen

*stehenlassen*. Das erreichen Boxer meist durch gutes

*Landen*. Sie landen nicht selbst, sie lassen landen, einen

*Haken*, einen Schlag mit gewinkeltem Arm, oder einen

*Geraden*, einen Schlag mit gradem Arm. Dagegen hat nun der Partner das Mittel des

*Stoppens*, das darin besteht, dem Schlag durch einen Gegenschlag zuvorzukommen. Da zeigt es sich denn, ob ein Kämpfer auch genügend

*Herz* hat, genügend mutig und tapfer ist, um, wenngleich schon

*groggy*, schwer geschlagen und der Niederlage nahe, doch noch weiterzuboxen und den Gegner schließlich

*fertigzumachen*, ihn entscheidend zu besiegen. Diese Vorfälle ereignen sich im

*Ring*, der so heißt, weil er ein vier-eckiger, von Säulen umgebener Kampfplatz ist.

Jede Sportart hat neben einer Fülle von Fachausdrücken, die gemeinsam verwendet und verwaltet werden, noch Spezialitäten für sich allein. Der Flieger fliegt nicht über ein Dach — *fahren* etwa ist eine wahnwitzige Lächerlichkeit — er

*brummt*. Der Handballspieler

*trudelt*, das heißt spielt seinen Ball; der Fußballer tut dasselbe, indem er das

*Leder schiebt*, der Rennfahrer hat für sich und seine Zuschauer den schönen Ausdruck

*Zementlude* — was ein Kompliment ist.

\*

Bunte Asphaltblumen wachsen auf dem grünen Rasen des Sports.

Paul Baumgarten



# Der Damensattel

Von Camillo Eyssen

Die Erfindung des Reitpferdes und die Erfindung des Fahrrades fielen in Epochen mit betontem Jungfräulichkeits-Kult. Zur Zeit der Erfindung des Reitpferdes war dieser Kult naiv und echt, zur Zeit der Erfindung des Fahrrades war er künstlich, wie das junge Mädchen des Nachbiedermeier künstlich war; erst durch gewaltsame Unterdrückung freiheitlicher Traditionen, die im Wiederholungsfall über seine Tugend dahingingen, war es zu dem geworden, was es war: dem mühevollen und heuchlerischen Backfisch des Jugendstils.

Im Damensattel findet das Tabu virginitätsfreudiger Kulturabschnitte seinen praktisch-sinnvollen und symbolisch bedeutsamen Ausdruck.

\*

Das Pferd, als das ältere der beiden Reitgeschöpfe, hat das Auf und Ab dieser kultischen Entwicklung von Jahrtausenden mitgemacht. Es hat Dianens ganze Erbfolge im Männersattel getragen: Atalante und die schöne Magelone und die Medicäerin Katharina. Während Ginevra und Genoveva und die Beatricen sich im Paßgang des Zelters wiegten.

Wir haben vorhin das Pferd und das Rad unter dem Begriff von Reitgeschöpfen summiert. Die Ungerechtigkeit (die in allen Vergleichen ihren festen Wohnsitz hat) wäre nicht größer, wenn wir von Fahrgeschöpfen sprächen. Denn das weiblich gesattelte Pferd, des Schenkeldrucks entratend, den Wink von Gerte und Leine höflich respektierend, ist ein Fahrgeschöpf: die Reiterin reitet es nicht, sie wird von ihm geritten.

Mir ist nicht bekannt, ob Englands jungfräuliche Königin den Herrensitz bevorzugte, ich möchte es aber vermuten. Jedenfalls hat in England und den von ihm beeinflussten skandinavischen Ländern die Frau am häufig-

sten, am leichtesten und bedenkenlosesten den Herrensattel bestiegen, bis auf den heutigen Tag, wo sich eine gewisse Reaktion zugunsten des Damensattels in England anzukündigen scheint, wohingegen er in Skandinavien so gut wie unbekannt ist.

Dem nüchternen Zeitalter der Industrie endlich war die Unberührtheit des Pferdes wichtiger als die der Frau. Die fehlerhafte Gewichtsverteilung des Damensattels blieb nicht ohne Einfluß auf die Gestalt des Reitpferdes: es wurde „gedrückt“, wie der Fachausdruck lautet. Seither propagieren Reitschulen und Gestüte den Herrensitz, um das Pferdekaptal zu schonen. Das geschieht mit bedauerndem Achselzucken unter Hinweis auf die sattsam bekannte Vermännlichung der Frau.

\*

Der Damensattel des Fahrrades ist — wir deuteten es schon an — das unredliche Kind einer unredlichen Zeit. Er unterscheidet sich bekanntlich vom Herrensattel durch das Fehlen einer Achse und einigen Gestänges, deren Unvereinbarkeit mit dem Weiberrock ohne weiteres einleuchtet. Bei Wind versagt dieser Damensattel. Dann ist es belustigend zu sehen, wie junge Mädchen, denen sonst nichts Menschliches mehr fremd ist, auf dieser Maschine von 1880 wieder zu Mädchen von 1880 werden. Zwischen einigen hilflosen Raffbewegungen, die das zu verhüllende Enthüllte doch nicht retten können, blitzt ein empörter und haßerfüllter Blick die vorbeigehenden Männer an, die nichts dafür können, daß ihnen etwas gezeigt wird, was sie gar nicht sehen wollen und was sie schon lange nicht mehr aufregt.

Sobald die Weiblichkeit sich entschließt, Trainingsanzug und Overall, statt auf der Promenade und in der Limousine, auf dem Fahrrad zu tragen, wird das Ende des Damensattels da sein.



## Fliegen privat

Von Heinz Rühmann

Fliegen und Theaterspielen haben eines gemeinsam: über beides besteht bei den Laien die gleich irrige Ansicht. Wenn ich auf dem Wege zum Flugplatz einen guten Bekannten treffe und ihm im Vorübergehen erzähle, daß ich jetzt fliege, drückt er mir warm die Hand und sieht mir nochmal ernst in die Augen, als sei es das letzte Mal. Der gute Mann vergißt dabei, daß das, was er in seinem Wagen tagein tagaus Erstaunliches im Straßenverkehr leistet, weit mehr zu bewundern ist. Er weiß nicht, wie gehemmt ich jedesmal nach dem Fliegen mit dem Auto heimfahre, weil ich da oben so schön allein war.

Da wir schon bei unseren beiden modernsten Verkehrsmitteln, dem Auto und dem Flugzeug, sind, wird eine Gegenüberstellung der jeweiligen Kosten interessieren. Ein zweiseitziges Sportflugzeug, das allen Anforderungen für Sport und Reise genügt, kostet so viel, wie ein 2- bis 3-Liter-Kabriolett; nur daß ersteres den Vorzug der vollkommenen Steuerfreiheit hat. Der Benzinverbrauch ist beim Flugzeug etwa ein Drittel höher, doch dürfte dies durch die enorme Zeitersparnis aufgewogen werden. Die Durchschnittsfluggeschwindigkeit beträgt immerhin 140 km. Die Unterstellung in der Halle beträgt etwa 60 Mark, entspricht also den normalen Garagenkosten des Wagens. Da aber die heutigen Maschinen fast durchweg

zusammenklappbare Flügel haben, stellt sich der monatliche Mietpreis auf nur 18 Mark. Dazu kommt, daß kleinere Reparaturen und die Pflege des Flugzeuges — bei größeren Benzinabschlüssen — von den Tankstellen kostenlos übernommen werden. Die Kosten für die Erlangung des Flugzeugführerscheins sind zwar immer noch etwa viermal so hoch wie die beim Auto — man muß jedoch berücksichtigen, daß die Fliegerschulen das Bruch-Risiko tragen.

Wem aber das Motorfliegen zu teuer ist, der findet in der *Segelfliegerei* vollwertigen Ersatz. In den Segelflugschulen kann man für 200 Mark alle drei Segelflugscheine erwerben. Ein Hochleistungssegler kostet heute etwa 1200 Mark. — Ich konnte mich jetzt in Grunau im Riesengebirge selbst davon überzeugen, in welcher herrlicher Stimmung die Jungens, die alle über wenig Mittel verfügen, diesen Sport betreiben.

\*

Fliegen ist der beste Ausgleich gegen alle „irdischen Sorgen“; man bekommt Distanz zu den täglichen „Wichtigkeiten“ des Daseins. Wenn ich ein Theater oder ein Filmatelier überfliege, wünsche ich mir immer, daß die Herren Direktoren und meine Kollegen von oben mit runtersehen könnten, wie ihre Welt zusammenschrumpft.

# Bad Wildungen

für Niere und Blase

# Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·  
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung



## Zur Soziologie des Managers

Der Umstand, daß die Boxer, namentlich in früheren Zeiten, aus dem Volk kamen und sich mit kaufmännischen Gepflogenheiten nicht vertraut zeigten, zum andern aber die Geschäftstüchtigkeit von Leuten, die es immer verstehen, aus dem Können anderer Kapital für sich herauszuschlagen, schufen den Box-Manager. Seine Aufgabe, den Schützling zu betreuen, artete immer mehr dazu aus, in erster Linie die geschäftlichen Funktionen zu erledigen. Nur wenige Manager konnten gleichzeitig auch als Trainer und sportliche Berater tätig sein.

Dieses Sozietäts-Verhältnis beruht auf einer prozentualen Beteiligung an der Börse, die der Boxer für seine vom Manager abgeschlossenen Kämpfe erhält, und die in den meisten Fällen in einem Verhältnis von einem Drittel für den Manager und zwei Dritteln für den Boxer zur Auszahlung kommt. Dabei ist noch offengelassen, welcher von beiden Teilen die entstehenden Unkosten zu tragen hat.

Viele Manager haben nur einen Boxer, dessen Geschäfte sie erledigen, aber es kommt auch vor, daß in einem Stall mehrere Boxer vereinigt sind, teilweise sogar eine größere Anzahl (ein Fall in Frankreich: 20 Boxer bei einem Manager!). In solchen Fällen wird der Manager natürlich die Konjunktur geschickt ausnutzen, um zusammen mit einem viel gefragten Boxer auch noch einen zweiten oder gar dritten Mann in dem Rahmenprogramm der gleichen Veranstaltung unterzubringen.

In Amerika ist das Managen zu einem nicht zu unterschätzenden Geschäft ausgebaut. Manche unter den Betreuern der ganz großen Boxer haben zu diesem Zweck eigene Bureaus, die mit mehreren Angestellten besetzt sind. Natürlich lohnt sich hier das Geschäft; man bedenke, daß die früheren Weltmeisterkämpfe Einnahmen bis zu 2 Millionen Dollars gebracht hatten, von

denen der Titelhalter  $37\frac{1}{2}$  Prozent der Bruttoeinnahmen und der Herausforderer  $12\frac{1}{2}$  Prozent nach Abzug der Steuern erhält, so daß erst der verbleibende Rest dem Veranstalter zufällt, der davon alle übrigen Unkosten des Boxkampfes zu begleichen hat. Man kann sich leicht ausrechnen, daß dabei glückliche Manager Einnahmen von Hunderttausenden gehabt haben. Man soll sich aber nicht verleiten lassen, an die oft genannten phantastischen Zahlen zu glauben, die aus Reklamezwecken in die Presse und die Welt lanciert werden. Die Zeiten haben sich, selbst in Amerika, durchaus geändert: Millionen sind nicht mehr so schnell zu verdienen.

Die Leistung, die von einem Manager verlangt wird, ist allerdings in all den Fällen nicht klein: dem Boxer, der seine Nerven für den Kampf braucht, muß jeder Ärger ferngehalten werden, der in Geschäften doch nun einmal unausbleiblich ist. Aber wie bei allen Geschäften basiert die Zusammenarbeit auf gegenseitigem Vertrauen, und das wird öfter auch mißbraucht. So ist es vorgekommen, daß sich Manager von ebenso gewissenlosen Veranstaltern Doppelverträge ausstellen ließen, um ihren Boxer bei der Abrechnung übers Ohr zu hauen. Ein Gegenstück dazu ist der von der Boxbehörde genehmigte Vertrag, der oft nur einen Fetzen Papier bedeutet, denn notariell besteht ein geheim gehaltenes Abkommen, das diesen Manager-Vertrag in all seinen Wirkungen aufhebt und das eine andere Regelung der Partnerschaft festlegt.

Man geht fehl, wenn man an ein Freundschaftsverhältnis zwischen Manager und Boxer glaubt. Viele derartige „Ehen“ haben wohl so begonnen, aber letzten Endes hat später einzig und allein doch nur das Geld regiert — da fielen Freundschaft, Opferwilligkeit, Dankbarkeit in sich zusammen, und die ehemaligen Freunde trennten sich als Feinde.

*Eugen Wagener*



# KULINARIA

## Peltzer

Telefon: A2 Flora 1017, 1705

## LION

UHLANDSTRASSE 18

BAR  
RESTAURANT

ABENDESSEN AB 7.30 UHR

## CASCADE

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“  
Die Küche für den Gourmet

Souper M 3.50

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

## Max Schlichter

LUTHERSTRASSE 33

Hier  
ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der  
Gemütlichkeit, der

## Maenz

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und  
der Feinschmecker Berlins

## RIO-RITA

TAUENTZIENSTR. 12

DIE TANZ-BAR

4 1/2 Uhr Tanztee  
Abd. Beg. 9 Uhr

## FEMINA

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester  
Berlins

Originellste Unterhaltung  
4.30 Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone · Saalrohrpost

Hotel-Restaurant

## ALHAMBRA

Kurfürstendamm 68

Die internationale Küche

Tanz im neueröff-  
neten Dachgarten



# Männer an der Macht

## IV.

### Exzellenz Lewald, der Doyen der Sport-Diplomatie

Als Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen ist Dr. h. c. Dr. Theodor Lewald, Staatssekretär a. D., Wirklicher Geheimer Rat, Exzellenz, oberster Kommandeur aller deutschen Sportler.

Ein stattlicher großer Mann mit frischem Gesicht, dem seine siebzig Jahre zu glauben schwer fällt. Er ist jung, kein Père noble, wie es dem Alter entsprechen würde, sondern immer noch flotter Bonvivant, mit distinguiertem sportlichen Einschlag. Er sieht aus wie eine treffliche Illustration zu der Devise: Treibt Sport, aber mit Verstand und Geschmack!

Exzellenz Lewalds allmorgendliches Ritual sind 15 Minuten Freiübungen und anschließend ein 40 Grad heißes Bad, dem abkühlende Duschen folgen. Dann noch ein Spaziergang durch den Tiergarten, und sein persönlicher Bedarf an körperlicher Betätigung ist gedeckt.

Zum Herrn des deutschen Sports ist er ja auch nicht durch große sportliche Siege, sondern durch eine glänzende, überaus geschickt gesteuerte Beamtenlaufbahn geworden. Dieser hohe Staatswürdenträger noch aus der Schule des kaiserlichen Deutschlands, entstammt einer der wenigen ostpreußisch-schlesischen Bürgerfamilien mit großer Tradition. Der Name Lewald ist vielfach mit Schlesiens Wirtschaftsgeschichte und durch Fanny Lewald-Stahr auch mit der Literatur verknüpft.

Als einunddreißigjähriger Regierungsassessor wird Dr. Lewald schon in das damalige Reichsamt des Innern geholt, wo zu seinem Referat auch die Reblaus-Bekämpfung gehört. „Er versteht es immer, die besten und interessantesten Dezernate zu kapern“, sagen die Kollegen von ihm. Schon mit der Reblaus waren häufige Reisen an

den Rhein, ins Elsaß, in die anderen schönen südwestdeutschen Weinbaugebiete verbunden. 1893 wird er dem Reichskommissariat für die Weltausstellung in Chicago zugeteilt und darf nach Amerika fahren. Damit ist Lewald Ausstellungs-Fachmann geworden. Bei der Pariser Weltausstellung baut er bereits selbständig die deutsche Abteilung auf. In Paris nützte er die Gelegenheit und den deutschen Teilnehmern an den Olympischen Spielen. Von da an läßt er den deutschen Sport nicht mehr aus dem Auge. Als er 1904 Reichskommissar für die Weltausstellung in St. Louis wurde, gelang ihm die Finanzierung der deutschen Mannschaft für die III. Olympischen Spiele in U. S. A.

Auch dem nach der Echterdinger Katastrophe finanziell total zusammengebrochenen Grafen Zeppelin half das Eintreten Lewalds. Von da her rührt sein Kontakt mit der Luftfahrt, den er nie wieder abreißen ließ. Noch jetzt ist er Ehrenvorsitzender der von Hauptmann a. D. Willy Meyer betreuten Berufsvereinigung Deutscher Flugzeugführer und fliegt noch immer gern große Reisen. Heute Goethefeier in Rom, am nächsten Tage Bibliotheks-Eröffnung des Deutschen Museums in München.

Für die blanken Zechinen, die den deutschen Olympioniken 1912 die Reise nach Stockholm leichter machten, gebührt dem geheimrätlichen Nährvater im Innenministerium der Dank. Lewald ist inzwischen ein hohes Tier geworden: Ministerialdirektor und stellvertretender Bevollmächtigter zum Bundesrat. Auf sein Betreiben wird 1914 zum ersten Male in den Reichsetat ein Posten für Leibesübungen eingesetzt. 200 000 Mark zur Vorbereitung der 6. Olympischen Spiele in Berlin, die der Krieg verhinderte.



Lewalds große Rolle beim Sport begann erst nach dem Kriege. 1919 trug ihm der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen den Vorsitz an. Er wußte, was dieser Mann wert war. Begeistert packte der Staatssekretär zu. Hier gibt es genug zu tun für den Löwen der alten Berliner Gesellschaft, die ihm den Beinamen *der schöne Theo* gegeben hat. Er ist der glänzende Lebenskünstler geblieben und Jungeselle, obgleich ihn die Fama mit Roosevelts Tochter Alice verlobte.

Er schreibt Artikel für den Sport, hält feurige Reden, sitzt im Vollzugausschuß des Internationalen Olympischen Komitees. Seine Vermögenslage erlaubt ihm, auch nach seiner Verabschiedung als Staatssekretär ohne irgendeinen Repräsentationsfonds den deutschen Sport glänzend zu vertreten. Er weiß, dank seiner genauen Kenntnisse der Ministerial-Apparatur immer, bei welchem Fonds sich ein Griff in die Kasse für seine Pflegekinder lohnt. Als Dr. Diem den Plan der Hochschule für Leibesübungen fertig hat, weiß der Staatssekretär, wie dem Plan reale Gestalt zu geben ist. Daß er ihr Präsident wird, gehört dazu.

Wie schon in Amsterdam, wird es ihm wohl auch in Los Angeles gelingen, im klug anmutigen Wechselspiel den guten Ruf der deutschen Sportdiplomatie und die eigene gepflegte Persönlichkeit aneinander zu steigern.

*Rochus Aper*

### Der Renn-Jargon

Einkochen	Setzen
Krampe	Schlechtes Pferd
Wie er will	Wie das Pferd will
Aufgehen	In Galopp geraten
Schlechter Fehler	Fehler
Stehen geblieben	Zurückgeblieben
Lokomotiv (wienerisch)	Akkumulativ
Marie	Wettgeld

**Das Wort „Sport“ in der deutschen und englischen Sprache.** Seine erstmalige Verwendung in der deutschen Literatur ist festgestellt: Pückler-Muskau, Briefe eines Verstorbenen, 2, 90, vom 9. Oktober 1828. Pückler-Muskau macht sich dort über einen „renomirtesten sportsman“ lustig und sagt:

sportsman, sport, ist ebenso unübersehbar, wie Gentleman; es heißt keineswegs bloß Jagd, sondern einen Mann, der alle Vergnügungen dieser Art, oder auch nur mehrere davon, mit Leidenschaft und Geschick betreibt. Bogen, Pferderennen, Entenschießen, Fuchshegen, Fahnenkämpfe usw., alles ist sport.

Eindeutig ist die Verwendung im Deutschen nicht. Auch im Englischen kann „sport“ bedeuten:

Belustigung, Unterhaltung, Zeitvertreib, Spiel, Scherz, Spaß, Sport, Vergnügung, Vergnügen, Wettkampf, Spott, Hohn, Zielscheibe des Spottes, Mutwille, Liebeslust, Liebesbetätigung, Sportliebhaber, Spieler, Wetter, Gauner, Spielart, Theaterstück, Aufführung, Kartenspiel.

**NORDSEEBAD  
NORDERNEY**

KURBAD · STRANDBAD · WELLENBAD



## Erfahrungen der Sportmasseurin

Von Esther Kuhlwein von Rathenow

Bevor ich auf einige Einzelheiten näher eingehe, möchte ich kurz erwähnen, daß ich selbst von Kopf bis Fuß ein Sportmädels bin, und deshalb für alle Arten des Sports ein großes Interesse habe. Im Hinblick darauf habe ich mir meinen Beruf gewählt. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß eine gewaltige Körperarbeit mit der Massage verbunden ist, die man fast als Sport bezeichnen kann. Die stärkste Arbeit muß man natürlich leisten bei den über das Normalgewicht hinaus gehenden Menschen — und man hat vielleicht nicht ganz unrecht, wenn man eine Masseurin als *eine Frau, die Berge versetzen kann*, bezeichnet.

Ich persönlich bin zwar klein und zierlich, und leider Gottes sieht man mir auf den ersten Blick nicht an, daß ich etwas zu leisten vermag. Ich kenne da zum Beispiel eine unserer Größen aus dem Tennissport, die das erstemal, als sie mich sah, zu ihrer Mutter auf Französisch sagte (denn so eine kleine Masseurin, was versteht die von Französisch!): „Dies Kücken soll mich massieren, so etwas ist mir noch nicht passiert!“ Nach einigen Minuten unter meinen Fingern meinte sie allerdings (diesmal schon auf Deutsch!): „Das Kücken hat ja verflixte Kräfte!“ Ja, unsere Sportgrößen verlangen eine starke und tüchtige Durcharbeitung, damit die Muskeln gelockert und für den nächsten Kampf gerüstet sind. Eigenartig ist, daß die Ausländerinnen kaum die Massage in Anspruch nehmen, sie scheinen in ihrem Land diese prachtvollere Erholung und Entspannung noch nicht ausprobiert zu haben. Trotzdem ist eine Sportmasseurin nur zur Hälfte der Zeit für die eigentliche Massage da; nebenbei erhält sie noch reichlich Beschäftigung! Zuerst einmal das Tränentrocknen! Das gibts eigentlich täglich! „Wie kann ein Gegenspieler nur so gemein sein, bis auf

fünf Sätze ein Spiel hinauszuziehen?“ Hat man da nicht Grund, über seine Person und seinen Charakter im einzelnen und allgemeinen und sein unfaires Spiel im besonderen sich gehörig auszulassen?

\*

Bei einem schlechten Spiel geht selbst die Wirkung eines Hosenrockes futsch! Im Allgemeinen ist es aber so, daß die Ausländerinnen viel einfacher gekleidet sind. Wehe, wenn bei einer Deutschen nicht Socken, Tasche, Schal, Stirnband und Rakettüberzug übereinstimmen! Es soll sogar der Vorschlag gemacht worden sein, die Bälle passend zum Anzug zu färben! Oder wußten Sie etwa nicht, daß der Sport erst in zweiter Linie in die Erscheinung tritt?! Erst heißt es einmal: *wirken!* Und dazu gebraucht man mindestens eine halbe Stunde für sich allein den Riesenspiegel, der an einer Wand der Garderobe angebracht ist. Und bei dieser langwierigen Prozedur wird besprochen, ob Herr X. Weiberfeind ist oder nicht — wie, in welcher Stellung und mit wem man sich auf der Badewiese vergnügt hat — daß man leider von der Massage immer noch nicht dünner geworden ist, denn die drei Apfelkuchen mit Schlagsahne täglich könnten doch wirklich nicht so viel ausmachen — kurzum, es gibt sehr viel zu besprechen!

Einen ästhetisch schönen Sportkörper zu massieren ist für mich eine Freude, ein Genuß! Besonders, wenn man sieht, wie wohl sich hinterher das Opfer fühlt. Ob man vielleicht sogar Dank erntet? Es ist nicht ganz leicht, Sportmasseurin zu sein — und es wäre gut, dem Beruf als solchen etwas mehr Anerkennung entgegenzubringen, die man oft noch vermissen muß. Denken Sie nur, wenn ich stattdessen aus der Schule plaudern würde über all das, was meine Ohren zu hören bekamen?





Der Intellektuelle (Amsterdam)

Kurt Lubinski



Der Schauspieler Heinz Rühmann mit seinem Flugzeug (Berlin)





Unsere schönen Sportpreise  
(Unten: der Davis-Cup)







*Der Torschuß*



Georg Durst



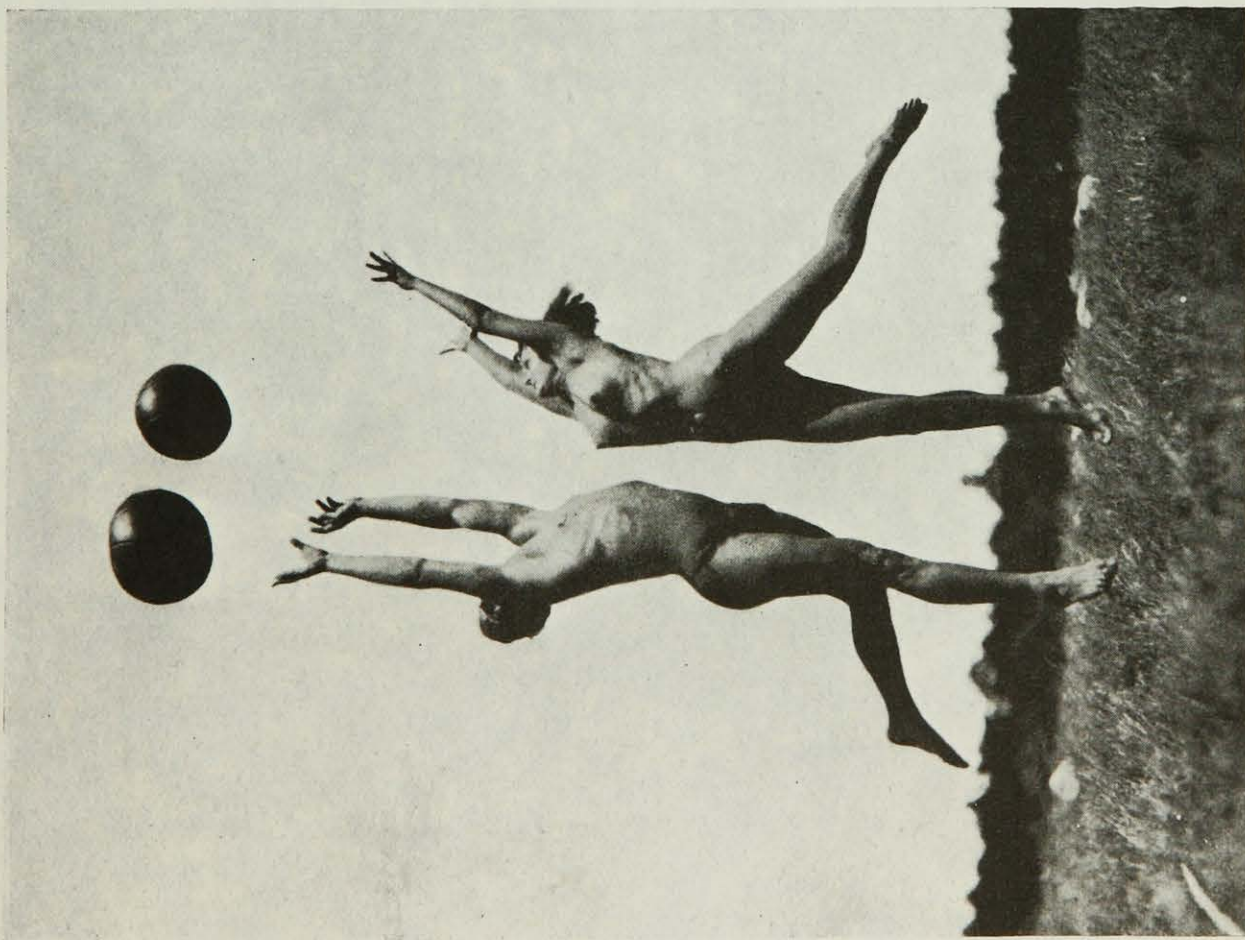
Dr. Paul Wolff





Bill Brandt

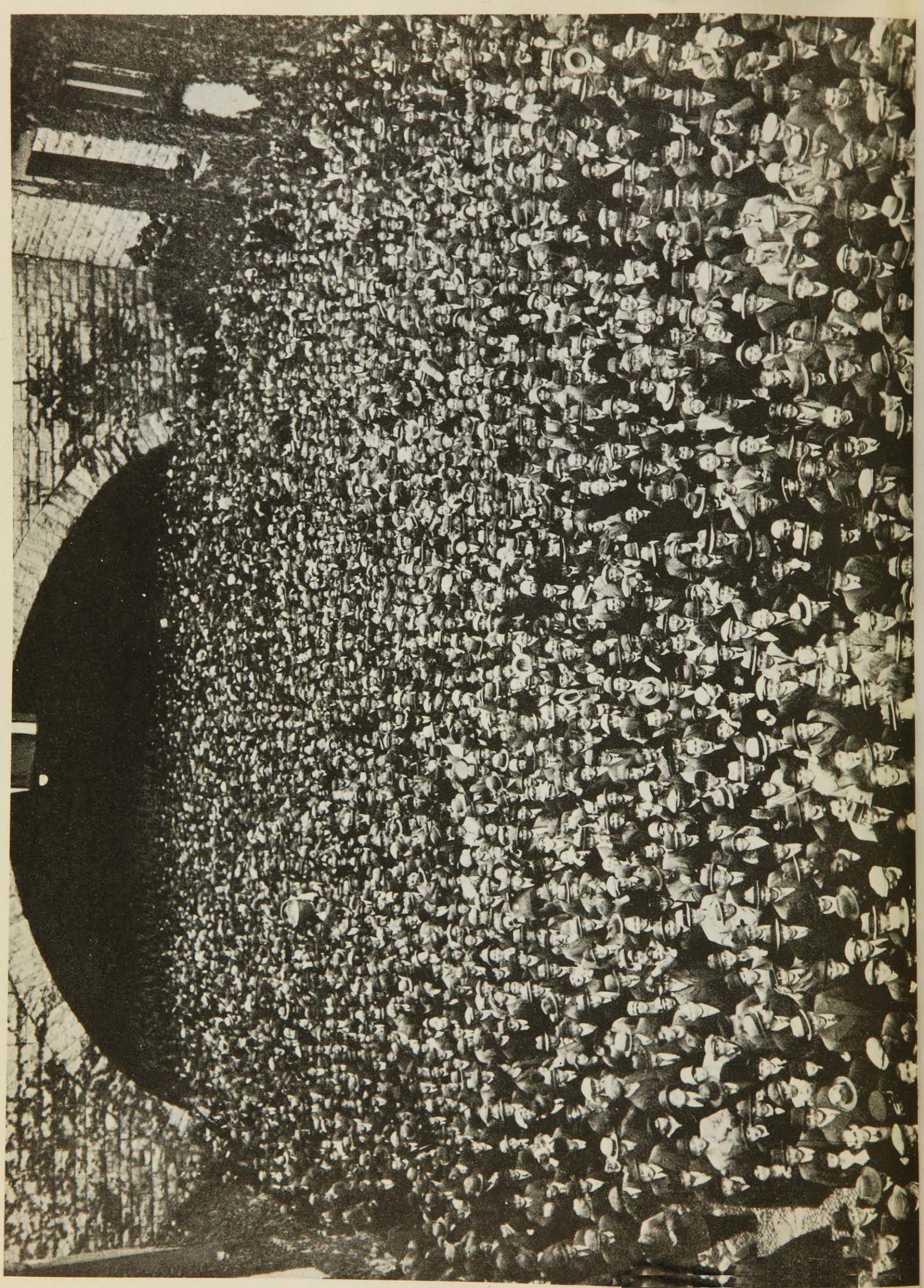
Verlorenes Rennen



Siegfried Dietrich

Kameraden







# Ringen gegen Boxen

Von *Rudolf Belling*

Ringen gegen Boxen? Nein: Ringen und Boxen! So muß es heißen, oder vielmehr, so sollte es sein. Wie aber ist es wirklich?

Jeder ständige Besucher von Boxveranstaltungen mußte die traurige Erfahrung machen, daß nicht nur eine Stagnation im Boxbetrieb, sondern sogar ein Rückgang eingetreten ist. Fängt man mit seinem Urteil beim Veranstalter an, so muß man sich wundern über die Ahnungslosigkeit, mit der viele Leute der heutigen Wirtschaftslage gegenüberstehen. Die halb-leeren Häuser müßten doch deutlich genug zeigen, daß eine falsche Preispolitik betrieben wird. Immer wieder machte man denselben Fehler, und um das, was die Kasse nicht einbrachte, einigermaßen wettzumachen, wurden schlechte Löhne den Boxern gezahlt, so daß schließlich nur noch ein Niveau antrat, das durch plötzlich ausgegrabene Größen vergangener Zeiten („come backs“) unmöglich gehoben werden konnte. Die Ahnungslosigkeit der Veranstalter von sogenannten Großkampftagen drückte sich schon in der Aufstellung der Stühle aus. Nirgends waren zwischen den Sitzflächen Abstände, die einem Erwachsenen ein bequemes Sitzen erlaubt hätten. Dieses Arrangement war natürlich vorgesehen für einen Massenandrang. Und dann immer wieder dasselbe Bild: Ein paar Ringreihen besetzt, die Galerie ebenfalls. Kurz vor Beginn der große „run“ auf die dazwischen liegenden leeren, zu teuren Plätze. Dann vom Ring aus die lächerliche Drohung, nur *die* Plätze einzunehmen, für die man bezahlt hätte. Machtlose Kontrolleure und zum Schluß Schupos, die sich für die Dummheit der Veranstalter anpöbeln lassen müssen. Daß die Boxer selbst, die doch vor allem die Leidtragenden sind, noch keine Mittel fanden, diese Zustände aus

der Welt zu schaffen, ist unbegreiflich. Sie hätten in dieser Beziehung viel, sehr viel lernen können von der eben abgeschlossenen Ringkampf-Konkurrenz im Zirkus Busch.

Ich hatte Gelegenheit, grade diese Konkurrenz, die von der gesamten Presse verhältnismäßig zurückhaltend, ja fast möchte man sagen kühl (feindlich?) behandelt wurde, genau zu verfolgen. Dieser Unterschied von Arrangement, sportlicher Gesinnung und Können! Auch die Ringer haben eine kritische Zeit durchmachen müssen, auch ihre Unternehmungen waren, sagen wir es ruhig, diskreditiert. Aber, was wir jetzt im Zirkus Busch sehen durften, überstieg alles, was wir in einem ähnlichen Rahmen jemals sahen. Vorbildlich die Organisation. Vorbildlich die Preise (der teuerste Platz 3 Mark). Dafür konnte man einen Weltmeister, einen deutschen Meister, erstklassige Ausländer und hochwertige Leistungen sehen. Auch ohne den üblichen Rummel und Tam-Tam, den die Sportpresse um jeden Boxabend machte (siehe z. B. das letzte Vierländer-Box-Turnier der Amateure, das man einfach nur als klägliche Darbietung bezeichnen kann), hatten sich die Freunde und Kenner eingefunden. Von Abend zu Abend kamen mehr, und gegen Schluß der Konkurrenz mußte selbst der sprödeste Zeitungsmann von einem vollen Erfolg dieser Veranstaltung sprechen.

Und woran lag das? An der ehrlichen Sportsleistung, am Erkennen der Zahlungsfähigkeit der heutigen Sportfreunde und an dem eisernen Willen, aufzubauen. An den Leistungen dieser Ringer konnte man das hohe sportliche Niveau sehen und erkennen, wieviel Phantasie und Können ein richtiger Ringkampf erfordert. Gegenüber dem Boxer, der nur im Stand zu kämpfen hat, kommt beim Ringer noch der



Kampf auf dem Boden hinzu. Dadurch muß sein Repertoire reicher sein, und Kenner des Sports geben zu, daß der Ringkampf abwechslungsreicher und eleganter ist. Man soll nicht mit dem lächerlichen Einwand kommen, daß über 2½ Zentner schwere „Fettsäcke“ im Kampf keine ästhetische Figur machen könnten. Abgesehen davon, daß dieser Typ seltener geworden ist, wirkt er im Boxring auch nicht erfreulich. Ganz bestimmt aber ist er auf der Matte beweglicher und leistungsfähiger, also immer noch sympathischer als im Ring.

Es ist nicht meine Absicht, den Ringkampf gegen den Boxkampf auszuspielen. Ich glaube, daß auch der Boxkampf seine jetzige Krise überwinden wird und daß ihm eines Tages Männer erstehen werden, die ihn wieder auf das Niveau bringen, das er beanspruchen darf . . .

---

### Die Freudenaue Frage

Die Freudenaue ist der Wiener Rennplatz.

„I bitt schön, was glaubens denn kann das Pferd, was jetzt das Rennen gwonnen hat, zahl?“

„Der Dreier? . . . Was der zahl kann? . . . Na, der zahlt, wenn er vül zahlt, zahlt er . . . was kann er schon zahl?“ . . . Vier Roß san nur mitgangen — da spült aner an jeden . . . kommt der net, kommt der . . . aner muaß do da sein . . . kann er zahl, na sagen wir: — — wüvül habens gsetzt? . . . Zwanzg Schilling? . . . Zwa san von ein Stall mitgangen, das druckt die Quotn . . . Kennens für Ihnare zwanzg Schilling kriagn a zirka a — na sovü net . . . Bei dem harten Boden haben die Leut eh nix andres gspüt . . . Hint am Guldenplatz bin ich bei der Maschin gstanden, da hats nix ghassen wie Dreier, Dreier, Dreier . . . — was kann er da scho zahl? Wann er guat zahlt — aber da könnens von Glück sagn — zahlt er — — nix zahlt er! . . . *Daß ers zahlt . . .*“

**Der Trainer** massiert seinen Läufer-Star vor dem Rennen und spricht: „Nu zappel nicht so viel, gleich biste dran, und dann sage ich dir, wenn du wieder so wahnsinnig bist und in der Kurve vorbeigehen willst, dann bist du erschossen, dann isses aus, und ich suche mir einen Mann, der ein bißchen mit dem Kopf läuft, denn schließlich habe ich dir schon hundertmal gesagt, Kopf, Kopf, die Cracks gewinnen ihre Rennen mit dem Kopf, nich mit den Beinen, aber dir kann man das ganz ruhig tausend mal sagen, nu rede nicht, du mußt ja vor so einem Rennen andauernd reden, rede nachher, aber da bist du sprachlos, weil die andern gewonnen haben, na hab dich nich so, die Stelle is noch zu hart, locker, locker, heb mal das Linke bißchen, so, in deiner Form müßtst du glatt Peltzer einpacken, der kann auch nicht mehr als loofen, aber der hat eben Herz, und dann läuft er mitem Kopf, das isses, mit dem Kopf läuft er, aber ob du das wohl mal begreifen wirst, ich weiß nicht, tu mir den einzigen Gefallen und leg dich gut in die Kurve, damit du ihn auf der Schlußgeraden stehenlassen kannst, das is alles, bei der Glocke mußt du an seinem Hinterrad hängen, dann hast du ihn, und vor allem keine Zwischenspurts, bloß das nich, du wirst mir noch den Nerv töten mit deinen irrsinnigen Zwischenspurts, wo das bißchen, was du kannst, bloß dein Stehvermögen ist, und wenn die andern sprinten, dann hängt du doch, jetzt, jetzt, los, raus, hier die Spikes, mach dir die Haare vernünftig, Mensch, los, mach, der steht schon mit der Kanone da, die Knautschkorken habe ich mit, die mach erst vor dem Schuß an, und ruhig, ganz ruhig, sei bloß nich so nervös, du machst mich noch mit verrückt, und tu mir einen Gefallen und lauf mit Kopf, ich stehe in der Zielkurve, und wenn du da nicht richtig liegst, dann kriegst du einen Stein ins Kreuz . . .“



# Kleine Anleitung zum Fechten

Von Helene Mayer (Offenbach)

Die einfachste und dem Laien verständlichste Anleitung wäre: *Treffen und nicht getroffen werden!* Dieses *Treffen* jedoch ist erst das Ergebnis körperlicher und geistiger Zusammenarbeit. Bei solcher Zusammenarbeit sind die verschiedensten Faktoren ausschlaggebend: Geistesgegenwart, Schnelligkeit, Beobachtung, Konzentration, Kraft, Ausdauer, Technik.

In gewisser Beziehung könnte man das Fechten mit dem Schachspiel vergleichen: auch hier vollkommenster Individualismus und Kopfarbeit; nur mit dem Unterschied, daß dem Fechter nicht beliebig viel Zeit zum Ueberlegen bleibt, sondern daß er Zug für Zug, Angriff und Abwehr, in Bruchteilen von Sekunden ausführen und ebenso schnell die Absichten des Gegners durchschauen und ihnen entgegenwirken muß. Es ist selbstverständlich, daß dazu eine hochentwickelte Technik gehört, die man nur durch jahrelange Schulung und zähes Aushalten erwerben kann.

Der Anfänger muß bemüht sein, von der reinen und einseitigen Reflexbewegung, die, teils aus Bequemlichkeit, teils aus körperlichem Instinkt heraus entsteht, zur *bewußten Aktion* zu kommen; er muß den Gegner, seine Eigenarten und Schwächen studieren und versuchen, sich der Fechtweise des Partners anzupassen oder ihm sein eigenes Spiel, seinen Willen, aufzuzwingen.

Das Fechten verlangt reine Logik: der kürzeste Weg der Waffe, der kleinste Winkel und die unauffälligste Bewegung kennzeichnen den Meisterfechter. Geduld, Wille und Interesse neben harter Arbeit sind nötig, um dieses logische Denken als Selbstverständlichkeit zu empfinden und beim Fechten anzuwenden.

Das Turnier stellt noch weitere An-

forderungen an den Fechter. Neben besonderen körperlichen — es ist ein langer Weg bis zur Schlußrunde — werden auch große geistige Leistungen verlangt. Besonders die Nerven werden auf eine harte Probe gestellt. Auf der Kampfbahn beurteilen vier Kampfrichter unter Leitung eines Obmannes den Fechter, und auch bei größter Objektivität unterläuft den Richtern zuweilen ein Irrtum. Ebenso wenig darf die Meinung des Publikums den Fechter beeinflussen. Die Menge hat keine maßgebliche Meinung, läßt sich oft durch irgendwelche Nebensächlichkeiten bestimmen, hat außerdem ihre Lieblinge und versteht in den meisten Fällen nichts von fechterischen Aktionen. Wie sollte sie auch dieses schwierige Netz von Paraden, Angriffen, Finten, Arreststößen und die hundertfachen Variationen der Grundregeln verstehen!

Ich liebe das Fechten, weil mir jeder Gegner ein neues Kampfproblem zur Lösung gibt!

---

**Weißer Anekdote.** Borotra, der französische Meisterspieler und Liebling der ganzen Sportwelt, spielt im Stade Garron seine Meisterschaftsrunde. Zum Entsetzen der Umsitzenden löst sich ein Rehpintscher von dem Schoß seiner Herrin, die eine der bekanntesten Reiterinnen Europas ist, und springt vergnügt auf dem Platz herum, auf dem es grade erbittert um einen Satzball geht. Man kennt die Wut eines Spielers über solche Improvisationen und denkt, der kleine Hund werde nicht mehr lebend von dem braunen Court zurückkehren! Verzweifelt ruft die Amazone: „Entschuldigen Sie tausendmal, daß mein Hund Sie belästigt!“

In unnachahmlicher Gewandtheit ergreift Borotra den Rehpintscher, setzt ihn auf die Knie seiner Herrin und meint liebenswürdig: „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, solange es kein Pferd ist, machts nichts.“ *Paula v. Reznicek*



## Die Hochschule für Leibesübungen sucht einen Philosophen

In Deutschland treiben sieben Millionen Menschen Sport, das heißt, es werden sieben Millionen organisierter Sportsleute gezählt, Männer und Frauen, die sich in Sportvereinen zusammengeschlossen haben. Die Gralsburg dieser sieben Millionen ist die *Deutsche Hochschule für Leibesübungen* im Deutschen Stadion zu Berlin, wo die Podbielski-Eiche aus dem feierlichen Steinsockel wächst, ein „Sinnbild der Deutschen Kraft“. Die Hochschule gibt es seit zwölf Jahren, seit einem Jahr ist sie ein staatlich anerkanntes Lehrinstitut mit dem Charakter einer Universität, sie hat einen Rektor, einen Prorektor und einen Lehrkörper von etwa zwanzig Dozenten, meist Athleten.

Die Hochschule ist in einem schönen, langgestreckten Backsteinbau untergebracht, einer Flucht von luxuriösen Turnhallen. Sie sind mit einem Kostenaufwand von 1,6 Millionen errichtet worden. Der Bau stammt noch aus der perikleischen Periode der deutschen Republik, aus den ersten Jahren nach der Revolution. Die Leiter der Hochschule träumen davon, daß die jetzigen Hallen und Hörsäle nur ein Provisorium sein werden und daß eines Tages ein gewaltiges „Sportforum“ errichtet werden wird, als endgültiger Sitz der geträumten Universität für Lebenskunde und Körperbildung. Von Anfang an lesen an der Hochschule Architekten als Gastdozenten über die beste Art, Turnhallen und Stadien zu bauen.

Daß die Sportbewegung zurückgegangen ist, hat auf die Hochschule, was ihren äußeren Betrieb angeht, keinen Einfluß gehabt. Die Zahl ihrer Hörer ist gestiegen. In den ersten Jahren zählte man in jedem Semester zweihundert Studenten. Jetzt sind es dreihundert. Die Studenten (25 bis 30 Prozent Frauen) leben meist in der Hochschule, in einer Art von Internat, das ein früherer Kapitänleutnant leitet. Die Studenten wohnen zu sechsen in

kleinen Sälen beieinander. Diese Räume unterscheiden sich sehr von den schönen Turnhallen. Sie sind nicht so sehr spartanisch in edler Nüchternheit, sondern mehr kasernenmäßig wie die Schlafsäle in den Kadettenanstalten. Wegen dieser Baracken hat es oft Aufstände unter den Studenten gegeben.

Die Frauen studieren an der Hochschule auf Grund der sogenannten *Kleinen Matrikel*. Sie müssen dazu siebzehn Jahre alt sein und das Reifezeugnis eines Lyzeums besitzen. Die kleine Matrikel ist gültig für vier Semester. Die Männer sind der Schule in der Mehrzahl für sechs Semester verbunden. Die Vorbedingung für das Studium ist das Abitur. Doch werden besonders begabte, also körperlich Begabte, auch ohne die Hochschulreife zugelassen.

Das Ziel der Hochschule ist, Sportlehrer auszubilden. Sie hat dabei die Aufgaben der alten preußischen Turnanstalt mit übernommen. In der Turnanstalt wurden früher die Turnlehrer für die preußischen Schulen ausgebildet, die Männer unserer Jugend mit den aufgewirbelten Schnurrbärten und dem Turnstock, die Heroen des „Kniebeuugt“, von denen man uns gesagt hatte, daß sie den Krieg von 1870 gewonnen hätten. Den Weltkrieg haben sie verloren. Die Hochschule, das ist der tiefere Sinn ihrer Existenz, ist gewissermaßen die Sezession der jungen Oberlehrer von der preußischen Turnanstalt gewesen. Der jahrelange Kampf um den neuen Typ des preußischen Turnlehrers ist zugunsten der Jugend entschieden worden. Ein Studienrat soll drei *Hauptfächer* beherrschen. Turnen ist jetzt Hauptfach geworden. Der junge Sportstudent, der Studienrat werden will, kann also die Hochschule für Leibesübungen zur Zentrale seines Studiums machen. Durch die Verbindung mit der Berliner Universität hat er es leicht, nebenbei noch Philologie oder



anderes zu belegen. Die Semester an der Hochschule für Leibesübungen werden dem Studierenden der Berliner Universität in einer gewissen Art gutgeschrieben. Dafür, daß die Hochschule dem Staat die neuen Turnlehrer ausbildet, wird sie von Reichs wegen unterstützt. Sie hat einen Jahres-Etat von 400000 Mark. Etwa zweihunderttausend Mark gibt das Reich dazu. Kommunen und Private bringen die anderen zweihunderttausend Mark auf.

Der Vater der „Deutschen Hochschule für Leibesübungen“, der neue Jahn gewissermaßen, ist *Dr. Carl Diem*, ein Journalist. Er hat den Typ des Sportstudenten erst geschaffen, und dieses ganze merkwürdig groteskschöne Studentenleben im Grunewald, wo der Tag mit einem Lauf durch den Wald beginnt und das Studium aus einer sakralen Verneigung vor der Schönheit des menschlichen Körpers besteht. Wie es im Leben geht, haben die Sportstudenten sich gegen ihren Schöpfer und Gott erhoben und im Jahre 1928 einen Streik inszeniert, der die Absetzung Diems zum Ziel hatte. Der Streik ist nach wochenlanger Dauer zusammengebrochen. Diem ist immer noch die Seele der dem Körper geweihten Universität. Ihn muß sprechen, wer den Sinn des Ganzen verstehen will.

Carl Diem war erst Kaufmann. Daneben trieb er Sport. Er war einer der ersten Publizisten der neuen Bewegung, die das deutsche Turnen auflockern sollte. Auch als er endgültig in den journalistischen Beruf übergang, als Sportredakteur jener Generation, „deren Horizonte an den Barrikaden von Hoppegarten noch nicht zu Ende waren“ (und aus deren Mitte der Autor von Alt-Heidelberg hervorgegangen ist), auch als Sportredakteur blieb Carl Diem ein seinen Sport ausübender Athlet. Er ist ein Allroundman, Skiläufer, Boxer, Ruderer, die herrlich geprägte Erscheinung eines Sportlers, ein langer Kerl mit breiten Schultern, schmalen Hüften, mit einem schmalen,

muskulösen Gesicht, leuchtenden blauen Augen und einer zerschlagenen Boxernase. Aber der Flapper soll seine Träume noch stoppen. Die Boxernase ist ein Bluff. Carl Diem ist als Kind vom Schaukelpferd gefallen. Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Heute noch, mit weißen Schläfen, ist Dr. Diem praktischer Lehrer an der Hochschule. Wie die andern Dozenten geht er in Läuferhosen, nackten Beinen und im Hemd durch die „Hörsäle“.

Was haben Sie mit Ihrer Schule erreicht, Meister Diem?

Diem: Ich glaube sagen zu können, daß wir der Wissenschaft vom menschlichen Körper neue Antriebe gegeben haben, daneben haben wir den Sport aus seiner Einseitigkeit befreit, und im übrigen sagen die Hygieniker, daß es unser Verdienst, das Verdienst der Sportsleute ist, wenn gewisse Volkskrankheiten, wie die Rachitis, fast ganz verschwunden sind.

Was heißt das, Sie haben den Sport aus seiner Einseitigkeit befreit?

Diem: Unsere Hochschule hat durch die Lehrer, die wir erzogen haben, den Beweis erbracht, daß die großen Rekordmänner des Sports, die gigantischen Läufer und so, nichts als bedauernswerte, oft unglücklich verbildete Menschen sind; eigentlich geniale Krüppel. Wir haben für den Rekordmann ein anderes Ideal aufgestellt, den allseitig gebildeten, körperfrohen Menschen. Im äußerlichen Betrieb der Sportvereine hat sich das so ausgewirkt, daß es fast keinen Verein mehr gibt, der nur seine Speziatsache pflegt. Ein Fußballverein spielte früher nur Fußball. Heute wird der Fußballer richtig als Leichtathlet ausgebildet und daneben als Fußballer. Die Schwimmvereine veranstalten Waldläufe, und die Rudervereine spielen Tennis. Wir haben den Typ des Allroundsportlers dadurch geschaffen, daß wir das Deutsche Sportabzeichen verleihen. Es wird an solche Sportler gegeben, die sich in fünf ganz entgegengesetzten Disziplinen auszeichnen.



Was für einen Wert hat denn das Diplom, das Sie Ihrem Studenten nach bestandem Examen verleihen? Ein Dokortitel ist es doch nicht.

Diem: Dieses Diplom hat etwa den Wert, den das Diplom eines Ingenieurs hat. Der Mann, der es vorweist, hat den Beweis erbracht, daß er ein guter Sportlehrer ist.

Was hat es denn für einen praktischen Wert, ein guter Sportlehrer zu sein? Ist das als Lebensgrundlage nicht etwa so problematisch wie Volkswirt?

Diem: O nein! Fast alle Sportlehrer, die wir ausbilden, kommen in gute Stellungen, entweder bei Vereinen oder bei Universitäten oder sie gehen ins Ausland. Es gibt natürlich auch Ausnahmen. Die sind aber in dem Charakter des Schülers begründet. Wer als Sportlehrer sein Brot verdienen will, muß ein körperfroher, nicht zu problematischer Mensch mit bescheidenen geistigen Ansprüchen sein. Sehr spirituelle Menschen eignen sich nicht für diesen Beruf. Es muß mehr der Schlag des harmlos-intelligenten Leutnants von früher, in einer neuen, zeitgemäßen Prägung sein.

Jetzt aber ehrlich, Doktor Diem: Ist das alles nicht ein bißchen enttäuschend? Dazu muß der Mensch das Abitur haben und die Hochschule für Leibesübungen besuchen, um schließlich eine geistig nicht zu anspruchsvolle Existenz zu führen? Ist die Erkenntnis dieses „harmlosen“ Lebensziels der Sinn des Studentenstreiks von 1928 gewesen?

Diem: Das hätte ich verstanden, wenn es so gewesen wäre. Es war aber nicht so. Der ganze Streik war nur ein Kampf um die Pünktlichkeit. Die Studenten kamen so lange jeden Morgen zu spät, bis ich dazu übergang, nach dem akademischen Viertel die Turnhallen abzusperren. Heute ist es so, daß die Studenten nicht nur selbst Pünktlichkeit verlangen, sondern sogar straffe Disziplin. Wohlgemerkt, ich hatte von ihnen damals nur Pünktlichkeit verlangt.

Ist das der allgemeine Zug der Jugend zum Militärischen?

Diem: Sicher!

Und wie verhält sich diese Wirklichkeit zu Ihrer idealistischen Forderung, daß man zur Bildung des neuen Menschen eine Hochschule nötig hat, den Areopag der Philosophie?

Diem: Wir wollen jetzt den jungen Menschen nicht unrecht tun. Die Frage: Wo stehen wir mit unseren Bestrebungen in der Philosophie von gestern und heute? wird von den Studenten oft erhoben. Sie wird aber von den Philosophen nicht beantwortet. Und das ist nicht die Schuld der Studenten. Uns und der Jugend ist die geistige Lücke, die zwischen unserer praktischen Arbeit und unserem Ideal besteht, wohl bewußt. Was unserer Hochschule fehlt, ist der neue Philosoph. Gut! Gewiß lesen an unserer Hochschule Philosophen, aber nur Geschichte der Philosophie, keine lebendige originale Philosophie.

Und haben Sie nicht gedacht, daß aus der Mitte Ihrer Schüler einmal der neue Philosoph hervorgehen würde?

Diem: Geträumt habe ich es schon, aber Wirklichkeit ist es nicht geworden. Es hat manchmal einen Studenten gegeben, bei dem ich mir gesagt habe, der wird es sein. Dann hat er sein Examen gemacht und ist in eine Brotstelle gegangen.

Und Sie?

Diem: Ich und alle andern, wir sind nur Vorbereiter. Geistig langt es bei keinem von uns aus. Wenn ich wüßte, daß es irgendwo einen Philosophen gäbe, der für uns der Mann wäre, ich verspreche Ihnen, ich fahre hin zu dem Mann und biete ihm meine eigne Stellung an. Er braucht ja nicht einmal ein Sportsmann zu sein, nur ein Menschenbildner, nur ein Mann wie Jahn. Er könnte auch so unglücklich sein und so grotesk wie Jahn, nur die Jugend müßte er zu ihren Zielen reißen. Aber es gibt keinen neuen Jahn, oder ich sehe ihn nicht.

*Walther Kiaulehn*



## Crack aus der Oberprima

Lucas, der linke Mittelläufer des Fußballklubs von Fulda (Hessen), ist 16 Jahre alt. Ich übernachtete kürzlich in Fulda und fragte einen jungen Mann nach einem guten Wirtshaus. So lernte ich den Crack kennen.

„Wie gefällt Ihnen das Studium?“

„Ganz gut. 2 : 1 haben wir vorige Woche Frankfurt geschlagen...“

„Die Schule?“

„Nein, der Klub!... Vierte in der Südwestdeutschen Meisterschaft...“

„Machen Sie bald das Abitur?“

„Nach dem Revanchematch... Würzburg... da haben wir Kloppe bekommen...“

„Sind Sie gut in Mathematik?“

„2 : 3...“

„Das ist Ihre Note?“

„Nicht doch: das Würzburger Spiel...“

„Und die Professoren sind mit Ihnen zufrieden?“

„Nur einer...“

„Was — nur einer ist zufrieden?“

„Nein, er ist Spieler. Er war früher Linksaußen in Göttingen...“

„Fleißig können Sie da nicht sein?“

„Ich? ... Gucken Sie meinen linken Fuß an! Ist Ihnen nichts aufgefallen? Ich gehe nur links. Wegen der Kombination. Wir dribbeln links. Der Ball wird so, sehen Sie, vorgetragen, der rechte Fuß hat nichts zu schaffen. Wegen der Kombination. Ich kann nur links gehen — na, bin ich fleißig?“

„Ich meine in der Schule?“

„Ja doch. Aber das ist keine gute Mannschaft... Die Mittelläufer taugen nicht...“

„Und wo werden Sie auf die Hochschule gehen?“

„Nach Marburg. Die sind zweite in der Rangliste. Ich sage Ihnen: fabelhaft. Gegen Gießen 8 : 1 — was sagen Sie?“

„Mit Gott!“



## Der Kaiser ging

Die  
Generäle  
blieben

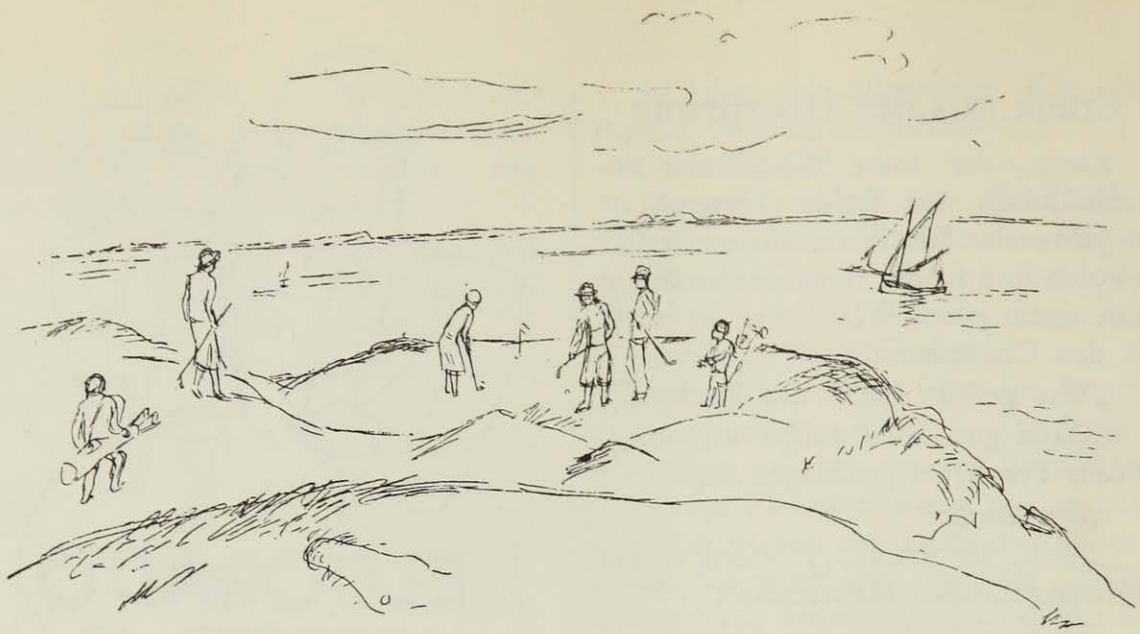
348 Seiten · 12. Tausend  
Steifdeckelband 2.85 RM  
In Leinen 4.50 RM

Ein deutscher Roman von  
**THEODOR PLIVIER**

Das Buch rekonstruiert in dramatisch bewegter und bewegender Form die Oktober- und Novembertage 1918... Damals — wer es noch nicht wußte, kann es hier lernen — wurde die entscheidende Schlacht an der „Einheitsfront“ verloren. *Das Tagebuch, Berlin*

**MALIK - VERLAG**





Elisabeth Hallgarten

Golf

## Fußball-Strategie

Von *Hans Sobek*

Will eine Mannschaft, die der deutschen Spitzenklasse angehört, Erfolge haben, muß sie nicht nur körperlich in bester Verfassung und technisch versiert, sondern auch in der Strategie mit allen Wassern gewaschen sein. Schon oft ist ein Spiel, das für eine Mannschaft verloren schien, durch eine strategische Maßnahme gewonnen worden.

Sieht man sich den Kreis der deutschen Spitzenklubs an, so stellt man fest, daß sich in allen Mannschaften Spieler befinden, die mit Recht Fußballstrategen genannt werden. Zum Beispiel im I. Fußballklub Nürnberg: *Kalb, Popp*; in der Spielvereinigung Fürth: *Leinberger, Hagen*; bei Schalke 04: *Zepan, Kuzorra*; im Dresdner Sportklub: *Richard Hofmann, Köhler*; im Hamburger Sportverein: *Halvorsen, Beyer, Risse* u. a.

Vor jedem wichtigen Spiel ist es zunächst notwendig, daß man sich mit der Mannschaft des Gegners beschäftigt, um Stärken und Schwächen festzustellen. Je besser man sich vorbereitet, je mehr ist man vor einer Ueerraschung sicher.

Bei einem Spiele meines Vereins, Hertha BSC, gegen den I. Fußballklub

## Der Geist des Golfs

Von *Hans Samek*

Der Nichtgolfer wundert sich immer von neuem über die Besessenheit der Golfspieler: sie spielen nicht nur Golf — sie reden auch Golf. Ich darf auch verraten: sie träumen auch vom Golf, im Wachen und Schlafen. Der Nichtgolfer staunt zuerst über das alles. Dann ist er über die Mißachtung, die man ihm in Golfkreisen entgegenbringt, verärgert. Er seinerseits hält nämlich alle Golfer für inferiore Stümper. Was kann schließlich schon dabei sein, so einen kleinen Ball vorwärts zu schlagen? Besonders wenn niemand einen drängt und der Ball ruhig auf einer grünen Fläche liegt. Bei dieser Riesenauswahl von Schlägern, denkt er sich, wird man leicht das richtige Instrument finden, um den Ball dorthin zu befördern, wo man ihn haben will.

Das alles denkt er so lange, bis er — selbst zu spielen anfängt. Und dann merkt er zu seinem Entsetzen, daß er von der Golfkrankheit ebenso befallen wird, merkt aber auch gleichzeitig, daß sich mit dem Golfspiel für ihn ungeahnte Möglichkeiten eröffnen: Stunden restloser Begeisterung und unerhörten Glücksgefühls zu erleben.



Nürnberg um die Deutsche Meisterschaft, kam es darauf an, den besten Spieler und vor allen Dingen den größten Strategen des Gegners, den Mittelläufer *Hans Kalb*, auszuschalten. Wir stellten einen Spieler als Mittelstürmer auf, der dieselbe Figur wie Kalb hatte (körperliches Spiel) und gaben ihm die Order, sich niemals im Spiel weiter als einen Meter von Kalb zu entfernen. Wohl wurde unser Sturmspiel geschwächt, denn wir waren ja nur 4 Stürmer, aber die Mannschaft des Gegners konnte sich infolge dieser Maßnahme überhaupt nicht entfalten, da ihr Dirigent, Hans Kalb, vollkommen abgedeckt war. Das Resultat nach dreistündigem Spiel war: 0 : 0. Der Kampf mußte wiederholt werden. Bei der Wiederholung wollten wir es mit derselben Taktik versuchen, mußten aber feststellen, daß unser Gegner schon seine Gegenmaßnahmen getroffen hatte. Hans Kalb blieb ruhig an seinem Tor, verstärkte dadurch die eigene Verteidigung und überließ seinen beiden Außenläufern die Aufbauarbeit, die er bisher in allen Spielen allein geleistet hatte. Wir konnten das Spiel nur mit großer Mühe bis 10 Minuten vor Schluß 2 : 2 halten. Jetzt setzte ich alles auf eine Karte, um nicht noch ein drittes Spiel austragen zu müssen. Unser Linksaußen *Kirse* wurde von dem bekannten Außenläufer *Geiger* so scharf markiert, daß er überhaupt ausgeschaltet war. Ich beorderte ihn deshalb auf den Mittelstürmerposten, so daß dieser nun doppelt besetzt war. Ehe sich die Mannschaft des Gegners auf die veränderte Situation einstellte, hatte der ungedeckt stehende *Kirse* das siebringende dritte Tor vorbereitet, das *Lehmann* vollendete.

Durch diese strategische Maßnahme hat Hertha BSC ein wichtiges Spiel gegen einen erfahrenen Gegner gewonnen.

Die Ursache des fast unerforschlichen Reizes dieses Spieles liegt darin, daß Golf weniger eine Angelegenheit des Körpers, als eine Angelegenheit des Geistes ist. Man kann eher mit einem schlechten Arm als mit einem schlechten Temperament *gut* Golf spielen. Die Techniker haben sich mit diesem Sport zu viel und die Psychologen zu wenig beschäftigt.

Ich habe gute Spieler gesehen, die an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen, an denselben Löchern, ihre Bälle immer über die Grenze geschlagen haben. Es war ihnen unmöglich, das zu vermeiden. Oder Wochen hindurch spielt man zum Beispiel die ersten 9 Löcher gut und die zweiten 9 Löcher schlecht, dann plötzlich, ganz ohne Grund, geht die Sache grade umgekehrt. Daß man alle 18 Löcher gleichmäßig gut spielt, kommt fast überhaupt nicht vor.

Nicht die physischen Kräfte und auch nicht die Technik sind beim Golf die letzte Instanz. Das *Gehirnzentrum*, das ist das Ausschlaggebende, das ist die Zentrale, die Körper und Technik entscheidend beeinflußt. Leute, die nicht Golf spielen, begreifen nicht, wieso plötzlich auftretende Geräusche oder Bewegungen, die in dem Gesichtsfeld des Spielers erscheinen, diesen stören können.

Es gibt sehr wenig Golfer in der Welt, die, wenn sie einen Schlag verfehlen, darüber lachen können, wiewohl doch Golf letzten Endes ein Spiel, ein Zeitvertreib und vor allen Dingen eine Quelle hundertprozentiger Entspannung und Erholung ist. Dem wahren Geist dieses wunderbaren Spiels kommt bestimmt derjenige am nächsten, der sich immer sagt, daß die guten Schläge beim Golf Zufälle und die schlechten Schläge die Regel sind, und der vor allen Dingen sich und das Spiel — nicht zu ernst nimmt.



## Lektüre des Sportmannes in den letzten 20 Monaten

Von *Luis Trenker*

- Peter Freuchen: Der Eskimo.  
Dr. Julius Kugy: Aus dem Leben eines Bergsteigers.  
Ernest Hemingway: In einem andern Land.  
Lars Hansen: Die weiße Hölle.  
W. Schmidkuntz: Zwischen Himmel und Erde.  
Younghusband: Mount Everest.  
Johan Bojer: Die Lofotfischer.  
Maccreegh: Weißwasser und Schwarzwasser.  
Leonh. Frank: Von drei Millionen Drei.  
Johan Bojer: Der neue Tempel.  
Josias Simler: Die Alpen.  
Finch: Kampf um den Mount Everest.  
Thomas Mann: Mario und der Zauberer.  
Thomas Mann: Unordnung und frühes Leid.  
Knut Hamsun: Segen der Erde.  
Max Rohrer: Berglieder der Völker.

## Einige Worte

Von *Paavo Nurmi*,

Weltmeister im Langstreckenlauf  
(Zur Zeit Turku, Finnland)

*Nurmi wird  
„der Schweigsame“ genannt.*

Valitan en voi luvata.

**Präzision.** Jules Ladoumègue wollte im Stockholmer Stadion, trotz regennasser Bahn, den 2000-Yards-Weltrekord des Finnen Purje verbessern. Ladoumègue ist heute auf seinen Strecken zweifellos der weitaus beste Läufer der Welt, er hat sich aber — wie wenige — den Respekt vor seinem Lehrer bewahrt. Dieses Vertrauen hilft ihm sicher nicht selten aus schwierigen Lagen. Aus Stockholm telegrafierte Ladoumègue seinem Trainer, er bat um Rat für den Rekordlauf über die ihm ziemlich fremde Strecke, die er zuvor nie gelaufen war. Der Trainer antwortete: „Geh die 1500 Meter in 4:01 an und du wirst mit 4:52 Purje um viele Sekunden überholen.“ — Ladoumègue passierte die 1500 Meter genau in 4:01 und ging in 4:52 durchs Ziel der 2000 Yards. Lehrer und Schüler bewiesen nicht nur Zeitsinn, sie zeigten auch, daß sie ein-

ander bis in die letzte Zehntelsekunde verstehen.

**Ein Kinderspiel.** „Warum“, fragte der berühmte Techniker, „schildert man den Jungens in der Schule eigentlich die Schlacht von Marathon als solch ein gewaltiges Ereignis? Angenommen, daß sämtliche Kämpfer von Marathon den ganzen Tag über unaufhörlich mit den Schwertern aufeinander losgeschlagen hätten — wie gering ist die dabei erzeugte kinetische Energie gegenüber der Tagesleistung einer einzigen großen modernen Fabrik!“

**Sport-Mathematik.** „Abwurfgeschwindigkeit“ der Kugel ist die Geschwindigkeit  $v$ , mit der die Kugel die Hand des Kugelstoßers verläßt, mit der sie also die parabolische Wurfbahn beginnt. „Abwurfwinkel“  $\alpha$  ist der Winkel, den die Anfangstangente der Wurfparabel mit der Horizontalen einschließt. Während  $\alpha$  fast nur von dem Willensimpuls des Kugelstoßers abhängt, ist  $v$  noch durch viele andere Daten bestimmt: durch das Gewicht der Kugel, die Kraft des Kugelstoßers, seine Geschicklichkeit, seine Anstrengung und endlich, worauf es grade hier ankommt, durch den Abwurfwinkel  $\alpha$ . Es wird nämlich behauptet, daß bei sonst gleichen Bedingungen — der gleiche Kugelstoßer wirft stets dieselbe Kugel und strengt sich stets gleich intensiv an —  $v$  für verschiedene Winkel  $\alpha$  verschieden ist:  $v = f(\alpha)$ .

(Hochschulblatt für Leibesübungen.)

**Die Sonderhefte des Querschnitts: England (Januar 1930), Musik (April 1930), Sachsen und die Sachsen (Mai 1930), Dein Körper (September 1930), Film (Januar 1931), Berlin und Paris (Mai 1931), Unfug (Juli 1931), Er und Sie (November 1931), Revisionen (Januar 1932), Junge Mädchen heute (April 1932).**

**Das nächste Heft des Querschnitts erscheint am 14. Juli (Donnerstag).**

Der Beitrag „Mein Körper“ von Johnny Weißmüller ist dem Buch „Swimming the American Crawl“ entnommen, Verlag G. P. Putnam's Sons, London.



## Aus Sportberichten

— Das Turnen ist die Grundlage des Fundaments der Leibesübungen...

— Der mitteldeutsche Sturm kam elfmal komplett vor das Tor der Dänen wie Hannibal ante portas.

— Aber noch eine gefährliche Achillesferse hat Schmeling, und das sind seine Augen...

— Es ist der Sinn des Lebens und des Sechstagerrennens, daß die herrliche Frucht, wenn man sie endlich in der Hand hält, madig geworden ist...

— Wie hygienisch wertvoll aber diese Kleidung in ihrer letzten Auswirkung ist, das bewiesen die frischen und rosig durchpulsten Glieder der Uebenden...

— Fräulein X. war sowohl vorn wie hinten äußerst geschickt, und da sie allgemein über mehr Variation verfügte, konnte Frau Y. nicht aufkommen, obwohl sie oft und oft zum Netzangriff vorging...

— Auch bei dem Paarlaufen wurde

den Schiedsrichtern das Urteil leicht gemacht, da das Ehepaar Brunet eine Ueberlegenheit um mehrere Klassen vor den andern Teilnehmern bewies. Das junge französische Paar, das sich auf der Hochzeitsreise befindet, zeigte formvollendete Zusammenarbeit und außerordentlich schwierige Figuren.

— Der erste Berliner Waldlauf stand für den Veranstalter trotz strahlenden Sonnenscheins unter einem unglücklichen Stern...

— Dem mag nun sein, wie es will, der DFB hat mit dieser Genehmigung einen Keil in seinen bisherigen Standpunkt getrieben, der ihn sicher zu einem „hic Rhodus hic salta“ zwingen wird.

— Der französische Flieger Gaudin machte auf eigenem Flugzeuge seinen ersten Segelflug. Er verlor bei dem noch immer sehr starken Wind den Kopf und stürzte ab. Er verletzte sich am rechten Fuß. Das Flugzeug wurde vollkommen zertrümmert.

## Wer Englisch liest kauft Tauchnitz

### TAUCHNITZ EDITION

COLLECTION OF BRITISH AND AMERICAN AUTHORS

Ungekürzte billige Ausgaben der neuesten britischen und amerikanischen Literatur.

*Jeder Band broschiert 1.80 Rm., gebunden 2.50 Rm.*

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände!

Die „Tauchnitz Edition“ ist mit mehr als 5000 Bänden die vollständigste und größte Sammlung der gesamten englischen und amerikanischen Literatur im englischen Originaltext von den Klassikern an bis zum heutigen Tage.

#### Neuerscheinungen:

**Eden Phillpotts:** „Found Drowned“

**R. C. Sherriff:** The Fortnight in September

**Henry Holt:** The Wolf's Claw

**Kate O'Brien:** Without my Cloak

Man verlange Kataloge u. die neueste „Monthly Descriptive List of Latest Volumes“ vom Verlag

BERNHARD TAUCHNITZ / LEIPZIG



## Die Zahl 13 im Sport

Die Zahl 13 ist seit jeher mit gemischten Gefühlen betrachtet worden. Wie weit verbreitet diese Furcht noch in der menschlichen Gesellschaft ist, beweisen auch einige Beispiele im Sport. Es gibt Jockeis, Rennfahrer, Boxer und Läufer, die grundsätzlich an keinem Kalendertag auftreten, der die Zahl 13 aufweist, nur weil sie ein Unglück oder eine Niederlage befürchten. Diesem Hang zum Aberglauben Rechnung tragend, ist man neuerdings in einigen Ländern auf die Idee gekommen, die böse Startnummer 13 einfach zu überspringen. Beispielsweise wird bei den großen amerikanischen Automobilprüfungen die Zahl 13 im Programm nicht mehr aufgeführt, weil man mit dieser Ziffer schlechte Erfahrungen gemacht hat.

Graf Masetti, einer der kühnsten italienischen Automobil-Rennfahrer, hat an einem Dreizehnten in dem klassischen Rennen um die Targa Florio den Tod gefunden, und zwar ausgerechnet mit einem Rennwagen, der die Nummer 13 trug. An einem Dreizehnten zu Tode gestürzt sind auch die Dauerfahrer Mac Eachern und Moritz Hübner. Auch Turnvater Jahn wurde diese Zahl zum Verhängnis; denn er wurde am 13. Juli 1819 verhaftet. In den Annalen des Fußballsports bedeutet die 13 gleichfalls nichts Gutes. Am 13. März 1909 wurde die deutsche Nationalmannschaft von England in Grund und Boden gekantert, und zwar mit dem hohen Torergebnis von 9:0. Von dem süddeutschen Mittelstreckenläufer Engelhardt ist bekannt, daß er an einem Dreizehnten einen Unfall beim Boxtraining erlitt, der eine Zeitlang seine sportliche Karriere in Frage stellte.

Es gibt aber auch eine *glückbringende Dreizehn*. In Italien, wo die ominöse Ziffer in Gold gefaßt und als Schmuck getragen wird, spricht man sogar von einer „goldenen Dreizehn“.

Goldenen Lebensinhalt hatte diese Ziffer für Hauptmann Köhl, der am 13. April 1928 zusammen mit Freiherrn von Hünefeld und dem Iren Fitzmaurice in Greenly Island auf Labrador landete, nachdem er als erster Pilot den Atlantik in der Richtung Europa—Amerika gekreuzt hatte.

Ueberhaupt spielt der Dreizehnte in der Geschichte der Ozeanflüge eine rühmliche Rolle, ist doch an einem solchen Tage der erste erfolgreiche Ozeanflug zustande gekommen, nicht etwa der Lindberghs, sondern der Flug der Engländer Alcock und Brown, die in Neufundland aufstiegen und am 13. Juni 1919 wohlbehalten in Irland landeten. An einem Dreizehnten — es war der 13. Juli 1913 — führte der französische Aviatiker Letort den ersten Flug Paris—Berlin ohne Zwischenlandung aus.

In der Leichtathletik bedeutet diese Ziffer sozusagen einen Geburtstag; denn am 13. Oktober 1888 fand auf dem Tempelhofer Feld zu Berlin das erste Leichtathletik-Sportfest statt. Richard Rau, Deutschlands schnellster Läufer der Vorkriegszeit, stellte am 13. August 1911 in Braunschweig mit einer Leistung von 10,5 Sekunden einen deutschen Rekord über 100 Meter auf, und der berühmte Finne Steenros feierte an einem Dreizehnten den größten Triumph seines Lebens, indem er 1924 in Paris den olympischen Marathonlauf gewann.

Es hat sogar Sportsleute gegeben, die sich um die Zahl 13 bewarben, weil sie in ihr ein gutes Omen erblickten. Einer von diesen war Neger-Weltmeister Major Taylor, der eine Zeitlang die Rolle des Unbesiegbaren spielte. Selbst Fahrer von der Klasse eines Arend, Rütt und Ellegaard haben sich in ihrer Glanzzeit vor dem Neger, der es zur Bedingung seiner Verträge machte, daß ihm die Kabine Nr. 13 eingeräumt werde, beugen müssen. Dieses Radsport-Phänomen, dessen Licht besonders in den Jahren um die Jahrhundertwende erstrahlte, blickte zu der Zahl 13 mit wahrer Verehrung auf.

Bedenkt man ferner, daß an einem Dreizehnten so bekannte Sportsleute wie der ehemalige Radweltmeister Bourillon (heute Opernsänger), der Automobil-Rennfahrer Lautenschlager, der Boxer Samson-Körner, der Hockeyspieler Theo Haag, der Turnführer Maul und viele andere Größen das Licht der Welt erblickten, so muß man sagen, daß die mit Argwohn betrachtete Ziffer 13 doch weit besser ist als ihr Ruf.

Hans Borowik



# Sport auf Schallplatten

Von Hans Reimann

Max Schmeling spricht die Widmung zur Platte *Electrola EG 1848*, läßt sich auf *Electrola EG 1785* von Peter Eyk interviewen und singt mit *Fischer-Köppe* und Kurt Gerron auf *Electrola 1765* das „Boxerlied“. Der etwas herrische Walter Carlos lehrt auf *Odeon O-11 456* Tango und langsamen Walzer, den Kursus mit Aphorismen würzend. Dr. Radwan bedient sich der Stimme eines guten Mimen (Theodor Loos), um auf *Lindström-Platten* mittels suggestiver Kräfte teils Wohlbefinden, teils seligen Schlummer zu erzeugen. Auf *Columbia 4256* werden wir eines *Fußball-Matches* teilhaftig; vierzehntausend Menschen applaudieren, johlen und singen: Wochenschau ohne Bild im eignen Heim. *Parlophon B 12 447* enthält *Flugzeug, Eisenbahnzug* und *Auto*, und man kann damit die Großmama zum Staunen bringen. Auf *Brunswick A 8500* stept der große *Bill Robinson* wirklich meisterhaft. Der Sportlehrer *Waitzer* erteilt (Text separat) Unterricht auf *Parlophon B 37 039*: fröhliche Körperschule. Die höfliche *Edit Mezey* lehrt *Ski-Gymnastik* auf *Electrola EG 2307/2309*; *Schmalstich* untermalt es am Klavier. Aber man kommt nicht zum richtigen Turnen, weil zuviel geredet wird. Die idealen *Turnplatten* sind bei der *Grammophon* erschienen: *21 329/21 332*, 24 Uebungen auf vier kleinen, aber mannigfaltigen Platten von *Karl Schelenz*, *Gerd Folkerts* und dem Musiker *Snaga*. Am schlauesten ist es, *Tanzplatten* aufzulegen. Ich gebe hier eine Auswahl der schönsten Aufnahmen aus den letzten Jahren:

*Hans Bund* (zwei Foxtrots), *Odeon O-11 590*.

*Ambrose* (*Mona Lisa*), *Electrola EG 3513*.

*Fred Rich* (*Dolly dimples*), *Columbia 4786*.

*Livschakoff* (*Leichtes Blut und Leierkasten*), *Grammophon 24 151*.

*Marek Weber* (*Weißes Rößl*), *Electrola EG 2126*.

*ZeZ Confrey* (*Polly*), *Electrola EG 738*.

*Hans Schindler* (*Debussy*), *Parlophon B 48 070*.

*Moulin-Rouge-Orchester* (*Inch allah*), *Electrola EG 469*.

*Paul Whiteman* (*Constantinople*), *Columbia 4951*.

*Paul Whiteman* (*Happy feet*), *Columbia CB 86*.

*Jack Hylton-Harry Robbins* (*Xylophon stampede*), *Electrola EG 1660*.

*Jack Hylton* (*Tom mit der Trommel*), *Grammophon 24 462*.

Neue Gesangsplatten siehe Seite 460 (Anm. d. Red.)

---

Das persönlichste, das umfassendste und gleichzeitig das jeder Bildungsstufe zugänglichste Buch von Bô Yin Râ, J. Schneiderfranken, ist das soeben erschienene längst erwartete Schlüsselwerk „Der Weg meiner Schüler“. Er erschließt, gänzlich unabhängig von jedem überlieferten Denk- oder Glaubenssystem, durch praktische Ratschläge den einzigen Weg zu wahrer Selbstgewißheit. Das Buch ist zum Ladenpreis von RM 6.— durch jede gute Buchhandlung zu beziehen, oder wenn dort nicht vorrätig, durch den Verlag: Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegründet 1816) Basel-Leipzig.



**Joseph Hergesheimer: Bergblut.** Roman. (Rowohlt Verlag, Berlin.) Blut- und bodengebundene Menschen, die von Generation zu Generation durch ihre Landschaft, das Gebirge, gezeichnet, gestählt und gestaltet wurden: ein seltenes Thema in Amerika, dem Land der großen Einwanderung. Daß Hergesheimer es bewältigen konnte, gehört zum Erbteil seiner europäisch-deutschen Abstammung. Darüber hinaus kommt er auch hier, wie in seinen Industrie-Romanen, sehr bald zum sozialen Problem. Die Vernichtung der bäuerlichen Arbeit, die Auflösung und Ablösung des Bodens durch das Geld ist es, was er schildert. Gordon Makimmon, die tragende Figur des Buches, wird durch Geld um sein Haus gebracht, begeht um Geldes willen eine unsäglich Gemeinheit, und erst, als ihn das Schicksal zum zweiten Mal entscheidend getroffen hat, wird er im Kampf gegen das Geld wieder was er war: ein tapferer, anständiger Kerl. Die Frauen um ihn bleiben gegen seine wie aus Holz geschnittene Gestalt schattenhaft und blaß. Starre Menschen, glühende Sonnenuntergänge, wolkenverhangene Regentage geben dem Buch eine erdige Atmosphäre. Zwischen allem eine phantastische Spielszene, endend in Whisky und Schlägerei. Hergesheimer erzählt einfach, stark und gut.

Luis Trenker

**Hans Rosenkranz: Graf Zeppelin, die Geschichte eines abenteuerlichen Lebens** (Verlag Ullstein, Berlin). Ein herrliches Buch... vorbildlich das zähe Ringen einer Kämpfernatur um den Sieg einer Sache, der die Zukunft der Welt gehört. Jeder, den Geschichte und Entwicklung unserer Luftfahrt interessiert, müßte dieses hochinteressante Buch gelesen haben.

Ernst Udet

**Mezö: Geschichte der Olympischen Spiele** (Knorr und Hirth in München). Ein ungarischer Mittelschulprofessor bekam 1928 den Olympia-Preis für Literatur. Er hat sich ihn mit seinem Lebenswerk verdient. Mit unheimlicher Akribie, mit überwältigendem Fleiß, aber auch mit Einfühlungsvermögen und Phantasie hat er die ganze antike Literatur und die moderne dazu durchgeackert, in ein historisch-wissenschaftliches, knappes und klares Buch destilliert. Wenn das Buch Fehler hat, dann das kurze Vorwort des Grafen Klebelsberg und den Anhang.

Willy Meisl

**Carl Zuckmayer: Die Affenhochzeit** (Propyläen-Verlag, Berlin). Dieser anspruchslosen Geschichte bin ich einen *dicken* Dank schuldig, Dank für behagliches Lachen, für vergnügtes Schmunzeln und für spitzbübisch-schadenfrohes Gekicher. Das will schon was heißen in unserer Zeit, und deshalb: Bravo, Zuckmayer! Es geschieht nicht viel auf den hundert Seiten, die von Emil Orlik schön und farbig, humorvoll geschmückt sind. Aber die Fabel ist mehr als amüsant; sie ist die Erziehungslektion eines tierliebenden Dichters. Da kauft ein Berliner Kunstmaler seinem reichen Freund zum Hochzeitsgeschenk — einen Rhesusaffen weiblichen Geschlechtes. *Colombine* sieht den Maler an, verliebt sich in ihn, weckt sofort Gegenliebe und tyrannisiert für achtundzwanzig Stunden das Atelier, die Menschen und die Dinge alle, die Farbtöpfe, Parfümflaschen, Hüte und Oelgemälde. Die Nacht wird zum Tag; *Colombine* will bei elektrischem Licht mit ihrem Besitzer schlafen. So verpufft denn schon am zweiten Tag die Tierliebe, und der Kunstmaler bringt erleichterten Herzens das *Geschenk* zum mondänen Polterabend. Zwar passiert dort nichts mit dem Affen; er wird in die Personal-Badestube gesperrt, angekettet, weil in der Wanne Weinflaschen und Eisstücke sind. Aber als sei durch das unsichtbare Naturgeschöpf ein Bazillus der Zerstörung in die versnobte Gesellschaft eingimpft, so überstürzen sich die Katastrophen, demonstrieren Alkohol und Naturburschentum siegreich gegen *feines Benehmen*. Das ist so prickelnd, so verführerisch, so ansteckend, daß man am liebsten mitsänge im Chor brüllenden Unsinns. Indes sitzt draußen in der Badestube eine vornehme alte Dame und streichelt den kleinen Affen. Sie will *Colombine* mitnehmen, denn „man wird sich hier wenig um das Tier kümmern. Ich habe Zeit genug; mein Sohn ist vor einem halben Jahr gestorben“. Hinter der humoristischen Maske höre ich den Tierfreund Zuckmayer laut protestieren gegen die *Mode der Tierhaltung*, gegen jene Menschen, die tierische Lebewesen als amüsantes Spielzeug kaufen und schnell die Kreatur beiseite schieben, weil ihre Individualität sie enttäuscht — sie sind nicht Tierfreunde, sondern Egoisten!

Paul Eipper



**Hermann Hesse: Die Morgenlandfahrt.** Eine Erzählung. (Verlag S. Fischer, Berlin, 1932). Die Morgenlandfahrt unternimmt in der Zeit nach dem Krieg ein geheimer Bund. Es geht in die „Heimat und Jugend der Seele“, nicht nur durch geographische, sondern auch durch geistesgeschichtliche Landschaften. Die Art, wie Hesse das Märchenhafte mit dem Wirklichen, das Gegenwärtige mit dem Immer-da-Seienden verbindet, zeigt sein Erzählertum in großartiger und bewundernswerter Künstlerschaft. Die Morgenlandfahrt scheitert „an heimtückischen und im Grund unbekanntem Hindernissen“. Einer bleibt zurück, dann ein anderer, jener desertiert und andere verlieren sich, und zum Schluß hat die Nützlichkeit alle diese Wanderer ihrer Sehnsucht aufgeessen, und von den Träumen und ihrer Verwirklichung ist nichts übriggeblieben als Skepsis, als Verzweiflung, als Zynismus, als Verödung. Hesse erzählt nun, wie einer, der den Bund verloren hat und damit seine innere Jugend und die unerschütterliche Tatkraft, irdische Erfüllung der Ideale zu wollen, wie dieser enttäuschte müde Mensch nicht aufhört, die verlorene Einheit des Daseins zu suchen, wie er sie nicht findet und wie er schließlich sich doch auf seltsam tröstliche Art in sie einbezogen sieht. Hesse führt mitten durch die Verzweiflung und die Selbstanklage der Zeit hindurch in eine Erwachtheit der Seele, die so mutvoll ist, das Leben wieder als Spiel zu leben. Hesse läßt den durch die Anforderungen und Hetzjagden des Heute verwirrten Menschen nicht allein, er nimmt ihn bei der Hand, er zeigt ihm, daß das Paradoxe wie das Utopische immer gewagt werden müssen. Das ist das Schöne, das Hilfreiche, das Vorbildliche dieser Erzählung. *Oskar Maurus Fontana*

**Graf Erik Wickenburg: Farben zu einer Kinderlandschaft** (Bruno Cassirer Verlag, Berlin). Ein überaus bescheidenes, ein sehr apartes und originales Buch, das ein Jahr aus dem Erleben und Erzittern eines dreizehnjährigen Gymnasiasten in Wien bei den „Schotten“ und in den Ferien auf dem Lande erzählt. Mit feinstem Takt und äußerster Dezenz sind hier so nahliegende lyrische Ausschweifungen durchaus vermieden. Die magische Welt, die man in diesem Alter lebt, und alle die so schmerzlich-schwer empfundenen Einbrüche aus der „Wirklichkeit“ der Erwachsenen in diese Magie, und nicht nur diese, sondern auch die Aufbrüche des eigenen erschütternden Wachstums — das ist mit einer nicht zu übertreffenden Anschaulichkeit und Plastik erzählt. Die Intensität der Einfühlung in dieses Knabenleben erreicht ihr höchstes Maß damit, daß Wickenburg ohne Trick und Kniff in den Gesichtswinkel des Knaben gleitet und Dinge und Personen so sieht, wie sie der Knabe sieht. Was immer zu einem Ausdruck stärkster bildhafter Transposition führt. Ein Radfahrer schiebt sein Rad durch den nächtlichen Park, zündet die Karbidlampe an: „Bäume, die sich schon schlafen gelegt hatten, standen wieder auf“. Der Junge blickt durchs Fenster auf den sturmbewegten Park: „Bäume raufen sich die Haare“. Es ist Wickenburgs erstes Buch: man wird mit großer Aufmerksamkeit sein weiteres Schaffen begleiten. *Franz Blei*

**Arnold Fanck: Das Bilderbuch des Skiläufers** (Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg). Aus den erfolgreichen Skifilmen der letzten Jahre hat Arnold Fanck fast dreihundert Bilder, die er mit Recht kinematographisch nennt, in diesem Bilderbuch vereinigt, mit skitechnischen Erläuterungen versehen und einem programmatischen Vorwort über die neue Bewegungsfotografie, die er vertritt und, wie die seltenen und herrlichen Aufnahmen zeigen, mit schönstem Geschick ausführt. Ein lehrreiches Buch für den Skiläufer, ein entzückendes für den Faulpelz. *W.*

**Meyers Luft-Reisebücher: Mitteleuropa** (Bibliographisches Institut, Leipzig). Der erste Baedeker der Lüfte — eine glänzende Idee und ein handliches, hochgewachsenes, biegsames Buch mit sehr übersichtlicher Anordnung der Vogelperspektiven; mit genauen Kilometer-Marginalien, die uns verblüffenden Unterricht geben über die erstaunlichen Abkürzungen der Luftlinien; mit Landkarten, die man, fliegend, nicht mehr zu denken braucht, sondern wirklich von oben so sieht, wie sie liegen. Ein noch radikaleres Mittel, die vielen kleinen Städte, die Flüsse und Landschaften vom Flug aus zu erkennen, wäre nur noch die Aufstellung von riesigen Visitenkarten mit dem Gesicht nach oben! Somit stellen diese verdienstlichen Luftreisebücher einen Versuch dar, den Städten die Kosten, der Erde die Verunzierung zu ersparen. *W.*



## Neue Gesangsplatten

- Romanze aus „Semiramis“ (Rossini) und „Dir sing' ich mein Lied“ (Lehar). Tenor: H. E. Groh m. Orch. Parlophon B. 48 164. — Makellose Leistung und Aufnahme.
- „Und es blitzten die Sterne“ aus „Tosca“ (Puccini). Tenor: Jos. Schmidt m. Stadtoperorch. Dir. Meyrowitz. Ultraphon B. 119. — Treffliche Wiedergabe unterstützt ungewöhnliche Mikrophoneignung.
- Glocken-Szene und Monolog aus „Boris Godunoff“ (Mussorgsky). Bass: Schaljapin. Electrola DB. 1532. — Ausdrucks- und Gestaltungskraft geben Illusion des Bühnenbildes.
- „Morgendlich leuchtend“ aus „Meistersinger“ (Wagner). Tenor: J. Patzek. Grammo-phon-Polyfar 90 181. — Angenehm gekürzte Preislied-Ausgabe für moderne Hörer.
- „Schlaf mein Liebling“ (Goodnight). Tenor: Tauber m. Orch. Dir. Weißmann. Odeon 0-4503. — Unerreicht als Können und Mezza-voce-Klang.
- „Wer ein Liebchen hat gefunden“ aus „Entführung“ (Mozart). Bass: Kipnis m. Staatsoperorch. Electrola DA. 1218. — Wenig gesungene Arie, umfangreiche, füllige Stimme.
- „Lebt wohl ihr süßen Stunden“ aus „Bohème“ (Puccini). Valobra, Cecil, Fiori, Martinengo m. Orch. Milano. Homocord 9106 und
- „Ah, in diesen kalten Spitzen“ aus „Manon Lescaut“ (Puccini). Homocord 4326. — Italienisches Ensemble verbürgt authentische Auffassung der selten gehörten Nummern.
- „Von Wien durch die Welt“, Operettenpotpourri. Tenor: E. H. Groh m. Chor und Orch. Parlophon B. 48 178. — Glänzender Vertreter der Tauber-Schule, ebenso wie
- „Der Mann in der Maske“, Columbia DW. 3017, der das Lehar-Potpourri mit Wärme und Verve singt.
- „Frühlingsstimmen-Walzer“ (Joh. Strauß). Sopran: Adele Kern m. Staatsoperorch. Grammo-phon-Polyfar 24 552. — Echt wienerisch gezwitscherte Koloraturen. Reizende Platte.
- Micaela-José-Duett aus „Carmen“ (Bizet). Margarete Teschemacher-Wittrisch m. Staatsoperorch. Electrola EH. 732. — Unverbraucher Sopran, schöner Zusammenklang.
- Valentine-Raoul aus „Die Hugenotten“ (Meyerbeer). Teschemacher-Wittrisch m. Staatsoperorch. Electrola EH. 734. — Prachtvolle Aufnahme des berühmten Liebesduetts.
- „Amore canta“ und „Nun me sceta“. Tenor: Pertile m. Orch. Electrola DA. 1197. — Hochdramatischer Vortrag neapolitanischer Liebeslieder.
- „In einem kühlen Grunde“ (v. Eichendorff) und „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ (v. Goethe). Quintett: Comedian Harmonists. Electrola EG. 2483. — Volkslied mit verteilten Rollen. Meisterliche Pianostudie.
- „Die Nacht von Saragossa“, Tangolied und „Wenn du mich liebst“, Valse Boston (Poly Frey). Bariton: Domgraf-Faßbender m. Orch. Lewis-Ruth. Electrola EG. 2517. — Charmante Musik, guter Gesang, deutliche Aussprache.
- „Parlez — moi d'amour“ ... (Lenoir) Lucienne Boyer m. Orch. Columbia D. W. 4057. — Phonetisch exakte, stimmlich angenehme Interpretation.
- Volkslieder-Potpourri (bearb. v. Markgraf). Franz Völker. Grammo-phon-Polyfar 24 444. — Romantische Schlagerpoesie für den Salon.
- „Bolero“ (Rossini). Konzertarie, italienisch. Sopran: Lotte Schöne. Electrola D. A. 1238. — Brillant gesungen und ausgesprochen, unterhaltsame Platte.

Thurneiser

---

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Osterreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstrasse 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.























